Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert

von

seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe,

durch neue Mittheilungen vermehrt

von

Friedrich Nippold.

Dritter Band:

England und Deutschland.

Mit einem Porträt Bunsen's nach Julius Roeting
und einem Generalregister.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Dritter Band.



Bunsen
nach einem Gemälde von Julius Roeting.
(1860.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert

von

seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe,

durch neue Mittheilungen vermehrt

von

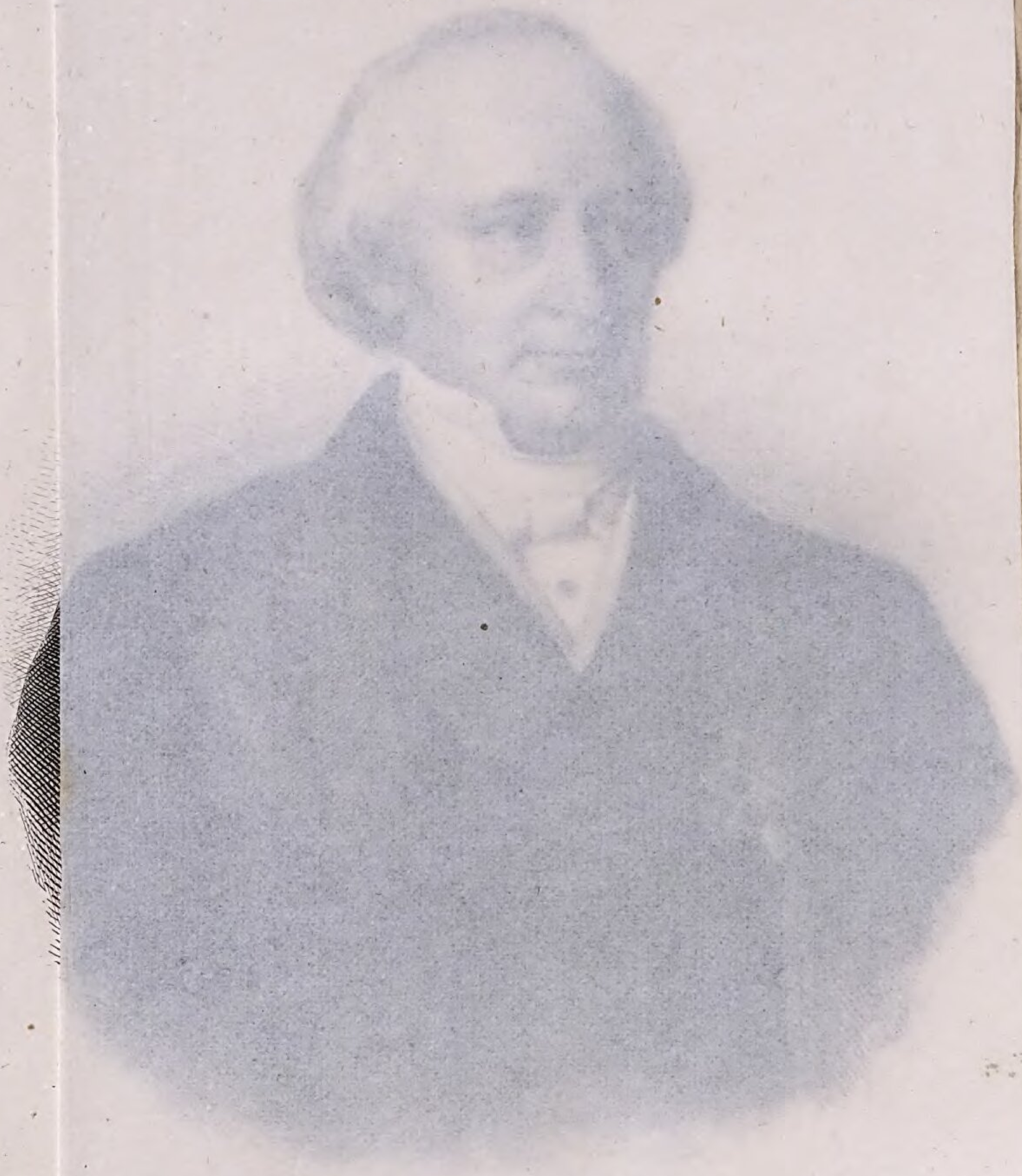
Friedrich Nippold.

Dritter Band:

England und Deutschland.

Mit einem Porträt Bunsen's nach Julius Röting
und einem Generalregister.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.



Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert

von

seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe,

durch neue Mittheilungen vermehrt

von

Friedrich Nippold.

Dritter Band:

England und Deutschland.

Mit einem Porträt Bunsen's nach Julius Roeting
und einem Generalregister.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

Vorrede des Herausgebers.

Eine Zeit, deren Thaten so laut reden, darf und muß sparsam in Worten sein. Der Inhalt auch der bedeutsamsten und eigenthümlichsten Schriften verliert nothwendig an Interesse, solange Woche auf Woche neue kriegerische Erfolge die Aufmerksamkeit spannen. Selbst die thatkräftigste und erfolgreichste Lebensarbeit des einzelnen Menschen tritt in den Hintergrund, wo eine Nation als solche die Ernte von Generationen einheimsen darf.

Wenn Erwägungen dieser und ähnlicher Art es gewiß weniger bedauern lassen, daß der dritte Band des vorliegenden Werkes etwas später erscheint, als ursprünglich in Aussicht genommen, so muß aus demselben Grunde auch die Vorrede darauf verzichten, ausführlicher auf die nationalen wie die religiösen Gesichtspunkte einzugehen, die dem letzten Abschnitt von Bunsen's englischer wie seiner schließlichen deutschen Thätigkeit eine so besondere Bedeutung verleihen. Es bedarf aber auch dessen kaum. Ist erst durch einen ehrenvollen, nicht mehr wie früher durch fremde Diplomatie vorgeschriebenen Frieden unserem Volke die ihm gebührende Stellung nach innen und außen bleibend gesichert, so wird sich die allgemeine Aufmerksamkeit von selbst den hier gebotenen Aufschlüssen zur Geschichte der fünfziger Jahre zuwenden. Und nachdem bereits die Vorreden zum ersten und zweiten Bande dem erhebenden Eindrucke der Individualität Bunsen's

Worte geliehen, kann sich die nunmehrige Ergänzung jener auf eine kurze Rechenschaft beschränken über das Neue, das dieser dritte Band dem englischen Originale hinzugefügt hat, und zugleich über die Aufnahme, die dem ganzen Werke bisher in Deutschland geworden.

Wie in den Anfängen des Lebensbildes, so tritt auch gegen den Ausgang desselben die eigene Arbeit der Verfasserin durchaus in den Vordergrund. Wie nur sie es vermochte, die geistige Entwickelung eines so vielseitig begabten Mannes unter gleich umfassenden Gesichtspunkten zu schildern, so war es wiederum nur ihr gegeben, die Höhe des seltsam reichen Lebens wie seinen allmählichen Niedergang an dem Pfade eigener Erinnerung zu verfolgen. Durfte daher schon mit Rücksicht auf die bisherigen Mittheilungen ein Jugendgenosse Bunsen's (Tholuck) dessen Leben als ein durch die ihm geschenkte Lebensgefährtin besonders beglücktes bezeichnen, so kann die jetzt vollständig vorliegende Arbeit der Witwe bleibender Anerkennung bei den Vielen gewiß sein, die einen der geistigen Führer unseres Volkes in ihrem Gatten verehren.

Es sind vor Allem die drei letzten Abschnitte der Biographie, in denen, da sie ihrer ganzen Natur nach größere Ergänzungen ausschlossen, die Begabung und Leistung der Verfasserin wie in einem Höhepunkte hervortritt. Es sind daher hier auch nur kleinere Ergänzungen hinzugekommen und zwar als Einschiebungen in den Text selber: nämlich im fünften Abschnitt Seite 420—440 (über die „Zeichen der Zeit"), 440—447 (über die beabsichtigte Kirchenconferenz), 469—473 (über die Neuenburger Krisis), 486—488 (über die Evangelische Allianz), 497—501 (über die letzte Audienz bei Friedrich Wilhelm IV.); im sechsten Abschnitt Seite 513—517 (über die Rastadter Frage), 541—548 (über die Stellung Preußens zu der österreichischen Politik in Italien). Der siebente (letzte) Abschnitt ist ohne jede Zuthat von anderer Hand geblieben. Die ergreifenden Mittheilungen über Bunsen's seligen Heimgang, dessen völlige Harmonie mit dem reichgesegneten Leben und Wirken gewiß nur durch Unkunde oder absichtliche Verkennung als Umkehr von einem unablässig bezeugten Standpunkte gedeutet werden konnte, verboten hier jede fremde Beimischung.

Die Verstärkung der deutschen Ausgabe gegen die englische

tritt dessenungeachtet (noch abgesehen von den auch diesmal zahlreich hinzugefügten Noten unter dem Texte) gerade in diesem dritten Bande am meisten hervor; nur ist sie (was keiner Erklärung bedarf) vorwiegend auf die erste Hälfte desselben beschränkt, welche, die letzten sechs Jahre von Bunsen's öffentlicher diplomatischer Thätigkeit umfassend, zugleich unwillkürlich zu einem Gesammtgemälde dieser ernsten und düsteren Zeit wurde.

Gleich der ganze erste Abschnitt ist mit Ausnahme weniger (Seite 4 bezeichneter) Stellen im deutschen Text neu hinzugefügt und zugleich, wenn auch fast ganz von Bunsen's eigener Hand, doch vorwiegend der Darstellung allgemeiner Angelegenheiten gewidmet. Es durfte hier, im Anschluß an die Mittheilungen des zweiten Bandes, ein weiteres Tagebuch angefügt werden, dessen Angaben außerdem durch Auszüge aus dem ungewöhnlich reichhaltigen Briefwechsel ergänzt werden konnten, und zwar, wie ausdrücklich hervorgehoben werden muß, großentheils nach Verweisungen des Tagebuchs selbst auf die gleichzeitig gesammelten Belege. Ein einzelner Theil der hier zum ersten male gebotenen Veröffentlichungen über die Geheimgeschichte der Reactionszeit, das Verfahren von Hannover und Sachsen gegenüber dem Dreikönigsbündniß, wurde bereits in den „Preußischen Jahrbüchern" (Januar 1870) in seiner Wichtigkeit, besonders zur Charakteristik schon der damaligen Thätigkeit des Herrn von Beust, hervorgehoben. Nicht minder aber werden für die Behandlung aller übrigen damals schwebenden Fragen neue wichtige Beiträge geboten.

Vom zweiten bis zum vierten Abschnitt ist dieselbe Regel wie in dem vorhergehenden Bande beobachtet: zuerst die aus der englischen Ausgabe übernommenen Mittheilungen ohne Unterbrechung zu geben (Seite 67—111, 201—239, 351—352, 359—392), sodann aber die Ergänzungen ebenfalls selbständig und zusammenhängend hinzuzufügen (Seite 111—200, 239—350, 352—359, 393—415).

Wie mannichfaltig die hier behandelten Gegenstände, und wie werthvoll zugleich die neuen Mittheilungen darüber, zeigt schon ein einfacher Blick in das Inhaltsverzeichniß. Wir sehen daher hier von einer speciellen Aufzählung ab, dem oben ausgesprochenen Grundsatze getreu, jedes unnütze Wort zu vermeiden.

Dagegen bedarf die bisherige Aufnahme des Gesammtwerkes in Deutschland einer kurzen Erwähnung.

Wie bereits hinsichtlich des ersten Bandes in dem Vorwort zum zweiten bemerkt werden konnte, so ist nämlich auch die Beurtheilung dieses zweiten Bandes in allen in Betracht kommenden Organen der Presse eine sehr sympathische gewesen. Es gilt dies sowol von den größeren Zeitungen wie von den speciell der literarischen Kritik und den kirchlichen Fragen gewidmeten Blättern („Literarisches Centralblatt", „Grenzboten", „Süddeutsches Sonntagsblatt", „Allgemeine Kirchen-Zeitung", „Protestantische Kirchen-Zeitung", „Neue evangelische Kirchen-Zeitung", „Blätter für literarische Unterhaltung"). Derselben günstigen Aufnahme hatte die Biographie sich in Holland zu erfreuen, wie unter Anderem die Besprechungen in den „Godgeleerde Bydragen" und der „Theologisch Tydschrift" darthaten.

Daß umgekehrt die alten ultramontanen Gegner des preußischen Staates, deren glühender Haß auf Bunsen persönlich doch zunächst seiner kräftigen Vertretung der Staats- und Culturinteressen gilt, ihm nach wie vor denselben Groll zutragen, das haben dieselben auch bei dem zweiten Bande sich beeilt zu bekunden. Zu den schon im Vorwort zu letzterem erwähnten Preßorganen der klerikalen Parteien haben sich inzwischen auch persönliche Aeußerungen seines alten Gegners, des Bischofs von Mainz, gesellt, was an dieser Stelle selbstverständlich nur einfach constatirt werden kann.

Bedürfen übrigens die Angriffe der Vertreter der päpstlichen Gewalt über Deutschland nicht sowol einer Widerlegung, als vielmehr nur aufmerksamer Beachtung, so ist dafür den Recensionen wissenschaftlicher Art möglichst Rechnung getragen, wenn auch solche Wünsche wie der im „Literarischen Centralblatt" ausgesprochene, hinsichtlich des Briefwechsels zwischen dem Könige Friedrich Wilhelm IV. und seinem langjährigen Freunde, in ihrer Erfüllung von anderen Instanzen abhängig sind. Daß ohnedies eine so reiche Fülle bisher unbekannter Einzelheiten über die innere Geschichte der Revolutions- und Reactionszeit hier mitgetheilt werden durfte, ist allen Dankes werth gegen die, die es vergönnten. Und ebenso glaubt der Herausgeber auch hier den

Mitgliedern der Bunsen'schen Familie, deren werthvolle Theilnahme an der Uebersetzung, kenntnißreiche Begutachtung des auszuwählenden Stoffes, gütige Beihülfe in der Correctur (zumal während einer mehrmonatlichen inmitten des Druckes hemmend einwirkenden Krankheit) ihn unterstützte, seinen Dank aussprechen zu sollen.

Im Uebrigen unterliegt natürlich jedes Werk, das den Memoirencharakter trägt, der Kritik, ohne ihr selbst als Wegweiser dienen zu können. So wenig es in den Bereich der hier gestellten Aufgabe fiel, die bei Bunsen's Lebzeiten auf seine Wirksamkeit gerichteten Angriffe abzuweisen, so wenig durfte die Auswahl des Stoffes davon abhängig gemacht werden, welche Mittheilungen etwa den Freunden, welche den Feinden seiner Bestrebungen brauchbarer erscheinen würden. Die Resultate jener ungewöhnlichen Combination der verschiedensten Anlagen, der wir in Bunsen begegnen, leben aber auch ohnedies kräftig genug fort, um in dem großen Strome der allgemeinen Culturentwickelung sich immer merkbarer abzuzeichnen. Aehnlich den römischen Schöpfungen, auf welche das Vorwort zum ersten Bande hinweisen konnte, sorgen die Errungenschaften seiner englischen Wirksamkeit für sein Andenken, von dem deutschen Hospital in London bis zu den von England aus vermittelten Reisen deutscher Gelehrten in Asien und Afrika, von der Stiftung des jerusalemer Bisthums bis zu der Begründung der ersten theologisch-kritischen Schule in England. Bereits hat auch der bei Gelegenheit des Humboldt-Jubiläums veröffentlichte Briefwechsel des großen Naturforschers mit seinem theologischen Freunde das Zusammenwirken beider Männer für die verschiedensten wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecke so hell ins Licht treten lassen, daß an dieser Stelle nur noch auf Humboldt's begeisterte Begrüßung von Bunsen's „Zeichen der Zeit" als Parallele zu den hier gebotenen brieflichen Aeußerungen über die meteorartig einschlagende Schrift verwiesen sein möge.

Als Verfasser der „Zeichen der Zeit", seines ersten Lebenszeichens auf heimatlichem Boden, ist ja Bunsen noch viel mehr denn als Vertreter unserer Interessen in Italien und England der jüngeren Generation ein bewährter Geleitsmann geworden. Es ist allgemein anerkannt, wie erst seit dem Erscheinen dieser Briefe an Ernst Moritz

Arndt sich überhaupt wieder ein frischerer und freierer Hauch auf dem damals ganz stagnirenden kirchlichen Gebiete bemerkbar gemacht hat. Wird daher auch gegenwärtig mehr als jemals versucht, diesen Geist bald durch Cajetan'sche, bald durch Miltitz'sche Mittel zu fesseln, — nur um so klarer verbürgen die ewigen Gesetze der menschheitlichen Entwickelung den Infallibilitätsträumern hüben und drüben den entgegengesetzten Erfolg ihrer krampfhaften Bestrebungen.

Mit wie großem Recht freilich Bunsen den Stahl, Leo und Genossen in dem Bonifaciusbrief des Herrn von Ketteler ihren eigenen Spiegel vorhielt, tritt durch nichts mehr hervor als durch den einfachen Ueberblick über die Conversionen der mancherlei Romantiker unseres Jahrhunderts. Dennoch aber konnte, wiederum ganz im Einklange mit dem von Bunsen vor drei Lustren gestellten Horoskop, meine eingehende Statistik der „Wege nach Rom" sich als „geschichtliche Beleuchtung der römischen Illusionen über die Erfolge der Propaganda" bezeichnen.

Nicht blos in den „Zeichen der Zeit" aber hat Bunsen's scharfer Blick die Wege des Niederganges wie des Aufganges voneinander abgrenzen gelehrt. In noch höherem Grade zeigt sich seine klare Erkenntniß der richtigen Heilmittel in der gleichzeitigen Begründung seines „Bibelwerkes".

Wol ist es nur zu wahr, daß materialistische Gläubigkeit und radicaler Umsturz sich zu allen Zeiten aus denselben Autoritätsströmen genährt haben. Wol haben zwischen den civilisatorischen Ideen der geistigen Führer eines Volkes und den Anschauungen der auf den täglichen Broterwerb hingewiesenen Klassen die Verkündiger blinder Autorität stets einen längeren Spielraum gehabt. Gewiß versprechen auch die nächsten Decennien den klerikalen Lenkern der Gesellenvereine und Brüderschaften wohlfeile Siege an Wahlurnen und Biertischen genug. Aber ebenso wenig liegt andererseits die geistige Nachwirkung der des sittlich-religiösen Gehaltes entleerten Bestrebungen der jesuitischen Kirchenpolitiker im Dunkel. Ihr Pfad führt wieder und wieder, wie die rekatholisirten Länder Polen, Spanien, Irland, Frankreich, eins wie das andere, dargethan haben, zu zersetzender und zerstörender Revolution.

Wie ganz anders jedoch ist es da, wo sich die heiligende Kraft des deutsch-reformatorischen Geistes erprobt, der statt äußerlich frommer Satzungen die innerliche Gesinnung, statt unfehlbarer Traditionen das Evangelium des Gewissens auf seine Fahne geschrieben! Schon die Eine Thatsache ist denkwürdig genug, daß in ebendenselben Jahren, wo das Land der jesuitischen Dragonnaden die Zuchtruthe der atheistischen Schreckensherrschaft küßte, in England die Gründung der Bibel- und Missionsgesellschaft und unzähliger verwandter Anstalten in seltener Weise das Volksinteresse erregte. Und daß es ein „Bibelwerk" war, in das sämmtliche frühere Arbeiten Bunsen's ausmündeten, ist wieder nur einer von vielen Beweisen für die unversiegliche Lebensfülle der Reformation, die immer aufs neue den Forscher und Denker zur Urquelle der Wahrheit zurückführt. Kaum mag man freilich heute bei früheren Erprobungen dieses Geistes verweilen, wo die sittliche Kraft und Weihe der deutschen Siege über die „wunderthätigen" Chassepothelden alle Gemüther bewegt. Zudem bedarf es über Bunsen's Bibelwerk und die damit zusammenhängenden weiteren theologischen Arbeiten keiner näheren Ausführung mehr, wo von Bernhard Bähring's warmer und frommer Darlegung der „Bedeutung von Bunsen's Bibelwerk für die Gegenwart" eben jetzt wieder eine zweite Auflage in die Oeffentlichkeit tritt. Doch sei dafür wenigstens auf desselben Verfassers „Biblische Geschichte in ihrem Zusammenhang mit der allgemeinen Religionsgeschichte" hingewiesen als ein Werk, das gerade Bunsen's wissenschaftliche Gedankenwelt in die Praxis der Schule und Kirche hinüberleitet.

So wenig in dieser wie in anderer Beziehung kann das vorliegende Werk auf eine abschließende Darstellung Anspruch erheben. Es mußte gar Vieles, was für dieses oder jenes Fachgebiet vom höchsten Interesse, in einer allseitigen Biographie zurückgestellt werden. Wie wichtig ist nicht allein schon Bunsen's und Lepsius' vieljährige Correspondenz für die Kenntniß Aegyptens gewesen! Dasselbe gilt für das Gebiet der Archäologie von seiner Verbindung mit Gerhard, für den Bereich der Kunst von dem ununterbrochenen Freundschaftsverkehre mit Schnorr von Carolsfeld. Und gar der briefliche Gedankenaustausch mit fast allen namhaften deutschen Theologen erschließt einen

Einblick in das religiöse Leben unseres Jahrhunderts, der unwillkürlich an die frischen Schilderungen der ersten Jahrhunderte des Christenthums von dem Verfasser des „Ignatius" und „Hippolytus" mahnt. Nicht minder wäre auch der kritischen Beurtheilung von Bunsen's so zahlreichen literarischen Arbeiten gern mehr Rechnung getragen, hätten sich nicht Umfang und Charakter dieses Werkes gleich sehr dagegen aufgelehnt. Glücklicherweise kann bis dahin, wo hoffentlich weitere Veröffentlichungen sich anschließen, auf die wissenschaftliche Würdigung Bunsen's verwiesen werden, durch die sich der schon im ersten Bande erwähnte Nekrolog („Unsere Zeit" 1861, Seite 337—377) sowie Kamphausen's eingehender Artikel in Herzog's „Real-Encyklopädie" (XIX, Seite 277—295) hervorgethan haben.

Denn wie rasch sich die bei der Herausgabe des ersten und zweiten Bandes (vgl. I, Seite IX, X; II, Seite VIII) ausgesprochenen Erwartungen über den siegreichen Durchbruch der von Bunsen auch in den trübsten Tagen unverrückt verfochtenen Ideen in Wirklichkeit umgesetzt, hat der Zusammensturz des weltlichen Papstregimentes auf der einen, die von den früheren Gegnern selbst dargebotene Proclamirung König Wilhelm's zum deutschen Kaiser auf der anderen Seite so offenkundig erwiesen, daß sich heute jede weitere Bemerkung darüber verbietet.

Heidelberg, am Weihnachtsabend,
24. December 1870.

Friedrich Nippold.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Politische Thätigkeit im Sommer 1849.

Zweiter Abschnitt.

Drei Jahre politischen und wissenschaftlichen Briefwechsels (1849—1851).

Dritter Abschnitt.

Die letzten Jahre diplomatischer Thätigkeit (1852—1854).

Vierter Abschnitt.

Das erste Jahr in Deutschland (1854—1855).*)

Fünfter Abschnitt.

Drei Jahre literarischen Schaffens (1855—1857).

Sechster Abschnitt.

Charlottenberg, Berlin und Cannes (1857—1859).

*) Im Text ist die Ueberschrift dieses Abschnittes auf die Jahre 1854—1858 ausgedehnt. Der hier gegebene Titel ist chronologisch genauer.

Siebenter Abschnitt.

Das letzte Lebensjahr (November 1859 bis November 1860).

Erster Abschnitt.

Politische Thätigkeit im Sommer 1849.

Bunsen's Auffassung der politischen Lage im Juni 1849. — Tagebücher vom 18. Juni bis 25. August 1849 und Auszüge aus seinem politischen Briefwechsel: Besiegung der Republik in Frankreich und Baden; englische Enthüllungen über deutschen Verrath; der dänische Waffenstillstand und Fridericia; der vorgeschlagene Unionsentwurf mit Oesterreich; Osborne House; die politische Denkschrift der Reichsverweserschaft; Castle Ashby. — Bunsen's Briefe aus dem September und October 1849 über die steigende Krisis.

Mit dem Bewußtsein, daß die nationalen Hoffnungen und Bestrebungen seines Volkes einstweilen völlig gescheitert seien, war Bunsen im Februar 1849 aus Deutschland nach England zurückgekehrt. Die politischen Verhältnisse nahmen seitdem eine immer trübere Wendung. Bunsen's Tagebuch sagt darüber*):

Ich verließ Berlin, entschlossen, nie freiwillig wieder dahin zurückzukehren — und dies Gefühl setzte sich in mir fest. Die vier Monate, welche seitdem verflossen sind, waren eine Reihe von Leiden, von Kummer, von Jammer, von Aerger, mit wenigen Lichtblicken. Ich muß sie die kummervollsten, niederdrückendsten meines Lebens nennen. Der 30. Mai hat allerdings eine neue Aussicht eröffnet: allein sie ist bereits verdunkelt. Die Krise ist nicht vorüber: der große Uebergang von der Dictatur zu dem normalen Zustande ist noch nicht gemacht; Oesterreich, Baiern, der Reichsverweser im Bunde suchen Zeit zu gewinnen, um Alles wieder rückgängig zu machen; Rom und Italien sind von Zerstörung bedroht; in Ungarn wird ein Kampf gekämpft, wobei der Sieg der Deutschen leicht die Sklaverei Deutschlands werden kann — nicht für lange — aber für dieses

*) Die hier mitgetheilte Stelle knüpft genau da an, wo in den Tagebuchauszügen am Schlusse des zweiten Bandes abgebrochen wurde.

Geschlecht. Gott walt's. — Was ich in Frankfurt so tief bedauert, daß man nicht rechtzeitig, wie ich noch vor der Reise gerathen, die österreichischen Abgeordneten bei den Berathungen über eine Verfassung beseitigt, welche sie seit der Erklärung von Kremsier nicht annehmen konnten, das zeigte sich bald als das eigentliche Verderben des so weit fortgeführten Werkes. Die preußische Regierung wollte nicht kräftig auf dem Wege vom 23. Januar fortgehen. Die an Camphausen gelangten Weisungen waren gut, allein man unterstützte ihn nachher nicht. Die achtundzwanzig Regierungen traten bei, allein aus Mistrauen gegen Preußen oder wegen Zögerung Preußens, sich frisch und frei zu erklären, handelten sie nachher für sich, sie nahmen die zweite Lesung an, trotz aller Bedenken, die sich ihnen entgegenstellen mußten. Weshalb? weil das Vertrauen auf Preußen geschwunden, Furcht in Aller Herzen war. Die gemachten Vorstellungen waren nicht berücksichtigt: um irgendetwas durchzusetzen, hatte der edle Gagern der Linken bedeutende Zugeständnisse machen müssen. Camphausen gerieth in eine schwierige Lage. Da erschien die übermüthige feindliche Erklärung Oesterreichs. Welcker wollte die Sache nun im Sturmschritte abmachen, aber das preußische Erbkaiserthum fiel durch. Endlich ward die Oberhauptsfrage in aller Form verhandelt, und eine geringe Mehrheit erklärte sich für sie, da die Oesterreicher bis auf drei oder vier sämmtlich dagegen stimmten.

Ich hatte bis dahin meinen Briefwechsel mit dem Könige nicht aufgenommen. Ich konnte keine Freudigkeit dazu gewinnen. Die berliner Kammern begannen gut und gestalteten sich nachher schlecht.

Am 14. schrieb mir der König: „Gagern wolle den Krieg mit Dänemark, Er aber werde ihn nicht machen; Welcker wolle ihn zum Kaiser ausrufen lassen, Er aber werde die Schandkrone nicht annehmen. Darnach solle ich reden und handeln." Ich erhielt das Schreiben erst am 30.; am Tage darauf brachte — — die Nachricht von der Kaiserwahl (290 Stimmen, wogegen 248 Mitglieder sich des Stimmens enthielten). Ich durfte nun nicht schweigen, ich rieth zum Annehmen mit einer warnenden Erklärung, indem ich den Spruch hinstellte: „Annahme des Anfangs Ende, Verwerfen des Endes Anfang" (Brief vom 31. März früh). Am Abend traf ein zweiter Feldjäger mit einem Schreiben vom 27. ein; der König rieth mir darin, das Verhältniß mit Frankfurt so schnell als möglich zu lösen, ich könne nicht nach entgegengesetzten Instructionen handeln. Am 26. hatte ich die unglaublichsten Weisungen in der dänischen Sache erhalten. Mir wurde angemuthet, gegen meine Instructionen zu handeln wie gegen meine Ueberzeugung, und dabei doch auf meine Verantwortung. Des Königs Rath war mir also höchst willkommen; ich schrieb sogleich an demselben Abende zurück, daß ich morgen meine Stelle als deutscher Bevollmächtigter niederlegen werde. Zugleich schrieb ich dem Könige, er müsse

mich absetzen, wenn er die dänische Politik des Grafen Arnim nicht ändern wolle; ich werde das mir vorgelegte Protokoll nicht unterzeichnen. Ich war des ganzen Geschäftes und Amtes vollständig überdrüssig.

Meine Sendung traf am Abend des Tages ein, an welchem der König die frankfurter Abgeordneten empfangen hatte.

So kam die liebe Charwoche und Ostern. Am Charfreitage schrieb mir der König: „ich möge mich um Gottes willen rechtfertigen; wenn ich gesagt, was Lord Palmerston behaupte, daß ich keine Befehle von Berlin annehmen werde in der dänischen Unterhandlung, so werde ich einsehen, was Er mir thun müsse.“ Dies war eine schwere Prüfung. Ich beantwortete das Schreiben am 12. mit Einsendung einer actenmäßigen Darstellung der Geschichte meiner Bevollmächtigung zu der von der Centralgewalt geführten Verhandlung.

Zwei Tage nachher erhielt ich des Königs Osterbrief. Es ist darin gar keine Rede von jener Anklage; der König geht freundlich und ziemlich ruhig ein auf die Gründe, weshalb er meinen Rath hinsichtlich der Kaiserkrone nicht habe befolgen können und dürfen. Gleichzeitig erhielt ich das Rundschreiben des Ministeriums über des Königs Entscheidung und Antwort. Ich sandte es in Uebersetzung an Palmerston, Lord John Russell und Peel. Des Letzteren sehr verständige Erwiderung sandte ich dem Könige in meiner Antwort vom 17. April ein. Peel begreift, daß die Annahme große Bedenken gegen sich gehabt: „die Ablehnung könne aber wegen des zu befürchtenden Verzugs der Lösung vielleicht noch größere Gefahren bringen. Jedenfalls habe der König einen schönen Beweis seiner edeln, von Ehrgeiz entfernten Gesinnung gegeben.“ Den Streit über die Entscheidung des Königs selbst schnitt ich ab, als zu nichts führend, und führte nur aus, es bleibe jetzt nichts übrig, als auf die Verfassung hin ein Revisions-Parlament zu berufen, mit denjenigen Regierungen, welche sich anschließen wollen. Zum Schlusse redete ich dem Könige zu wegen der schleswig-holsteinischen Sache.

Unterdessen wurde der Fürstencongreß eröffnet unter Radowitz' Vorsitze. Ich behauptete von Anfang, Radowitz werde seinen früheren Aeußerungen und der bei der Abstimmung über die Kaiserwahl ausgesprochenen Gesinnung treubleiben, Niemand wollte es glauben. An dem Erfolge bei den Königen zweifelte ich aber auch. Das waren traurige Wochen. Anarchie, Bürgerkrieg, Empörung allenthalben! Doch die Noth führte zur Lösung, da die preußische Heeresmacht sich ungebrochen zeigte und alle anderen Throne wankten oder stürzten. Des Königs Aufruf vom 15. Mai war ein Lichtpunkt, den ich gern als solchen begrüßte, aber es war keine Zeit mehr zu Worten.

Die Kunde vom Abschlusse mit Hannover und Sachsen am Pfingstmorgen (27. Mai) kam mir nicht ganz unvorbereitet. Alles deutete darauf.

Die erste sichere Nachricht erhielt ich am Tage des Drawingroom der Königin, am 31., durch den hannoverischen Gesandten, und äußerte mich in diesem Sinne gegen die Königin, die aber noch am folgenden Tage, 1. Juni, beim Hofconcert ungläubig blieb und große Besorgniß für Deutschland hegte. Am 2. endlich gelangte die Verfassung hierher. Stockmar und ich erkannten sie als redliche Anerkennung des deutschen Strebens, und sahen darin die Gewähr für eine endliche, glückliche Lösung.

Die Ränke Oesterreichs, Baierns und des Reichsverwesers wurden aber immer ärger. Es war klar, daß sie Zeit gewinnen wollten. Ich drückte dem Könige (welchem ich noch vorher einen in seinem Namen geschriebenen Brief an Peel zur Rechtfertigung der Handelsweise des Königs mitgetheilt) meine Freude und meinen Glückwunsch aus, dann aber meine Bedenken und meinen Rath über Wahlgesetz und Uebergang aus Dictatur in die Verfassung. Am 5. Juni (nach den gothaer Berathungen und dem Verrathe der Könige) schrieb ich noch einmal.*)

An Bunsen's Tagebuch über die Rückkehr nach England und den von dort aus mit dem Könige geführten Briefwechsel schließt sich unmittelbar ein anderes Tagebuch an, das wir nachstehend mittheilen**):

Gedanken und Erlebnisse vom 18. Juni 1849 an.

Erster Abschnitt: 18. Juni bis 7. Juli.

I. Politische Erlebnisse. Die Besiegung der rothen Republik in Frankreich und Baden. Die englischen Enthüllungen über deutschen Verrath.

Das große europäische Ereigniß dieser Tage, die Besiegung der Revolution in Paris und in Lyon und anderen Städten, vom 13. bis 15. Juni, entwickelte bald seine ungeheuern Folgen. Das ganze Netz der Verschwörungen der Republikaner wurde bloßgelegt und zerrissen; viele Hoffnungen, gute und arge, schwanden; viele Besorgnisse wandten sich in Hoffnungen um; immer klarer ward es, daß die Zeitflut rückläufig wurde, daß die Ebbe eintrat, daß es in den Händen der Regierungen lag, sich selbst zu helfen

*) Den näheren Inhalt dieser Correspondenz theilt das gleich folgende Tagebuch vom 18. Juni ꝛc. mit.

**) Das neue Tagebuch ist „Totteridge Park, Sonntag 8. Juli 1849" begonnen. Einige Auszüge daraus finden sich in der englischen Ausgabe unter dem Titel: „Occasional Memoranda in Bunsen's handwriting", S. 224—230. Hier sind der Reihe nach die sechs Abschnitte desselben gegeben, jedem einzelnen Abschnitte aber weitere Mittheilungen über die in dem Tagebuch behandelten Gegenstände angehängt.

oder zu verderben. Die Verschwörung und der Aufstand in der Pfalz und in Baden hatten die Vorläufer der großen Erhebung in Frankreich sein sollen; eine Rheinrepublik war der Köder, womit die Partei Ledru-Rollin's einen neuen Rheinbund fangen wollte; Rom, Ancona, Venedig sollten durch den Umschwung in Frankreich entsetzt werden; die Ungarn gedachten durchzubrechen über Oedenburg oder Presburg nach Wien, oder über Agram nach Fiume. Alles das änderte sich nun und schlug ins Gegentheil um. Am 14. rückte der Prinz von Preußen in die Pfalz ein, und Sonntag Morgen am 22. um 11 Uhr ward die tapfere und bis auf das äußerste bedrängte Besatzung von Landau durch den Hörnerklang der preußischen Vorhut erfreut. Am 1. Juli stand der Prinz vor Rastadt, nach einer Reihe scharfer und nicht unblutiger Gefechte. Gleichzeitig, vom 19. bis 26. Juni, wurden die Ungarn hinter die Waag zurückgeworfen, dann aus der Schüttinsel und zuletzt aus Raab zurückgedrängt, während das russische Hauptquartier seine Befehle von Kaschau aus erließ, und der Ban die ungarische Südarmee zurückschob und Peterwardein wieder einschloß. Nachdem in Italien Ancona sich den Oesterreichern ergeben hatte, rückte Oudinot endlich am 22. in die Bresche am Janiculus ein, und am 2. verlangte die römische Municipalität, nach tapferer Gegenwehr, um Uebergabe zu verhandeln. Die Einnahme Venedigs wurde für das Ende dieser Woche mit Gewißheit vorhergesagt. Endlich wurde der Frieden zwischen Sardinien und Oesterreich angekündigt; in Toscana war die Herstellung vollendet; in Sicilien die Eroberung; in Neapel predigte man die Thorheit des Constitutionalismus; was aber wollte und that man in Gaëta? Den diplomatischen Gerüchten nach weigerte sich der Papst, anders als mit voller Freiheit in Rom einzuziehen, dem Rathe Oesterreichs und Neapels gemäß. Wie sich Frankreich in den Berathungen in Gaëta gestellt, war ein Geheimniß. Die Schwierigkeit für Frankreich begann, wenn Rom sich ergab oder eingenommen wurde. Guizot äußerte (bei Senior am 5. Juli), „Frankreich werde sich den anderen Mächten anschließen und sogar einwilligen, wenn Oesterreich darauf bestehe, daß eine österreichische Besatzung in Rom neben dem Papste stehe" (worauf ich erwiderte: „in dem Falle müsse die französische Regierung sehr stark sein!"). Wir Anderen glaubten vielmehr, daß Frankreich darauf bestehen müsse, daß die Regierung des päpstlichen Staates eine constitutionelle sei, mit Laienbeamten bis hinauf ins Ministerium. Die Frage würde also nur sein, wird Oesterreich das zugeben? Das Laienprincip wol, nach meiner Ansicht, aber das constitutionelle, mit freier Berathung und freier Presse? Wie ist das vereinbar mit dem Papstthume, wenn die Welt nicht untergeht, wie die englischen Apokalyptiker glauben? Ueberhaupt aber, so fragt man sich weiter, ist die römische Angelegenheit lösbar ohne die italienische, also ohne Abschluß des Friedens zwischen Oesterreich und Sardinien? Und werden beide Theile sich

zu billigen Bedingungen die Hände bieten, ehe der ungarische Feldzug beendigt ist?

Ueber diesen Punkt war meine Ansicht: daß er mit Besiegung der Magyaren endigen werde, und daß alsdann Oesterreich Ungarn als gleichberechtigte Provinz einrichten werde, mit Kroatien, Slawonien, Illyrien und Siebenbürgen neben dem eigentlichen Ungarn. Denn so weit erscheint die österreichische Politik redlich, daß man allen nationalen Bestandtheilen des Kaiserstaates eine sehr ausgedehnte Autonomie oder Provinzialselbständigkeit geben will. Aber wie soll das Centralparlament anders zu Stande kommen, als höchstens in der Form eines berathenden Vereinigten Landtages? Ungarn, Italien, Galizien versagen sich jedenfalls der Idee eines Centralparlaments: ihre Abgeordneten würden nur eine gedrungene, factiose Minderheit bilden, welche jeden Augenblick einer liberalen deutschen oder slawischen, oder deutsch-slawischen Opposition die Hand zu bieten bereit ist. Dies ist so sicher, daß ein kecker, waghalsiger Minister, wie Fürst Schwarzenberg, im Stande sein dürfte, ein solches Parlament zu berufen, um es nach einigen Monaten zu sprengen. Jedenfalls kann ein parlamentarischer Gesammtstaat nicht gebildet werden, zum Bestande, aus sieben sich und der Vereinigung entgegenstrebenden Elementen. *)

---

*) Unter der Aufschrift „Gedankenspäne" sind demselben Tagebuch noch folgende Bemerkungen hinzugefügt:

„«Oesterreich ist eine große conservative Macht.» So reden die Staatsmänner der alten Schule. Was ist Oesterreich? Als Ganzes entweder das Haus Lothringen, welches diesen Besitz mit seinem Stammlande auf Kosten des Reiches erkauft hat: oder das Bündel Nationalitäten, welche jenes Haus bis dahin durch machiavellistische Politik und den eisernen Reif des Despotismus zusammengehalten hat. Entweder wird jetzt das Haus Lothringen untergehen, oder diese Nationalitäten werden sich wieder in den alten Reif einschmieden lassen müssen. Ein freies Reich muß ein nationales sein, es muß eine nationale Schwerkraft haben. Hier aber sind nur centrifugale Kräfte. Der einzige Kitt, der die verschiedenen Völkerschaften zusammenhält, ist das Blut, welches sie im Kampfe gegeneinander vergossen haben: die einzige Bürgschaft seitens des regierenden Hauses für die Zukunft ist der Meineid und die Verfolgungssucht der Vergangenheit. Und daraus sollte man eine constitutionelle Monarchie bilden mit einem Centralparlament in Wien, dessen Mitglieder sieben einander unverständliche Sprachen reden: deutsch, magyarisch, slawonisch, slawenböhmisch, polnisch, russisch-serbisch, illyrisch-italienisch? Ungarn will nicht allein seine Einheit, sondern sein Reich, und zwar auf nationaler wie früher auf Adelsbasis. Galizien wird zu Polen gezogen, die Lombardei und Venedig zu Italien, Oesterreich endlich selbst, seinen Hauptbestandtheilen nach, zu Deutschland. — Also die Herstellung der Hausmacht von Lothringen ist möglich: der Aufbau eines constitutionellen Gesammtstaates Oesterreich ist nicht möglich."

Ueber Ungarn heißt es gleich darauf: „Ungarn ist der Vorposten Deutschlands. Die Nation der Magyaren ist eine herrschende: alle ihr gegenüberstehenden Nationalitäten im ungarischen Reiche sind in der Minderheit, einzeln." Es folgt dann eine nähere statistische Nachweisung dieses Verhältnisses, die wir hier übergehen.

Sollte dies einem Cabinete entgehen, welches im Wesentlichen nichts kennt, als Metternich's Grundsätze, und Nachgeben gegen äußern Drang, solange er unwiderstehlich ist, und mit dem festen Entschlusse, das Verlorene wieder zu gewinnen, sobald es möglich sei? Was 1820—1822 geschah, wird auch jetzt geschehen — wenn es möglich ist. Man verspricht, um nicht zu halten: man handelt, verspricht und unterhandelt unterdessen, um Zeit zu gewinnen. Der Ausgang wird ein anderer sein, weil die Weltgeschichte fortgeschritten ist: nicht weil die Dynastien ihre Ansichten verändert haben. Von den Vorbehalten der Stuarts ist keiner ganz frei. Das österreichische Haus aber denkt nicht einmal an die Monarchie der Stuarts anders als an ein unvermeidliches Uebel, d. h. ein Uebel, welches man „von Gott und Rechts wegen" abschüttelt, sobald man kann. Das Ende aller dieser Dinge ist die Republik — aber im 20. Jahrhundert, falls die Lebenskraft der Völker so lange aushält: sonst Militär-Despotismus wie in Byzanz und China.

Rußland steht bei diesem Allen im Hintergrunde, mit der Knute in der Rechten und dem Panslawismus als Gottes Würgengel dahinter. Europa wird nach Ungarns Bewältigung in Zukunft zwei Polen haben. *)

Was also muß die Politik Oesterreichs und Rußlands gegen Deutschland sein? Eine feindliche. Die deutschen Verfassungen haben keine Gewähr für ihre Dauer als in einer parlamentarischen Reichsverfassung. Also müssen jene beiden Dynastien (denn es handelt sich um Habsburg und Romanow) jetzt Zeit zu gewinnen suchen gegen die deutsche Einheit, um sie später unmöglich zu machen: die dänisch-schleswiger Sache aber müssen sie

---

Unter der Rubrik „Lesefrüchte" findet sich weiter die folgende Notiz: „Eötvös, «Der Dorfnotar» übersetzt von Mailath (Leipzig 1846). Das Buch hat mir eine seltene Freude gemacht. Eötvös zeigt sich als Schriftsteller und Dichter ebenbürtig mit Scott und Hope; eigenthümlich ist ihm, beiden gegenüber, die Yorik'sche Ader des Humors und das politische Leben in der Gegenwart und Zukunft seines Volkes."

*) Ueber die russische Politik heißt es weiter in einer gleichzeitigen Note: „Das russische Cabinet unternimmt nie mehr, als es kann. Es will jetzt nicht nach Konstantinopel: die Frucht ist noch nicht reif; es will auch jetzt nicht mit England brechen. Aber es will sich in den Donaufürstenthümern festsetzen und vor Allem jetzt die Revolution sich fern halten.

„Was aber ist ihm Revolution? Jede wahrhaft freie Volksversammlung. „Je ne veux pas des assemblées constitutionnelles à mes flancs à Vienne et Berlin", sagte der Kaiser vor einem Jahre. Aber 1848? Die Furcht ist mit dem ersten Schrecken vorüber: der Haß gewachsen. Provinzial- und Vereinigte Landtage — das ist das Höchste, was aus Rücksicht für 1848 Oesterreich und Preußen ohne Gefahr gelassen werden kann. Die Legitimitätspolitik der Heiligen Allianz ist des Kaisers Religion. Das constitutionelle System ist ihm eine Häresie: ein System von Lug und Trug, entweder versteckte Republik oder Maskendespotismus."

als eine Wunde im Herzen Deutschlands offen zu halten suchen. Der ist kein Politiker, welcher dieser Nothwendigkeit nicht Rechnung trägt.

Und hier eröffnet sich der Blick auf die düstere nächste Zukunft Deutschlands. Nur eine gnädige Schickung Gottes kann Deutschland und den König vor den Folgen der unglückseligen Ablehnung vom 3. April mehr retten. Der eine Theil der Nation, insofern er nicht an sich dem Rücklaufe angehört, ist unmuthig und müde: der andere verzweifelt und toll, Hoffnung haben Wenige, Vertrauen hat Niemand. Werden die edeln Männer der gothaer Versammlung es herstellen?

Der Aufruf vom 16. Mai stand da als ein Leuchtpunkt im Schiffbruch: der Verfassungsvorschlag vom 28. löste des Königs Wort, und schien sogar seinen Entschluß vom 3. April zu rechtfertigen.*) An diesen neuen günstigen Wendepunkt schien sich meine politische Thätigkeit knüpfen zu müssen: vielleicht ließ sich nun wieder auf den König und auf England einwirken.

II. Thun und Leiden.

Dieser Gedanke hatte am 16. Juni eine große Ermuthigung erhalten. Denn wahrlich, alle Zweifel schien das politische Glaubensbekenntniß der drei Könige zu beseitigen vom 12. Juni, die authentische Auslegung jener Verfassung. Aber schon wenige Tage nachher traten neue Besorgnisse zu den neuen Hoffnungen. Es verbreiteten sich Gerüchte von Radowitz' Sturze: Graf Arnim-Krakau sollte wieder Minister des Auswärtigen werden. Canitz wurde wirklich Vorsitzender im Reichsverwaltungsrathe. Daß das Ministerium Brandenburg-Manteuffel blieb, am Vorabende der Wahlen, erschien ganz natürlich. Gleichzeitig wurde mir im engsten Vertrauen der Inhalt der Berichte der englischen Gesandtschaften in Hannover, Dresden, München mitgetheilt.**) Diese Gesandten machten den hannoverischen und sächsischen Ministern Vorwürfe über ihre Nachgiebigkeit: die Dynastie gehe dabei unter: England selbst könne die seinige hinsichtlich Sachsens als bedroht ansehen! Die Minister rechtfertigten sich: man sei ganz und gar nicht gewillt, in den preußischen Entwurf einzugehen, man habe nur für den Augenblick der Noth dem hartherzigen Drängen Preußens nachgegeben, und der Bewegung im eigenen Lande. Hannover setzte hinzu, es habe sich vorbehalten, seine eigene Ansicht durchzusetzen, und was diese war, lag

*) Eine Note fügt hier noch hinzu: „Stockmar ließ der Verfassung volle Gerechtigkeit widerfahren. Sie sei redlich und, wenn gleich unvollkommen, enthalte sie doch Alles, was zum guten Anfange der Entwickelung des neuen deutschen Reiches nothwendig sei."

**) Bunsen's Auszüge aus diesen Berichten folgen weiter unten, S. 12 fg.

bald in der unglaublichen Denkschrift Wangenheim's vor (denn Stüve's Name steht wol nur des Anstandes wegen darunter). Außerdem wollte Hannover frei sein, wenn Baiern nicht beitrete: Sachsen rühmte sich, diesem sogleich den nöthigen Wink gegeben zu haben, daß es ja nicht beitreten solle, damit Sachsen sich mit Ehren zurückziehen könne: für den Nothfall machte es auch noch Oesterreichs Eintreten in den weitern Bund und Genehmigung des engern zur Bedingung. Baiern selbst spielte Versteck mit Oesterreich durch den Reichsverweser.*) Dieser erklärte (gegen sein früheres Schreiben an den König), er werde nicht abgehen, bis Deutschland einig sei, also Oesterreich einverstanden. Ja, er versuchte, Preußens Heer in das Reichsheer einzufordern gegen die Pfalz. Die Antwort war, daß der Prinz von Preußen Frankfurt nicht berührte, daß Schack dort, unangemeldet beim Reichsverweser, einrückte, Peucker mit seinen Mecklenburgern und Darmstädtern sich unter den Prinzen stellte, endlich Kamptz abberufen wurde. Das Alles bewog den Reichsverweser nun nach Gastein zu gehen, mit einem Schatten von Reichsminister in seiner Begleitung.

Es war ein wahrer Trost, daß bei so trostloser Verwickelung, wobei von Berlin keine Silbe Aufklärung und Mittheilung einging, und jede Thätigkeit und Einwirkung gehemmt war, die Berichterstattung über jenen Verrath mir ein Mittel gab, dem Bösen wenigstens durch Vorhalten von Thatsachen entgegenzutreten. Dies geschah mit geschäftlicher Enthaltung und Gegenständlichkeit, mit wenigen Worten des eigenen Unmuthes zur Beigabe. An den König zu schreiben, hatte ich durchaus keine Freudigkeit. Die Vollendung meiner Aufzeichnungen in den letzten Monaten hatte den Unmuth über das Vergangene nur zu stark hervorgerufen. Als jedoch Meyer am 5. nach Deutschland mit Depeschen abging, konnte ich mich nicht enthalten, dem Könige, als geheimen, persönlichen Zusatz zum letzten jener Berichte, eine Aeußerung der Königin zu schreiben**), und dabei wieder das alte Lied anzustimmen:

---

*) Am Rande ist hier noch bemerkt: „Stockmar's energischer Ausdruck: Tristram Shandy, Vol. II: May they be cursed in their — (where the father shakes his head). Stockmar's Ansicht war: es sei besser, daß Baiern und Würtemberg jetzt ganz draußen blieben. Die natürlichen Elemente der Auflösung in diesen beiden napoleonischen Königreichen würden alsdann deren Zerstörung schnell bewirken.

„Seine allgemeine Ansicht: Die deutsche Einheitsbewegung ist misglückt; eine offene Verschwörung aller Tüchtigen, ein neuer Tugendbund allein kann helfen. Die zweite Bewegung wird kommen, aber nicht zu unserer Zeit. Unsere Kinder werden anders verfahren. Jetzt siegt die Reaction."

**) Näheres über diesen Punkt folgt unten, im Anschluß an die Berichte der englischen Gesandtschaften.

„Jetzt oder nie!“ Ich that es ohne Hoffnung, und ohne Hoffnung schreibe ich die Thatsachen nieder. Ebenso wenig hoffe ich von den Ministern mehr, als was vom preußischen Standpunkte Pflicht und Ehre fordern.

Nicht viel tröstlicher sah es mit der schleswiger Angelegenheit aus. Am 19. war ein Vorschlag, dem Reeve persönlich beigetreten sein sollte, nach Kopenhagen abgegangen: ein Waffenstillstand mit Demarcationslinie, Nord-Schleswig mit dänischer Regierung, Süd-Schleswig und Holstein unter zwei Statthaltern, einem von Dänemark und einem von Preußen ernannten. Aber Dänemark machte neue Forderungen: wogegen Rußland angeblich auf Preußens Seite trat. Die Herzogthümer bereiteten sich vor, ihre Selbständigkeit in ihre eigene Hut zu nehmen, und sich auf Leben und Tod zu verbinden. Hier wieder ein Kampf, der in Ungarn oder in Berlin entschieden werden mußte, also menschlicherweise gegen Deutschland! Auch hier mußte man sich darein ergeben, nichts zu thun, und unterdessen die böswilligen Angriffe politischer Gegner (Neue Preußische Zeitung und Col. White im Morning Chronicle, aus Berlin) über sich ergehen lassen: dazu den stillen Spott der Engländer.

Die englischen Zustände und die Politik Großbritanniens gaben unterdessen nicht viel zu thun. Nur Irland erinnert die Engländer, daß sie auch eine sterbliche Stelle haben. Das Abgelebte, Ueberlebte, Morsche, Falsche, Faule ihres ganzen gesellschaftlichen Zustandes empfanden sie höchstens als etwas Künstliches, Verwickeltes. Die Finanzen waren gut, trotz der Klagen über die dänische Blokade: der Lebenspuls zeigte also keine Veränderung. Als D'Israeli eine Redeübung hielt über den Zustand der Nation (2. Juli), ward es selbst seinen Freunden klar, wie wenig die Protectionisten zu sagen hatten. Peel's triumphirende Rede in der Nacht vom 6. auf den 7. besiegelte das seit 1830 befolgte System. Das Parlament ging zu Ende, die Fasanenjagd stand vor der Thür, das Ministerium hatte sechs ruhige Monate vor sich.

Ueber auswärtige Politik mit den Engländern zu sprechen, lohnte nur hinsichtlich der römischen Frage. Alle waren einig, daß Frankreich dabei nicht allein England, Oesterreich, Neapel, Papst und Römer betrogen habe, sondern auch sich selbst. Ueber Deutschland waren die Tories feindlich, die Whigs apathisch, die Radicalen allein vernünftig.

Nur mit Peel besprach ich die Sache ganz offen und mit Vertrauen: Palmerston war hämisch aus Aerger über die dänische Sache, Lord John apathisch, kraftlos, Aberdeen polterte aus Toryismus: beiden sagte ich derb die Wahrheit, und dann schwiegen wir von beiden Seiten. Mit Reeve brach ich jeden Verkehr über deutsche Angelegenheiten ab: auch blieb die Times unbekehrt. Das Morning Chronicle besserte sich, ob durch White's Einfluß, der Baiern stark angriff, oder durch Peel's, dem ich den ganzen

Sachbestand vorgetragen, oder zufällig, weiß ich nicht. Die Furcht vor dem russischen Einflusse war das einzige gute Element: aber um dasselbe ausbeuten zu können, hätte der König kräftig in der deutschen Einheitssache vorgehen müssen. Und wer konnte darauf hin Politik machen? Preußen hatte zum vierten male das Schicksal und die Herrschaft Deutschlands in seiner Hand; es mußte sie erweisen. Aber wer konnte hierauf hoffen?

Unter diesen Umständen schloß ich mich soviel als möglich von dem Wirbel der Gesellschaften aus, außer wo sich eine Aussicht eröffnete, dem Vaterlande wenigstens das Wort zu reden, wenn man auch nicht hoffen konnte, die Abgeneigten oder Theilnahmlosen für seine heilige Sache zu gewinnen. So sah ich Guizot, Macaulay, Hallam, Senior, zum ersten male Grote, Cobden, Wilson. Nur bei den lieben Argylls fand ich Theilnahme.

Die vornehme Gesellschaft wurde immer abgeschmackter. Lord L. ließ als Concert die Strauß'sche Bande aufspielen, in einer Galerie, die mit fünf oder sechs Vorzimmern von 700 Personen wimmelte. Lady T. (des Herzogs von S. geistreiche, liebenswürdige und mich sehr beschützende Tochter) gab eine Abendgesellschaft, deren (um 12¼ anfangende) Unterhaltung ein höchst leichtfertiges französisches Vaudeville von einem Acte war (un Monsieur et une Dame). Ein unverheiratheter Mann und eine schöne junge Witwe finden sich im Gasthofe auf Einem Zimmer zusammen, mit Einem Bette, und sollen hier die Nacht zubringen. Um die Mitte erschien das Stück der Lady S. und einer anderen Torydame (die Whigmütter blieben, der Partei zu Ehren denke ich, oder aus Schicklichkeitsgefühl bis zu Ende) so bedenklich, daß sie ihre Töchter herausführten. Die eine sah (wie die Vergognosa di Pisa) beim Weggehen doch noch nach der Bühne.

Mir fiel dabei die Komödie von Beaumarchais ein, vor dem Hofe Ludwig's XVI. In den Frühstunden des Abends hatte ich bei Mrs. Grote ein herrliches Trio von Mendelssohn in kleiner, ausgewählter, still genießender Gesellschaft (mit Lord Liverpool, Bischof Stanley, Senior, Roger) genossen. Offenbar war das Lebenselement der Zukunft auch gesellschaftlich bei diesem Mittelstande. Am Morgen lasen wir die Tragödie, wie der Herzog von Buckingham die Erbschaft des Vaters (63000 Pfd. St. Einkünfte mit 900000 Pfd. St. Schulden) vor etwa 15 Jahren angetreten: 1845 seinem Sohne 1,100000 Pfd. St. und 1846 1,500000 Pfd. St. ankündigte und aufbürdete. Der andere Plantagenet und Torymagnat, Herzog von Beaufort, war seinem Sturze nahe.

Das engere gesellschaftliche Leben lehnte sich nun desto inniger an den häuslichen Kreis an. Ernst und Elisabeth hatten Pfingsten (27. Mai) uns verlassen, da Ernst, noch ehe eine Aufforderung an ihn gelangte, dem

Rufe des Vaterlandes gefolgt und nach Koblenz geeilt war. Desto mehr erfreuten uns die Briefe vom Kampfplatze und der lieben Friedensfrau aus Gurney's Haus kindliche Heiterkeit und ruhiges Gottvertrauen, mitten im Brausen des ihr unbegreiflichen Kriegssturmes. Hall's Krankheit rief die immer zur Hülfe Kraft fühlende Mutter nach der Stadt. Mitten unter den Einladungen erfreute uns manch stiller Abend im schönen neuen Hause mit Freunden wie Meyer, Samwer, bisweilen Max Müller, oder auch kleinere Gesellschaftskreise mit den lieben Bancrofts und den wenigen englischen Freunden, die um mich zu sehen mir, bei der unleidlichen politischen Stumpfheit der Nation in Beziehung auf Deutschland und Schleswig, noch Freude machen konnte! Vor Allem die schwesterliche Freundin Lady Raffles und die guten lieben Verneys. Bei Tage sah ich regelmäßig ein- oder zweimal Stockmar. Wir lebten nur in der Politik Deutschlands: er wie gewöhnlich schwärzer als ich die Gegenwart ansehend, beide übereinstimmend im Glauben an die große Zukunft des Vaterlandes. Die großen Ereignisse hatten allen Rückhalt und alle Scheu aus den Seelen getrieben: unsere Geister lagen offen einander vor. Die nothgedrungene Unthätigkeit war uns beiden das Schwerste zu tragen. Er ging endlich am 3. Juli über Brüssel nach Deutschland. In mir selbst wurde immer fester der Entschluß, von dem Posten nicht zu weichen, solange Pflicht geböte zu bleiben, aber der Forschung und dem Nachdenken über die höchsten Dinge die noch übrigen Tage oder Jahre zu weihen, sobald ein Ausgang sich eröffnen würde. Unterdessen nehme ich mir vor, soviel als möglich jetzt auf dem Lande zu leben, und dort den Musen, dem Familienglück und der Freundschaft jede freie Stunde zu weihen.

Wir fügen diesem ersten Abschnitt des Tagebuchs gleich die darin erwähnten Auszüge Bunsen's aus den oben erwähnten Berichten der englischen Gesandten und Geschäftsträger in Deutschland hinzu:

16. Juni 1849.

Alle Umstände drängen die englische Regierung mehr als je zu einer Friedenspolitik.

Dies ist der Hauptgrund, weshalb alle englischen Staatsmänner mehr als je die Einigung und Stärkung Deutschlands wünschen, und also jetzt für die Gründung der preußischen Hegemonie sind, wie die von den drei Königen vorgeschlagene Reichsverfassung sie feststellt. Deshalb ist man sehr erbittert über die bairisch-österreichischen Bemühungen, jene Vereinigung zu verhindern. Man hat über diese Bemühungen hier sehr bestimmte Nachrichten.

Der englische Gesandte in Hannover berichtet, daß das dortige

Ministerium ihm erklärt: Hannover habe sich vorbehalten, von der Vereinigung zurücktreten zu können, wenn Baiern nicht beitrete.

Der Gesandte in München berichtet: der hannoverische Bevollmächtigte habe dem bairischen Cabinete sogleich diese Mittheilung gemacht; der sächsische sei aber noch weiter gegangen, indem er, im Auftrage seines Hofes, erklärt, Sachsen werde zurücktreten, wenn Baiern nicht eintrete, und Oesterreich sich nicht anschlösse.

Aus dieser Beeilung, dem bairischen Hofe eine solche Mittheilung zu machen, zieht man hier den Schluß, daß Hannover und Sachsen es nichts weniger als ehrlich mit jenem Beitritte gemeint haben.

Die Art, wie der bairische und hannoverische Gesandte, welche beide sich eng an den österreichischen Gesandten anschließen, sich hier über die deutsche Angelegenheit äußern, zeigt sich ganz in Uebereinstimmung mit jenen Thatsachen, die mir durch eine ebenso sichere als vertrauliche Mittheilung authentisch feststehen.

Ebenso folgende gleich authentische Thatsache. Der König von Hannover hat einen eigenhändigen Brief an den Herzog von Wellington geschrieben, worin er ihn um Rath fragt, ob es nicht weiser für ihn wäre, sich hinsichtlich der Vereinigung mit Preußen, für welche er im gegenwärtigen Augenblicke gezwungen sei sich zu erklären, definitiv freie Hand zu erhalten, um Oesterreich Zeit zu geben, seinen Einfluß geltend zu machen.

Der greise Staatsmann hat, nicht ohne günstigen hohen Einfluß, ihm darauf folgende weise Antwort gegeben: er finde es bedenklich, daß der König nicht die ihm jetzt gebotene Gelegenheit ergreife, eine ganz leidliche und entschieden sichere Stellung für sein Land und seine Dynastie zu nehmen. Es sei ein strategischer Fehler, sich auf etwas Ungewisses zu stützen, wenn man etwas Sicheres haben könne. Sehr ungewiß erscheine ihm aber, ob Oesterreich im Stande sein werde, ihn bei der geographischen Lage seiner Länder gegen Preußen oder die Revolution zu schützen.

20. Juni 1849. — Ich kann heute noch hinzufügen, daß von den vier englischen Geschäftsträgern (Bligh, Forbes, Milbank und Mallet) Herr Forbes am meisten als feindselig handelnd und die Regierung, bei welcher er beglaubigt ist, gegen Preußen aufregend auftritt. Er rühmt sich geradezu, daß er Herrn von Beust zur Rede gestellt über den von ihm gethanen Schritt, und dabei geltend gemacht, er fühle sich dazu verpflichtet, da das jetzige in Großbritannien regierende Haus dadurch in seinen eventuellen Rechten gekränkt werde.

Hierauf hat denn Herr von Beust gleichsam entschuldigend gesagt: man habe sich eine Hinterthür offen gelassen, und sich beeilt, in München zu verstehen zu geben, daß, wenn Baiern nicht sowol als Oesterreich beitrete, Sachsen sich nicht gebunden halten würde. Daß dieses nun wirklich

geschehen, und in München natürlich den davon zu erwartenden Eindruck gemacht habe, meldet Herr Milbank. An der Thatsache selbst kann also nicht der geringste Zweifel obwalten.

Jene Einmischung der Sorge für das hiesige Königshaus hat dann die Königin bewogen, zu bemerken: sie finde dieses ganze Benehmen ungehörig: sie glaube umgekehrt, die Interessen der herzoglichen Häuser könnten nur gesichert werden, wenn die angestrebte deutsche Einheit zu Stande komme. Lord P. hat sich begnügt, hierauf zu antworten: die englischen Gesandten hätten das Recht, ihre politische Meinung auch über das, was sie als eine Gefahr der Dynastie ansehen, auszusprechen. Auf die Politik Englands hinsichtlich der deutschen Einheit und darnach zu gebenden bessern Instructionen geht er gar nicht ein.

25. Juni 1849. — Seit meiner Mittheilung vom 20. d. M. sind Berichte des Herrn Craven aus Karlsruhe eingegangen, welche Folgendes melden:

Der österreichische Hof habe Alles angewendet, um den Großherzog abzuhalten, sich in die Arme Preußens zu werfen, und zuletzt darauf gedrungen, daß der Großherzog, um aus seiner Stellung zu kommen, abdicire, zu Gunsten des Erbgroßherzogs, welcher im österreichischen Interesse sei.

Hinsichtlich Frankfurts berichtet er nichts Neues: er wiederholt nur, was in Lord Cowley's Berichten längst klar und authentisch vorliegt, daß nämlich der Erzherzog das Losungswort von Oesterreich empfangen habe, sich solange als möglich zu halten, und das Zustandekommen des engern Bundes unter Preußens Vorstande zu verhindern. Es müsse Zeit gewonnen werden. Es sei wahrscheinlich, daß Oesterreich dem engern Verbande nicht beitreten werde, allein es müßten erst dessen Bundesrechte gewahrt und festgestellt sein, ehe Oesterreich seine Zustimmung zu dem engern Bunde geben könne. Unterdessen suche man einen süddeutschen Bund unter Oesterreichs Vorsitze zu Stande zu bringen, und Baiern sei darüber ganz mit Oesterreich einverstanden.

Von Hannover hat Herr Bligh ganz kürzlich berichtet, Graf Benningsen habe ihm zur Mittheilung an sein Cabinet das Folgende eröffnet: Hannover sei auf das Bündniß mit Preußen in der deutschen Angelegenheit keineswegs in gutem Glauben, vielmehr lediglich in der Erwartung eingegangen, daß zuletzt aus der ganzen Sache doch nichts herauskommen werde. Inzwischen habe man doch zweierlei erlangt: 1) daß man dem Volke den Glauben beigebracht, man wolle ernstlich die deutsche Einheit, und 2) daß man gerade durch das Bündniß mit Preußen den Preußenhaß im eigenen Lande, der bereits im Verlöschen gewesen, wieder angefacht habe.

Welche tiefe Verachtung muß ein auswärtiges Cabinet gegen solche deutsche Höfe empfinden, welche mit ihrem Verrathe prahlen, und sich durch das Geständniß ihrer Treulosigkeit gegen Verdacht unwürdiger Schwäche

vertheidigen! Und welches Mitleid über Pläne deutscher Einheit, welche auf redliche Mitwirkung solcher deutschen Könige gegründet werden sollten!

30. Juni 1849. — Herr Bligh hatte in einem seiner Berichte gemeldet, Herr Stüve sei mit zwei sehr verschiedenen Entwürfen nach Berlin gereist. Der eine davon habe früher wegen des entschiedenen Einspruchs des Generals von Radowitz gar nicht zur Sprache kommen können, und er könne deshalb ihn auch nicht einsenden: allein Graf Benningsen habe ihm gesagt, er sei an Graf Kielmannsegge gesandt mit dem Auftrage, ihn in London vertraulich vorzulegen.

Dies ist nun auch geschehen. Das hiesige Ministerium hat daraus ersehen, daß man das Präsidium Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich übertragen wolle (ohne weitere Bestimmung, wie?) und daß fünf Bevollmächtigte (einer von Oesterreich, einer von Preußen, einer von Baiern, einer von den übrigen Königen, endlich einer von den übrigen Regierungen) einen Reichs- oder Bundesrath bilden sollten, und zugleich, dem Reichstage gegenüber, ein verantwortliches Ministerium. Bei dem Anhören eines so wahnsinnigen Planes hat bei Lord P. sowol als bei den Toryfreunden und Rathgebern des Königs Ernst, Lord Lyndhurst, Lord Aberdeen, das jetzt hinsichtlich Deutschlands vorherrschende Gefühl des Hohnes und Spottes sich in eine Mischung von Unwillen und Schrecken verwandelt. Man hatte den Beitritt Hannovers zu dem preußischen Verfassungsentwurf als Ernst angenommen, ja im Allgemeinen gebilligt, wie die Antwort des Herzogs von Wellington an den König Ernst August zeigt, von welcher ich früher berichtet. Auf einen solchen Umschwung war man denn doch nicht gefaßt. Man hat noch bei beiden Parteien so viel kleinstädtischen Sinn, daß man Verhandlungen zwischen Fürsten, und nun gar zwischen Bundesfürsten, nach den Regeln gemeiner Rechtlichkeit beurtheilt. Einige fanden die Mittheilung cynisch, Andere naiv, Alle charakteristisch und Alle unpolitisch. Graf Kielmannsegge erhielt von allen Seiten zur Antwort: ein solcher Verfassungsplan sei durchaus nicht ausführbar. Graf K. hätte ohne Zweifel (wenigstens Freunden wie Lord Lyndhurst gegenüber) antworten sollen: das sollte er auch gar nicht sein: es werde gar nicht beabsichtigt, eine solche Verfassung in Wirksamkeit zu setzen: es handle sich ja nur darum, Zeit zu gewinnen, bis es gerathen sei, die constitutionelle und deutsche Maske abzuwerfen. Der Grausame aber hat diese beruhigende Auskunft nicht gegeben, und so hat jene Mittheilung hier und da zu mancherlei Sorgen und bedenklichen Voraussichten Anlaß gegeben.

Graf K. selbst hat mir gestern darüber Folgendes gesagt: „er habe mir keine Mittheilung von jener Denkschrift gemacht, da er ja voraussetzen müsse, mir sei dieselbe längst von Berlin mitgetheilt" (eine süße Täuschung, über die ich ihn durch eine sehr allgemeine Versicherung aufklärte); „er selbst sehe übrigens die Sache blos als einen Gedanken Stüve's an, der

wol keine andern Folgen haben werde. Er gestehe freimüthig, darüber nach Hannover berichtet zu haben: jene beiden Artikel seien nicht ausführbar."

Uebrigens habe ich in Erfahrung gebracht, daß der neuerdings so berühmt gewordene sächsische Staatsmann Beust hier bereits ein Project ausgeheckt hatte, welches jenem Plane wie ein Zwillingsungeheuer dem andern ähnlich sieht. Vielleicht hat er also auch bei dem Stüve'schen Unthier Gevatter gestanden.

Der Gesammteindruck von diesem Allen auf die englischen Staatsmänner ist so, daß einem über die Zukunft nicht ganz blinden deutschen Staatsmanne das Herz sehr schwer werden muß. Niemals seit März 1848 hat man in England so schlimm, so hoffnungslos und so schonungslos von der Zukunft Deutschlands geurtheilt. Es ist meine Pflicht, dies zu beurkunden. Ich übergehe alle Anekdoten, welche infolge von Privatbriefen des Königs von Hannover an Graf Kielmannsegge hier in Beziehung auf das Ausscheiden des Generals von Radowitz in höchsten Kreisen umlaufen. Man kann dergleichen, wie ich thue, durch rücksichtsloses Ableugnen abwehren, allein gegen urkundliche Beweise hilft keine Verneinung.

Dem Inhalte dieser Berichte schließt sich die folgende briefliche Mittheilung Bunsen's an:

Die Königin hat mir vor ihrer Abreise nach Osborne durch — sagen lassen: Sie habe der Lady Westmoreland gesagt, der Zustand Deutschlands sei in diesem Augenblicke höchst kritisch; ihrer, der Königin, Ueberzeugung nach sei das einzige Rettungsmittel, daß die deutschen Regierungen sämmtlich sich redlich und offen an Preußen anschlössen. Lady W. habe darauf geantwortet: „I am happy to hear Your Majesty say so."

Die Königin hofft und ich mit ihr, daß Lord W. auf diesem Wege sichere Kunde erhalten werde von seiner königlichen Gebieterin Politik in dieser Beziehung.

Lord W. hat ja nun die allerschönste Gelegenheit, dem Könige Ernst August die Wahrheit zu sagen. Er weiß ohne Zweifel, was Benningsen neulich Herrn Bligh gesagt.

Für das englische Ministerium stehe ich mit meinem Kopfe ein, wenn der König von Preußen, nachdem alle Gerechtigkeit gegen die Könige in so reichem Maße erfüllt ist, gottvertrauend und kräftig sich an die Spitze des deutschen Volkes stellt, nachdem die letzten Organe desselben sich von dem Schunde losgesagt, der sich an sie angehängt, und da die kleinern Regierungen, Baden an der Spitze, sich bittend an die Stufen des Thrones stellen.

„Dem Muthigen gehört die Welt" — ganz England wartet darauf, seine edle Königin an der Spitze, daß der König jetzt Deutschland vereinige und rette.

Furchtbare Zeiten stehen jedenfalls bevor in ganz Europa: was aber soll aus Europa werden, wenn „das Volk der Mitte" der Verzweiflung und dem Unmuthe preisgegeben wird! Und so weit sind wir in diesem Augenblicke: der Verrath der Könige ist im Volke ruchbar.

Einem andern gleichzeitigen Briefe Bunsen's entnehmen wir noch folgende Stelle:

Nichts kann uns retten — denn von Rettung handelt es sich — als Festhalten an der deutschen Sache, am deutschen Volke und Vaterlande. Diese Stütze ist stark erschüttert; gelingt es, sie zu befestigen, so ist der Gewinn sehr groß, daß Preußen die hohe und heilige Sache Deutschlands getrennt hat von den revolutionären und zerstörenden Elementen, welche sich ihr angehängt hatten. Aber es ist die elfte Stunde.

Wir fahren nunmehr in den Mittheilungen aus Bunsen's Tagebuch fort:

Zweiter Abschnitt: 8.—17. Juli.

Der dänische Waffenstillstand und Fridericia.

Das Ereigniß der Woche vom 8.—14. war der dänische Waffenstillstand vom 11. Mein erster Eindruck, wie ich ihn unmittelbar nach Eingang der Nachricht ausgesprochen, war: Der Vertrag war nothwendig und unaufschiebbar: es ist erreicht, was erreicht werden konnte: er ist ausführbar, er ist aber nur provisorisch, und er ist hart ...*)

Man muß den Vertrag nur damit vertheidigen, daß man allerdings mehr erlangte, als in London zu erlangen war, aber daß man außerdem gezwungen war, abzuschließen, und keine andern Bedingungen erhalten konnte.

In der That, der Friede ist dictirt von Rußland und England, so gut, wie der von Tilsit dictirt ist von Napoleon: von Rußland, weil es Deutschland und Preußen schwächen und demüthigen will; von England, weil es um jeden Preis will, daß die Blokade aufhöre. Die englischen Blätter rühmen England dafür, daß es diese Blokade solange ruhig er=

*) Das Tagebuch geht hier auf eine nähere Prüfung der Waffenstillstandsbedingungen wie der Friedenspräliminarien im Einzelnen ein. Da dieselben Gedanken aber einer unten im Auszuge mitgetheilten Denkschrift zu Grunde liegen, so sind die desfallsigen Erörterungen an dieser Stelle weggelassen, zumal seit den Jahren 1864 und 1866 die früher der schleswig=holsteinischen Frage zukommende Bedeutung aufgehört hat. Aus demselben Grunde sind auch die späteren Stadien derselben Frage hier nur so weit berührt, als sie mit dem Zweck, den dieses Werk verfolgt, in Verbindung stehen.

tragen habe, d. h. praktisch, daß es Deutschland nicht (wie die Times ausdrücklich sagt) durch Sendung einer Flotte gezwungen habe, ein Ende zu machen.

Es ist also nicht mehr als recht und billig, daß man das Gehässige ganz auf England wirft, um dieses zu überzeugen, daß es in der Ausführung jetzt Dänemark drängen muß, nicht Deutschland, um so mehr, da es die Regentschaft von ganz Schleswig haben soll.

In diesem Sinne muß man in London und in Berlin sich gegen Lord P. und Lord W. äußern, und auf die deutsche und, soviel als möglich, auf die englische Presse wirken.

Nur auf diesem Wege läßt sich die Ausführung erträglich machen, nicht nur für den Statusquo-Waffenstillstand, sondern insbesondere für den Friedensschluß, der sonst nicht möglich sein, oder schmählich werden wird.

Der Statusquo ist leicht erträglich zu machen, da die Dänen nicht im Lande sind, und die preußischen Truppen den eigentlich deutschen Theil besetzt halten.

Hinsichtlich des Friedens hat Dänemark nichts versprochen, also auch kein Recht erlangt, daß man mit dem sich zufrieden erkläre, was es vielleicht Schleswig und Holstein, und damit Deutschland bieten wird. . . .

Die deutsche Angelegenheit stand in der Woche wie vorher. Allenthalben Mistrauen, bei den meisten Unmuth. *) Doch machten die gothaer

---

*) Ueber die Situation und die Stimmung in derselben Zeit in Berlin mögen die nachfolgenden brieflichen Mittheilungen von befreundeter Hand noch einiges Nähere hinzufügen:

„Nicht daß eben etwas besonders Entmuthigendes, irgendein untoward event, irgendeine schlimme Wendung in unsern Zuständen vorgefallen wäre — das Ministerium zeigt vielmehr eine fast bewunderungswürdige Zähigkeit, auch in den deutschen Verhältnissen und in den ekelhaften Verhandlungen mit Oesterreich, dem wir wenigstens nicht nachgeben, — aber wir kommen auch keinen Schritt vorwärts — und dadurch kommen wir leider zurück. Das Verhältniß innerhalb des Bündnisses ist eben ein jammervolles; von keiner Seite ein Herz zu uns, von unserer Seite kein Herz, keine Energie wenigstens: denn Ernst ist es uns doch, und uns allein. Der alte Canitz ist auch nicht der Mann, die Sache durchzuführen, obgleich er gottlob nichts verdirbt, und die Sache mit Zähigkeit wenigstens auf dem alten Punkt erhält. Mit Oesterreich werden die Verhältnisse immer gespannter, und ich glaube, es wird mit dem Bruch bald geradezu drohen. . . . Oesterreich und Baiern wollen die Einrichtung einer neuen provisorischen Centralgewalt, ohne irgendeine Garantie dafür zu geben, daß dieselbe nicht gleich zur Sprengung unseres Bündnisses und zur Verhinderung des Bundesstaates gebraucht werde; wir wollen uns auf nichts einlassen, ehe uns nicht diese Sicherheit gegeben wird. Gott gebe, daß wir wenigstens daran festhalten; alles Andere wird sich finden. Ebenso halten wir fest am Verfassungsentwurf; und die deutsche Nation wird wenigstens sehen, daß Preußen das Mistrauen nicht verdiente, welches die Gothaner mit Recht gegen die Regierungen ausgesprochen haben, daß es ihnen auch diesmal nicht Ernst sei. Ebenso ist man ganz klar darüber, daß Preußen in einem

Beschlüsse Vielen Muth. Auch dem preußischen Ministerium, welches von den Ultras gedrängt und vom Könige hingehalten wird in Allem, was sich auf Oesterreich und Baiern bezieht. Den Wahlen geht man ohne innerliche Freudigkeit entgegen: man sieht, sie sind eine Lotterie, und wenn

---

Bundesstaat kein Directorium neben sich dulden kann, sondern auf seiner eigenen Vorstandschaft bestehen muß; ich rechne es Canitz hoch an, daß er auch darin fest und klar ist. Der schwierigste Punkt bleibt eben für den Augenblick die provisorische Centralgewalt; je entschiedener wir die Nichtanerkennung der jetzigen Reichsverweserschaft ausgesprochen haben, um desto weniger können wir ableugnen, daß die Mitglieder des Bundes, auch die unserem Bündniß nicht beitretenden, ein Recht darauf haben, die Einrichtung einer neuen für den Bund von 1815 zu fordern, dessen Rechtsbeständigkeit wir anerkennen, und dem wir daher das Bedürfniß eines provisorischen Organs nicht absprechen können. Oesterreich und die andern Staaten sind bereit zu einer durch Oesterreich und Preußen ohne einen Dritten gebildeten provisorischen Centralgewalt; dagegen haben wir an und für sich gar nichts, aber Alles scheitert daran, daß wir zugleich von Oesterreich die Erklärung fordern müssen, dem jetzigen Bündniß und künftigen Bundesstaat nichts in den Weg legen zu wollen, und daß Oesterreich diese Erklärung nicht geben will — es ist beinahe hoch zu achten, daß es nicht perfid genug ist, eine solche Erklärung, die es nicht halten würde, zu geben. — Darüber wird nun seit Wochen hin und her verhandelt, d. h. gezankt; und wir drehen uns immer im Kreise herum, und kommen keinen Schritt vorwärts. Doch mehren sich die Beitrittserklärungen zum Bündnisse; und ich hoffe, wir werden in einiger Zeit im Stande sein, den Reichstag auszuschreiben. Ich denke, die Kammern werden das fordern — mögen sie uns diesmal ernstlich unterstützen! Sobald einmal dieser entscheidende Schritt geschehen, wird uns ganz Deutschland unterstützen, und ich bin vor nichts mehr bange.

„Jetzt stehen wir freilich an einer argen Krise, der Ausführung des Waffenstillstandes! Er ist jämmerlich genug, viel schlechter als der von Malmö — aber ich bin auch vollständig überzeugt, daß nichts Anderes, nichts Besseres zu erlangen war. Vor der Unmöglichkeit muß Jedermann stehen bleiben. Die Artikel sind nicht so schlecht, wie sie sein könnten, und wir mußten abschließen. Aber ob die Ausführung möglich ist? Und nun das unglückselige Zusammentreffen mit dem Unglück von Fridericia! Es ist kein Zweifel, daß die Dänen die Unterhandlungen aufhielten, um diesen Coup erst möglich zu machen, und dann auf den Abschluß drangen, als sie ihn ausgeführt wußten. Es ist zum Verzweifeln und man möchte blutige Thränen weinen. Die erste unsichere Nachricht kam hier an, als eben die Sachen paraphirt waren; natürlich hätte doch an keine Aenderung mehr gedacht werden können — so wenig wie die Dänen ihrerseits an eine solche gedacht haben können; sie wollten offenbar nur das letzte Wort haben, und ihren Haß gegen die Schleswig-Holsteiner noch einmal befriedigen. Nun liegt die Sache, wie sie liegt — wir müssen durch, d. h. heraus: aber daß die Angelegenheit nun zu Ende sei, das wird wol kein ernsthafter Mann glauben. Daß die übrigen deutschen Höfe mehr oder weniger formell accediren und in keinem Fall den Krieg auf ihre eigene Hand fortsetzen werden, liegt freilich auf der Hand. Aber das Geschrei wird darum nicht minder groß werden und sich natürlich doch allein gegen Preußen kehren. In diesem Punkte können wir zwar glücklicherweise unserer eigenen Kammern gewiß sein, und das ist etwas, wenn man doch einmal durch muß."

man auch gewinnt, ist man nicht sicher, daß der Gewinn ausgezahlt wird. Der König kann ja wieder auflösen, und der Belagerungszustand kann wieder eingeführt werden. Ist er doch noch nicht einmal aufgehoben. Die Regierung scheint ihn als einen normalen Zustand anzusehen. Deshalb sieht die Nation das parlamentarische System als eine mühsame und kostspielige Spielerei, einen schlechten Spaß an.

Das tragische Ereigniß von Fridericia macht einen entsetzlichen Eindruck. Die Kölnische Zeitung selbst schreit Verrath! Bonin sagt, Prittwitz habe ihm die Einschiffung Rye's nicht gemeldet: dieser berichtet, er habe sie gemeldet, sobald er sie erfahren, es sei aber schon zu spät gewesen. Jeder Vernünftige glaubt ihm dies, sagt aber auch: so wäre es nicht gekommen, wenn Preußen den Krieg in den letzten sechs Wochen nicht so ganz schlaff geführt hätte. Und dagegen läßt sich nichts sagen. Es war Pflicht des preußischen Befehlshabers, den Feind vom Norden abzuhalten, auch wenn er mit der Belagerung Fridericias nicht einverstanden war, wie dies allerdings sich aus seinem Berichte ergibt. Prittwitz hatte Recht, sich strategisch gegen diese Belagerung zu erklären: allein Bonin konnte doch gute Gründe haben, wegen der Stimmung der Truppen und der Herzogthümer, sie zu unternehmen. Das Schlimmste ist das Zusammentreffen mit dem Waffenstillstand. Alles wäre noch gut zu machen, wenn ein neues Ministerium in Aussicht stände. Allein statt dessen ist ernsthaft (wie es scheint) die Rede gewesen, es durch ein Ultra-Ministerium zu ersetzen! Der Beitritt der Sechsundzwanzig ist auch zum größten Theile nicht erfolgt, obwol in Aussicht bis auf Würtemberg. Dann ist eine kräftige deutsche Adresse nöthig, dann der Reichstag. Wird's dazu kommen? Wird's noch Zeit sein?

Die Russen sind in Debreczin, glücklicherweise ohne Widerstand: die Ungarn sind nirgends geschlagen: sie haben bei Eles die Kaiserlichen zurückgeschlagen: Arad ist ihr. Wird Görgei den Süden gewinnen, Dembinski Galizien? wird Bem mit Perczel den Ban erdrücken können? Teleki und seine Freunde sprechen siegesgewiß. Die Oesterreicher schimpfen auf Preußen und lassen mit Baiern Truppen nach Würtemberg einrücken, oder wenigstens nach Bregenz. Die Liga ist offen da. Ob für Friedrich Wilhelm IV.? Gewiß nicht!

Die durch den Waffenstillstand mit Dänemark eingetretene Sachlage ist von Bunsen in einer Denkschrift erörtert: „Beurtheilung des zwischen den Königen von Preußen und Dänemark in der schleswigschen Angelegenheit am 10. Juli d. J. abgeschlossenen Waffenstillstandes und der Friedenspräliminarien.“

Dieser Denkschrift, welche zunächst wieder davon ausgeht, daß der Abschluß des Waffenstillstandes unvermeidlich gewesen, und daß

unter den bestehenden Verhältnissen noch so viel bei demselben erreicht worden sei, als ein vernünftiger Politiker irgend erwarten durfte, entnehmen wir die folgenden weiteren Ausführungen:

Im Allgemeinen wird festzustellen sein: kommt Deutschland nur in den nächsten Monaten in eine bessere politische Stellung, so steht der Vertrag nicht im Wege, um Alles zu erlangen, was die Bevölkerung und die achtungswerthe öffentliche Meinung von ganz Deutschland fordert und wünscht. . . .

Bleibt Deutschland in seiner jetzigen politischen Zerrissenheit, Verlegenheit und Machtlosigkeit, so wird man den Vertrag zu Gunsten Dänemarks auslegen, und Dänemark in seiner gegenwärtigen antideutschen Politik bestärken: allein im entgegengesetzten Falle wird Deutschland sich hüten, Frieden zu schließen, ohne durch geheime Artikel über die leitenden Grundsätze bei der bevorstehenden Anordnung der Erbfolge sich Gewißheit und Garantie verschafft zu haben. . . .

Es ist das Mistrauen der deutschen Völker in die Absichten der Regierungen, oder vielmehr der immermehr im größten Theile Deutschlands überhandnehmende trostlose Unglaube an eine jede, durch die Regierungen und deren guten Willen zu führende, befriedigende politische Zukunft, welche dem aller Täuschungen sich möglichst entkleidenden Staatsmann als das größte aller Uebel in dieser Zeit beispielloser Drangsale und Gefahren erscheinen muß. Entgegenkommendes Vertrauen nach muthig gefaßtem Entschlusse kann allein Hoffnung auf Rettung geben. . . .

Allerdings erlauben weder der Ton der öffentlichen Blätter, noch der Inhalt der hier eingehenden Privatbriefe angesehener und wohlmeinender Personen irgendeine Täuschung über die in den Herzogthümern, ja in ganz Deutschland, besonders infolge des wirklich scheußlichen Racheblutbades von Fridericia herrschende Erbitterung gegen Dänemark und desfalls gegen den Abschluß. Die amtliche Erklärung der Statthalterschaft an die königliche Regierung stellt einen entschiedenen Widerstand gegen die Ausführung in Aussicht. Es ist aber unmöglich, daß so patriotische und weise Männer wie Beseler und Graf Reventlow nicht einsehen sollten, wie eine solche Stellung den Herzogthümern nur schaden, die Sache der deutschen Einheit aber verderben muß. Ein solches feindseliges Auftreten gegen Preußen muß ja die schon herrschende und geschürte Erbitterung gegen die preußische Regierung, und gegen des Königs Majestät persönlich, zu einer bejammernswerthen Höhe steigern. Um so wichtiger erscheint es, daß man jenen Männern eine Aussicht eröffne, wie ohne einen solchen verderblichen Widerstand und ohne eine Verletzung oder unredliche Auslegung des Vertrages die Herzogthümer eine würdige und gesicherte Stellung einnehmen können. Wenn man gleichzeitig mit ihnen den Beitritt Holsteins zum berliner Reichs=

verfassungsentwurfe und Reichsverwaltungsrathe vereinbaren könnte, wäre gegründete Hoffnung, sie und das Land für die friedliche Stellung auf Grund des Vertrages vom 10. d. M. zu gewinnen. . . .

Wir kehren nunmehr zu Bunsen's Tagebuch zurück:

Dritter Abschnitt: 18.—22. Juli.

Der vorgeschlagene Unionsentwurf mit Oesterreich.

Selbst nach den Ereignissen von 1848 und den eigenen Erfahrungen von 1849 war es mir wie ein Donnerschlag vom heitern Himmel, als ich am 20. Juli, Freitag Mittag, die Nachricht in der Kölnischen Zeitung vom 19. fand, aus der Constitutionellen Zeitung entlehnt, daß Preußen Oesterreich einen Unionsvertrag in 15 Artikeln angetragen, nach welchem beide Reiche, Deutschland und Oesterreich — Eine Diplomatie, also Eine Politik und Eine politische Regierung haben sollten, und eine Bundesbehörde von vier Bevollmächtigten unter Oesterreichs Vorsitz über Krieg und Frieden zu entscheiden haben würde. Einige Minuten später ward es mir klar, daß ich gar nicht hätte darüber in Erstaunen gerathen sollen: wenigstens, daß die Sache in den Hauptpunkten gewiß sei. Am Dienstag Nachmittag hatte ich das infolge des Geschreies aller Zeitungen über Verrath der zwei Könige und die bairisch-österreichische Verschwörung veröffentlichte Protokoll vom 26. Mai gelesen, worin der hannoverische und der sächsische Bevollmächtigte, jeder besonders, ihre Verwahrungen einlegen gegen den von ihnen unterzeichneten Vertrag. In diesen Erklärungen wird dem preußischen Entwurfe, welchem man nachgegeben, gerade auch dies vorgeworfen, daß er dem Reichstage die Entscheidung über Krieg und Frieden, und was damit zusammenhänge, entzöge.

Nun verstand ich eine mir bis dahin dunkel gebliebene Stelle in der hannoverischen Denkschrift. Allerdings konnte man beide Actenstücke anders erklären, ehe man von jenem Unionsantrage wußte: aber sowie man diesen gelesen, stimmte Alles zusammen. Nur Eins schien unglaublich, daß Oesterreich den Antrag nicht angenommen. Allein auch dies ließ sich erklären. Erstlich hat Schwarzenberg eine grenzenlose Anmaßung und zweitens das Gefühl dessen, was Oesterreich thun wird, sobald Ungarn unterjocht ist, nämlich sich von den constitutionellen Gaukeleien lossagen, was es auch ohne Zweifel mit Rußland in vertrauten Besprechungen verabredet hat. Außerdem aber ist der Vorschlag, wie er liegt, unausführbar. Es muß geradezu heißen: Oesterreich leitet die Politik und Diplomatie beider Reiche, wie es schon lange gethan, nun ganz entschieden: kein Deutscher kann ja Oesterreich, mit seinen verwickelten Beziehungen und seiner noch verwickeltern Politik, im Auslande vertreten, aber warum nicht Oesterreich Deutschland,

das doch nie eine Politik gehabt? Also dieser Punkt muß in diesem Sinne festgestellt werden. So verhielt sich die Sache. Diese Ueberzeugung war mir so gewiß, daß ich eine Stunde später um 1 Uhr in einer Conferenz mit Palmerston ihm die Sache, als durch Zeitungsnachrichten glaubhaft gemacht, so darstellte: „Das ist die Folge eurer Politik, ihr habt das deutsche Bundesreich nicht gewollt; nun treibt ihr uns dahin, uns in Oesterreichs Arme zu werfen, also Rußlands; ein Reich von 70 Millionen wird jedenfalls hinreichen, um uns Achtung zu verschaffen. Das Uebrige wird sich finden. Mir selbst persönlich ist diese Wendung gewiß sehr leid. Denn mislingt die Vereinigung, so entstehen endlose Verwirrungen und innere Kämpfe; gelingt sie, so werdet ihr und Frankreich uns als Weltmonarchie befeinden; jedenfalls verliert Deutschland seine nationale Politik, welche die eines nur zur Vertheidigung starken Bundesstaates ist, wie Natur, Sprache und Geschichte ihn lange vorbereitet. Allein die Herstellung des alten Bundes ist nicht möglich; ein vereinzeltes Bestehen der einzelnen deutschen Staaten ist es auch nicht; so bleibt uns, da man sich gegen den deutschen Bundesstaat verschworen, nichts übrig als die Verschmelzung mit Oesterreich. Sehet ihr zu, was daraus wird. Amtlich weiß ich nichts. Aber ich glaube, die Sache verhält sich, wie die Zeitung sie heute gemeldet. Wir würden hiernach Oesterreich den Besitz aller seiner Länder garantiren, also namentlich der Lombardei und Venedigs, natürlich auch Ungarns." —— Palmerston versuchte zuerst die Sache als ungereimt, unmöglich zur Seite zu schieben, allein ich erlaubte ihm nicht, sich ihrer so zu entledigen, und nun sagte er: „Well, the tendency towards a German Union was laudable, only it appeared merely good as a plaything; could it be realized, it would be beneficial and it would entirely suit the policy of this country. But the plan to erect such a monster of an Empire is an other thing. That would be a public nuisance and what a policy for Germany to guarante to Austria Italy and Hungary now! It would produce an hostile position of England and France against it. It would be a renewal of the Holy Alliance, only in a more practical and formidable shape. That is impossible."*) Ich antwortete: „Well, keep in mind

---

*) „Das Streben nach einer deutschen Union war löblich, nur schien es ein bloßes Spielzeug zu sein; könnte es verwirklicht werden, so würde es wohlthätig wirken und ganz der Politik dieses Landes entsprechen. Aber der Plan, ein solches Ungethüm von Reich zu errichten, ist etwas Anderes. Dies würde ein allgemeines Unheil sein. Und was für eine Politik für Deutschland, Oesterreich jetzt Italien und Ungarn zu garantiren! Es würde dies nothwendig eine feindliche Stellung Englands und Frankreichs hervorrufen. Es wäre eine Erneuerung der Heiligen Allianz, nur in einer praktischeren und furchtbareren Form. Das ist unmöglich."

what I have told you and let me know if you hear something about it from your agents."*)

So wenig als Palmerston wollte Colloredo etwas davon wissen. Uebrigens war dieser derselben Meinung wie ich: ein solcher Plan sei unausführbar und mit einer parlamentarischen Verfassung in einem oder in beiden Reichen durchaus unvereinbar.

Noch am Freitag Nachmittag nahm ich Gelegenheit, als Drouin de Lhuys mir seinen Antrittsbesuch machte, die ganze Sache academicamente offen zu besprechen. Er faßte meine sehr ausführliche Auseinandersetzung sehr gut und scharf auf, und gab mir dann seine bündig und kunstgerechte französische Formel fertig zurück. „Le rétablissement de l'ancienne confédération est impossible, les états ne sauraient pas se maintenir dans leur isolement; le projet de Francfort, tel qu'il a été repris et remodelé à Berlin, donne à l'Allemagne la consistence nécessaire, sans lui donner une force ou tendance aggressive; elle tient la balance vis à vis de l'Autriche et de la Russie. Si ce projet ne se réalise pas, à cause de la jalousie et de l'amour propre dynastique, il y aura ou la république ou l'asservissement sous l'Autriche. La république remuerait l'Europe, la monarchie de 70 millions reproduirait les inconvéniens de celle de Charles V et de la Sainte-Alliance."**) Er sagte dann für sich, als er Minister gewesen, habe man sich beschränkt, die deutsche Bewegung zu beobachten. Was beunruhigt und gestört habe, sei das aggressive Auftreten Deutschlands in allen Ecken gewesen, in Schleswig und in Lüneburg, man habe Reden gehört vom Elsaß und den Ostseeprovinzen. Ein deutscher Bundesstaat, wie ich ihn geschildert, werde Frankreich keine ernste Gefahr bringen, und sollte deshalb keine feindselige Stimmung hervorrufen. Er verabscheue aber den Gedanken der Union mit Oesterreich.

Den folgenden Tag, Sonnabend, verfolgte mich der Gedanke wie ein Gespenst, es war der Geist von Philippi für Friedrich Wilhelm, es war la fin de la fin, welches ich ihm vorhergesagt am 3. April. Der Gedanke war Selbstmord und deshalb doch nicht weniger Verrath an Deutschland.

---

*) „Behalten Sie das, was ich Ihnen erzählt, im Gedächtniß und lassen Sie es mich wissen, wenn Sie von Ihren Agenten etwas darüber hören."

**) „Die Wiederherstellung des alten Deutschen Bundes ist unmöglich. Die Staaten würden sich nicht in ihrer Vereinzelung behaupten können. Der frankfurter Entwurf, wie er in Berlin aufgenommen und verändert worden ist, gibt Deutschland den nothwendigen Halt, ohne ihm eine aggressive Kraft oder Tendenz beizulegen; es hält so das Gleichgewicht aufrecht gegenüber Oesterreich und Rußland. Wenn dieser Entwurf aus dynastischer Eifersucht und Selbstsucht nicht verwirklicht wird, so wird es entweder zur Republik kommen oder zur Knechtschaft unter Oesterreich. Die Republik würde Europa in Aufregung versetzen. Das Siebzigmillionenreich würde die Misstände des Reiches von Karl V. und der Heiligen Allianz erneuern."

Die Berichte der englischen Gesandten und die Aussagen Benningsen's und Beust's waren also im Wesentlichen ganz in der Wahrheit begründet. Noch begründeter war das Mistrauen der Nation in die ganze Verhandlung. Und nun dieser Unionstraum, dieser kaum durch seinen Unsinn entschuldbare Verrath an Preußen und an Deutschland!

Zu meiner Beruhigung über mich selbst holte ich mir die Denkschriften herbei, die ich vom 5. bis 9. Februar über diese Angelegenheit in Frankfurt abgefaßt und mit Camphausen, Gagern und Vincke durchgegangen, ja mit Radowitz selbst in aller Offenheit durchgesprochen. Ich las darin, gleich zu Anfang als leitenden Grundsatz, die Selbständigkeit der Politik, also der Diplomatie Deutschlands. Ich ging dann zurück zu meinem Vortrag am 21. Januar und der Kritik über Radowitzens Plan einer mehr als völkerrechtlichen, internationalen Verbindung Deutschlands mit dem Gesammtstaate Oesterreich. Man konnte wahrlich nicht sagen, daß ich den König diesen Weg geführt oder auch ihn nicht früh und stark genug gewarnt. Meine politischen Freunde gingen damals ungern auf den Gedanken der Feststellung des Verhaltens zu Oesterreich ein; sie werden sich seitdem sattsam überzeugt haben (was Blittersdorf ganz richtig einsah), daß dieser Punkt die eigentliche politische Hauptfrage der Zeit war. Das Gute in jenem Vorschlage ist theils gestohlen, theils Verderbung meines Planes; so die Garantirung Oesterreichs und die Vermittelung.

Ich schüttete am nächsten Tage (Sonntag) mein Herz aus in Briefen an Stockmar und an — — Mit dem Feldjäger sandte ich an die Regierung nur eine kurze Andeutung der hier über Deutschland eingegangenen Meldungen und Briefe. Pr. A. hatte mir den traurigen Zustand genug angedeutet in seinem Briefe vom 18., und P. hatte mir durch seine Antworten die näheren Erläuterungen gegeben.

Der Hauptbericht der Sendung war aber die Beurtheilung des dänischen Waffenstillstandes und der Friedenspräliminarien.*) ... Ich berichtete außerdem über die politischen Debatten im Oberhause, den Sieg des Ministeriums dabei, und die triumphirende Rede Lord Palmerston's am folgenden Tage (Sonnabend) im Hause der Gemeinen, bei Besprechung der ungarischen Angelegenheit; die beste politische Rede der Sitzung, wie Peel's die beste über die inneren Verhältnisse war.

Endlich meldete ich P.'s und meine Ansicht über die römische Angelegenheit. „Die Römer werden eine constitutionelle Verfassung erhalten, wenn das übrige Italien sie erhält; sie werden sie verlieren, falls sie sie auch jetzt erhielten, wenn das übrige Italien sie verliert; dieser Punkt wird in sechs Monaten entschieden sein." In diesen Worten faßte ich die Unterredung zusammen, und P. nahm die Formel an.

---

*) Vgl. S. 20—22 den Auszug aus Bunsen's Denkschrift über diesen Punkt.

Im Gedanken, Humboldt würde eine Theilnahme dafür empfinden, gab ich eine urkundliche Darstellung der rc. Ansichten und Ansprüche Englands, der spanischen Republiken und der Vereinigten Staaten über das Recht eines Staates und Königs von Mosquitia, und insbesondere auf den Hafen von San-Juan de Nicaragua. Die Moral ist: England hat einen Spuk aufgestellt, es will aber nicht selbst dort etwas erwerben, was Colonisation erfordert; man sollte die Linie von San-Juan nach Leon so behandeln, wie die von Panama nach Chagres: kosmopolitisch, für alle Nationen, ohne Oberherrlichkeit weder Englands noch der Vereinigten Staaten.

Zur Erholung für das lange Tagewerk besuchte ich um 6 Uhr meinen wahrhaft geachteten und als Freund geliebten Collegen Bancroft, der mir beistimmte in meiner Ansicht und mir des Präsidenten Instruction über die Sache zeigte. Wieder Mistrauen und daraus keimende Feindschaft. Aber die amerikanische Diplomatie läuft in Amerika der englischen den Rang weit ab. Schon am 22. Mai (Tag der Depesche) war ein geheimer Unterhändler Squire auf dem Wege nach Leon, um denen von Nicaragua zu sagen, sie sollten keinen Zoll abtreten. Mosquito sei nichts. Das Land gehöre den spanischen Colonien, denn es habe Spanien gehört nach derselben Theorie, nach welcher England seine Rechte in Amerika erworben.

Ich redete ihm ernst zu, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben, sondern zum Frieden zu leiten; ich sei überzeugt, England wolle (und könne) dort nicht colonisiren; es sei begreiflich, daß England bei einem der Brückenpunkte der beiden Weltmeere seine Einwirkung zu sichern sich bestrebe; man solle es nur zu einer Erklärung nöthigen, daß es nichts Egoistisches dabei im Schilde führe und keine Vorzüge verlange. Bancroft versprach dies. Er ist ein durchaus sittlicher Mensch, aber nicht ohne Zorn gegen Englands übergreifende Handelspolitik, und das kann ich ihm nicht verübeln, und, wenn er sie mit Freisinnigkeit bekämpft, nur billigen.

Hinsichtlich der Angelegenheit des deutschen Reiches selbst, auf Grund des berliner Entwurfs, stand die Sache des Beitritts (St.-A. 17. Juli) so, daß nur der Beitritt von zweien zweifelhaft blieb: Holstein mit Lauenburg und Luxemburg.

Jener Beitritt wird erfolgen auf weitere Verständigung über die Herzogthümer; dieser auf Freigeben Limburgs vom engern Bunde.

Es bleiben also eigentlich nur die beiden Könige von Napoleon's Gnade draußen. Spätestens 1. August Berufung des Reichstages zum 1. September. Sonst geht's schief.

Vierter Abschnitt: 23. bis 27. Juli.

Osborne House.

Die tragischen Nachrichten und trüben Aussichten, mit welchen ich London am 25. verließ*), wurden mir nur zu sehr bestätigt und bewahrheitet durch das, was ich in Osborne House erfuhr, und durch die Briefe aus Berlin, die mir daselbst von London zukamen.

Der Prinz hatte Nachrichten durch Stockmar, Prätorius und Meyer (der vom Prinzen von Preußen nach Rastadt und von da nach der Schweiz gegangen war, wahrscheinlich um Unterwerfung und Amnestie zu vermitteln), außerdem durch Andere Nachrichten von Bedeutung. Alle kamen darin überein, daß die Könige sammt und sonders den König, Preußen und Deutschland verriethen; der König von Würtemberg zunächst, dann der von Hannover; Baiern und Oesterreich hätten offene Feindschaft im Schilde und suchten nur Zeit zu gewinnen. Ungarn war verloren; sobald es abgeschlachtet war, kam die Reihe, das Recht, die Versöhnung zu empfangen, an Deutschland. Die österreichische Verfassung ward unterdessen festgehalten, aus demselben Grunde, weshalb sie gegeben war, weil sie unausführbar ist, jenseit der Provinzialfreiheiten und Verwaltungsreformen, einschließlich der Befreiung des Eigenthums. Man wird leicht den Beweis führen können, daß das Centralparlament nicht möglich sei oder ins Verderben stürzen müsse und man wird mit einem ständischen Ausschusse regieren, wie vorher ohne denselben. Ungarn wird Provinz sein wie Italien und Galizien mit einem Zollsystem; die Herrschaft über Deutschland durch und mit Preußen, gestützt auf die vier übrigen Könige und die Pfaffen, wird die innere Cohäsionskraft ersetzen sollen. Das wird gehen, „autant

*) Aus den Tagen vor der Abreise nach Osborne ist noch folgende Aufzeichnung hier einzuschalten:

„Montag 23. Kerst mit Bancroft, Kries und Samwer zu Tisch. Kerst war Philolog, dann sechs Jahre Ingenieuroffizier in Brasilien, dann wieder Philolog, Director, Mitglied für Frankfurt. Er ist gegen die Mischung ganz verschiedener Stämme; die Mischlinge haben die Fehler und Mängel, aber nicht die guten Eigenschaften und Vorzüge der beiden Urstämme. Die Vervollkommnung des Negers (und Negerschädels) durch Bildung gab er zu. Er erzählte dann die Geschichte eines entlaufenen brasilianischen Mulattensklaven, der in Lissabon weglief, Milchbruder eines vornehmen Portugiesen in Coimbra wurde, dann in Brasilien bis zum Conde di Rio Scuo aufstieg, endlich von seinem ursprünglichen Herrn erkannt und zurückgefordert wurde. Man entging seiner Forderung durch ein Gesetz, wonach man einen Sklaven, den der Herr nichts hat lernen lassen, gegen Sklavenpreis kaufen kann, wenn er entflieht.

„Kerst hält ganz zu Gagern und Gotha. Er hält den Unionsvertrag nicht für unmöglich, obwol natürlich für unausführbare Thorheit. Radowitz, klar im Einzelnen, sei phantastisch im Großen.“

que cela dure", wie der Gascogner sagte, und nicht länger. Dann kommen neue Krämpfe und Kämpfe, und die deutsche Erde wird viel Blut trinken!

Am nächsten Morgen (26., Dienstag) brachte die Post die Briefe des Grafen Bülow mit der Anlage von Schleswig, und Abeken's. Es war nach Lesen derselben gerade noch Zeit, mit dem um neun abgehenden Postboten einen Brief des Prinzen Albert an den Pr. v. Pr. abgehen zu lassen, und diese Gelegenheit zu benutzen, um dem Prinzen die hiesigen Eindrücke und meine schlimmen Ahnungen und Befürchtungen zu schildern. Prinz Albert hatte mich ermächtigt, den Brief durch die Post zu senden.... Warum sollte mir's nicht auch einerlei sein, daß man hier und dort meine Ueberzeugung läse? Habe ich doch längst alle meine Schiffe verbrannt und guten Rath gegeben, Freund und Feind, ohne alle Rücksicht auf die Folgen für mich! Ich werde meinen Posten behaupten als eine Festung der Freiheit, solange ich kann; allein ich werde nicht ein Wort der Warnung zurückhalten, um drohende Angriffe zu entfernen oder ihnen zuvorzukommen. Jenseits ist für mich Alles, wonach ich mich sehne: Muße zum Nachdenken über das Göttliche in den menschlichen Dingen und zum Schreiben, wenn mich Gott Ersprießliches finden läßt im letzten Grunde der Untersuchung. Ich lebe eigentlich, wie ein Gelähmter geht, die Schwingen, die mich fördern könnten, sind wie gebunden, doch nicht gebrochen.

Ich sagte der Königin gestern Abend, man sollte die jungen Prinzen von Preußen Macaulay und Guizot über die englische Revolution von 1640—1688 lesen lassen. Die Königin stimmte dem von Herzen bei. Ich sagte ihr, daß die deutschen Studenten nach den sichersten Nachrichten in Bonn und Berlin fleißiger als je die Vorlesungen besuchten und eifriger als je für sich studirten, und daß die Kirchen in Sachsen voller wären als seit zwanzig Jahren. Die Nation sei nicht müde, aber unmuthig; die Regierungen haben das Vertrauen verloren. Graf Brandenburg meine es ehrlich, so werde Schleinitz es auch thun in der deutschen Sache; allein man traue ihm weder Kraft noch Einfluß genug zu, das Werk durchzuführen. Man fühle allgemein, zur Rettung sei jetzt Handeln nothwendig, und das im nächsten Monate, und Berufung des Reichstages zum September.

General Oudinot's Restauration und Präsident Napoleon's Buße.

Am 10. Juli sagte General Oudinot der Deputation der hohen Geistlichkeit Roms, welche ihm ihren Dank ausdrückte: „Das Heer und die Geistlichkeit sind die beiden großen Körperschaften, welche bestimmt sind, die Zukunft zu retten." Der Präsident der französischen Republik, Louis Napoleon, sagte in Ham bei seinem dortigen Besuche: „Er sei fern, sich der Handlung zu rühmen, welche die Ursache seiner Haft gewesen. Der Um-

sturz einer Regierung sei eine so ernsthafte Sache, daß er nicht begreife, wie er die Kühnheit haben gekonnt, einen solchen Versuch zu machen."

Eisenbahnkönig Hudson, Gespräch beim Luncheon seitens der Hofleute.

Der Prinz war gestern in Portland-Harbour. Die Arbeit wird von Gefangenen gethan. Einer war auf sieben Jahre zur Deportation verurtheilt, weil er zwei Gänse gestohlen, ein Anderer, weil er ein Papier unterzeichnet, was als Forgery aufgefaßt wurde. Die Leute sagten: „Wie viele in der Aristokratie haben viel mehr gethan! Und was hat Hudson gethan, dem die Aristokratie ein Ehrengeschenk von 20000 Pfd. St. machte? Jetzt verkauft er für 700000 Pfd. St. Güter, aber man kann ihm nichts anhaben. Und weshalb bestimmte man ihm jenes Ehrengeschenk! Weil die Geber durch ihn Tausende und Zehntausende gewonnen hatten. Unterzeichnete doch selbst Lord Morpeth (jetzt Earl of Carlisle); allerdings sagte man, er habe als Parlamentsglied für Yorkshire nicht umhin gekonnt. Aber weshalb nicht? Sir R. Peel war damals bei Hof und konnte sich nicht enthalten, seinen Unwillen über die Hudson-Memorial zu äußern. Auch jetzt noch hütet man sich sehr, Hudson anzugreifen, zu beantragen, daß er aus dem Hause der Gemeinen gestoßen werde. Weshalb? weil er viele der ersten Familien bloßstellen könnte, wenn er die ihm zu Gebot stehenden Thatsachen bekannt machen wollte." — Mit vollem Beifall angehört und zugestimmt. Aber Mammon ist ein großer Teufel! „In a civilized country every thing at last hinges upon money"*) war die Moral, welche — — beim Aufstehen aus der Geschichte zog, und er hatte vorzugsweise über Hudson moralisirt.

Bülow's Brief **) ist brav, aber trostlos. Er weiß nur zu gut, wo

---

*) „In einem civilisirten Lande kömmt zuletzt Alles auf Geld an."

**) Aus dem hier erwähnten Briefe des Grafen Bülow führen wir die Stellen an, auf die sich Bunsen's eigene Aeußerungen beziehen:

„Ihr Urtheil über den Waffenstillstand ist sehr mild. Freilich ist es eine traurige Wahrheit, daß wir den Frieden haben müssen, und daß es jetzt nicht möglich war, mehr zu erlangen. Aber verhehlen dürfen wir uns nicht, daß es für uns eine bedeutende politische Niederlage ist, und daß sie uns in Bezug auf unsere Stellung in Deutschland unendlichen Schaden zufügen wird. Die Herzogthümer opponiren und suchen die andern deutschen Regierungen gegen uns und zur Fortsetzung des Krieges aufzuregen. In letzterem Punkte werden sie nichts ausrichten, aber in den Herzogthümern selbst wird die Ausführung vielleicht auf entschiedenen Widerstand stoßen. Am meisten fürchte ich dies von der schleswig-holsteinischen Armee. Bei der Regierung und Bevölkerung im Allgemeinen würde die Sache wol auf eine Art von passiven Widerstand hinauslaufen. Im Ganzen ist es mir sehr schmerzlich, daß

es fehlt! Es ist thöricht, da eine Aenderung zu hoffen; also muß man Ereignisse erwarten, die nicht ausbleiben werden, und wenn sie kommen, sehen, wie man dem armen Herrn helfen kann. Denn jetzt kann ihm kein Mensch helfen. Wer ihm helfen will auf dem Wege, den er verfolgt, verdirbt ihn. Er will aber auch nur blinde Werkzeuge, er will nicht Räthe, sondern Diener. Höchstens will er nicht thun, was man ihm abräth; nie thun, was man ihm räth, sobald es gegen seine dynastischen Ideen von Fürstenrecht und Gesalbtenweisheit läuft. Und darin ist er redlich, es ist

---

wir so mit Schimpf und Hohn aus der Sache herausgehen. Auch auf unsere Armee kann es keinen guten Eindruck machen, daß die Leute zuletzt nicht wissen, wofür man sich hat todtschießen lassen.

„Ich wünsche nur, daß wir nicht am Ende aus der deutschen Sache auch noch auf ähnliche Weise, mit sauve qui peut, herausretiriren, die Fetzen an den Zäunen sitzen lassend. Ich traue unsern Lenkern nicht die Energie zu, solche res arduas mit Muth und Consequenz zum Ende zu führen. Es ist auch eben kein fester Wille dahinter. Die Persönlichkeiten, die man wählt, verderben die Sachen. Wir haben überall nur Widersacher und die gefährlichsten oft im eigenen Lager.

„Eine soeben aus Wien eingetroffene telegraphische Nachricht meldet die totale Niederlage der Ungarn bei Komorn. Die Sache geht, wie es scheint, rasch zu Ende. Damit rückt für uns die Krisis in der deutschen Sache heran. Ich halte unsere Stellung für gut und unangreifbar, wenn man vorsichtig ist und Stand hält. Aber es gehört Muth und Ausdauer dazu. Man läßt jede Art von Intrigue und Feindseligkeit gegen uns los und scheut keine Art von Nichtswürdigkeit. Das Cab. Schwz. ist darin unübertroffen. Baiern und Würtemberg sind ganz in seinen Händen. Der Prof. von der Pfordten setzt incendiäre Circulardepeschen gegen uns in die Welt, die Muster von Taktlosigkeit, Unverschämtheit und Absurdität sind. Ich bin neugierig, wohin diese Herren mit ihrer Politik kommen werden.

„Es scheint, daß Oesterreich sich in der römischen Frage sehr coulant Frankreich gegenüber zeigt, woraus ich den Schluß ziehe, daß es die italienische Angelegenheit rasch auszugleichen wünscht, um sich dann nach Besiegung der Ungarn mit seinem ganzen Gewichte auf Deutschland zu werfen.

„Der Prinz von Preußen hat sich in seiner oft schwierigen Stellung mit großer Umsicht, Ruhe und Takt benommen. Er hat Gelegenheit gehabt, die österreichisch-bairische reichsverweserliche Intriguenwirthschaft in der Nähe zu besehen und daraus manche nützliche Erfahrung zu entnehmen. Der Einfluß seiner Anwesenheit auf die Truppen ist vortrefflich, besonders auf die westfälischen und rheinländischen, die für ihn schwärmen. Es ist in diesem Herrn viel Vortreffliches. Er hat Ruhe, Besonnenheit und innere Gerechtigkeit und ist einer objectiven und geschäftsmäßigen Behandlung der Dinge fähig.

„Die Wahlen scheinen im ganzen Lande sehr gut auszufallen und es gibt schon Leute, die sich vor einer reactionären Kammer fürchten. Das ist meine geringste Sorge. Ich fürchte mehr die schwächlichen Centrumswahlen. Eine reactionäre Versammlung hat noch nie ein Land ruinirt, und welche meisterhafte Stellung gibt sie einer weisen Regierung. Aber hic haeret aqua."

seine Ueberzeugung; das Böse darin ist, daß er keine Gründe anhört, sondern Alles besser wissen will, und aus seiner politischen Ansicht eine Religion macht.

Diese Blindheit würde heilbar sein, wenn er ein nichtpreußisches Reichsministerium hätte, mit womöglich einem Fürsten und einigen alten Reichsadelichen darunter; aber seinen geborenen Unterthanen räumt er es nie ein, im Stande zu sein, ihn über die Grundsätze der Politik zu hofmeistern. So kann es aber leicht kommen, daß die Nachwelt ihn als einen falschen Fürsten, einen Jesuiten und einen Tyrannen auffaßt. O, welche entsetzliche Aussicht für Jemanden, der ihn liebt!

Graf Bülow sagt, eine weise Regierung könne viel anfangen mit einer reactionären Kammer, nämlich indem sie alsdann desto leichter ihre Liberalität geltend machen könne. Aber so sagte man auch 1815 bei der Chambre introuvable in Frankreich. Und was war das Ende? Monsieur und seine Jesuiten standen damals im Hintergrunde und waren die eigentlichen Freunde bei Hof; man sagte nur von ihnen, sie seien zu hitzig, plus royalistes que le roi; ils se précipitent dans le bien, sagten damals Andere.

Das Repräsentationssystem ist ein Fluch, wenn nicht durchaus ehrlich. Die Kammern müssen Ausdruck der besten Meinung in der Nation sein, und wenn sie es nicht sind, rechts oder links, muß die Regierung sich nicht auf sie stützen. Bei einer reactionären Kammer sollte nicht Brandenburg, sondern Bismarck Minister sein.

27. morgens. — Der Prinz gab mir seinen Brief zu lesen. Er war eines deutschen Fürsten in jeder Hinsicht würdig. Er sprach die Ueberzeugung aus, daß Preußen und Deutschland verloren sei, wenn man nicht fest bei der berliner Reichsverfassung bliebe und sie ohne Verzug zur Ausführung brächte.

Sir James Stephen wird doch Professor der neuen Geschichte in Cambridge. Er nimmt sich vor, die französische Geschichte zu lesen und daran die Gesammtgeschichte der europäischen Civilisation zu knüpfen. Ich bemerkte dem Prinzen, daß er zu diesem Entschlusse wahrscheinlich durch den Wunsch gekommen sei, Guizot's Werk über die Civilisation Europas und Frankreichs bei seinen Vorlesungen zu Grunde legen zu können. Sonst sei die Ansicht eine einseitige, die großen Epochen in Kunst und Wissenschaft der neuen Welt kämen von den Italienern und Deutschen her, nicht von den Franzosen. Allerdings lasse sich viel sagen für Guizot's Ansicht, daß die Franzosen dadurch so großen Einfluß auf die Welt haben, daß sie zwischen dem praktischen Engländer und dem theoretischen Deutschen die Vermittelung machen. Sie verständen allerdings am besten das geistige Gold auszuprägen und in Umlauf zu setzen. Ihr Einfluß sei aber im Abnehmen. Mir scheine Stephen ein gemüth-

licher, zum Sentimentalen geneigter Mann zu sein, von mehr Eleganz als Tiefe des Gedankens. Die Hauptsache jedoch sei, daß er sich entschließe, die Professur der Geschichte zum Lebensberuf zu machen, in Cambridge zu leben und unablässig einzuwirken auf die Bildung der dortigen Jugend, durch ausführliche, geschichtliche Lehrcurse, nicht durch aphoristische Dilettantenvorlesungen. Immer sei das ein Fortschritt. Stephen sei evangelical, doch, wie sein Artikel über den Kreis von Wilberforce und Hannah Moore zeige, kein fanatischer und engherziger.

Ich erfuhr bei der Gelegenheit, er gelte für einen höchst unliebenswürdigen Mann. Mir war er in unseren persönlichen Unterhaltungen als ein liebenswürdiger Mann erschienen.

Der Prinz bemerkte, als ich ihm Guizot's Theorie über die Bildung der drei leitenden Nationalitäten zueinander und zur Welt auseinandersetzte, des Franzosen Fehler und Gefahr sei Unsittlichkeit, des Engländers Egoismus, des Deutschen Eigendünkel. Jeder Deutsche wisse Alles und Jedes besser als alle Andern. Ich bemerkte dem Prinzen dabei, diese Einspännerei des Deutschen sei wol mehr eine Folge unserer mangelhaften politischen Zustände, des Mangels an Centralisation, als ursprünglich; allerdings sei die Individualisation im Geistigen ein Charakterzug des Deutschen, wie der Föderalismus im Politischen. Allein wenn diesem Streben eine hinlängliche nationale Centralkraft gegenüberstehe, sei dasselbe gerade die Bedingung der höchsten und wohlthätigsten Entwickelung. England und Frankreich haben dadurch einen ungeheuern Vorsprung, daß sie durch das Zusammenwirken der bedeutendsten Geistesfähigkeiten und Vollkommenheiten jedesmal das Beste darstellten, was sie vermochten. Dadurch wurde das Maß des zu Erweisenden gegeben, the standard raised.

Der Prinz beschäftigt sich jetzt lebhaft mit der Idee einer großen Universalausstellung in London. Aller Länder Erzeugnisse und Gewerbringungen sollen dargestellt werden. Die Ausstellung soll in London stattfinden und vier Klassen enthalten: 1) die rohen Erzeugnisse (beste Wolle, bester Flachs) als Grundstoff; 2) die Maschinen, welche die Vorbereitung vermitteln; 3) die Fabrikate; 4) die Kunstproducte zur Veredlung der Technik und des Geschmackes. Ich bemerkte, um dies ganz würdig im allgemeinen Sinn zu gestalten, würde es nothwendig sein, eine gemischte Jury zu bilden zum Vertheilen der Preise.

Alles wird durch Unterzeichnung gemacht. Man verspricht dem Prinzen 200000 Pfd. St. Die vier ersten Preise sollen zu 5000 Pfd. St. sein. Das Unternehmen ist großartig und Niemand wird es leiten können, außer dem Prinzen, durch seine vielseitige Kenntniß und seine Parteilosigkeit.

Das Familienleben der Königin.*)

In Osborne House ist die Königin eigentlich zu Hause. Sie lebt dort ihr häusliches Leben und genießt ihr Familienglück nach Herzenslust; sie lustwandelt allein und mit dem Gemahl, den Kindern, Besuchern durch die schönen und gemüthlichen Anlagen, angesichts des Meeres, welches sie beherrscht und der Wipfel der stolzen Kriegsschiffe Großbritanniens; in der Mitte einer stillen, ländlichen Bevölkerung, welche sie anbetet. Die Kinder genießen Luft und Garten und See nach Herzenslust.

Nachmittags fuhren wir aus, nach St. Clare, dem Landgute von Lady Catherine Harcourt bei Ryde. Dort war ein Bazar für die Einrichtung des Krankenhauses. Die Königin kaufte für etwa 100 Pfd. St. und theilte abends einen Theil der Ankäufe an die Gesellschaft aus.

Nach dem Essen, ehe der Prinz von der Tafel aufsteht, läßt sie die eine oder andere Hofdame auf dem Klavier spielen, womöglich mit Gesang, fast immer deutsche Musik. Sie spielt auch selbst. Haus und Garten füllen sich unterdessen durch des Prinzen Ankäufe und Bestellungen mit Statuen, Büsten, Vasen, Springbrunnen und andern Kunstwerken; Alles in classischem Stil und mit geistreicher Benutzung der nationalen Industrie. Beim Ausfahren im königlichen Bankwagen (char à banc, mit drei Reihen Sitzen) saß ich neben dem Prinzen von Wales und hinter den beiden ältesten Prinzessinnen. Alle sprachen Deutsch, ohne Accent, als Muttersprache, auch untereinander.

Der Thronerbe ist erstarkt und hat ein gemüthliches Aussehen. Ich machte ihn aufmerksam, wie schön es sei, daß alle Menschen, Männer und Frauen, jung und alt, sich hereindrängten, um die Königin zu sehen, weil sie so gut sei und deshalb so geliebt. Es schien ihn zu freuen. Er ist am 9. November acht Jahre alt.

Stockmar wird vom Prinzen und von der Königin als Freund geliebt und als großer Mann geachtet.

---

*) Ueber denselben Gegenstand sagt ein gleichzeitiger Brief Bunsen's:

„Es erhebt das Herz und tröstet in so viel Kummer, zu sehen, wie unter dem Segen einer verfassungsmäßigen Monarchie, wenn sie von oben mit Wahrheit und Würde gehandhabt wird, die Königsfamilie ein Spiegel für das Land ist und Leid und Freude mit ihm theilt, wie unter solchen Umständen selbst in unserer schweren Zeit Herrscher wie Volk so glücklich sein können, als es den Menschen nur vergönnt ist.“

In einem andern Briefe Bunsen's aus derselben Zeit heißt es:

„Die Prinzeß Royal tritt nun bald in ihr zehntes Jahr und wird eine geistvolle Prinzessin werden. Es würde eine «Belle-Alliance» sein, wenn sie einmal dem preußischen Throne zugeführt würde. Doch das ist ja in Gottes Händen und acht Jahre sind jetzt acht Jahrhunderte.“

Bei Tafel wurde die Frage wegen Mosquitia und der Besetzung von San Juan de Nicaragua besprochen. Ich trug dem Prinzen meine Besorgnisse vor, daß daraus ein Krieg mit den Vereinigten Staaten entstehen könne. Der Prinz war der Ansicht, San Juan gehöre Mosquitia, und die Häuptlinge dieses Landes seien seit zwei Jahrhunderten Schützlinge Englands. Es seien zwei Gesellschaften, welche die Unternehmung des Verbindungskanals ausbeuten wollten; beide machten ein Pfandrecht geltend. Darüber müsse man sich verständigen. Vier Millionen Pfund Sterling sollen erforderlich sein; England, Amerika, Frankreich, Deutschland könnten sich darin theilen und gemeinsam die Polizei halten, mit ewiger Neutralität der großen Weltstraße. Ich bat ihn zu bedenken, ob das amerikanische System nicht einfacher sei, die Localgewalt hält die Polizei, bei Panama Neugranada, bei Nicaragua nördlich Mosquitia, südlich Nicaragua, soweit die Küste und ihr Gebiet gehe; im Innern Nicaragua allein oder an der Küste Mosquitia, im Innern die spanischen Republiken. England müsse aber, um seine Theorie vom Staate Mosquitia durchzuführen, mehr für die wirkliche Befähigung jener Wilden thun, als bisjetzt geschehen sei, durch Anziehen von Colonisten und durch Unterrichtsanstalten.

Der Prinz besitzt eine Denkschrift des jungen Peel, welcher in einem Boote den Fluß San Juan heraufgerudert ist, ohne bedeutende Schwierigkeit, trotz der Fälle. Wo diese sind, werde ein Kanal anzulegen sein. Wunderherrlich sei der obere See (von Leon). Der Durchstich betrage nur 20 Millionen. England werde die Sache nicht aufgeben.

Aus einem Osborne House, 26. Juli 1849, datirten Briefe Bunsen's möge sich noch die folgende Stelle hier anschließen:

Der Prinz hat mir offen, wie immer, über seine politischen Ansichten hinsichtlich Deutschlands gesprochen. Er sieht sehr schwarz für die nächste Zukunft Deutschlands. Alle Meldungen, Berichte und vertraute Briefe eingeweihter und befreundeter Beobachter, die hierher gelangen, stellen die Sache als verzweifelt für die Regierung dar, wenn nicht mit größerer Energie, als man allgemein voraussieht, gehandelt wird. Die unverständige absolutistische Reaction in einem Theile des Adels und des Offiziercorps mag entschuldbar und nützlich sein gegenüber der rothen Republik; allein sie ist höchst verderblich gegenüber der großen Masse der gebildeten und besitzenden Nation, welche man die Mittelklassen nennt. Der Verrath aller königlichen Regierungen gegen Preußen und Deutschland ward von der Nation geahnt, als der König ablehnte; jetzt ist er urkundlich und offenkundig. Wer will, kann es in den amtlichen und halbamtlichen Organen des Fürsten Schwarzenberg, und jetzt auch in dem Rundschreiben des bairischen Premierministers von der Pfordten lesen.

Sowie Oesterreich mit den Ungarn fertig ist, schreibt es Deutschland

und Preußen Gesetze vor. O Schatten des Großen Kurfürsten und Friedrich's des Großen! Nur deswegen gibt Oesterreich in Italien jetzt allein den Franzosen nach. Es bleibt dann Preußen nichts mehr übrig, als sich mit Oesterreich um die Polonisirung Deutschlands zu verständigen und unterzugehen, wenn es nicht den Kampf der Verzweiflung unternehmen will — ich sage der Verzweiflung, weil es sich die Sympathien der deutschen Völker zerstört und den Zauber seiner Macht selbst zerschlagen hat. Denn sonst könnte es der Welt trotzen, ja die Feinde würden gar nicht wagen, es anzugreifen, sondern als Vermittler begrüßen.

Fünfter Abschnitt: 28. Juli bis 4. August.

Die politische Denkschrift der Reichsverweserschaft.

Bei der Rückkehr von Osborne House fand ich das saubere Actenstück vor, welches Fürst Wittgenstein an — — gesandt. Ich habe meinen Unwillen über dieses schamlose Denkmal der Ränke Oesterreichs und seiner Erzherzoge in den Randglossen und dem Begleitberichte hinlänglich ausgegossen, und die praktische Lehre ausgesprochen, welche Preußen daraus ziehen sollte. Ich verweise also auf diese Actenstücke und auf die Briefe an den König, die Prinzessin von Preußen, Stockmar, Bülow, Schleinitz und Prinz Albert.

Die hier erwähnte Denkschrift des letzten Ministerpräsidenten des Reichsverwesers, Fürsten Wittgenstein, welche seiner Circulardepesche vom 21. Juli 1849 (an die Reichsgesandtschaften in London, Brüssel und Washington und den großherzoglich badischen Ministerresidenten in Paris) beilag, lautet wie folgt*):

Exposé.

Den österreichisch-russischen Feldzug in Ungarn betreffend.

Der Baron Budberg sah den Fürsten Paskewitsch in Warschau. Die Eröffnung des Feldzugs hat aus der Ursache hauptsächlich einige Verspätung erlitten, daß der russische Feldmarschall nach seiner in Asien und Polen erprobten Methode sich nicht früher hat in Bewegung setzen wollen, als bis sein ganzes Heer vollständig und vollkommen verproviantirt war.

Der Feldmarschall berechnet, daß zwei Monate nach Ueberschreitung der galizisch-ungarischen Grenze aus Dukla, mithin nach ungefähr sechs Wochen von heute, der effective Widerstand der Ungarn im Felde gebrochen sein und alsdann nur noch das Werk der eigentlichen Pacification übrigbleiben werde.

---

*) Die Noten unter dem Text sind Bunsen's eigene „Randglossen“.

Der russische Geschäftsträger in Berlin hat geäußert, daß 40—50000 Mann des Hülfsheeres in Ungarn bleiben würden, während natürlich die Pacificationsmaßregeln selbst durch österreichische Truppen vor sich gehen müßten.

Der dem Feldzeugmeister Haynau beigegebene Civilcommissär für Ungarn, Freiherr von Geringer, ist ein umsichtiger und sehr ausgezeichneter Mann.

In Berlin scheint man den Russen vorzuwerfen, sie beabsichtigten durch eine theilweise Occupation Ungarns und Siebenbürgens österreichische Truppen disponibel zu machen zur Wahrung der Interessen des deutschen Kaiserhauses in Deutschland; eine Sprache, die leider nur zu sehr an die schlimmsten Tage der deutschen Uneinigkeit schmerzlich erinnert.

Die Statistik der kriegführenden Heere ist nach zuverlässiger Angabe folgende:

Magyarisch-polnische Insurgenten 140000 Mann; davon der kaiserl. königl. Hauptarmee gegenüber bei und in Komorn und in den Bergstädten 80000 Mann unter dem Rebellenchef Görgei, der Rest in vier bis fünf kleinen Corps unter verschiedenen ungarischen und polnischen Anführern dem Heere des Marschalls Paskewitsch und dem Banus von Kroatien gegenübergestellt.

Der österreichisch-russische Heereskörper zählt beiläufig das Doppelte der Insurgentenmassen, mithin 200000 Mann; hiervon 80000 Mann unter Feldzeugmeister Haynau bei und um Komorn und 100000 Mann unter dem unmittelbaren Befehle des Fürsten von Warschau auf der Straße von Kaschau nach Pesth.

Die Ursache, warum das russische Heer nicht schon am 2. oder 3. in Pesth gewesen, und dort wahrscheinlich erst am 6. oder 7. eingerückt ist, liegt nicht in dem Widerstand des Feindes; denn die Vorhut des Feldmarschalls berichtet, daß das ihr gegenüberstehende Dembinskische Corps, anfangs 20000 Mann, bis auf 10000 Mann, meist durch Desertion und Auflösung, zusammengeschmolzen sei. Der Fürst-Feldmarschall aber, getreu seinem Systeme, hat drei bis vier Tage bei Miskolz halt gemacht, um seine Lebensmittelconvois nachkommen zu lassen. Er hat diesen Aufenthalt benutzt, um ein starkes Corps von beiläufig 25 Bataillonen und 30 Schwadronen nach Debreczin zu detachiren, um durch die Besetzung dieses frühern Centrums des Aufruhrs einen gewissen moralischen Eindruck hervorzubringen.

Das Zerwürfniß zwischen Görgei und der ultra-magyarischen Partei auf der einen und Kossuth nebst den Polen auf der andern Seite ist jetzt ziemlich offenkundig.

Görgei soll mit dem ungarischen Hauptcorps wol hauptsächlich in der Absicht bei und in Komorn geblieben sein, um nicht mit Kossuth und

den Polen cooperiren zu müssen, und mit den kaiserlichen Heerführern unterhandeln zu können, sobald ihm durch Besetzung Pesths und der Theißlinie der Rückzug abgeschnitten wäre.

Man glaubt in Wien, daß schon binnen vierzehn Tagen Görgei unterhandeln und sich ergeben werde, und das bedeutende Steigen sämmtlicher österreichischen Staatspapiere weist jedenfalls auf ein großes Vertrauen des Publikums hin.

Dessenungeachtet ist vom militärischen Standpunkte aus die Stärke der ungarischen Stellung im verschanzten Lager unter einer Hauptfestung wie Komorn mit zwei Brückenköpfen auf der Donau und der Waag nicht zu verkennen, und ein Heer von 80000 Mann in einer solchen Position bleibt immer formidabel, wenn es hinlänglich mit Lebensmitteln versehen ist. Uebrigens soll in Komorn ein Typhus, dann die Cholera und eine furchtbare Lausekrankheit derart grassiren, daß namentlich die Honveds verweigern, Dienste in der Festung selbst zu leisten.

Der Enthusiasmus der Truppen für den Kaiser ist aufs höchste gestiegen.

Als Seine Majestät bei Raab erschienen, ging die Artillerie proprio motu bis auf 400 Schritte an die magyarischen Verschanzungen vor. Nichts konnte dem Impetus der verschiedenen Heeresabtheilungen widerstehen.

Der Kaiser in jugendlichem Heldenmuthe war thatsächlich und im stricten Sinne des Worts der erste Offizier in dem erstürmten Raab.

Seine Majestät war vom Pferde gesprungen und drang mit gezogenem Säbel, begleitet von dem Feldmarschalllieutenant Wohlgemuth und dem Generalmajor Benedek, über einen brennenden Theil der Brücke in die Stadt.

Der Kaiser von Rußland übersendete alsbald dem Sieger von Raab das St.-Georgenkreuz vierter Klasse, mit dem Bemerken, es sei dies die Anerkennung für das Verdienst eines Grenadierhauptmanns.

Die Unterhandlungen über eine provisorische Centralgewalt betreffend.

Die Unterhandlungen in Berlin zwischen Oesterreich, Preußen und Baiern, die Constituirung einer provisorischen deutschen Centralgewalt betreffend, sind abgebrochen. Der königlich bairische für diese Verhandlungen speciell beauftragte Minister, Herr von der Pfordten, hat die preußische Hauptstadt am 4. d. verlassen, nachdem ihm am 3. abends eine seine Schritte in dieser Angelegenheit billigende Note des münchener Cabinets zugekommen war.

Die Unterhandlung ist gescheitert an dem nichtzugestandenen Verlangen Preußens:

1) daß ab initio Oesterreich den preußisch-sächsisch-hannoverischen Reichsentwurf anerkenne, bevor man übergehe zur eigentlichen Frage, der Bildung einer provisorischen deutschen Centralgewalt; 2) Preußen beansprucht habe, Se. Maj. den König Friedrich Wilhelm an die Spitze des unter Beseitigung Oesterreichs zu bildenden neuen Provisoriums zu stellen, und Berlin als den Sitz dieser Centralgewalt zu bestimmen.

Obgleich es scheint, daß das österreichische Cabinet diese Wendung der Dinge in Berlin vorhergesehen, so hat es doch einen neuen Beweis geben wollen des aufrichtigen Wunsches Oesterreichs, in der großen deutschen Angelegenheit sich mit Preußen und Baiern zu verständigen.

Die Unterhandlungen in Berlin haben demnach das Resultat gehabt, daß Baiern jetzt genau die Größe der preußischen Ansprüche kennt, und daß Preußen jetzt ebenso klar den Entschluß Baierns gehört hat, sich diesen Ansprüchen nicht zu fügen.*)

In München wird man jetzt mehr als je wünschen, die seitherige Centralgewalt zu stützen, und Herr von Prokesch meint nicht zweifeln zu können, daß Herr von der Pfordten darauf bestehen werde, wie er schon vorgeschlagen, dem Reichsverweser 8000 Mann Baiern und Matricularbeiträge zur Disposition zu stellen.

In Berlin wie in Wien glaubt man an eine Verständigung und an ein gemeinsames Handeln Würtembergs mit Baiern.

Was die jetzige würtembergische Regierung anbetrifft, so entsteht nur die Frage, ob in dieser Hinsicht das Ministerium Römer sich mehr oder minder wird leiten lassen durch seine in Berlin vorausgesetzte Abneigung gegen Preußen, oder durch seine Verbindlichkeiten der erbkaiserlichen Partei gegenüber.

Eine zweite Frage ist, ob bei dem Umschwung der Dinge in dem nachbarlichen Baden sich das Ministerium Römer überhaupt wird halten können.

Die Stimmung in Wien, Berlin und München hinsichtlich der deutschen Constitutionsfrage.

Nach den zuverlässigsten Mittheilungen**) ist dem preußisch-sächsisch-hannoverischen Constitutionsproject ein geheimer Artikel hinzugefügt, wonach außer den bekannten Reserven Sachsens und Hannovers diese Regierungen blos für ein Jahr gebunden sind.

---

*) Zu deutsch: Oesterreich und Baiern haben Zeit gewonnen durch Unterhandlungen, von denen sie vorher wußten, daß sie zu keinem andern Erfolge führen konnten.

**) Das heißt nach den vertraulichen Aeußerungen und beruhigenden Zusicherungen, welche diese Regierungen selbst sich beeilt haben Baiern (und gewiß auch auf geradem Wege Oesterreich) zu machen.

Die Meinung verschiedener durch ihre Stellung zu einem competenten Urtheil berufenen Staatsbeamten der letztgenannten Königreiche geht im Allgemeinen dahin, erstens, daß deren jetzige Regierungen entschieden wünschen, sich Freiheit des Handelns zu sichern, in der Hoffnung, ihre oben angedeuteten Reserven zur vollkommenen oder wenigstens theilweisen Geltung zu bringen; zweitens, daß das Maß dieser Actionsfähigkeit seitens beider Staaten bedeutend verringert werden würde, sobald durch ein Aufhören der jetzigen Centralgewalt das durch diese repräsentirte deutsche Einheitsprincip de facto, wenn auch nicht de jure, auf Preußen übertragen würde.*)

Es ist nicht zu verkennen, daß auch ein Theil der kleinen deutschen Regierungen bisjetzt zurückgehalten werde, offen und unumwunden sich für das preußische Project zu erklären (wäre es auch nur aus Furcht vor dem Radicalismus), eben weil die Centralgewalt besteht, und weil man den vorgeblich „Freiheit“ und „Einheit“ anstrebenden Ultrademokraten und Radicalen nicht den Beweggrund entgegenhalten kann, daß im preußischen Project wenigstens die Einheit Deutschlands, wenn auch mit Ausschluß Oesterreichs, in Aussicht gestellt ist.

Nach einer richtigen Bemerkung eines russischen Diplomaten**) ist die Berechnung des preußischen Cabinets dahin gemacht, daß, wenn nur erst Hannover und Sachsen und dann ein bedeutender Theil der kleineren Staaten, sei es selbst nicht länger als auf ein Jahr, sich für das preußische Constitutionsproject erklärt hätten, dem fait accompli und der Zukunft das Uebrige überlassen bleiben könne.

Die Hauptschwierigkeit des ganzen Unternehmens liegt aber immer darin***), daß eben die preußische Aufstellung nur ein Project, und erst durch einen zu berufenden Reichstag zu einer definitiven Constitution erhoben werden kann.

Es ist bekannt, daß in Berlin eine sehr einflußreiche Partei, die unter der Leitung des Urhebers des Projects, Herrn von Radowitz, steht, sehr geneigt ist, die von Gotha aus angebotene Unterstützung der sogenannten erbkaiserlichen Partei der Paulskirche zur Durchführung ihrer Zwecke zu

---

*) Das heißt, Hannover und Sachsen wünschen eben wie Baiern und Oesterreich Zeit zu gewinnen, und ihre Hoffnung ist dabei besonders darauf gegründet, daß Preußen sich zwischen zwei Stühle niedergesetzt und seinen wahren Stützpunkt verloren habe, wozu nach Kräften mitzuwirken beide Regierungen sich um so mehr verpflichtet halten, als sie den in Berlin geschlossenen Vertrag für einen erzwungenen ansehen und als solchen verabscheuen.

**) Bescheidene Bezeichnung offenbar des Freiherrn von Meyendorf in Berlin, an Prokesch oder Budberg.

***) Das heißt, es muß und wird die Sorge der Centralgewalt in Frankfurt sein, um jeden Preis zu verhindern, daß dieser Reichstag zu Stande komme.

benutzen, wahrscheinlich unter dem innerlichen Vorbehalte *), sich dieser ziemlich unpraktischen, auf jeden Fall aber nicht sehr consequenten Hülfsarbeiter nach vollendeter That **) auf eine passende Weise zu entledigen. Nach der übrigens längstvorbereiteten Schwenkung der gothaer Partei von dem unhaltbaren Boden des 20. März auf das nicht minder schwierige Terrain des 28. Mai dürfte das Vertrauen der berliner Staatsmänner zu der Standhaftigkeit und der Principienfestigkeit der Erbkaiserlichen nicht so groß sein, als daß sie nicht früher oder später ein abermaliges Linksumkehrt befürchten müßten. ***) Einstweilen ist es ein Factum, daß eine intime Correspondenz und augenblickliche Uebereinstimmung existirt zwischen Herrn von Radowitz und den Lenkern der Versammlung zu Gotha. Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß die hegemonischen Bestrebungen Preußens nicht allein oder auch nur hauptsächlich in Herrn von Radowitz oder Herrn von Bülow und deren Clienten concentrirt sind, sondern daß sie weit tiefer im Ehrgeize des Volkes selbst wurzeln, und daß sie sich, wenn auch in unterschiedlicher Art und Weise, dennoch immer in derselben Richtung seit dem bekannten Umritte des Königs am 18. März gezeigt haben.

In allen Aeußerungen über den preußischen Constitutionsentwurf und über die darauf bezüglichen Tendenzen der berliner Politik würde stets der Gesichtspunkt der Unparteilichkeit festzuhalten sein, aus dem das Reichsministerium in den Noten an das preußische Cabinet vom 7. und 17. Juni die deutsche Constitutionsfrage behandelt hat, und woraus erhellt, daß, gleichwie die Centralgewalt den Verhandlungen und Entschlüssen in der Paulskirche über die Reichsverfassung fremd geblieben, also auch der Erzherzog-Reichsverweser weder die Berechtigung noch die Ausdehnung des neuen preußischen Bündnisses an und für sich bestreiten, die Verhandlung aber an die betreffenden Staaten und an das übrige Deutschland überlassen wollte. †)

---

*) Einem dem Schreiber des „Exposé“ und seinen Lehrmeistern wohlbekannten religiösen Princip.

**) Die guten Freunde in Berlin, von denen gleich nachher die Rede ist.

***) Erläuternder Zusatz: denn man verläßt sich darauf, daß man in Berlin vergessen habe, wie die Katastrophe in Frankfurt durch die factiöse Verbindung der österreichischen Abgeordneten mit der äußersten Linken herbeigeführt wurde. Die österreichische und russische Diplomatie hat ja immer das Gegentheil behauptet.

†) Das heißt, der Reichsverweser, der seit Auflösung der Nationalversammlung hätte zurücktreten sollen, wird gegen jene Verfassung protestiren, weil sie die Zustimmung Oesterreichs nicht habe, welches weder dieser noch irgendeiner bundesstaatlichen Verfassung beitreten kann, solange es die von ihm verkündete Verfassung für den österreichischen Gesammtstaat festhält. Im nächsten Satze aber sagt der Schreiber selbst, daß Oesterreich entschlossen sei, das unitarische Princip der Monarchie festzuhalten.

Was nun die gegenwärtige Sachlage der die deutsche Constitutionsfrage betreffenden Unterhandlungen zwischen den Hauptmächten Deutschlands betrifft, so ist im Allgemeinen Folgendes zu bemerken.

Die Ansichten der Cabinete von Wien, Berlin und München über die deutsche Verfassungsfrage.

1) In Wien ist das jetzige Ministerium unter der energischen und klar ausgeprägten Leitung des Fürsten Felix Schwarzenberg fest entschlossen, die österreichische Constitution vom 4. März durchzuführen, und etwaige partielle Modificationen nur in der Art zu gestatten, daß auf jeden Fall der österreichische Kaiserstaat als ein unitarisches Ganze dastehe, und jede Idee extraösterreichischer Gesetzgebung durchaus wegfalle. Das wiener Cabinet verwarf das preußisch-sächsisch-hannoverische Organisationsproject, weil selbes sich mehr der Idee eines Einheits- als dem Begriffe des in der ersten preußisch-deutschen Collectivnote in Aussicht gestellten Bundesstaates nähert, und namentlich weil, abgesehen von älteren Rechten, Oesterreich in der Constituirung eines deutschen Reiches unter Preußen mögliche Complicationen voraussieht, wie sie aus späteren, unzulässigen Prätensionen, den deutsch-österreichischen Provinzen gegenüber, erwachsen könnten.

Gerade weil Oesterreich die innigste Verbindung des großen austrogermanischen Staatencomplexes von 70 Millionen wünscht, versagt es seine Zustimmung einem Plane, welcher vom jetzigen wiener Gesichtspunkte aus diesen mitteleuropäischen Bund in zwei rivalisirende, den Gesammteinfluß der germanischen Staaten in Europa paralysirende Complexe theilen und permanent trennen würde.*) Die Hauptgefahr dieser Trennung läge nach der ausgesprochenen Ansicht wol in dem vorausgesetzten Streben nach legislatorischer Allgewalt eines westdeutschen Volkshauses, gestützt auf die hegemonischen Plane Preußens. Ob österreichischerseits eine hinlängliche Garantie gegen den Ehrgeiz Preußens und die vermutheten ultra-unitarischen Bestrebungen eines deutschen Volkshauses darin gesehen werden würde, daß dem preußischen Plane die einheitliche Spitze durch ein Directorium abgebrochen werde, und dann der österreichische und westdeutsche Staatencomplex durch ein zweites oberes aus fünf Stimmen bestehendes Directorium unter Oesterreichs Vorsitz verbunden werden würde, ist eine für die Gegenwart nur bezugsweise wichtige Frage, da bis zur Stunde das wiener Cabinet formell noch nicht von seiner Note vom 9. März, worin es die innige Ver-

*) Eine gebührend zu würdigende Fürsorge für Deutschland, Oesterreich gegenüber, insofern dasselbe, wie die Geschichte lehrt, während der Herrschaft oder Leitung Oesterreichs über Deutschland gar keine Politik und keine politische Weltstellung gehabt hat.

bindung Oesterreichs mit sechs deutschen Kreisen vorschlägt, abgegangen zu sein scheint. Eventualiter aber könnte sich Oesterreich wol mit einer andern Combination einverstanden erklären, nämlich einen norddeutschen Bund unter Preußen, einen süddeutschen Bund unter Baiern zu bilden, und beide durch ein Directorium mit dem Gesammtösterreich zu verbinden.

Es ist nicht zu verkennen, daß die bairische Idee der Trias diesem Plane zu Grunde liegt; auch der in Berlin erwartete englische Botschafter Lord Ponsonby*) soll speciell beauftragt sein, das Praktische dieser möglichen Lösung in Berlin geltend zu machen; ein deshalb besonders zu beachtender Umstand, weil Lord Palmerston bisher mehr sich der preußischen Auffassung genähert hat.

2) In Berlin hält man trotz der oft schwankenden und wenig zuverlässigen Politik des Ministers Brandenburg dennoch für jetzt zum wenigsten fest an dem oft bezogenen Radowitz'schen Dreikönigsproject, erkennt jedoch schon die gewaltige Schwierigkeit der Ausführung, würde sich aber allem Anscheine nach eher dem oben angedeuteten Nord- und Südbund-Plane mit Zuziehung Oesterreichs fügen, als dem oft verneinten Directorium im engern Verbande, oder den gleichfalls abgeschlagenen zwei Directorien im engern und weitern Verbande.

Sicherm Vernehmen nach beabsichtigt Rußland, sich aller Einmischung in die speciell deutschen Angelegenheiten zu enthalten, und es liegen auch dafür Anzeichen vor, daß Preußen sich nöthigenfalls seiner jetzigen Plane südlich vom Main begebe, wenn es sichere Aussicht habe, daß es ihm freigegeben bleibe, einen starken norddeutschen Bund zu bilden.

3) In München endlich scheint man zu Allem eher bereit, als sich dem Hause Hohenzollern unterzuordnen und die katholischen und Sonderinteressen Baierns preiszugeben. Baiern verlangt ein Directorium in der alten deutschen Conföderation, aber mit einem Volkshause, in dem auch die Oesterreicher tagen. Können jedoch oder wollen die Oesterreicher nicht mitsitzen, so gibt Baiern möglicherweise die Idee eines deutschen Volkshauses auf**), und entspricht nöthigenfalls***) dem österreichischen Vorschlage vom 9. März, wenn es nicht sein jetziges Hauptziel, den süddeutschen Bund, und mit Preußen das gemeinschaftliche Directorium unter Oesterreichs Vorsitz über

*) Reichsministerial-Ente. Da Lord Ponsonby von London nicht beauftragt worden, nach Berlin zu gehen, um die österreichischen Vorschläge zu empfehlen, so wird er auch wol in Berlin nicht erwartet werden.

**) Hat keine Schwierigkeit für das Haus Wittelsbach und seine gegenwärtigen Rathgeber.

***) „nöthigenfalls": Dasselbige Wort wurde kurz vorher sehr bezeichnend in Beziehung auf Preußen gebraucht. Da man jeden Schriftsteller am besten aus sich selbst erklärt, so heißt dieses Wort offenbar in der diplomatischen Sprache des Fürsten Wittgenstein, „wenn Oesterreich dazu zwingt".

den großen austro-germanischen Bundescomplex von 70 Millionen erreichen kann.

Aus der Bunsen'schen Denkschrift, welche eine Kritik des reichsverweserlichen Opus enthält, mögen ebenfalls die folgenden Ausführungen hier Platz finden:

Gewiß muß es dem Ministerium des Reichsverwesers zum großen Verdienste angerechnet werden, daß es noch in seinen letzten Athemzügen oder vielmehr beim gegenwärtigen Scheinleben der ehemaligen Centralgewalt seine diplomatischen Agenten vor der traurigen Lage zu schützen sucht, worin sich Diplomaten befinden, welche die von ihnen zu vertretende Politik nur durch Zeitungen kennen lernen oder höchstens durch die Brosamen, welche vom Tische anderer Diplomaten fallen. Ich wenigstens möchte ihm darüber keinen Vorwurf machen. Auch will ich die Weitschweifigkeit und schülerhafte Fassung jenes Actenstückes nicht tadeln, denn was läßt sich vom Fürsten Wittgenstein Besseres erwarten? Die frühern Beamten seines Ministeriums (selbst Herr von Biegeleben) sind als Ehrenmänner alle abgetreten. Herr von Prokesch kann nur den Stoff liefern, und am Ende ist die Form dieser Denkschrift unendlich besser als ihr Inhalt. Auch vorsichtig ist das Actenstück nicht abgefaßt, denn ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten soll nicht aus Eitelkeit seinen Erlassen an die Stirn heften, woher er seine Weisheit sich geholt, besonders wenn es aus allen Gründen im Belange seiner Politik ist, dies sorgfältig zu verstecken. Von Anfang bis zu Ende wird in der Denkschrift den Agenten gesagt, daß die ganze politische Weisheit von den österreichischen und russischen Gesandten und Geschäftsträgern herrührt, welche in ihrer bekannten hochherzigen Fürsorge für den Frieden und die Einigkeit Deutschlands sich des armen verfolgten Reichsministeriums so treulich annehmen. Ist es also zu verwundern, daß dieses seine deutsche Politik sich von ihnen in die Feder dictiren läßt? Hinsichtlich Oesterreichs versteht sich das allerdings von selbst, aber hinsichtlich Rußlands ist's doch etwas indiscret und aus der Rolle gefallen, wenn man es zur Schau trägt!

So ist auch die Anordnung des Ganzen nicht sehr politisch. Das Ganze soll dazu dienen, jene Agenten in Stand zu setzen, die deutsche Politik im Sinne der Centralgewalt zu verstehen, und den wahrscheinlichen Ausgang der deutschen Verhandlungen zu erkennen. Die dem Ganzen zu Grunde liegende politische Ansicht ist diese. Die Welt gehört dem Erfolge; wenn fremde Mächte und Ministerien sehen, welcher furchtbare Bund sich gegen Preußen und gegen Deutschlands Einheit gebildet und seit dem 3. April unverhohlen und siegestrunken ihm trotz der eigenen Verlegenheiten in den Weg tritt; wenn sie aufmerksam gemacht werden, wie dennoch Preußen (was hier mit Gewißheit vorausgesetzt wird) nicht wagt, sich an

die Spitze der von ihm seitdem im eigenen Lande eingenommenen Einheitsbewegung zu stellen, so wird die ganze öffentliche Meinung in Europa sich der andern Partei, und also (schließt man) der Centralgewalt des Reichsministeriums zuwenden. Das Schwanken und die Ohnmacht Preußens müssen deshalb ohne Rückhalt aufgedeckt werden, ebenso der feste Entschluß und die unwiderstehliche Macht Oesterreichs klar gemacht — dann wird jeder einsehen, wo allein die Zukunft Deutschlands und Mitteleuropas ihren Schwerpunkt haben kann und wird. Das deutsche Volk zählt gar nicht, dafür sorgen schon die Dynastien selbst und die Ultramontanen dazu, und später die beiden ordnungsstiftenden Kaiser mit ihrer halben Million gewappneter Feldprediger. Mit andern Worten: der Zweck der ganzen Auseinandersetzung, wenn man sie der schlecht verhüllenden Phrasen entkleidet, ist dieser:

Die Agenten der Centralgewalt sollen einsehen und bei den auswärtigen Mächten und Völkern ausbreiten, daß und weshalb Preußen sich in einer politischen Mausefalle befinde, und wie es bereits in der Lage und Fassung sei, von seinen Anmaßungen abzustehen und Gott zu danken, wenn man ihm seinen Ehrgeiz verzeihe, seine Anmaßungen vergesse und ihm die Mainlinie gewähre, um den geringen Preis seiner Ehre, gegenüber dem eigenen Volke und gegenüber der Regierungen von Baden und Darmstadt, welche alle drei es verrathen soll, um dagegen Oesterreichs Zustimmung zu gewinnen und dann sich mit dem übrigen Nord- und Mitteldeutschland unter Oesterreichs politische Oberherrlichkeit stellen zu können.

Wer dürfte, vom Standpunkte der Reichsverweserschaft und Oesterreichs, sich über eine solche Lehre wundern und beklagen, ohne sich selbst der größten politischen Kurzsichtigkeit oder Verblendung anzuklagen, daß er etwas Anderes erwartet? Allein wer die Politik des „Fürsten" Machiavell's und des Fürsten Metternich treiben will, muß vor Allem sich die Klugheit dieser Politik aneignen. Er muß also nicht die ganze Auseinandersetzung mit einer zugeständlich von Rußland und Oesterreich dictirten Beweisführung beginnen, deren politischer Angelpunkt die folgende politische Constellation ist:

Alle Maßregeln sind von den beiden Kaiserhöfen so genommen, daß Ungarn am Ende August völlig besiegt sein muß; von diesem Zeitpunkte an werden also die Streitkräfte der beiden Reiche verfügbar sein.

Das nun ist wieder nicht so geschickt als boshaft. Denn wozu anders dient die ungarische, politisch-statistisch-strategische Einleitung in diesem Zusammenhange, als dasjenige zur Schau zu tragen, was man doch jetzt noch leugnen möchte, und was angedeutet zu haben man Preußen als ein höchst beleidigendes undeutsches und ungerechtes Mistrauen auslegt, nämlich:

daß Oesterreich durch die russische Besetzung Ungarns und Siebenbürgens (wol auch Galiziens) sich in Stand setzen will, den ganzen Plan

eines Oesterreich selbständig gegenüberstehenden deutschen Reiches durch Gewalt der Waffen zu zerstören?

... Die politische Zahmheit, d. h. Nichtigkeit, des deutschen Volkes, wenn man ihm nur die parlamentarische Spitze einer Nationalversammlung abschneidet, ist, nach dem ganzen Aufsatze des Herrn Fürsten, ihm und seinen Lehrmeistern eine vollkommen sichere Thatsache. Bei allen hier besprochenen politischen Combinationen, wobei doch selbst auf die Macht des napoleonischen Königshauses Wittelsbach ein so großes Gewicht gelegt wird, spielt die politische Meinung des gesammten deutschen Volkes und seiner einzelnen ständischen und parlamentarischen Organe so wenig irgendeine Rolle, als das Recht dieses Volkes, eine Nation zu sein, wie es seit einem Jahrtausende gewesen, acht Jahrhunderte vor der Landesherrlichkeit irgendeines seiner jetzigen Fürstenhäuser, und ein Reich zu bilden, wie es nur durch Napoleon aufgehört hat der Form nach zu thun. Und doch hat sich jene öffentliche Meinung im vorigen Jahre für einen ersten Versuch nicht so ganz ohnmächtig gezeigt; das Recht des deutschen Volkes aber, eine Nation zu sein, ist gerade so alt, als das der unbedingten Oberherrlichkeit der beiden Königshäuser von Napoleon's Gnaden jung ist.

... Unter solchen Umständen ist es mir gewissermaßen tröstlich, wenigstens Einen Punkt in der Denkschrift zu finden, bei welchem sich ein Gefühl der scheinbar so gänzlich verneinten Kraft der guten Sache kundgibt, wie sie im Herzen der edelsten und gutmüthigsten aller Nationen lebt und durch das Vortreten Preußens an der Spitze eines wahren deutschen Bundesstaates hoffentlich noch zu rechter Zeit zum verdienten Triumphe gelangen wird. Der Herr Fürst Wittgenstein fürchtet sich offenbar im Allgemeinen vor nichts, aber er fürchtet sich doch vor zwei Dingen: vor einer großen und unbequemen Wirklichkeit und vor einer drohenden Gefahr. Die Wirklichkeit ist der nationale Ehrgeiz des preußischen Volkes. Im Hintergrunde aber stört ihn die Gefahr des von Preußen in Aussicht gestellten Reichstages in Erfurt oder Berlin. Und das ist wahrlich nicht, wie man bei einem so großen Herrn glauben könnte, gleich des Löwen Furcht vor dem Lichte der Fackel oder dem Schalle der Trommel. Vielmehr sieht es ähnlich der Furcht der Maus vor der Katze. Zuerst macht der Fürst sich selbst Muth. Einmal ist das Ministerium Brandenburg (wie er sagt) sehr schwankend; dann hat er eine Hoffnung, die ihm so unbequemen „preußischen Staatsmänner und ihre Clienten", in welchen das ehrgeizige preußische Nationalgefühl sich jetzt vorzugsweise verkörpere, durch eine innere Gegenmine zu sprengen. Dies ist eine politische Partei und Macht in Berlin, welche er jener ehrgeizigen Partei gegenüberstellt. Diese Partei nimmt, wie er sagt, die gebührende Rücksicht auf das, was Oesterreich bieten könnte.

Nun bleibt freilich die Gefahr übrig, daß jener Reichstag zu Stande

komme. Dagegen (sagt der Fürst) muß man die Regierungen auf einen wichtigen Umstand aufmerksam machen: das Fortbestehen der Centralgewalt selbst. Die Wichtigkeit dieses Fortbestehens für alle gutgesinnten deutschen Regierungen, für Oesterreich, für Baiern, ja selbst für die dem preußischen Entwurfe beigetretenen Könige und Fürsten, ist groß im Verhältniß der Gefahr, daß die Männer der gothaer Versammlung sich dem preußischen Vorschlage anschließen, und Preußen sie zu sich heranzieht. Zwar (fährt er fort) meint man es eigentlich (und Herr von Prokesch muß das doch wissen) nicht redlich in Berlin mit der erbkaiserlichen Partei, welche durch die gothaer Versammlung dargestellt wird. Aber kommt der Reichstag wirklich zu Stande, so ist doch Preußen, „wenn auch nicht de jure, doch de facto" (und der Herr Fürst weiß die Wichtigkeit des factischen Besitzes vollkommen zu würdigen), an der Spitze eines deutschen Reiches. Und das Zustandekommen eines solchen Reiches, getragen von dem ehrgeizigen preußischen Volke und selbst von der verachteten und mit Füßen getretenen deutschen Nation überhaupt ist doch (wie der Fürst gesteht) ein bedeutendes fait accompli. Und es ist dieses fait accompli und die Zukunft (wie Seine Durchlaucht sich ausdrückt), wovon man sich in Berlin so viel verspricht. So hat ihm wenigstens Herr von Prokesch ausdrücklich gemeldet.

Es fragt sich nun, inwiefern diese Ansicht über die Gefahr des Reichstages eine Andeutung sein dürfte auf den Gegen-Reichstag, welchen die Centralgewalt vorhaben soll mit Zustimmung und „redlicher" Mitwirkung Oesterreichs und Baierns nach Regensburg zu berufen, wobei diejenigen Staaten, welche sich für den frankfurter Entwurf erklären, sogar nach dem frankfurter Wahlgesetz würden wählen können. Denn gegen Preußen sind alle Waffen legitim. Viele hier eingetroffene Meldungen und Privatbriefe versichern, daß der Reichsverweser dieses in petto habe, und daß man hoffe, Preußen noch zuvorkommen zu können. Preußen kann nur durch die unmittelbare Berufung des Reichstages sich und Deutschland retten. Nach der Denkschrift ist die einzige endgültige und unfehlbare Hoffnung des gelehrigen Schülers und Predigers der Politik des Herrn von Prokesch: daß Ende August Oesterreich und Rußland ein Wort bei den deutschen Angelegenheiten mitzusprechen haben würden. Wenn auch diese Rechnung vielleicht ohne den Wirth gemacht wäre, so bleibt doch dies sicher: man wird noch vor Ende August Alles anwenden, um den von Preußen in Aussicht gestellten Reichstag unmöglich zu machen, wobei man natürlich auf die Dynastien von Hannover und Sachsen fast ebenso viel rechnet, als auf die von Baiern und Würtemberg und auf die Reichsverweserschaft, welcher jener Reichstag sehr bald ihr anmaßliches kleines Lebenslicht ausblasen würde. Mehr als je ist hier der lateinische Spruch anzuwenden: Fas est et ab hoste doceri!

Sollte es noch eines Beweises bedürfen, daß die Berufung des Reichs-

tages (natürlich nur auf vorgängige Anerkennung des Reichverfassungsentwurfs vom 26. Mai, aber mit möglichster Freigebung jeder nicht auf allgemeines Stimmrecht gegründeten landesrechtlichen Wahlart) eine von der Nothwendigkeit gebotene Maßregel sei, so müßte man ihn darin finden, daß die Gegenpartei ihr Spiel gewonnen glaubt, wenn man nur dieser Gefahr entgehe.

Allerdings muß bei einer solchen augenblicklichen Berufung vorausgesetzt werden (was der Fürst eben ganz besonders fürchtet), daß Preußen sich rückhaltslos mit der deutschen Sache identificirt, das verlorene Vertrauen wiedergewinnt, das schwankende stärkt, und thatsächlich beweist, daß man nicht Deutschland durch ein preußisches Parlament und ein preußisches Ministerium beherrschen, sondern wahrhaft parlamentarisch, durch ein deutsches Parlament und im verfassungsmäßigen Verein mit dem Reichsrathe regieren will. Dies Alles bedingt eine enge Vereinigung mit den leitenden Männern der conservativen Mehrheit der Nationalversammlung, wie sie in den gothaer Berathungen sich dargestellt hat. Steht einmal das deutsche Reich in seinem Reichstage sichtbar da, so wird keine Gewalt der Erde es umstoßen können, viele Gleichgültige und selbst Gegner werden sich aber in Freunde verwandeln. Namentlich aber wird England sogleich die allerengste Verbindung mit diesem Reiche suchen. Lord Palmerston äußerte mir neulich: „es sei gegen die Idee eines deutschen Reiches nichts einzuwenden, als daß Niemand es scheine zu Stande bringen zu können."

Im Anschluß an diese Denkschrift äußert sich ein gleichzeitiger Brief Bunsen's:

> Die Schlußworte sagen, mit Bezugnahme auf die dringende Nothwendigkeit, die Selbständigkeit Preußens, die Freiheit und Einheit Deutschlands und vielleicht die gesetzliche monarchische Ordnung in Europa zu retten, mit diplomatischer Zurückhaltung Folgendes aus: England werde sogleich sich an dieses deutsche Reich anschließen, sobald die Regierung sich überzeugt habe, daß es dem König von Preußen damit ernst sei, das angefangene Werk zu Ende zu führen. Der König kann es den hiesigen Staatsmännern nicht übelnehmen, wenn sie ihre Politik zurückhaltend und abwartend stellen, bis das Reich da ist. Sie kennen durch ihre Berichterstatter alle wirklichen und vermeintlichen Hindernisse und Bedenken. Sie sind der entschiedenen Ansicht, daß, wenn jetzt nicht das angefangene Werk durch einen Reichstag sanctionirt und besiegelt wird, die beiden Könige abspringen, und nachher die ganze übrige Welt sich der Erhebung des Hauses Hohenzollern und der Kräftigung Deutschlands entgegenstellen, während Niemand sich unterstehen werde, das vollendete Werk anzugreifen, vielmehr alle sich beeilen, eine gute freundliche Stellung anzunehmen.
>
> Hinsichtlich Englands ist dies Letztere sicher: bis dahin ist man rein abwartend.

Ich darf nicht noch besonders hinzufügen, daß Prinz Albert ganz insbesondere dieser Ansicht ist. Allein das darf ich nicht verschweigen, daß der Prinz dabei vor Allem des Königs Ehre und Ruhm bei Mit- und Nachwelt im Auge hat. „Wie wird der König dastehen“ (ruft er immer aus), „wenn das Werk jetzt nicht rasch und definitiv zu Ende geführt wird, nachdem er — um von Früherem nicht zu reden — am 15. Mai seinem Volke sich zum Bürgen gestellt hat für die Erreichung jenes Zweckes, und nachdem er durch die Verfassung und die authentische Erklärung über dieselbe ganz Deutschland zum Anschluß an Preußen aufgefordert hat? Das Mistrauen unter den deutschen Völkern wird aufs treuloseste und hämischste erweckt und genährt, während im Auslande Preußen als machtlos, der König als schwach und schwankend dargestellt wird. Dazu kommt die schleswig-holsteinische Geschichte. O, daß der König doch sogleich den Reichstag beruft! Schreiben Sie ihm das.“

Peel denkt ebenso, ist aber fast hoffnungslos.

Aus Bunsen's oben erwähntem Briefe an den Grafen Bülow möge die folgende Aeußerung hier Platz finden:

Ihr inhaltsschwerer Brief bestätigt alle meine Befürchtungen. Es fehlt am Besten, und wer darf hoffen, daß es sich ändern werde? Namentlich jetzt, wo es darauf ankommt, nicht allein das Falsche nicht zu thun, sondern das Rechte, das dringend Nothwendige zu thun. Wir sind ja offenbar verloren, Ehre und Selbständigkeit und Alles, wenn nicht ohne weiteres die Verfassung ins Werk gesetzt wird: nämlich so, daß wir unsere Brücken nach Olmütz, München und Dresden abbrechen und der Nation zeigen, daß wir mit ihr stehen und fallen wollen, da sie genug gethan, um zu zeigen, daß sie mit uns stehen und fallen will. Es jammert einen, wenn man sieht, was jetzt hier zu thun wäre für Preußen, wenn man das Werk unwiderruflich ausführte!

Hinsichtlich Schleswigs haben Sie ganz recht: die schlimmste Seite ist die moralische Wirkung in Deutschland. Ein Grund mehr, in der Hauptsache, der deutschen Reichsangelegenheit, die Hoffnung von Millionen treuer und edler Herzen nicht zu täuschen.

An den inzwischen zum Minister des Auswärtigen ernannten Herrn von Schleinitz schreibt Bunsen:

Ich kann meine heutige Sendung nicht abgehen lassen, ohne Sie als meinen Vorgesetzten zu begrüßen. Ich habe die Nachricht in vieler Hinsicht mit Freude erhalten. Ich wäre aber nicht Ihr Freund, wenn ich Ihnen nicht zugleich meine Ueberzeugung ausspräche, daß Niemand je ein Ministerium unter schwierigeren Umständen und mit größerer Verantwortlichkeit übernommen.

Und doch sollten wir eigentlich, durch eine wider Erwarten günstige Wendung der Verhältnisse seit dem 3. April, dicht vor dem Hafen sein! Wir sind es auch: aber Niemand will glauben, daß wir hereinkommen, weil Niemand uns zutraut, daß wir dazu alle Segel ausspannen, und weil jeder weiß, daß wir ohne dies nicht hereinkommen.

In Bunsen's gleichzeitigem Briefe an Herrn von Stockmar heißt es:

Was von der preußischen Kammer in der deutschen Angelegenheit zu erwarten steht, ruht auf der Erkenntniß und dem lebendigen Gefühle, daß jetzt wenigstens Preußens Schicksal unwiderruflich an das von Deutschland geknüpft ist, so gut wie des Königs Ehre. Schwarzweiß sind sie Alle.

Endlich darf hier auch folgende briefliche Ausführung nicht fehlen:

Ich habe meine Ueberzeugung nicht verhehlt, daß nur sofortiges Berufen des Reichstages für den September, und dann ein fester Anschluß an England uns retten kann. Allein Niemand schließt an einen Schwankenden sich an: erst müssen wir im Herzen Deutschlands tagen, mit Fürsten und Völkern, und alle unsere andern Schiffe verbrennen und die Rückzugsbrücken ins Land der Willkür abbrechen, ehe England in uns den Verbündeten findet, den es sucht.

Und gerade um des sonst so ernsten und trüben Charakters der damaligen Zeit willen möge doch auch eine in einem gleichzeitigen Briefe Bunsen's erzählte heitere Anekdote hier ebenfalls Platz finden:

Selbst in so ernsten Zeiten gibt es heitere Zufälle. Einige Engländer kommen vorige Woche an den Eingang des Britischen Museums. Es war kein öffentlicher Tag, und der Eingang also nur für solche offen, welche eine besondere Einlaßberechtigung haben. Der wohlbeleibte Porter sagt also einfach: „Gentlemen, the Museum is not open to-day."*) Worauf die „british born subjects" einen großen Lärm beginnen und darauf bestehen, sie müßten eingelassen werden, denn — sie wären da. Der Porter, der es seinen Leuten ansah, daß sie keine vernünftigen Gründe annehmen würden, öffnete also das Thor halb und sagt leise: „Gentlemen, the real reason why we have shut the Museum to-day is that one of our first Mumies is dead. You know, the cholera requires precautions."**)

„Thank you, Sir", antworteten die auf einmal beruhigten Gäste, „you are quite right to shut the Museum in consequence of such an accident." Und zogen ruhig ab, allenthalben verbreitend: „The Cholera

*) „Meine Herren, das Museum ist heute nicht geöffnet."

**) „Meine Herren, der wirkliche Grund, weshalb wir heute das Museum geschlossen haben, ist, daß eine unserer besten Mumien todt ist. Sie wissen, die Cholera erheischt Vorsichtsmaßregeln."

is spreading in the very heart of London, one of the first Mumies of the British Museum died this morning — more deaths seem imminent." *) Ohne Zweifel hielten sie die Mumies für ein seltenes Thier, welches in Museums gehalten würde, oder für eine Klasse Aufseher, die dort wirklich Wohnung haben.

Nach diesen Einschaltungen fahren wir mit der Mittheilung von Bunsen's Tagebuch fort:

Das zweite Ereigniß dieser Tage war Lord Palmerston's Rede am Sonnabend, den 28. Juli, über die ungarische Angelegenheit und die wahre Friedenspolitik. Diese Rede machte ihn in wenigen Tagen zum Abgotte der Radicalen in England, und zum populärsten und mächtigsten Minister in Europa. Mit Russophobie und Weltfriedenbrühe kann man jetzt in England jedes Gericht schmackhaft machen. Die Tories, an denen er, gerade am Tage nach dem Scheitern ihres letzten Angriffs, blutige Rache nahm, waren in Verzweiflung.

Der Punkt, über welchen man jetzt ins Klare kommen muß, ist der Deutsche Reichstag. Weshalb könnte und sollte er nicht berufen werden, ehe noch die förmlichen Beitrittsacte vollzogen sind? Wenn der König heute den Reichstag ausschreibt, treten alle noch Rückständigen in acht Tagen bei, und alle bereiten sich, die Kammern zu berufen, wo es nicht schon geschehen, um das Staatenhaus zu beschicken. Aber sowie die Ungarn besiegt sind, ändert sich Alles. „Lieber Kosacken als deutsche Farben in der Residenz", ist der Ruf in Dresden und in Hannover. Außerdem glaubt das Volk nichts mehr, bis der Reichstag berufen ist. Das Wahlgesetz sollte man freigeben gegen jedes andere, außer des unsinnigen frankfurter.

Grundsatz der Berathung muß bleiben:

1) Nichts wird berathen, worin Frankfurt und Berlin übereinstimmen.

2) Lieber Unvollkommenes jetzt festsetzen, als Zeit verlieren, oder Gefahr des Abspringens der Könige hervorrufen.

3) Besser machen, was sich ohne diese Gefahr jetzt verbessern läßt.

Die drei Grundfehler des berliner Entwurfes sind:

I. Der Fürstenrath. Hinsichtlich der Mitglieder bildet sogleich Baden eine Schwierigkeit: wie sollte man ihm nicht eine Stimme geben, von Rechts und Politik wegen! Und die beiden Hessen! Die kleineren Fürsten müssen nicht an die peripherischen Könige gebunden werden, sondern ans Reich und an Preußen. Das kann aber nur dann erreicht werden, wenn man dem großen Staate, Preußen, fünf Stimmen gibt. (S. meinen Vorschlag vom Februar d. J.) **)

---

*) „Sie haben ganz recht, das Museum in einem solchen Falle zu schließen." — „Die Cholera verbreitet sich mitten im Herzen von London. Eine der schönsten Mumien des Museums starb heute Morgen. Noch andere Todesfälle scheinen bevorzustehen."

**) Es ist dies die im zweiten Bande dieses Werkes S. 525—536 mitgetheilte Denkschrift.

Der Hauptfehler liegt aber in den Befugnissen. Die, welche man dem Fürstenrathe gegeben, sind nichtig; den beiden schlauen Höfen ist es dabei ergangen wie dem Teufel im Märchen: es findet sich, daß die Schlauheit eine Dummheit am Ende ist. Recht des Veto bei Initiative und der Sanction des Reichsvorstandes gegenüber einem Vollblutparlament, wo jedes Mitglied eine Motion vorbringen kann, und wo der constitutionelle Ausdruck der einzelnen Staaten schon im Staatenhause liegt!

Dagegen hat man ihnen nicht gegeben, was einem Bundessenate gebührt, nach der von mir in Berlin zuletzt formulirten Fassung: Recht der Bestätigung bei Krieg (und Frieden) und bei allen Ernennungen, die nicht Preußen betreffen.

Hat Preußen dies nicht geben oder haben die beiden Königshöfe es (weil es die Sache ausführbar machte, vielleicht selbst für Baiern) nicht annehmen wollen?

II. Daß das Reich keine Finanzen hat, und doch ein Budget!

Es ist klar, daß das Reich die Zölle haben und das ihm Bewilligte vorwegnehmen muß.

III. Daß die Reichspost nicht hergestellt ist. Und das nach den Erfahrungen, die man noch in diesem und im letzten Jahre in Frankfurt gemacht hat.

Sechster Abschnitt: 5.–15. August 1849.

Castle Ashby.

In dieser Zeit arbeitete ich zweierlei:

I. Erstlich in London die beiden politischen Denkschriften über den jetzigen Stand der deutschen Angelegenheit, und über die Stellung der deutschen Frage zu Europa.*) Der Zweck war, Alles fertig zu haben,

*) Ueber den Inhalt und Zweck dieser für die englischen Staatsmänner bestimmten Denkschriften drückt Bunsen in einem gleichzeitigen Briefe sich so aus:

„Die erste (vom 10. August) gibt die Kritik und Uebersicht des frankfurter Kunstwerkes und der bairischen Vorschläge, und dann eine kurze geschichtliche Uebersicht der Verhandlungen über die deutsche Angelegenheit seit dem schicksalsvollen 3. April; zuletzt eine Darstellung der Folgen, welche das Fehlschlagen oder Gelingen des preußischen Planes für Deutschland haben würde.

„Die zweite kürzere Denkschrift (vom 11. August) behandelt die Sache, deren Kenntniß sie voraussetzt, als politisches Problem, vom europäischen und insbesondere vom englischen Standpunkte. . . .

„Aber nur die That, d. h. die Berufung des Reichstages und eine mich zum Anbieten eines engen Anschlusses von England und Deutschland für bewaffnete Vermittelung (mit Frankreich) für die ungarische Sache, auf Grund der Selbständigkeit Ungarns unter dem Hause Habsburg (Personal-Union), ermächtigende Weisung von Berlin gewährt den erforderlichen Nachdruck, den eigentlichen Stützpunkt. . . .

„Schon die Richtung einer großartigen Politik würde Deutschland wohlthun;

wenn man in Berlin, fest entschlossen, das Reich zu wollen, das enge Anschließen an England wünschen sollte. Jetzt konnte und sollte es geschehen. Eine solche Verhandlung setzte aber vor Allem voraus, daß man den englischen Staatsmännern es leicht mache, den Stand und die Bedeutung der deutschen Frage urkundlich und doch übersichtlich kennen zu lernen. Ich hatte Lord Palmerston die diesseitigen Actenstücke des Schriftwechsels mit Herrn von der Pfordten in Urschrift mitgetheilt (die bairische Gesandtschaft hatte ihm schon alle in französischer Uebersetzung eingereicht): ferner war eine englische Uebersetzung der Depesche des Fürsten Wittgenstein von Mitte Juli angefertigt. . . .

Man mußte im Stande sein, England zu zeigen, daß für Deutschland kein Heil, und für Europa keine Ruhe kommen könne, außer von der Ausführung des preußischen Planes, und daß Preußen bereit sei, England die Hand zu bieten, um im Wege freundschaftlicher Vermittelung den Frieden in Europa herzustellen.

Ich schrieb also in diesem Sinne schon mit dem Feldjäger vom 1. August und — —'s Brief vom 8. zeigte, daß man endlich Ernst machen wolle mit der Diplomatie. Ich durfte hoffen, mit dem zu diesem Zwecke in Aachen zurückgehaltenen Feldjäger unverzüglich die langersehnte Ermächtigung zu erhalten. Dazu war am 14. Alles fertig.

II. In der himmlischen Frische und Stille von Totteridge Park ging ich an die Umarbeitung der Untersuchung über den Brief an Diognet und über Marcion. Ich fand, daß ich in manchen Punkten doch richtiger gesehen als Lachmann: daß seine und Moritz Haupt's Freundesarbeit aber mir gar viele philologische Blöcke aus dem Wege geräumt. Text, Uebersetzung und Anmerkungen mußten zuerst umgearbeitet werden. Dann folgte die Forschung. Hier zeigte sich räthlich, das lange Sendschreiben in etwa fünf kleinere Schreiben zu zerlegen, und eine Zueignung an Lachmann voranzusenden, zur Herzenserleichterung. Jenes wurde am 5. vorbereitet, am 11. bis 13. ausgeführt. Dabei ergab sich, daß die fünf Untersuchungen wol fünf bis sieben Bändchen werden mußten, jede mit Urkunden, und so entstand der neue Titel. . . .

Der Plan des Ganzen gestaltete sich so: Urkunden und Briefe über das Urchristenthum.

Erstes Bändchen: Der Brief an Diognet, ein gleichzeitiges Bruchstück und Marcion. . . .

Zweites Bändchen: Die Folge der römischen Bischöfe im 1., 2. und

---

die Nation würde von vielen thörichten Befürchtungen und tiefem politischen Unmuthe zurückkommen und sich gehoben fühlen durch eine so große und schöne politische Aufgabe. Und England — nichts wäre so sicher allgemeiner Anerkennung als eine solche Friedenspolitik."

3. Jahrhundert, mit den Gleichzeitigkeiten des Kanons und des christlichen Schriftthums bis Irenäus.

Drittes Bändchen: Das Muratori'sche Bruchstück über den Kanon und Hegesippus.

Viertes Bändchen: Die katholischen Briefe des Jakobus und Petrus.

Fünftes Bändchen: Vorarbeiten zur Herstellung des Lebens Jesu. . . . *)

Das politische Ereigniß der Tage war die Eröffnungsrede des Grafen Brandenburg am 7. und der gute preußisch-deutsche Sinn der Kammer. Die deutsch-preußische oder frankfurter-deutsche Partei ist wol nicht viel größer als die Stimmenzahl für Simson 84 (von 285), aber die für Schwerin (172) ist keineswegs eine compacte Ultrapartei.

Alles verspricht gut zu gehen, wenn die Kammer ihre Schuldigkeit thut in der deutschen Angelegenheit. Ich erwarte dies mehr noch von dem verständigen preußischen Sinne als von der deutschen Gesinnung der Mehrheit. Aber beide sind ja unzertrennlich für jeden vernünftigen Preußen.

Die Regierung, der Zustimmung der Kammern versichert, sollte sogleich die Wahlen zum Reichstage ausschreiben, und diesen selbst spätestens zum 1. October: und zwar nach Berlin.

Da die Regierung die Wahlen und Ernennungen zum Staatenhause sogleich vornehmen lassen kann, so hat sie die Auswahl aus der Nation. Die Kammern selbst sollten bis gegen Ende September vor Allem die Gesetze über Schutz der Person und der Ordnung, einschließlich des Preßgesetzes, vornehmen, höchstens noch das über die Grundsteuerausgleichung: dann Commissionen ernennen über die Verfassungsrevision und die Grundsteuer, und dann vertagt werden bis zur Beendigung des Reichstages.

Bis dahin wird man ja wol im Volke darüber klar werden, daß der preußische Verfassungsentwurf gar viel Ueberflüssiges und dem Reiche Gehöriges hat, und im Cabinet, daß man ein Reichsministerium bilden muß, und zwar aus den parlamentarischen Mächten des Reichstages und den Regierungskräften der einzelnen Staaten. Bisjetzt herrscht über Beides beklagenswerthe Unklarheit. Dann aber muß die Regierung eine Vorlage vorbereiten über ein Reichswahlgesetz. Wie soll sonst der nächste Reichstag berufen werden?

Man muß also hierüber ins Klare kommen, damit nicht wieder unheilvolle Fehler gemacht werden.

Die vorläufige Frage ist: Muß es ein Reichswahlgesetz geben?

Ich antworte unbedenklich:

In Deutschland, wie es jetzt beschaffen ist, jedenfalls. Das Reich

*) Dieselben Gegenstände sind bekanntlich, wenn auch in etwas anderer Form, in Bunsen's Werk „Hippolytus und seine Zeit" (2 Bde., Leipzig 1852—53) aufgenommen.

hat die Aufgabe, sowol in Freiheit als in Ordnung, den Staaten zum Vorbild, den Regierungen und Völkern zur Bürgschaft da zu stehen. Das Wahlgesetz des Reiches muß so berechnet sein, daß es die Nation als eine Einheit faßt und diejenigen Elemente aus ihr hervorzieht, welche dem Particularismus der Regierungen, der Stimme des Staatenhauses, der Kleinlichkeit und Schwierigkeitsmacherei Aller sich entgegenstellen. Die einzelnen Dynastien werden immer suchen, dem Einheitsstreben entgegenzuarbeiten (außer etwa in Preußen) und particularistische Elemente ins Volkshaus zu bringen. Auf der andern Seite können die einzelnen Staaten (wie 1848 alle) in ein ultrademokratisches System hineingetrieben werden, dessen Wirkungen im Volkshause die Union sprengen und eine Umwälzung hervorbringen müßten.

Es muß also ein vernünftiges Reichswahlgesetz jetzt gemacht werden.

Hierbei sollten die drei Grundsätze leitend sein:

I. Das Volk muß seine Vertreter selbst ernennen. Dies ist das Naturgemäße. Das System der mittelbaren Wahl, durch Wahlmänner, ist eigentlich immer nur als Nothbehelf angesehen worden. Es soll dadurch etwas Böses gemildert, etwas Unmögliches möglich gemacht werden. Man bindet sich zuerst ein System auf, welches bei wirklicher Volkswahl der Vertreter eine furchtbare, nicht zu bewältigende Masse von Wählern zusammenzubringen droht: um diese Masse zu zertheilen, schiebt man die Wahlmänner zwischen das Volk und seine Vertreter, d. h. man nimmt dem Volke das, was ihm gebührt, weil man ein System angenommen, welches ihm die Ausübung seines natürlichen Rechts unmöglich, oder diese Ausübung dem Staate höchst gefährlich macht. Dieses System ist das des allgemeinen Stimmrechts oder des fast allgemeinen, verbunden mit mechanisch angeordneten Wahlkreisen, nach der Bevölkerung ohne Rücksicht auf die bestehenden Lebensverbindungen im Staate. Beide Principien sind an sich falsch, und ihre Verderblichkeit kann durch keine Abschweifung aufgehoben werden.

II. Die Wahlhandlung muß sich der bestehenden bürgerlichen und staatlichen Gliederung anschließen. Eine Stadt, die sich selbst regiert, und große Belänge vertritt, bedeutende Güter und Gelder verwaltet, ist eine Einheit: ist sie übermäßig groß, wie Berlin oder Hamburg, so wird sie auch in der städtischen Verwaltung schon naturgemäße Abtheilungen nach Vierteln und Kirchspielen haben. Berlin hat etwas über 400000, aber unter 450000 Einwohner. Es kommen ihm also, nach dem angenommenen Maßstabe von einem Vertreter auf 100000 Einwohner, vier Mitglieder zu, die nach Kirchspielen sich leicht vertheilen lassen werden. 100000 Einwohner ergeben, wenn alle wählen, die irgendeine directe Steuer zahlen, etwa 18000 Wähler, wovon also etwa 10000 stimmen werden. In Marylebone sind jetzt 17000 Wähler, von welchen gewöhnlich zwischen

9 und 11000 stimmen, nämlich bei heftigen Wahlkämpfen. Man vertheilt im Kirchspiele die Wahlbuden, und es tritt kein solches Gedränge ein, daß die Redner sich nicht könnten verständlich machen. Die Schwierigkeit bei kleineren Städten unter 50000 ist nicht größer. Preußen hat gegen 360 landräthliche Kreise. Nimmt man Berlin, Breslau, Köln aus, so hat man eine Mittelzahl von etwa 44000 Einwohnern mit Stadt- und Landrath. Aehnliche Einrichtungen finden sich in allen deutschen Ländern. Es wird also leicht sein, durch ein, zwei oder drei solcher Abtheilungen Wahlkreise auf dem Lande zu gewinnen, die zwischen 75000 und 100000 Einwohner enthalten. Will man diese als Einheit nehmen, so erhält man allerdings vielleicht einige 20 Vertreter mehr. Man könnte aber auch hier festsetzen, daß 100000 als fester Punkt angenommen werden solle: ist die Wahl also z. B. zwischen zwei Kreisen mit 90000, und drei Kreisen, als 120000 Einwohner enthaltend, so wird der Wahlkreis zwei landräthliche Kreise enthalten; gäben aber drei nur 108000 Einwohner, so müßte ihre Gesammtheit den Wahlkreis bilden, weil der Norm zunächst kommend. Natürlich ist jede Kreisstadt, bei zusammengesetzten Wahlkreisen, Mittelpunkt der Wahl für ihren Kreis. Man zählt die Stimmen dann zusammen.

III. Soweit als möglich muß man neben dem timokratischen Principe das geistige zur Geltung bringen.

IV. Wo allgemeine Dienstpflichtigkeit herrscht, wie in Preußen, muß der Landwehrmann, der seine Zeit in der Linie abgedient hat, als solcher auch ohne allen Census ein Stimmrecht haben. Er ist der eigentliche Vollbürger: er trägt die größte persönliche Last für das Ganze, welche ein Bürger tragen kann.

V. Für alle Andern wird eine sachliche Qualification erfordert. Es ist aber keineswegs nöthig, noch auch zweckmäßig, daß diese Qualification nur ein Census sei. Der Vermögensberechtigung steht zur Seite die Amtsberechtigung, der materiellen die durch nicht servilen Dienst verkörperte geistige.

Die beiden letzten Punkte verlangen eine nähere Ausführung.

Ich sehe zwei Möglichkeiten: entweder Gleichstellung Aller, die eine directe Steuer erlegen (eine Zahl, die sich bei der nothwendigen Umgestaltung des Finanzsystems immer mehr verringern wird), und dann daneben eine Amtsberechtigung als solche, vom Assessor, Lieutenant (der Linie), Professor extr., Gymnasiallehrer, Stadtrath, Pfarrer an, als geistiges Gegengewicht: oder die Verdoppelung des Stimmrechts für die Qualificirten nach einer Stufenleiter, etwa bis zehn Stimmen oder zwölf.

Die zweite Methode ist aber so durchaus gegen den Geist der Zeit. Wollte man sie für die Amtsberechtigung gelten lassen, so ist nicht einzusehen, wie man vermeiden sollte, sie auch für die Vermögensberechtigung anzunehmen, was viel zu timokratisch wäre.

Außerdem muß man nicht vergessen, daß die Demokratie die herrschende Macht ist und das Wahlrecht ein demokratisches, und das Gegengewicht der Verpflichtung (der Militärdienst) in Preußen das Aeußerste des Demokratischen.

Man muß also wol bei dem englischen Grundsatze bleiben: jede Stimme zählt gleich viel, wenn sie auch nicht gleich wiegt. Aber nun kommt die Frage von der Vermögensberechtigung. Der Census ist eine falsche, und vom Romanischen und Revolutionären herübergekommene Theilung des Volkes, oder vielmehr eine Zerschneidung aller Bande des gemeinsamen Lebens, nach einer oft ganz unpassenden, immer sehr gehässigen Unterscheidung der in einer solchen Gemeinsamkeit Lebenden. Nur wer die ganze Gesellschaft in Sandkörner auflöst, muß sich nach künstlichen und naturwidrigen Mitteln umsehen, um daraus einen Strick zu drehen.

Man kommt also auf scot and lot zurück: auf die Leistung für die Gemeinde. „Who pays a rate, shall have a vote" ist Lord John's Grundsatz bei einer Erweiterung des Wahlrechts, als das Aeußerste. Wer zu den Gemeindelasten beiträgt, und der Landwehrmann darf wählen. Dies schließt nach der neuen Gemeindeordnung oder vielmehr nach den dafür angenommenen Grundsätzen weder Beamte, noch Gelehrte, noch Offiziere aus. Für die zu Wählenden sollte man aber unter solchen Umständen eine Qualification fordern, ein gewisses Einkommen und Besitz oder eine gewisse Amtsberechtigung. Dies vom Unterhause: für das Oberhaus müssen, wie ich schon vor einem Jahre gesagt, die Provinzialstände der Wahlkörper sein, ohne Census.*)

---

*) Eine andere gleichzeitige Aufzeichnung Bunsen's über das Wahlgesetz bringt noch die folgenden Ausführungen:

„Die indirecte Wahl ist falsch; sie hebt das natürliche Wechselverhältniß zwischen Volk und Vertretung auf: sie legt die Entscheidung in die Hand von Wählerversammlungen, von 150—200 Menschen, die jedem kleinlichen Umtriebe offen liegen. Man muß also dem Volke selbst die Wahlen geben, wie die frankfurter Versammlung gethan. Dann bieten sich folgende Wege dar:

„1) Das gewöhnliche System, wie es Gagern auch vorgeschlagen: Wahlrecht mit Census. Bei Wahlkreisen von 100000 würde man ohne höheren Census 18000 bis 27000 Wähler haben, von denen etwa die Hälfte wirklich die Stimme abgeben würde: mit Gagern's Census (5 Fl.) wahrscheinlich die Hälfte.

„2) Das Klassensystem.

„a) Wie einst in Frankreich: doppelte Wahlen: 1 Mitglied für 100000 von allen, 1 Mitglied für 100000 von den zwei ersten Klassen (also statt 160 Mitglieder — 320).

„b) Nach den drei Klassen (480 Mitglieder).

„Hiernach aber theilt man die Mitglieder selbst in zwei oder drei Klassen, die sich feindlich gegenüberstehen und von denen allein diejenigen Vertrauen haben, welche von allen gewählt sind.

„3) Ein militärisch-timokratisches System: jeder wirkliche Wehrmann wählt,

Es gilt jetzt, einen Versuch zu machen, Europa durch eine bewaffnete Vermittelung zu retten. Die Grundannahme dafür ist: „daß Deutschland ein Reich wird unter Preußens Hoheit.“ Von dem Augenblicke an, und nicht früher, kann ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Deutschland und England eintreten, und nicht später sollte es eintreten. *)

Den Uebergang dazu würde am besten bilden, daß England auf die Mittheilung des festen Entschlusses der preußischen Regierung, das deutsche Reich zu Stande zu bringen, seine Agenten in Deutschland und in Frankreich, auch in Oesterreich dahin anwiese, Alles zur Förderung dieses Planes zu thun.

Dies stimmt die Gemüther zu England in Deutschland und bereitet das gemeinsame Auftreten vor.

---

auch ohne Census, außerdem Jeder, welcher Einkommensteuer zahlt (also wenigstens 3 × 4 = 12 Thlr.).

„Dieses System schließt durch den ersten Satz Jeden ein, welcher persönlich für das Vaterland streiten gelernt hat.

„Durch den zweiten schließt es Alle aus, die unter 400 Thlr. Einkommen haben.

„Die Wahlberechtigten dieser Klasse schließen alle selbständigen Beamten in sich: die gebildete Mittelklasse: die reicheren Bauern.

„Die Wahllisten sind leicht zu bilden.

„Die Einrichtung ist echt preußisch-germanisch.

„Aber alles Dieses hebt den zweiten Grundfehler nicht auf: die Abtheilung der Wahlbezirke nach der Bevölkerung ohne alle Rücksicht auf die politischen Verhältnisse derselben. Selbst im englischen Reformact wird festgehalten, daß Städte und Districte als solche stimmen. Die Wichtigkeit erhellt noch mehr, sobald man die indirecten Wahlen verwirft.“

*) Die hier kurz berührte Frage ist dann wieder Gegenstand einer besonderen Denkschrift (vom 20. August) geworden: „Politische Erwägung der Frage von der Räthlichkeit und den Voraussetzungen einer engen Verbindung zwischen Preußen und Großbritannien.“ Da die derselben zu Grunde liegenden Gedanken schon im Tagebuche angedeutet sind, so möge nur noch folgende Stelle daraus, über die von Bunsen der „ungarischen Frage“ beigelegte Bedeutung, hier angeführt werden:

„Die erste Voraussetzung würde unbedingt Berufung des Reichstages etwa für die Mitte Octobers sein.

„Die zweite Voraussetzung aber würde, bei der gegenwärtigen Lage Europas und der durchaus rein praktischen Natur der englischen Politik, diese sein: würde Preußen für sich und das unter seiner Leitung zu gründende Bundesreich entschlossen sein, England die Hand zu bieten für eine Vermittelung in der ungarischen Frage, auf den Grund der bisherigen politischen Selbständigkeit Ungarns und der Personal-Union mit Oesterreich? Diese Vermittelung ist jetzt der Hauptgedanke, welcher das englische Cabinet und ganz besonders Lord Palmerston beschäftigt, und wobei er von der öffentlichen Meinung des ganzen Landes getragen wird. Es versteht sich, daß Frankreich hierbei sich anschließen würde, wenn England die Initiative ergriffe, im Einverständniß mit Deutschland.

„Nachdem die italienische Frage vorerst wenigstens beseitigt, oder in den Hintergrund gedrängt ist, tritt die ungarische desto stärker in den Vordergrund. Sie ist vorzugsweise die politische Frage der Gegenwart neben der deutschen.“

Es erfolgt dann die förmliche Anerkennung und Begrüßung (durch Lord Cowley).

Das gemeinsame Handeln aber wäre dieses:

Vermittelung in Ungarn, um, auf dem Grunde der Selbständigkeit des ungarischen Reiches unter dem Hause Habsburg, die Grundzüge der Verfassung sogleich festzustellen.

Hierfür erkläre sich Deutschland, England, Frankreich. Die Ungarn können auch jetzt noch vermocht werden, dieses anzunehmen.

Alsdann bleibt für Oesterreich und Rußland nur Annahme oder Krieg gegen ganz Europa. Der würde dem Kaiser Nikolaus seinen Kopf kosten, jedenfalls seinen Thron. Er muß auch aus den Donaufürstenthümern heraus, wenn er Frieden haben will.

Die dunkle Seite dieser Vermittelung ist Italien. Scheinbar kommt sie dafür zu spät, wenigstens was die Lombardei betrifft. Allein Venedig wäre auch in der Sklaverei geblieben nach Hummelauer's Plan. Warum nicht das Lombardisch-venetianische Königreich mit einer selbständigen Verfassung? Sonst muß man warten.

Nach dieser politischen Anschauung habe ich seit 1848 gehandelt. In ihr sind die beiden Denkschriften vom 10. und 11. August d. J. geschrieben, für welche die Eröffnungsrede und die Wittgenstein'sche Depesche die Hebel bilden. Ist noch ein Lebensfunken Politik in Berlin, so kommt eine gute Depesche von Berlin im Sinne eines engen Anschlusses an England. Aber Mittelmäßigkeit und Schwanken bringen schwerlich Leben hervor. Die Ereignisse werden also auch hier die Zeugungskraft ersetzen müssen. Das Ereigniß ist die Berufung des Reichstages. Mit dem ist uns Alles gegeben und, einmal berufen, wird er zu Stande kommen.

Gelingt's nicht, so ist's Geschick. Dann ist es Zeit, ins Grab zu steigen oder wenigstens das öffentliche Leben zu verlassen.

Mit diesen Worten schließt Bunsen's Tagebuch. Erst fünf Jahre später, nach seinem Austritte aus dem Dienste, hat er an sie wieder angeknüpft und ein neues Tagebuch begonnen, das freilich nicht über die Einleitung hinausgekommen ist. Obgleich wir aber dieses gleich übersichtlichen wie inhaltreichen Fadens der englisch-deutschen Verhältnisse von nun an entbehren, so läßt sich doch für die nächste Folgezeit aus andern Aufzeichnungen Bunsen's eine ergänzende Darstellung hinzufügen.

Noch im August und September 1849 sprechen die Briefe Bunsen's und seiner Freunde Hoffnungen aus auf einen möglichen günstigen Ausgang trotz der sich allerwärts aufthürmenden Gefahren. Es darf in dieser Beziehung ein Urtheil des Prinzen Albert (vom 5. September 1849) hier angeführt werden:

Die Protokolle der Conferenzen in Berlin bringen ein ganzes und zusammenhängendes Bild hervor, welches auf den Beschauer einen starken Eindruck macht, und zwar ganz zu Gunsten der von Preußen befolgten Politik. Die Rede des Generals von Radowitz ist wirklich ein Meisterstück, und es ist nicht ein Wort in derselben enthalten, das ich nicht gern unterschriebe.*) Sie scheint mir wichtiger als alle die diplomatischen Noten.

*) In einem Briefe vom 7. September, mit welchem Herr von Radowitz Bunsen mehrere Exemplare der in dem obigen Briefe erwähnten Rede übersendet, heißt es:

„Ich behalte mir so manche ausführlichere Betrachtungen noch vor, möchte sie aber freilich am liebsten mündlich vorlegen. Dann würde ich Ihnen auch einige Gesichtspunkte hinsichtlich des Unionsprojectes mit Oesterreich vorlegen, die Ihre Bedenken wahrscheinlich sehr vermindern würden. Die Zweite Kammer hat sich wie die Erste dem Gange der Regierung vollkommen angeschlossen."

Ueber dieselbe Zeit geben andere berliner Briefe noch die folgenden Mittheilungen:

„22. August. — Wir fordern jetzt die rückständigen Regierungen auf, sich binnen vierzehn Tagen zu erklären; dann wird der Umfang des Bündnisses feststehen, und es müssen die Einleitungen zum Reichstag getroffen werden — dabei werden wir auf großen Widerstand, namentlich auf seiten Hannovers stoßen, wenn nicht seine eigenen Kammern es zwingen, nachzugeben, was sehr möglich ist, aber nicht gewiß. Jedenfalls sind wir fest entschlossen, bis aufs Aeußerste zu gehen; verlassen uns die Andern, so liegt die Schuld nicht an uns, und wir stehen um so mächtiger da. Aber Deutschland — kann dabei zu Grunde gehen.

„27. August. — Radowitz' Rede ist ein Meisterstück und hat eine ungeheure Wirkung hervorgebracht. Als Rede ist so etwas in Berlin noch nicht gehört. . . . Heute ist in der Ersten Kammer der Camphausen'sche Antrag als Vertrauensvotum mit großer Majorität angenommen. Die Zweite Kammer bereitet ebenfalls ein Vertrauensvotum vor.

„4. September. — Der Eindruck unserer Vorlagen an die Kammern im Lande, der einzige, der sich bisjetzt übersehen läßt, ist ein durchaus günstiger gewesen, und so scheint es auch im übrigen Deutschland. Selbst aus Hannover wird sehr günstig darüber geschrieben. Die Offenheit und Ehrlichkeit Preußens, welches allein unter allen Regierungen mit offenem Visir kämpft, wird allgemein anerkannt, und dieses Auftreten vor den Kammern wird als das erste ganz sichere Pfand und die gewisse Bürgschaft angesehen, daß die Regierung ernstlich wolle: Preußen müsse nun vorwärts gehen, es habe sich gebunden und Neigungen und Abneigungen, Befürchtungen oder Gelüste hätten nun alle Bedeutung verloren. . . . Unser Ministerium bleibt fest und zähe, und Schleinitz ist klar und entschieden. Er hat in mehreren wichtigen Fragen einen richtigen Blick bewährt, wo die andern Herren blind waren; so war Niemand entschiedener als er (und er hat es wirklich durchgesetzt), daß der Camphausen'sche Antrag von der Regierung unterstützt wurde. . . . Das Benehmen des Prinzen von Preußen wird von allen Seiten als über alles Lob erhaben dargestellt; taktvoll, ernst und fest — und klar sehend und ehrlich, es ist eine wahre Freude, davon zu hören. Er ist jetzt in Frankfurt, wo er mit richtigem Takt den Erzherzog abgewartet hat. Die Rückkehr des Letzteren ist nicht gerade factisch gefährlich; aber sie ist auch eben kein gutes Zeichen von gutem Willen zur Verständigung."

Es ist hohe Zeit jedoch, das deutsche Parlament zu berufen, denn Hannover und Sachsen spielen falsch, Oesterreich wird binnen kürzester Zeit frei zum Handeln sein, Frankreich spricht deutlich seine Freude darüber aus, und über die Wichtigkeit, „que l'Autriche reprenne sa position en Allemagne que la Prusse va usurper.“ Rußland wird das Seinige thun, Oesterreich zu unterstützen und Baiern und Würtemberg in ihrer Opposition zu stärken, und England hat keine Sympathie für deutsche Einheit. Der leading article in der Times vom 3. über die Radowitz'sche Rede ist fast wörtlich dasselbe, was Lord Aberden gestern sagte: „Every wish that Germany should be strong and united, but union, federative state, nationality, parliament etc. etc. etc. are nonsense.“*) — Wie soll es aber strong und united werden?

Die Sachlage in Berlin Anfang September 1849 ist in folgendem Briefe an Bunsen (vom 5. September) deutlich geschildert:

Die deutsche Frage tritt nicht allein für uns, sondern für ganz Europa immer mehr in den Vordergrund. Der darin von der Regierung befolgte Gang hat die vollständigste Billigung in den Kammern und, wie ich glaube, im ganzen Lande gefunden. Wenn ich mich nicht täusche, so ist die Stellung des Ministeriums gerade durch dessen Politik in dieser hochwichtigen Angelegenheit entschieden befestigt worden. Der Charakter des Transitorischen und Provisorischen, der bis dahin dem jetzigen Cabinet in der öffentlichen Meinung anklebte, scheint auf einmal beseitigt. Und dennoch befinden wir uns noch in den ersten Anfängen unserer Schwierigkeiten, die auf allen Seiten zahllos sind. Unsere nächste Sorge bildet jetzt die Frage wegen Zusammenberufung des Reichstages. Von Oesterreich erwarten wir in diesen Tagen eine Mittheilung über Bildung einer neuen provisorischen Centralgewalt. Das Bedürfniß einer solchen macht sich täglich fühlbarer, und wir wollen gern zu dessen Befriedigung die Hand bieten, wenn es auf eine Weise geschieht, die unsere Absichten in Beziehung auf die Errichtung des engeren Bundesstaates nicht zu durchkreuzen im Stande ist. Nachdem alle Staaten, auf die überhaupt dabei zu rechnen war, jetzt beigetreten sind, erscheint diese Gefahr bei weitem weniger groß. In Beziehung auf den Verfassungsentwurf werden wir weder Oesterreich noch unseren zweifelhaften Alliirten Zugeständnisse von wesentlicher Bedeutung machen. Dies ist der unumstößliche Entschluß des gegenwärtigen Cabinets, und er müßte erst beseitigt sein, um dergleichen Hoffnungen aufkommen zu lassen. Der König ist in diesen Tagen in Pillnitz und wird sich morgen,

---

*) „Jedermann wünscht, daß Deutschland stark und einig sei, aber Union, Bundesstaat, Nationalität, Parlament u. s. w. sind Unsinn.“

zu Brandenburg's nicht geringem Schrecken, nach Teplitz begeben, um dort, einer Einladung des Kaisers Franz Joseph folgend, sich mit Seiner apostolischen Majestät ein Rendezvous zu geben. Diese Zusammenkunft kann auf den Gang unserer Politik keinen Einfluß haben; indessen fürchte ich doch die Misdeutungen, denen man dadurch einigermaßen vorzubeugen sucht, daß kein verantwortlicher Minister den König begleitet, also nach constitutionellen Begriffen von Unterhandlungen nicht die Rede sein kann.

Aus Bunsen's Antwort auf diesen Brief, vom 11. September 1849, entnehmen wir folgende Ausführung:

Bis auf Einen Punkt bestärkt mich Alles, was Sie mir sagen, in meinen Hoffnungen für das Gelingen des großen Werkes. Wollen Sie mir erlauben, mich über diesen Punkt mit der Offenheit eines alten Freundes zu äußern? Sie äußern, es könnte doch wol unmöglich sein, den Reichstag für den 18. October auszuschreiben, oder überhaupt innerhalb der nächsten zwei Monate. Es ist mir schon lange klar gewesen, daß Sachsen und Hannover mit der Berufung ihrer Landtage zögern, damit es zu spät werden möge für den 18. October und hoffentlich für immer. Allein eben weil ganz Deutschland diese Ränke kennt, und noch Schlimmeres argwohnt, und uns eben nicht die Kraft, kaum den wirklichen guten Willen zutraut, das Werk zu Ende zu führen, in der Zeit und Weise, worin es allein möglich ist es zu thun — eben deswegen ist der symbolische Tag des 18. October der spätest mögliche.

Auch in Europa wird der Eindruck derselbe sein. Niemand glaubt daran, daß die preußische Regierung wirklich wolle.

Weder der Kampf mit der Revolution noch der mit den widerwilligen oder feindlichen Regierungen kann zu Ende geführt werden, bis der erste volle Reichstag sitzt. Jedes Aufschieben ist eine Versuchung für beide, das Aeußerste zu wagen, das Handeln dagegen schneidet Alles ab, was zu fürchten wäre. Da unsere Sache gerecht, Nationalsache, Nothwendigkeit, Bedingung der Rettung ist, hat Niemand den Muth, mit offenem Visir der vollendeten Thatsache entgegenzutreten.

Natürlich in Berlin, denke ich mir: Frankfurt könnte nur ausnahmsweise diesmal gewählt werden, wenn es Umstände zu erfordern scheinen. Erfurt drückte unserem Reiche von vornherein den Stempel der Kleinlichkeit und Lächerlichkeit auf. Hier will man von keinem Orte wissen als Berlin. „What would an english parliament be in our days in Exeter or Winchester?" *) sagte Sir Robert Peel einmal.

*) „Was sollte heute ein englisches Parlament in Exeter oder Winchester?"

Des Königs Reise nach Teplitz scheint mir politisch sehr bedenklich. Gott gebe, daß das allgemeine persönliche Mistrauen durch die nächsten Schritte gründlich niedergeschlagen werde! Ist es möglich, daß Gerlach, der wüthendste Gegner des Ministeriums in der Kammer, nach seiner berüchtigten Rede den König als Adjutant begleitet hat? Wie können die Minister dabei noch auf die constitutionelle Fiction rechnen? Nun, Gott gebe, daß es nicht wahr sei!*)

Dieselben Forderungen wie in diesem Schreiben finden sich in einer andern gleichzeitigen Aufzeichnung Bunsen's so formulirt:

I. Der Reichstag muß sogleich ausgeschrieben werden, und auf den 18. October — einen so offenbar für Vergangenheit und Zukunft geheiligten Tag Preußens und Deutschlands — nicht später. Dem steht nichts entgegen als Ränke, welche nach dem 18. October noch viel frecher hervortreten werden. Erfurt ist unmöglich, es machte uns im Auslande lächerlich. Berlin ist der Ort.

II. Hinsichtlich der Centralgewalt bedarf es nur eines Provisoriums für Abwickelung der Rechnungssachen, besonders hinsichtlich der Marine; und bleibend als Bundesmilitär- und Festungscommission, etwa mit Austrägalgericht für die Form.

III. Für die Form des Provisoriums wären die alten siebenzehn Stimmen, wonach Preußen mit seinen Verbündeten, trotz Oesterreichs Vorsitz, die Mehrheit haben würde, wie es sie in der Nation hat.

IV. Die künftige Theilnahme am Zollverein bedingt Theilnahme am Reiche; denn der Reichstag allein hat die Zollgesetzgebung. Also: Baiern und Würtemberg treten aus dem Zollverbande, wenn sie nicht dem Reiche beitreten. „Meglio così“, sagt der Römer.

Das ist mir Alles mathematisch klar, und so dem edlen Prinzen und

---

*) Derselbe Brief spricht sich über den Zusammenhang zwischen der deutschen und der Zollvereinsfrage dahin aus:

„Das Reich fällt mit dem Zollverein zusammen, nach aller Wahrscheinlichkeit, nothwendig aber der Zollverein mit dem Reiche. Oder mit andern Worten: Wenn Baiern und Oesterreich nicht beitreten, treten sie thatsächlich aus dem Zollverein aus. Der Grund scheint mir unanfechtbar. Die Zollgesetzgebung gehört dem Reichstage: werden Baiern und Würtemberg sich den Tarif vom Reichstage machen oder dieser ihn von ihnen verderben und vorschreiben lassen? Sollte es nicht gut sein, dies sobald als möglich auszusprechen? Gut, wenn Baiern und Würtemberg den Protectionismus in Verruf bringen! Jede andere Combination ist eine Täuschung, welche sich binnen vierzehn Tagen an der parlamentarischen Wirklichkeit bricht. Hinsichtlich eines Provisoriums genügte ja eine Abwickelungscommission hinsichtlich der Marine und eine Militär-Bundesfestungscommission.“

der Königin und Sir Robert Peel, die einzigen drei im Lande, welche es ehrlich mit Preußen meinen und Deutschland verstehen. Aber alle hierherkommenden Nachrichten melden, daß Niemand glaube, es sei Preußen Ernst.

Ein weiterer Brief Bunsen's von demselben Datum bringt für dieselbe Anschauung noch folgende Argumente:

Der König hat jetzt mit dem redlichen und achtungswerthen Theile der Nation zu thun; denn die Wühler haben sich getrennt und sind in offenem Kampfe der Waffen und des Gesetzes niedergeschlagen. Jener rechtliche Theil nun verdient und erwartet des Königs volles Vertrauen; denn er ist entschlossen, Alles für ihn in der deutschen Sache zu thun und hinzugeben. Aber eine böse Saat des Mistrauens und Argwohns ist aufgeschossen; Wühler und Pfaffen und — Fürsten beuten sie uns. Es bedarf nicht allein offenen und muthigen Vorwärtsgehens, sondern auch, wenn ich so sagen darf, einer symbolischen Handlung. Der 15. wie der 18. October sind solche symbolische Tage, und zugleich nicht zu frühe. Gott gebe, daß sie, wie ich zuversichtlich hoffe und glaube, noch rechtzeitig sind.

Die Forderungen, die Bunsen als Vorbedingung jeder Besserung der politischen Lage gestellt, blieben unerfüllt; über das, was nun kommen mußte, gab er sich (wie unerschöpflich und unermüdlich auch in neuen Versuchen, noch irgendeine Besserung herbeizuführen) keinen Täuschungen hin. Sein Gesammturtheil über die nunmehrige politische Situation legt ein Brief vom 28. October dar:

Ich schreibe heute einmal ganz rückhaltlos, da ich eine sichere Gelegenheit habe. Ich schreibe aus ungewöhnlich gedrücktem Herzen. Mir scheint die deutsche Sache verloren, d. h. für dieses mal, wenn nicht große Ereignisse eintreten: die preußische aber, welche ich als Gabe des Jahres 1849 gesichert glaubte, ernst gefährdet. . . .

Preußen konnte nie den guten Willen der königlichen Regierungen haben, noch weniger als den Oesterreichs, und Preußen hat nicht mehr das freudige Vertrauen der Völker Deutschlands. Es konnte sie nur wieder erobern durch unmisverständliches Eingehen auf die noch am 16. Mai vom Könige so feierlich in Aussicht, in nächste Aussicht gestellte constitutionelle Regierungsweise, und Fernhalten auch des Scheines der Junkerreaction. Das ist nicht geschehen. Will man eine Constitution, eine redliche, so müssen keine Hinterthüren darin sein; will man eine constitutionelle Freiheit nach englischer Weise, so dürfen — Ausnahmsfälle für einige Wochen ausgenommen — keine Steuern erhoben werden, die nicht im Parlament, aber auf der Krone Vorschlag, bewilligt werden. Die Sache hat ihre

Unbequemlichkeit: so aber z. B. auch das eheliche Leben; aber weder Familie noch Staat können bestehen, wenn nicht die Bedingungen, die in Ehe und Verfassung liegen, erfüllt werden. Eheloses Leben und die Isolirung der dynastischen Dictatur haben auch ihre Bedenken. . . . Traut man einer aus zwei Häusern bestehenden legislativen Versammlung nicht zu, daß sie sich hüten werde, die ganze Staatsmaschine und jedes Einzelnen Haushalt ins Stocken zu bringen dadurch, daß die Zinsen der Staatsschuld nicht gezahlt werden, sowenig als die Gehälter und Besoldungen, so muß man keine Constitution geben — und auch nicht versprechen. Garantien bedarf man: sie liegen im Wahlgesetze, welches man jetzt geben kann und muß. Nun aber kommt hinzu, daß wir jetzt noch gar kein constitutionell gebildetes Budget haben, wohl aber eine mächtige und leidenschaftliche gegenrevolutionäre Partei — (mit einem Flügeladjutanten des Königs und vielen Großen und Vertrauten des Schlosses an der Spitze), welche vor Allem keine Grundsteuer zahlen will, aus Eigennutz, und keine Verfassung ohne Kastenprivilegien und Pfaffenvorbehalte annehmen aus Beschränktheit. Dabei ist der 3. Februar 1847 nicht vergessen, seitdem Gerlach's Reden ihn zur Grundlage genommen. Wie der §. 108 steht, heißt er also, unter solchen Umständen, nichts als dies: wenn die Zweite Kammer nicht die Vorschläge des Ministeriums annimmt, und dieses bleibt — und warum sollte es nicht? — so verfügt die Regierung über Finanzen und alles Uebrige, als wenn nichts vorgefallen wäre. Allerdings (hat das Ministerium mildernd vorgeschlagen) nur zwölf Monate: aber dann? Wer glaubt an eine constitutionelle Regierung auf dem Festlande nach zwölf Monaten Unterbrechung? Zwölf Monate machen mürbe oder verzweifelt. Im ersten Falle gibt die Volksvertretung nach, in zweiten berechtigt die „Gefahr des Staates" zu „Belagerungszuständen". Zuletzt bleibt die endlose Wiederholung von Auflösungen übrig — bis Alles untergeht — außer dem Hasse der Verzweiflung — und der Weltgeschichte mit ihren rollenden Rädern! Der Vorschlag der Zweiten Kammer ist wahrlich Beweis willigen Nachgebens für §. 108! — Man will (ich weiß es) eine Constitution: aber man versteht nicht darunter, was die ganze Welt meint. Man spricht, aber in einer andern Sprache: man lauscht der Stimme der Kammer, aber man hat ein anderes Wörterbuch, sie zu verstehen. In England gibt es über jenen Punkt gar keine Meinungsverschiedenheit.

„Die Welt geht zu Ende" (sagt Pythagoras), „wenn die Menschen aufhören, Ursache und Wirkung zu verbinden." — „Les événemens n'arrivent pas d'après la volonté des hommes mais d'après la force que dieu a mise dans les choses", sagt Fiévée. Und die Bibel sagt mir dasselbe, nur viel stärker und von höherem Standpunkte. Aber ich bin ja Herrn von Gerlach ebenso wol ein Ungläubiger als ein Jakobiner!

Hinsichtlich der Beeidigung des Heeres bin ich mit der Regierung ein-

verstanden, aber im Sinne, wie Prinz Albert, und der Herzog von Wellington es aussprachen, als im Mai vorigen Jahres der König ihre Ansicht wissen wollte: „There must be a responsible person for what the king does as commander in chief: it is not at all necessary, that this person should be a minister: but there must be a responsible person somewhere, and there is in the constitution.“ *)

Wie aber deutet Gerlach und die Kreuzzeitung jenen Artikel schon jetzt aus?

Wenn das nun patriotische, dem Könige und dem Königshause mit Leib und Seele und mit Kopf und Geist ergebene Männer betrübt, wenn es den Aposteln der Demokratie neue Kraft verleiht im Lande, was soll der Eindruck auf das übrige, selbst das schon verbündete Deutschland sein? Glauben doch die Meisten, daß der König dem offenen Widerstande der Dynastien nicht mit That — und sie allein kann retten — entgegentreten, sondern sie Oesterreich, und der Scheineinigkeit die Einheit opfern werde. Hat man die Dynastien nicht geradezu „in Versuchung geführt“, indem man ihnen sagte: nur auf ihre freie persönliche Zustimmung solle zum Werk geschritten werden? Andere legen das macchiavellistisch aus, eben wie den (unglaublichen!) Vorschlag der Union, welchen man Oesterreich machte: mit Einer Politik und Einer diplomatischen Vertretung für Deutschland und die sogenannte österreichische Gesammtmonarchie. Gott gebe, daß die Geschichte nicht diese Auslegung macht, wenigstens ein Jahrhundert hindurch: es wäre ein schreiendes Unrecht gegen den theuren, edeln König; allein es haben sich größere Ungerechtigkeiten in der Geschichte festgesetzt — und Dante ist auch oft strenger als Minos!

„Die preußische Monarchie bedarf einer starken Regierung.“ Gerade das ist, was wir Alle wollen, um Preußens und Deutschlands willen. Aber in einem constitutionellen Staate ist die Regierung nur stark mit der Nation und durch ihre kräftige Mitwirkung. Entweder — oder! Es ist das alte Lied, das ich schon oben gesungen, und nicht erst seit 1848.

Das jetzige Wahlgesetz ist unhaltbar schlecht. Man gebe dem Volke directe Wahl seiner Vertreter, aber nur demjenigen Volke, welches Gemeindelasten trägt, und also Eigenthum und Einkommen hat. Das ist besser als ein immer willkürlicher Census. . . .

Hannover und Sachsen haben mit der Treulosigkeit und verrätherischen Voraussicht, die Niemanden täuscht, außerhalb Berlins, Preußen an dem unsinnigen System der indirecten Wahlen festgehalten, weil es un-

*) „Es muß eine verantwortliche Persönlichkeit da sein für das, was der König als oberster Kriegsherr thut; es ist durchaus nicht nöthig, daß es ein Minister sei; aber irgendwo muß eine verantwortliche Persönlichkeit da sein, und sie ist da in der Verfassung.“

beliebt und unpraktisch ist. Es handelt sich, das Mislingen des Bundes vom 25. Mai sicherzustellen. Das ist, fürchte ich, fast gelungen: denn selbst Radowitzens mannhafte Rede macht mir den Eindruck, als wenn ich den Bräutigam zur Hochzeit gehen sehe mit der Miene, wie man in die Schlacht geht, um eine uneinnehmbare Batterie zu stürmen, mit Muth, aber mit dem Vorbehalte „bis zur Grenze der Möglichkeit". Als wenn es sich nicht um Deutschlands und also Preußens Heil handelte! Dem sei aber wie ihm wolle: es handelt sich jetzt doch endlich darum, die freundliche Seite dem Volke, der Nation, zuzuwenden: mit Weisheit und Voraussicht. Das Wahlgesetz, welches ich als für Preußen ebenso möglich als nothwendig erklärt, sollte, als Zugeständniß und Verbesserung zugleich, für die neuen Wahlen zum Reichstag von Preußen angeboten werden, da Hannover und Sachsen uns nicht beim Worte halten können.

Wenn man etwas Besseres weiß, so thue man es, nur daß man einsehe und zeige, daß man es einsehe: daß, wer zum Ziele nicht die richtigen Mittel zu rechter Zeit ergreift, entweder nicht weise, oder nicht ehrlich ist. Er will dann entweder nicht zum Ziele kommen, oder er ist unfähig dazu. Das Sichere aber ist, daß er nicht zum Ziele gelangt. *)

---

*) Eine eigenthümliche Ergänzung zu Bunsen's klarem politischen Rundblick in diesem Briefe bildet ein berliner Brief an ihn vom 16. October 1849, der noch Alles ziemlich rosig ansieht:

„Der gestrige Tag ist in den verschiedenartigsten Kreisen mit dem wahrsten und eifrigsten Patriotismus gefeiert; und je trüber der Rückblick auf a twelvemonth ago †) war, um so mehr freute man sich doch, bei solchem Marksteine der Zeit, des wirklich gewonnenen Fortschrittes. Man darf sich desselben freuen, wie trübe man auch in vieler Hinsicht in die Zukunft zu blicken veranlaßt sein mag. Denn ein großer Fortschritt ist geschehen in Preußen: es ist wieder eine Regierung da, und eine Regierung, die Autorität hat und an ihre Autorität glaubt. Das war das Elend des vergangenen Jahres, daß die Regierung selbst nicht an ihre Autorität glaubte und folglich auch Niemand anders. . . . Wie herrlich hat sich der Prinz von Preußen bewährt! Er hat Privatbriefe hierher geschrieben, die man, wenn man dürfte, nur so Wort für Wort veröffentlichen möchte, um der Nation die Bürgschaft einer festen und gesicherten Zukunft zu geben. Das gilt für Preußen — das gilt für Deutschland. Auch die deutsche Sache hat, trotz Allem, was ihr widerfahren ist, einen Fortschritt gemacht: sie ist in Preußen nicht mehr die Sache der Demokraten, die Preußen zerstören wollen, um Deutschland aufzuerbauen; sondern sie ist in den Kern des Volkes eingedrungen, mit dem Bewußtsein der Rolle, welche Preußen als solches dabei zu spielen hat. Dies wird sich immer mehr und mehr geltend machen; und darauf vertraue ich, mag aus dem Nächsten werden, was Gott will. . . . Radowitz hat gelernt und ist gereift; und ehrlich meint er es mit Preußen. Er ist zu systematisch, aber er hat doch Ideen, und daran fehlt es sonst in Berlin, das weiß Gott! Bei unserem Ministerium ist nur auf die Zähigkeit zu bauen, mit der es einem gegebenen Anstoß

†) Auf voriges Jahr.

Ergänzt wird dieser Brief noch durch den folgenden an Herrn von Usedom, vom 17. November 1849:

Es gibt keinen Weg zur Befriedigung des deutschen Volkes, als eine wahrhaft bundesstaatliche Einheit — also mit Ausschluß Oesterreichs und unter Preußens erblichem Vorsitze. Die richtige bundesverwandtschaftliche Stellung zu diesem kann sich erst finden, wenn einerseits Deutschland als Bundesstaat dasteht, und andererseits Oesterreich den Traum Nebukadnezar's in irgendeiner Weise zu Ende geträumt hat. . . .

Es handelt sich nicht um die Verewigung der Kleinstaaterei; es handelt sich, einen lebenskräftigen Keim zu bilden für die unausbleibliche Einigung aller Deutschen. . . .

Die Regierungen sehen in ihrer Kurzsichtigkeit jetzt nur Ein Ziel, sich wieder festzusetzen. Sie wollen „in der Freiheit Land eingehen, ohne die Brücke des Absolutismus abzubrechen". Das geht nun einmal nicht. Man kann keine andere Sprache in öffentlichen Angelegenheiten sprechen, als die alle Welt spricht, und es gibt kein doppeltes Wörterbuch im constitutionellen Leben. . . .

Mein theurer Freund! Seit 1848 bin ich mündig geworden. Die letzten Schuppen sind mir von den Augen gefallen, und die letzten Thränen werden auch bald in ihnen vertrocknen.*)

---

folgt. Wie Radowitz übrigens von der Hofpartei und dem Gerlach'schen Junkerthume gehaßt wird, davon kann man sich kaum einen Begriff machen. . . . Schleinitz ist ebenfalls klar und fest, und ein sehr gutes Ingredienz in diesem Ministerium, aber den Ultra-Schwarzweißen auch verhaßt."

Auch aus einem Briefe von Radowitz vom 6. November 1849 darf hier die folgende Bemerkung nicht fehlen:

„Es ist ebenso sehr unser Interesse als unsere Absicht, in Frankfurt womöglich reinen Tisch zu machen; die erste Aufgabe der Centralcommission muß es sein, den Unrath von Intriguanten aus allen Theilen Deutschlands, der sich seit einem Jahre in dem Reichsministerium angehäuft hat, gründlich auszukehren. Wir werden allerdings dabei auf erheblichen Widerstand seitens Oesterreich stoßen, dürfen aber darin nicht nachlassen."

*) Die politischen Mittheilungen von S. 111 an knüpfen hier wieder an.

Zweiter Abschnitt.

Drei Jahre politischen und wissenschaftlichen Briefwechsels.

(1849—1851.)

Briefe an Max Müller, Lücke, Thiersch, Lachmann und Andere. — Tod von Bunsen's Schwiegermutter. — Rede in einem Meeting für die Industrieausstellung. — Tod Sir Robert Peel's. — Reise nach Bonn. — Briefe nach Rom. — Londoner Ausstellung. — Besuch des Prinzen von Preußen. — Familienbriefe.

Schweizer Flüchtlings- und neuenburger Frage im Beginn 1850. — Briefwechsel mit Großherzogin Stephanie von Baden, mit Graf Hatzfeldt, Frau von Staël und Gräfin St.-Aulaire über die politische Lage. — Briefe über die innere Entwickelung Preußens. — Stand der Erfurter Unionsfrage im Sommer 1850. — Berliner Friedensverhandlungen mit Dänemark. — Ablehnung des Londoner Protokollentwurfs. — Warschauer Zusammenkunft. — Radowitz als Minister des Auswärtigen. — Kriegsdrohungen Frankreichs und Rußlands. — Bunsen an Radowitz und Camphausen über die Sachlage. — Olmützer Convention vom 3. November und Folgen derselben in England. — Sendung von Radowitz nach England. — Stellung der englischen Politik zu dem olmützer Preußen. — Bunsen über Radowitz. — Allgemeiner Eindruck der Olmützer Convention. — Englische Titelbill. — Protest Englands gegen den Eintritt des Gesammtstaates Oesterreich in den Deutschen Bund. — Intriguen gegen die londoner Reise des Prinzen von Preußen. — Versuche zu Bunsen's Sturz. — Radowitz' Zurückgezogenheit. — Berliner Camarilla. — Kirchliche Reaction. — Gründung des „Preußischen Wochenblattes". — Neues Auftauchen der neuenburger Frage. — Pariser Staatsstreich. — Sturz Palmerston's.

Mitten unter den politischen Wirren des Jahres 1849, die seine Tagebücher vorführen, dauern Bunsen's wissenschaftliche Arbeiten ungeschwächt fort. Die folgenden Briefe lassen den Umfang und die verschiedenen Zweige derselben erkennen:

9 Carlton Terrace, 22. April 1849, 9 Uhr morgens.

(An Max Müller.) Ich habe gestern Abend und Nacht und heute früh das merkwürdige Buch „Nemesis of Faith" gelesen und bin so bewegt davon, daß ich Ihnen einige Zeilen schreiben muß. Ich kann nicht

sagen, wie sehr mich dieser tiefe und edle forschende Geist rührt und anzieht. Ich fühle das Tragische seiner Lage. Ich habe lange vorausgesehen, daß solche Tragödien dem Menschengeiste in dieser Inselwelt bevorstehen. Arnold und Carlyle, jeder auf seine Weise, sahen es vor mir. Niemand versteht ihn, als höchstens um ihn miszuverstehen.

Es rächt sich hier bei den Engländern zuerst ihre gänzliche Entfremdung von der Kunst. Sie verstehen das Buch als Kunstwerk nicht, sonst könnten sich viele von ihnen wenigstens dadurch zu billigerem Urtheil bewogen fühlen. Sie werden dann aber den Titel verstehen müssen. Das Buch zeigt ja gerade das Tragische und Verhängnißvolle des Aufgebens des Kirchenglaubens. Der Mann, der sich von ihm losgesagt, geht unter, und der Gegenstand seiner Liebe, welchen er auch irregemacht an ihrem Glauben, geht über alle Grenzen der Menschheit und der sittlichen Weltordnung hinaus. Beide gehen unter, zerfallen mit sich, mit Gott und der Welt; nur daß für ihn noch der Raum für weitere Entwickelung bleibt. Da fällt der Vorhang.

Das ist kunstgerecht, wahr, nothwendig nach der Ansicht der Kirchengläubigen.

Was das Theologische betrifft, so darf man von dem Buche keine andere Lösung erwarten als jene.

Aber hier hat der Verfasser den inneren Schaden aufgedeckt, die furchtbare Hohlheit, den entsetzlichen geistigen Tod der Nation, oder wenigstens ihrer philosophischen und theologischen Formeln mit hinreißender Beredsamkeit enthüllt. Das ist ein Verbrechen; wie die alten Juden schreien sie: „Steinigt ihn!"

Ich wollte, Sie könnten ihm sagen, wie tief ich für ihn fühle, ohne ihn je gesehen zu haben, und wie ich ihn ermahnen möchte, dies als nothwendiges Geschick zu nehmen und zu tragen. Er muß das vorhergesehen haben. Er muß jetzt, und er wird gewiß, wie er die Freiheit des Geistes gezeigt und vertheidigt, so auch den Muth, den thatkräftigen, freudigen des freien Geistes, bewahren und der Welt vorhalten.

Es ist vermessen, in eines Menschen und besonders in eines solchen Geistes Schicksal und Mysterium einzudringen, oder gar zu versuchen, in dasselbe einzugreifen. Aber die Gemeinschaft aller Geister, die das Sittlich-Gute, das Wahre und Schöne kennen und anstreben, und die Liebe zu jedem Jünger dieser inneren Christenreligion drängt mich, Ihnen anheimzustellen, ihm zu sagen: ich glaube, der Krampf seines geistigen Strebens werde sich schneller lösen, und die Lösung der großen Aufgabe ihm schneller entgegenkommen, wenn er einige Jahre unter uns lebte. Wir Deutschen haben nun 70 Jahre darangesetzt, als Denker, als Forscher, als Dichter, als Künstler, als Seher und auch als handelnde Menschen, um das alte Zion zu zerschlagen und das neue aufzubauen; jeder große Mann bei uns

hat seine Steine herbeigeholt für das Heiligthum, das unsichtbar in allen deutschen Herzen lebte; die ganze Nation hat ihre Politik, ja ihr eigenes Dasein, ihre bürgerliche Freiheit darangegeben — um Glauben an die Wahrheit. Es ist etwas von uns zu lernen für jeden Geist der Gegenwart. ... Es wird ihm wohl werden. Er wird aber auch erfahren, wie wahr der göttliche Plato geredet, wenn er sagt: „Sieben Jahre schweigender Forschung werden erfordert, um zu lernen, was wahr ist; vierzehn, um zu wissen, wie man es seinen Brüdern kundzuthun hat." Schon die freie Luft des Geistes wird ihm wohlthun, wie früher dem nach politischer Freiheit strebenden Deutschen die Luft des freien Englands.

London, Weihnachten 1847 (abgesandt 25. April 1849).

(An Lücke.) Mit Dir möchte ich mich nun gern über die Christologie besprechen. Ich denke, unsere Standpunkte sind nicht sehr verschieden. Ich bin ferner überzeugt, der streng rationelle Gesichtspunkt (von Lessing und Kant bis zum Kern von Schleiermacher's historischem Glauben) verlangt sein Recht nicht allein auf dem Katheder, sondern auch im Leben der Gemeinde. Sollte eine redliche Formel der wahren Eintracht für diesen und den geschichtlich kirchlichen Standpunkt nicht möglich sein, so muß die Welt unchristlich werden oder römisch-katholisch. Aber ich halte das Eine für so lästerlich anzunehmen als das Andere. Meine eigene persönliche Bestrebung ist dahin gegangen und geht mehr als je dahin, drei Punkte festzustellen:

1) Vermittelung für das Gemeindeleben, nicht durch Formeln des discursiven Verstandes, durch sogenannte Dogmen, sondern durch die lebendige That der Anbetung, wodurch (subjectiv) alle Religion erst entsteht. Darüber kann ich speculativ und geschichtlich gute Rechenschaft geben, halte aber damit zurück, bis Gott mir zeigt, daß es Zeit sei, und mein Gewissen mir sagt, daß ich mir über alle Punkte klar bin. Ich lerne aber täglich so viel wenigstens, daß ich sehe, wie wenig ich weiß.

2) Vermittelung des Glaubens an geschichtliche Offenbarung mit dem reinen vernünftigen Denken durch die Nachweisung der Uebereinstimmung beider als eines Wesens unter ganz verschiedenen Formen. Weder Kant, noch Schelling, noch Hegel genügen mir.

3) Hervorheben des christlichen Elements, nicht allein wissenschaftlich, sondern auch praktisch:

a) wissenschaftlich;

b) staatlich, durch geförderte Entwickelung politischer Freiheit;

c) kirchlich, durch Ausbildung der christlichen Diakonie oder des christlichen Socialismus.

In der, wenngleich schwachen, doch aber redlichen und in der Hauptsache bewußten Verfolgung dieser drei Punkte finde ich, am Rande der

sechziger Jahre, nach vierzig Lehr- und Wanderjahren, die Einheit meines Lebens, und stärke mich an ihrem Anschauen mitten unter den Stürmen, Zerstreuungen und Abhaltungen meines Berufslebens und den Anfechtungen des Innern, wie Antäus an seiner Mutter Erde Umarmung.

Das vorherrschende Gefühl seit 1841 ist dieses, und hierbei hat die anschauliche Kenntniß und die seit 1843 entschieden grundfalsche Richtung der englischen Kirche wesentlich eingewirkt, gewiß nicht weniger als meine kritischen Studien der Quellen des Christenthums:

die kirchliche Richtung, welche jetzt vorherrscht, ist unhaltbar.

Damit habe ich Dir auch gesagt, daß ich mit dem Eichhorn'schen Ministerium nicht einverstanden bin, d. h. mit der jetzigen Ausführung einer richtigen Grundidee unseres frommen Königs. Der König ist seit 1843 ebenso entschieden mehr rechts gegangen, als ich links. Ihn reißt das Anschauen des zerstörenden Treibens, welches er dem Unglauben an das positive kirchliche Christenthum zuschreibt, zu beschränkenden Maßregeln hin auf dem Gebiete des Gewissens. Das Gesetz vom 30. März habe ich durch die stärksten Gegenvorstellungen von allen Maßregeln eines „Toleranzedicts" zu reinigen gesucht, und hätte es gern zu einem wahren „Gesetze über religiöse und kirchliche Freiheit" gemacht; doch habe ich meinen Zweck keineswegs ganz erreicht, und die Ausführung ist eine ganz falsche. Mich nämlich hat die Anschauung des Jammers einer todten, unwissenschaftlichen Kirche und Theologie, sowie klares Bewußtsein über die nothwendigen Folgen unserer kritischen Forschungen viel stärker als je zur Abwehrung aller staatlichen Kirchenregierung und zur weisen Förderung eines geläuterten Glaubens gebracht. Der König hat zwei große ungeheuere Fehler gemacht, trotz meiner redlichen, vielfach wiederholten Meinungen:

1) Er hat nicht sogleich mit beiden Händen das rettende Ordinationsformular der Synode angenommen und noch weniger in allen Provinzen eine Synodalverfassung eingeführt, die in Sachsen mit Uhlich abgerechnet hätte.

2) Dagegen hat er das alte verfahrene Consistorialregiment wieder eingeführt und damit zu regieren versucht.

Ich sehe nicht ein, wie er während seiner Lebzeiten aus den Folgen dieser Fehler herauskommt. Einlenken auf die rechte Bahn ist unter den gegebenen Umständen unmöglich, menschlicherweise zu reden. Daß ich für mich selbst schon lange zu der Ueberzeugung gekommen bin, wie mein Beruf nicht in dieser Richtung liegen kann, brauche ich Dir wol kaum zu sagen. Meine „Zukunft" und „Ignatius" habe ich rein aus innerem Drange geschrieben, zugleich aber mich der Gelegenheit freuend, jedes Misverständniß meiner Ansichten beim Könige unmöglich zu machen. Auch an eine Leitung des öffentlichen Unterrichts ist bei einer solchen Richtung nicht für mich zu denken. Um so mehr suche ich zum Abschlusse zu kommen auf

der wissenschaftlichen, also schriftstellerischen Seite. „Marcion“ und „Hegesippus“ und die „Tafeln“ sind so gut wie fertig; allein „Aegypten“ fordert noch zwei Jahre. Bis dahin kann ich mehr denken als forschen auf dem christlichen Gebiete.

Da nun steht natürlich obenan die Christologie. Ich gehe davon aus, die kirchliche Christologie ist unvereinbar mit Exegese, Geschichte, Speculation, Bewußtsein der Zeit. Deshalb zürne ich etwas der zweiten Auflage Dorner's und bin auch nicht mit Nitzsch einverstanden als dogmatischem Schriftsteller.

Die Frage, die ich an Dich etwa stellen möchte, ist diese: Bietet die Logoslehre, wie sie noch Origines verstand, in Verbindung mit der von Schelling begründeten Identitätslehre (mit Wahrung der Persönlichkeit) eine redliche Vermittelung mit den letzten Folgen der kritischen Ansicht, wie sie sich in Schleiermacher (dem Exegeten) verkörpert hat?

Ich stellte im August vorigen Jahres diese Frage an Tholuck, und er gestand mir, er sei auf denselben Punkt gekommen; hier allein sei die Lösung zu suchen; also Zurückführung des Unterschiedes auf den zwischen dem Unendlichen und Endlichen = Unendliches im Endlichen, Ewiges in der Zeit. Uhlich sagt (oder würde sagen, wenn er wissenschaftliches Bewußtsein hätte): Jesus hat wirklich und wesentlich das Wesen Gottes (die Liebe) offenbart, er ist also der wahre Sohn Gottes, denn Gott ist Liebe.

Gleich beim ersten Versuchen der klaren Durchführung jener Ansicht tritt mir das Gorgonenhaupt des Pelagianismus entgegen, welches Nitzsch selbst bei Besprechung meiner Idee des Selbstopfers grimmig entgegengehalten. Er soll ketzerisch sein mein Spruch: „Christus ist vergottet durch seine einzige Heiligkeit.“ Und doch sagt dieses, und nicht weniger als dieses, Luther's größester Lehrer, der gottselige Schreiber der „Deutschen Theologie“. Mir ist ganz klar, daß die ganze theologische Lehre von Gnade, im Gegensatze der Freiheit, eine theologische Verirrung und Verwirrung ist, ebenso falsch wie ihr Gegentheil, aber auch nicht um einen Pfennig wahrer.

Schleiermacher's berühmte §§. 13 und 93—98 sind mir nicht thatsächlich begründet. Das Berufen auf Joh. 3, 16 für μονογενής als Christi eigenen Ausdruck ist eigentlich kaum redlich. Jene §§. sind ihm nothwendig für seine Begründung. Das kann sie mir aber doch nicht wahr machen vom geschichtlichen Standpunkte. Sie sind mir aber auch nicht speculativ begründet. §. 99 stimme ich bei, was die Sonderung des nothwendigen Glaubensgrundes von den beiden dort berührten Thatsachen betrifft; allein wer ihm hierin exegetisch beistimmt, wird sich deswegen doch nicht von ihm dogmatisch beschränken lassen wollen.

Ich halte deshalb auch die Schleiermacher'sche Schule nicht für dauernd haltbar, sondern nur für eine vorübergehende in dieser Beziehung. Ebenso

wenig aber erkenne ich in Hegel oder gar in seinen tübinger Nachfolgern Hülfe. Endlich halte ich auch Schelling's letzte Versuche nicht für stichhaltig, trotz herrlicher Blitze und Entdeckungen, die ja aber auch Hegel nicht können abgesprochen werden.

So könnte es denn scheinen, wir wären am Ende nicht weiter gekommen als Lessing und Kant („Erziehung des Menschengeschlechts" und „Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft"). Dagegen jedoch stemmt sich mächtig Alles, was in mir lebt, obwol ich mich auf der Basis beider Männer stehen fühle.

Das Selbstbewußtsein Christi muß man stehen lassen, allein es fragt sich (was auch Schleiermacher fragt, aber beseitigt), ob denn dieses Selbstbewußtsein sich anders aussprechen konnte, als unter den allgemeinen Bedingungen des Menschlichen, nach Volksthümlichkeit und Persönlichkeit? Zweitens fragt sich, ob wir, um an ihn als Erlöser zu glauben, doch zu sagen haben: es mußte sich aber als urbildlich (im Sinne von selbstanfänglich) aussprechen, weil sonst Christus nicht als erste Ursache angesehen werden kann?

Ich leugne dies. Der Vater allein ist von den Schranken der Zeitlichkeit frei, der Sohn ist in Knechtsgestalt, solange er erscheint. Aber ist's denn weniger göttlich, Gottes innerstes Wesen zu offenbaren, zuerst am reinsten, am weltgeschichtlich wirksamsten, in menschlicher Wirklichkeit, als in einer (angenommenen) Uebernatürlichkeit in der Erscheinung? Was die eine Annahme in die Erscheinung setzt, erkennt die andere an in dem ewigen Grunde der Erscheinung. Warum sollen beide nicht nebeneinander bestehen? Man hat jetzt nicht mit Spöttern wie Voltaire, und mit Negationen wie Encyklopädisten und Materialisten zu thun, sondern mit einer ernsten Philosophie des Geistes und mit einer kritisch begründeten positiven Wissenschaft, und mit zum Theile gewiß sehr ernsten und tüchtigen Verehrern und Gläubigen, welche die Schrift annehmen. Soll das fälschlich und lügenhaft sogenannte Apostolicum uns im Wege stehen? oder die darin verkörperte Hervorhebung der mythischen Ablagerung des tiefen Eindruckes der göttlichen Erscheinung in Christus, welche in der Kirche das Vorherrschende geworden ist? Und soll es so sein, kann es so bleiben? Und warum soll denn ein Glaube an die Offenbarung nicht kräftig sein können, wenn er annimmt, das natürlich Menschliche sei der höchste uns gegebene Träger derselben?

Ich wollte Dir nur andeutende Worte schreiben für das, was ich mit Dir gern nach dreißigjähriger Trennung mündlich verhandeln wollte. Ich hoffe, was ich gesagt, schreckt Dich nicht ab, meiner Einladung und Aufforderung zu folgen....

London, 25. April 1849. Ich kann meinen heute sechzehnmonatlichen Brief nicht abgehen lassen ohne ein Lebenszeichen und eine Erklärung. Ich ließ den Brief damals liegen, weil ich die dort Dir ausgesprochene Ansicht über die Christologie erst noch weiter bei mir selbst prüfen wollte. Das Jahr 1848 trieb das Schiff des Lebens in das stürmische Meer. Die Wogen ergriffen auch mich gewaltig, innerlich und äußerlich. Diese Ostern gönnte ich mir wieder einige Tage der Betrachtung und fand, daß die Ansicht mir Fleisch und Blut geworden war, wie sie es denn auch im Wesentlichen allen unseren denkenden Köpfen von Kant bis Schelling und Hegel gewesen ist, obwol Schelling in den letzten fünfundzwanzig Jahren mehr gethan zu haben scheint, das in den akademischen Vorlesungen angezündete Licht zu verdunkeln, als zu verstärken.

Strauß hat das Kind mit dem Bade verschüttet und den Zeugen für den Mythiker gehalten, die Zykliker für die geschichtlicheren: ein ungeheurer philologischer Misgriff! Ich halte das Evangelium Johannis für echt, mit Ausnahme der verfälschten Stelle von dem Teiche Bethesda und der beiden offenbaren Interpolationen am Ende (Schluß von Kap. 20, Vers 30 und 31 und Schluß von Kap. 21, Vers 25). Die Johanneische Darstellung schließt die übernatürliche Erzeugung aus und was damit zusammenhängt, aber an die Auferstehung als Auferweckung des Todten glaubte Johannes. Die Christologie wird nie segensreich hergestellt werden können, ohne die Ausbildung der ganz vernachlässigten Lehre vom Geiste. Die ganze Lehre der Trinität ist vorerst wegzuschaffen als Misverständniß. Der Sohn ist die Offenbarung und Verwirklichung Gottes in der Zeit, im Menschenindividuum; das Geheimniß der Persönlichkeit als der Synthesis von Sein und Werden. Der Geist ist die Offenbarung und Verwirklichung Gottes in der Gemeinde, das Geheimniß der geistigen Einheit der durch die Persönlichkeit geschiedenen höheren Persönlichkeit in der Folge der Geschlechter. Das ist Vater, Sohn, Geist. Jenseit Origenes hört für mich jede Verständigung auf, außer der historischen. Es beginnt das Kirchenthum, ein neues Gesetz, und dauert und wächst bis auf Luther. Allein die neue Geburt ist schwer und langsam; Christus will und muß Volk werden, wie er Mensch und kirchliche Gemeinde geworden. Allgemeines Priesterthum statt des alten, Werke der Liebe statt Worte des Glaubens, Glauben an Gott in uns, mit der Demuth und Ehrfurcht, welche allein ihn in uns bewahrt, das ist Religion und Kirche der Zukunft. Alles Uebrige muß fallen und ist geistig schon gefallen. Die Bibel bleibt als geheiligter Mittelpunkt der Weltgeschichte vom Standpunkte des Glaubens.

Schleiermacher's oberste Formel der Christologie ist haltbarer als alles Andere. Hier ist Alles todt, außer dem ethischen Princip, in der Gestalt der Gottesfurcht. Das Denken ist hierzulande grob materialistisch, der Gottesdienst ein Aeußerliches und Dumpfes, der Geist erscheint ihnen als

Gespenst. Der Fall wird entsetzlich sein, wie der der Römerwelt (siehe „Aegypten", Thl. I, Kap. Von den Forschungen der Römer).

Die theologische Reaction bei uns wird untergehen wie die politische, und die anti-theologische Revolution wie ihre Tochter, die rothe Republik. Wir sind aber doch Gottes erwähltes Volk, die christlichen Hellenen. Ich lebe mein geistiges Leben in meinem Heimatlande.

Fox How, 27. September 1849.

(An Professor H. Thiersch in Marburg.)*) Es ist mir eine rechte Herzenssache, mich mit Ihnen persönlich aussprechen zu können, obwol ich keineswegs die Zuversicht habe, daß wir uns jetzt schon verständigen sollten. Ich betrachte die sogenannten Irvingites, denen Sie sich, den öffentlichen Blättern nach, angeschlossen haben, als eine ihrer ganzen Anlage und ihrem Wesen nach geist- und bodenlose Verirrung, entschuldbar in England, gänzlich ohne Boden in Deutschland; es ist ein neues Papstthum, ohne eine einzige tiefe und wahre Idee, und ohne innere und äußere Berechtigung. Ich zweifle an der Redlichkeit einiger der Leiter; aber darüber habe ich keinen Zweifel, daß Herr Thomas Carlyle — ein redlicher und sogar in seiner Sphäre geistreicher Mann — und Consorten-Apostel keinen Beruf haben, unsere deutsche Kirche zu reformiren. Man kann nichts reformiren, was man nicht versteht, und man versteht nichts, dessen Grund man so wenig begreift als sein Ziel.

Dies sind harte Worte, aber wohlbedachte und redliche. Ich möchte Ihnen rathen, länger in England zu bleiben. Sie würden bald sich überzeugen, wie wenig im Geiste mit jenen Männern anzufangen ist, und wie wenig Sie sie verstehen. Ich habe um so mehr geglaubt, Ihnen gegenüber offen reden zu müssen, da Sie meine große Achtung und Anerkennung Ihrer Gaben, Kenntnisse und Verdienste kennen, und ich vielleicht bald im Falle sein dürfte, mich über jene Richtung öffentlich auszusprechen. Keine Kirche hat eine solche Zukunft wie die unserige, und keine Zukunft ist denkbar ohne freies und vernünftiges Kirchenregiment und eine im Herzen des Christenthums begründete gemeindliche Liturgie; allein den Weg dazu zeigt nur die deutsche Wissenschaft, die freie, furchtlose und glaubensstarke. Nur Glauben an den Herrn, der der Geist ist!

London, 15. November 1849.

(An Lachmann.) — — gefällt mir so wenig als vorher. Seine Orthodoxie und noch mehr sein Zurschautragen der Orthodoxie misfällt

*) Dieser Brief ist gleich den beiden folgenden erst in der deutschen Ausgabe hinzugefügt.

mir entschieden, seine politischen Predigten von 1848 und 1849 noch mehr. Ueberhaupt die politische Reaction wird auch suchen, auf dem theologischen Gebiete neuen Boden zu gewinnen....

Sage mir doch, ist — — ein ehrlicher Mann? Seine Untersuchungen sind oft so jesuitisch, daß, wäre er nicht ein Theologe, ich ihn nicht für ehrlich halten würde. Ich fürchte, 1849 wird die jungen und alten Pfaffen und Heuchler wieder in neue Versuchung bringen. Schade um Dorner, dessen ganze alte Christologie doch nicht haltbar ist! Er ist redlich, aber nicht klar. Vielleicht ist er in einer Krise und kommt zu seiner ersten Ausgabe zurück.

Hengstenberg ist toll mit seiner Apokalypse unter Domitian! Wird von den Tübingern keiner vernünftig? Es ist sonst nichts von ihnen zu hoffen; die ganze Schule ist ebenso wenig der reinen Kritik fähig wie jene; beide vertheidigen ein System, nicht die überlieferten Thatsachen....

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne meine freundschaftliche Aufforderung zu erneuern, daß Du Dein eigentliches Haupt- und Lebenswerk, die große Ausgabe des Neuen Testaments, unverzüglich zu Ende bringst. Du bist es der Gemeinde schuldig.... Es ist nicht recht, das Neue Testament halb herauszugeben, wenn man will, daß es seinen Weg in die Köpfe der Menschen (ja selbst der Theologen, soweit möglich) mache.

Demselben Jahre 1849 gehören die folgenden Familienbriefe Bunsen's an:

9 Carlton Terrace, 25. Juni 1849.

(An eine Schwiegertochter.) Gerade wie Henry Vyner, der Ueberbringer, sich bei mir meldete, kam Dein lieber, prächtiger Brief an. Du bist doch ein unvergleichliches Wesen, so ruhig und unverzagt mitten im Ungewitter! Da hat Dich nun der deutsche junge Mann aus der Friedenshalle des Vaterhauses und aus dem friedensfesten Lande der Heimat urplötzlich hinausgeführt in Krieg und Kampf und Blut, und, was das Entsetzlichste, in Bürgerkrieg. Und Du empfindest und fühlest das Alles tiefschmerzlich, wie es recht ist, und bist doch dabei ruhig und zufrieden, gottvertrauend, als wärest Du im Lager geboren. Nun, wenn's möglich ist, habe ich Dich dafür noch lieber als vorher! Du bist verständig genug, einzusehen, daß der Weg der Völker oft durch dunkle Thale geht und über blutbefleckte Pfade; aber es entwickeln und offenbaren sich dann auch die edeln und großen Züge im Menschen, welche im Wohlleben und Frieden so leicht schlummern und verkümmern: Aufopferung von Gut und Blut, muthige Todesverachtung, Leben und Sterben für eine hohe und heilige Idee, im festen Glauben an die bessere Zukunft und an die Unzerstörbarkeit des Wahren, Guten und Schönen. Und so wird auch diese stürmische Episode Deines friedlichfrohen Daseins Dir einst köstlich sein, und Du

wirst Kindern und Kindeskindern erzählen, wie Du im Vaterlande warest, als ihr Vater und Großvater dessen Freiheit und die edeln Güter, welche von ihr unzertrennlich sind, seinem Könige und Vaterlande treu, vertheidigen und erkämpfen half....

7. November 1849.

(An einen Sohn.) Da Du selbst einmal dachtest, über die Topographie von Syrakus zu schreiben, so möchte ich, daß Du das beifolgende Werk des trefflichen Leake mit den Münzabdrücken als ein Geburtstagsgeschenk gern annehmen, und es wie von Dir (das heißt, an Deiner Statt) und zugleich für Dich geschrieben ansehen möchtest. Es ist mir immer eine wahre Freude gewesen und wird es täglich mehr, sehe ich das von Andern gethan, was ich selbst gewünscht hätte zu thun. Es bleibt immer noch so unendlich viel mehr übrig für Jeden, als er selbst zu thun Zeit und Kraft hat; und oft findet sich, daß, was uns beschieden ist, besser von uns gethan wird, als was wir uns vorsetzen ins Werk zu richten durch unser persönliches Thun.

Gott hat Dir, mein geliebter Georg, eine schwere Zeit auferlegt in Deinem Augenübel und in dem Scheitern Deiner frankfurter Hoffnungen, die ja auch größtentheils die meinigen waren. Bitte ihn, daß er Dir Beides zu so großen Gütern mache, wie sie an sich, vom creatürlichen Standpunkte, Uebel sein würden; — das ist die wahre und unfehlbare homöopathische Heilkraft des Geistes, der von Gott ist. Ὁ τρώσας και ἰάσεται.

Der wahre Glaube und sittliche Ernst macht, wie die Knechtschaft das Ich zum Throne der Freiheit, so das Uebel zum gleichkräftigen Guten, und verklärt den irdischen Schmerz in die reine Freude, die göttliche.

Ich bemerke oft mit Trost und Freude, die unbeschreiblich sind, daß Du strebst, zu diesem Standpunkte zu gelangen. Sei überzeugt, daß das wahre Streben Pfand der Erfüllung, ja schon selbst die Gewährung ist, wenn wir nur sagen: „Herr, ich glaube: hilf meinem Unglauben!"

Dein nächstes Lebensjahr wird wahrscheinlich nur ein Jahr des Ueberganges sein, aber so ist das Leben. Des Lebens Kunst aber ist, jeden Theil desselben, thätig wie leidend, als sittliche Aufgabe, als die wahre Kunst des Geistes zu behandeln, und dann ist Alles Uebergang und Nichts Uebergang, und auch was hinabzusteigen scheint, führt aufwärts.

Carlton Terrace, Mittwoch Morgen, 14. November 1849.

(An Mrs. Waddington.) *) Meine theuerste Mutter! Ich kann mein Tagewerk erst dann anfangen, wenn ich Ihnen für Ihre ewig theuren und

*) Dieser Brief war der letzte an sie gerichtete, zwei Monate später war sie bereits heimgegangen.

kostbaren Worte voll Liebe und Güte gedankt habe. „Dum spiro amo“*) ist, glaube ich, der Wahlspruch eines Ihrer Siegel, aber gewiß ist er der Ihres Herzens. Sie dürfen mir's glauben, daß ich dies in stets steigendem Maße empfinde, so oft ich Sie nur sehe oder Worte von Ihrer Hand lese. Liebe aber ist das Siegel, welches der Geist Gottes auf unseren Seelen zu finden verlangt, wie einer der weisesten und frömmsten Kirchenväter (Clemens von Alexandrien) sich ausdrückt in seiner Erklärung des Johanneischen Spruches gleichen Inhaltes, wobei er dann noch hinzufügt: „Der Geist ist die Wahrheit.“ Ich wünschte, daß alle Diejenigen, welche sich als Gläubige ansehen, wirklich an dieses Wort glaubten; dann würde gewiß die Liebe zu Gott und dem Nächsten das Ergebniß sein. Unsere ganze deutsche Forschung hat schließlich nichts Anderes ergeben, als daß Alles, was das menschliche Herz wahrhaft glaubt, auch ohne seine Wahrheit erweisen zu können, wahr ist, und daß nur in der Liebe der Glaube im Leben sich erweist. Und ich glaube auch, daß ebenderselbe Gedanke dem zu Grunde liegt, was der Heiland von der Sünde gegen den Heiligen Geist sagt. Denn es ist kein Glaube an Christus möglich, wenn man nicht zugleich an den Heiligen Geist glaubt.

Ich kann dem Bedürfniß nicht widerstehen, über diese Dinge zu schreiben; denn obgleich ich jetzt in diplomatischen Geschäften in der Stadt bin, so ist doch meine Seele noch voll von den letzten vierthalb glücklichen Tagen in Totteridge. Ich habe endlich das Ziel erreicht, wonach ich seit 1817 gestrebt — „das Leben Christi“; und obgleich ich damit anfangen muß, Vorhof und Hallen des Tempels zugängig zu machen, den die Theologen noch mehr als die Philosophen verbaut haben, so verspüre ich dennoch den Lebenshauch, welcher von dem Tempel und seinem Heiligthume ausströmt.

F. und M. haben mir so gut beigestanden, daß wir schon mehr als ein Drittel der vier Evangelien in der rechten chronologischen Ordnung ausgeschnitten und zusammengeklebt haben; ich ordne an, M. sucht die Seiten auf und schneidet sie aus, F. empfängt und registrirt alle Stücke, und nachdem sie dieselben geprüft, klebt sie endlich jedes an den passenden Platz.

Als wir am Dienstag Morgen unser Werk durchgingen, fanden wir auch nicht Einen Vers, der ausgelassen oder an eine verkehrte Stelle gesetzt worden wäre. Wenn ich zurückkomme, hoffe ich in derselben Weise fortfahren zu können, nämlich des Abends den Text zu ordnen und während des Tages den Commentar dazu zu schreiben. Wenn ich fertig bin, werde ich nach Herstmonceaux gehen, um Hare Alles vorzulesen.

Ich wünschte sehr, die griechische Evangelienharmonie mit einer revidirten deutschen Uebersetzung herauszugeben, und werde versuchen, Hare zu

*) „Solange ich athme, liebe ich.“

bewegen, die Revision des englischen Textes für die englische Ausgabe zu übernehmen; aber ob ich diese Arbeit noch bei Lebzeiten veröffentlichen werde oder nicht, muß von den Umständen abhängen. Das Zeitalter, in welchem wir leben, ist so durchaus herzenskrank und ungesund, daß ich mich oft wenig aufgelegt fühle, für dasselbe zu schreiben. Aber was wahr ist, wird sich mit der Zeit als wahr erweisen. Es hat keine Eile.

Für meine Frau füge ich ein Blatt bei mit Humboldt's einleitenden Worten für ein Goethe-Album, welches in dem von der Nation angekauften und zu einem Museum eingerichteten Goethe-Hause niedergelegt werden soll.

Und nun, liebe Mutter, will ich, wie Carlyle sagt, mich zum Tagewerk „anschirren".

Samstag, 24. November 1849.

(An seine Frau.) Die Expedition nach Centralafrika steht fest. Wir stehen am Vorabend großer Entdeckungen in Ostafrika. Kilimandjaro ist endlich von Reisenden mit Händen berührt worden; es ist ein Berg wie der Chimborasso, ein erloschener Vulkan, 22000 Fuß hoch. Die Quellen des Nils, wohin Redmann gegangen ist, müssen am westlichen Abhang liegen.

Aus den zwei ersten Monaten des Jahres 1850 schließen ferner die folgenden Briefe Bunsen's sich an:

London, 10. Januar 1850.

(An Archidiakonus Hare.) ... In der letzten Zeit ist ein höchst beklagenswerther Druck auf das Gemüth des Königs ausgeübt worden, durch die vereinigte russische oder absolutistische und durch die pietistische Partei. Die Letztere hat auf sein Gewissen eingewirkt, indem man ihm sagte, die Constitution sei gottlos, verderblich für das heilige Band zwischen Kirche und Staat, sie habe Preußen entchristlicht u. s. w. Wäre dies reine Bigoterie, so könnte ich es als einen Irrthum der Ueberzeugung ertragen, aber im Hintergrunde liegt ein großer Theil niedrigen und kurzsichtigen Kasteninteresses. Die Constitution setzt nämlich fest, daß in Zukunft die Adelichen der alten Provinzen die Grundsteuer wie alle Uebrigen bezahlen müssen.

Das Gewissen des Königs ist, glaube ich, jetzt wieder beruhigt, aber das Geheimniß ist einmal verrathen. Der König wird schwerlich seinen Platz in der öffentlichen Achtung wieder gewinnen, obgleich Vetter Michel leicht zur Verzeihung bereit ist. Glücklicherweise betrachtet man es als das, was es ist: Schwachheit, nicht Treulosigkeit, falsche Bedenklichkeit, nicht Wortbrüchigkeit. In jedem Falle hat der König die Constitution vom 5. December 1848 freiwillig gegeben, und es ist bei den jetzigen Veränderungen so ziemlich Maß gehalten. Der König erhält das Gesetz besser für sich zurück, als er es gab.

Carlton Terrace, 17. Januar 1850.

(An Baron Stockmar.) Ich schweige aus Schmerz. Sie verstehen das. Doch glaube ich an ein Abkommen zwischen dem Könige und der Mehrheit der Kammer.

Die hier beigeschlossenen Artikel des „Globe", die nicht beendet scheinen, machen großes Aufsehen auch in Berlin. Ich schreibe, was hier im Vertrauen versichert wird, daß sie aus Materialien von Varnhagen von Ense unter der Redaction des Mr. Blackett (beim „Globe") entstanden. In Berlin werden sie Palmerston und mir in die Schuhe geschoben. So schreibt mir der König. „Never mind!" Ich wollte, ich hätte sie geschrieben, werde ich antworten. Ich habe einen sehr lieben Brief des Königs vom 9. Er hat mir expreß einen langen Brief geschrieben, um uns zu Marie's Verlobung mit seiner alten Herzlichkeit Glück zu wünschen. — Viel Liebe, aber keine Politik.

Mittwoch, 30. Januar 1850.

(An denselben.) Ich nehme von Ihnen bis Dienstag Abschied, da ich morgen nach Llanover zum Leichenbegängniß meiner seligen Schwiegermutter gehe. — Unterdessen habe ich mit Ihnen durch meinen Freund Germanicus correspondirt, dessen tägliche Briefe im „Globe" fortfahren Aufmerksamkeit zu erregen.

Februar 1850.

(An denselben.) „Ende gut, Alles gut", und „wer Gott liebt (wie das deutsche Volk), dem müssen alle Dinge zum Besten dienen." Man muß als Preuße und Deutscher stolz sein auf solche Kammern und solches Volk! Ihre Selbstüberwindung ist vor Allem zu bewundern; denn der Deutsche ist nicht allein gewissenhafter, sondern auch persönlich hartnäckiger bei seiner Ueberzeugung als alle andern Völker, und hat sonst wenig Politik. — Nous avons remporté la victoire; beaucoup de plans sont déjoués. Hier finden sich jetzt viele Freunde der deutschen Sache, — da es gut geht.... Ich habe nach Berlin geschrieben und vor der neuen groben Intrigue gewarnt. Biegeleben will mit der Verbindung der Herzogthümer vortreten, um Holstein vom deutschen Bundesstaate loszureißen, den er haßt.

London, Dienstag Morgen, 5. Februar 1850.

(An denselben.) Ich habe Sonnabend eine Mutter begraben, und bin von ihrem Grabhügel (den die Armen in der Nacht ihr mit eigenen Händen aufgeschüttet, weil sie nicht wollten, daß auch nur ein kleines Steinchen auf ihr lasten sollte) zurückgekehrt hierher — aus dem Leichenhaus ins Brauthaus. So tritt des Lebens Kreislauf wunderbar uns vor Augen.

London, Februar 1850.

(An seine Frau.) In Berlin steht Alles gut, obgleich ich des Königs „letzte eigene Rede", wie er sie nennt, noch nicht gelesen habe. Ich glaube allerdings, daß es besser gewesen wäre, wenn er sie nicht gehalten hätte; aber man muß ihn nehmen, wie er ist, und er muß versuchen, den 6. Februar 1850 mit dem 3. Februar 1847 auszugleichen. Die Ceremonie *) war sehr feierlich — der König zu Thränen gerührt — alle Glocken wurden geläutet und 201 Schüsse abgefeuert, als er die feierliche Verpflichtung aussprach.

G. hat eine Stelle gefunden, welche beweist, daß Milton zu denjenigen gehört, welche die Echtheit der Briefe des Ignatius bezweifelt haben.

London, 20. Februar 1850.

(An Archidiakonus Hare.) Sie glauben, daß ich im Begriff stehe, dieses Land zu verlassen! Niemals dachte ich weniger daran, von hier wegzugehen, niemals war ich mehr an London und England gefesselt als in diesem Augenblick! Preußen ist jetzt, was diesen Staat selbst angeht, im Hafen; aber der Deutsche Bund oder die „vereinigten Staaten von Deutschland" müssen noch geboren werden, und in dieser elften Stunde verdoppeln sämmtliche bösen Mächte ihre Anstrengungen, um diese große europäische Geburt, oder besser diesen Anfang der Wiedergeburt zu verhindern. Aber „die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen". Alle Mächte des Continents sind gegen uns und Verräther sind in unserem eigenen Lager. Die Fürsten werden mehr oder weniger schwankend, jetzt wo die Stunde der Gefahr vorüber ist. Aber sie sind gebunden durch ihre populären Parlamente, ihre Finanzen und ihre Schulden, und sie können diese nicht so abschütteln, wie es Viele mit ihren Worten und Versprechungen machen.

Am 21. Februar 1850 fand zur Vorbereitung der für das Jahr 1851 beabsichtigten „Allgemeinen Industrieausstellung" eine öffentliche Versammlung statt. Bei dieser Gelegenheit war Bunsen der Auftrag geworden, nachdem vorher Lord Carlisle, van de Weyer, Abbott Lawrence und der Bischof von London gesprochen, die vierte Resolution zu begründen, welche die Hoffnung ausdrückte, daß alle fremden Nationen das Bestreben Englands, eine Unternehmung durchzuführen, bei der sie sämmtlich interessirt wären, in herzlicher Weise unterstützen würden. Er that dies in folgender Rede:

Meine Herren! Ich halte diese feste Hoffnung für wohlbegründet; ich baue darauf, daß Sie dieselbe heute einstimmig aussprechen werden, und bin

*) Der Eid des Königs auf die Constitution.

gewiß, daß Ihnen das Echo aus allen Theilen der Welt antworten, und daß der Chor der erwiedernden Nationen ebenso harmonisch und ebenso kräftig ausfallen wird. Aber Sie haben ein Recht darauf, von mir den Grund wissen zu wollen, weshalb ich einen solchen Erfolg mit so großem Vertrauen erwarte. Nun, dieses Vertrauen ist einfach auf einem allgemeinen Grundsatze begründet, von dessen Richtigkeit ich fest überzeugt bin, und der durch Alles, was ich heute von dem edeln Grafen, meinem sehr verehrten Freunde, gehört habe, eine kräftige Bestätigung erhält.

Dieser Grundsatz lautet: Wende dich ruhig an die Vernunft und den guten Willen der Menschen, die Menschen werden dir demgemäß antworten. Denn Vernunft und guter Wille sind Gott sei Dank ebenso tief im menschlichen Herzen eingewurzelt als der Instinct der Selbsterhaltung und des Eigennutzes.

Wer nur irgendwie etwas vorschlägt, was sich auf diese ewigen Beweggründe stützt, wird in der menschlichen Brust ein Echo finden. Nun ist es aber leicht, zu beweisen, und es muß jedem fremden Beobachter, welcher dem Ursprung und Fortschritt dieser großen nationalen Bewegung gefolgt ist, klar sein, daß die vorgeschlagene Unternehmung nicht nur Ihnen allein, sondern Jedermann Nutzen bringt, und daß sie ebenso vernünftig und großartig ist, wie sie den Zweck hat, Ihre materiellen Interessen zu fördern. Wendet sie sich doch ebensogut an die edelsten Empfindungen wie an die wichtigsten Interessen der andern civilisirten Nationen. Der Graf von Carlisle hat eben den großen Grundsatz proclamirt, den dann Ihr Beifall bekräftigte: die Zulassung zur Ausstellung ist allgemein, das Unternehmen ist englisch; die Ausstellung selbst ist international, die Beiträge dazu sind national.

Dies ist ein edler Grundsatz und der einzige, welcher Ihrer und des Gegenstandes würdig ist. Aber auch die Antwort von auswärts wird eine dem entsprechende sein. Die Welt, welche Ihr Gast geworden, wird Sie ihrerseits zu Gaste laden. Sie beabsichtigen, alle Producte der fremden Industrie steuerfrei zu der Ausstellung zuzulassen, soweit sie natürlich für diesen Zweck allein bestimmt sind. Dasselbe Entgegenkommen wird Ihnen zutheil werden bei den künftigen Ausstellungen auf dem Festlande von Europa und in den Vereinigten Staaten Amerikas.... Ich freue mich, Ihre ersten Geschäftshäuser überall bei der Förderung dieser großen Nationalsache an der Spitze zu sehen. Aber dieser Geist wahrer Liberalität überrascht mich nicht. Während eines Aufenthaltes in Birmingham und Manchester hatte ich Gelegenheit, voller Bewunderung zu sehen, wie bald und wie gründlich alle örtlichen und alle Klasseninteressen patriotischen und liberalen Gesinnungen gewichen sind.... Es war ganz am Platze, daß Sie bei einem Vorschlage, welcher in der Geschichte des modernen Handels und der modernen Industrie Epoche machen muß, die Leitung übernehmen. Vor

einigen Jahren gab Preußen das erste Beispiel einer Ausstellung aus allen Zweigen der Industrie für ganz Deutschland, ob zum preußischen Zollverein gehörig oder nicht. Was Preußen für Deutschland that, das thun Sie für die Welt. Gott segne Sie dafür! Es wäre ganz natürlich, wenn Sie von der Voraussetzung ausgingen, bei einer solchen allgemeinen Ausstellung Ihre Ueberlegenheit zu zeigen. Aber der edle Graf hat schon gesagt und ich habe es von andern englischen Autoritäten bestätigen hören, daß Sie selbst fürchten, Sie möchten in einigen Zweigen der Industrie von Fremden übertroffen werden.... Doch was auch das Ergebniß des internationalen Wettstreites um den Vorrang sein mag, zweier Dinge bin ich gewiß: einmal, daß Sie jede Niederlage, wo es eine solche geben sollte, in einen Triumph verwandeln werden durch Ihre verdoppelten Anstrengungen zur Vervollkommnung dessen, was Sie von Andern haben ausführen sehen, und daß Sie auf diese Weise wiederum den Andern ein gutes Vorbild geben, um mit gleicher Thatkraft und Ausdauer das Nämliche zu thun. Nicht minder aber bin ich überzeugt, daß Sie sich darin überlegen zeigen werden, die Vortheile alles Dessen, was von Andern erfunden sein mag, für den allgemeinen Nutzen zu verwerthen und dieselben so über alle Klassen der Gesellschaft und über alle Theile der Erde zu verbreiten.

Ihre große Unternehmung hat aber ferner auch einen politischen und einen noch höheren, ich möchte sagen einen humanitarischen Charakter, und diese Eigenschaften werden nicht die letzten sein, welche von andern Nationen anerkannt und begrüßt werden und ihre eifrige Mitwirkung gewiß machen. Alle Epochen und Zeiträume in der Geschichte haben ihre besonderen Zeichen und ihre besonderen Symbole. Es sind hier gewiß Viele, die sich der Fürstencongresse früherer Zeiten erinnern. Sie begannen mit den Versammlungen mächtiger Kaiser, die ehrgeizige Ziele und kriegerische Unternehmungen bezweckten; hierauf folgten, nachdem der Friede gesichert war, in der Absicht, ihn zu erhalten, friedlichere Fürstenversammlungen; sie brachten indessen weder die gewünschte Wirkung hervor, noch waren die Völker mit den Ergebnissen zufrieden. Jetzt sehen wir als die Symbole einer neuen Zeit friedliche Verbindungen zur Beförderung geistiger Zwecke und allgemeiner Fortschritte; so hatten wir neulich den Congreß zur Verbesserung der Gefängnisse und zur Erhaltung des Friedens selbst. Alle Nationen brauchen den Frieden, aber der Friede muß wie alle andern himmlischen Güter gehegt und gepflegt werden, unaufhörlich, unermüdlich, mit Ehrerbietung. Friedliche Zusammenkünfte der Nationen zu praktischen Zwecken und gesellschaftlichen Verbesserungen sind die natürlichen Zeichen, ja die nothwendigen Pfänder der friedlichen Gesinnungen unter den mächtigen Nationen der Erde. So wurde ja noch neulich in einer städtischen Versammlung, welche sich unmittelbar auf unsere Frage bezog, der Antrag angenommen: „Die einzigen Maschinen und Instrumente, welche man von

dieser allgemeinen Ausstellung ausschließen müsse, seien die der Zerstörung". Ein nicht minder auffallender Umstand, an den ich mich bei dieser Gelegenheit erinnere, war der, daß bei jener allgemeinen Ausstellung vom Jahre 1844, auf welche ich vorhin anspielte, die preußische Regierung unter den öffentlichen Gebäuden als das zur Ausstellung geeignetste das berühmte Arsenal in Berlin wählte. Man leerte demzufolge dieses großartige Gebäude zu diesem Zweck, und so wurden die Erzeugnisse der friedlichen Industrie wenigstens auf Monate hinaus zu Insassen des Zeughauses, des eigentlichen kriegerischen Heiligthums. Der Grundsatz aber, welchen Sie neulich anerkannt haben, besagt sogar einen dauernden Protest gegen Krieg und Kriegslust. Sie haben durch jenen Act den Gedanken kundgegeben, daß die Künste der Zerstörung nicht durch nationale Ausstellungen und Preise ermuthigt werden dürfen. Ich bin in meinen Zukunftserwartungen nicht zu zuversichtlich; es gibt und es wird immer geben eine starke dem entgegenwirkende Macht der Leidenschaften und der bösen Begierden; aber die Hoffnung auf allmählichen Fortschritt bleibt darum doch vollberechtigt.... Es ist mein fester Glaube, daß jede gute Sache dann gethan werden wird, wenn sie gethan werden kann; und sie kann gethan werden, wenn unter guten und weisen Menschen die Ueberzeugung allgemein wird, daß sie gethan werden muß. Deshalb möchte ich es Ihnen dringend ans Herz legen, fest an diese Grundsätze zu glauben, kühn nach ihnen zu handeln und zum voraus der dankbaren Anerkennung und Theilnahme aller Nationen gewiß zu sein. Sie alle brauchen den Frieden, und die ungeheuere Mehrzahl strebt und sehnt sich nicht weniger nach Ordnung in der Freiheit, als nach Freiheit in der Ordnung. Der ganze Geist des Unternehmens führt die Gedanken auf einen Punkt, welcher als etwas viel Höheres erscheint als das, was man gewöhnlich politische Beziehungen nennt; es kann unter der Leitung der Vorsehung ein wichtiger Fortschritt werden in der großen Sache der Humanität, der Civilisation und deshalb des Christenthums. Halten Sie es nicht in der That für ein Zeichen der Zeit, daß der Gemahl der Königin dieses mächtigen Reiches der Erste war, welcher den Gedanken an eine allgemeine Zusammenkunft der civilisirten Nationen in dieser bewunderungswürdigen Weltstadt gefaßt, und der Eifrigste von Allen, die ihn gefördert; daß die Königin selbst mit ihrem mächtigen Wort und ihrem glänzenden Beispiel voranging; daß dieselbe Idee so energisch im ganzen Reiche als eine große Nationalsache ergriffen worden ist; daß die Würdenträger der Kirche mit den Staatsmännern, die Edelleute mit den Fabrikanten und die Gesellen mit den Meistern, die Arbeiter mit den Arbeitgebern wetteiferten, diese große nationale und sociale Frage als ein gutes Werk für Jedermann zu unterstützen; daß alle Nationen bereit sind, die Ankündigung desselben mit Freude, Theilnahme und ehrlichem Wetteifer zu vernehmen — erst zwei Jahre nachdem eine

der ausgedehntesten und tiefsten Erschütterungen in der europäischen Gesellschaft ihren Anfang genommen und zu einer Zeit, da sich die Wogen dieser modernen Sündflut noch nicht verlaufen haben? Schon sehe ich im Geiste Tausende aus den bedeutendsten und aufgeklärtesten Klassen aller civilisirten Nationen versammelt, zuerst hier, in dieser Arche der gesellschaftlichen Ordnung während der letzten Sündflut, und auf diesem Felsen der wahren Freiheit, später in Paris und in den andern Hauptstädten diesseits und jenseits des Atlantischen Oceans. Ich sehe die Besucher nicht nur die Viehausstellung, die Ackerbaugeräthe und die ganze Phalanx der industriellen Maschinerien bewundern, sondern auch die Meisterwerke des Geistes und des Geschmackes. Ich sehe in Gedanken die weisen und guten Männer aller Nationen sich nach und nach zu Zusammenkünften, die einen erhabeneren Zweck haben als die Olympischen Spiele, einfinden und untereinander weise Gedanken und nützliche Beobachtungen austauschen. — Und sehen Sie es nicht mit mir, wie die Mauern der Trennung (die unglücklicherweise mehr oder weniger mit den Nationalitäten zusammenhängen) einstürzen müssen, nicht allein vor den Trompeten der allgemeinen Gewerbsthätigkeit und ihres Wettstreites, sondern vor Allem vor der unwiderstehlichen Gewalt der allgemeinen Gefühle der Brüderlichkeit, vor dem Bewußtsein, daß jede Nation der Reihe nach die gleiche ruhmwürdige Bahn zu durchlaufen hat, nämlich die Bahn eines wahrhaft veredelnden Fortschrittes, der den Dingen dieser Welt eine höhere, freiere, edlere, dauernde Weihe gibt? Sehen Sie nicht, wie die Vorurtheile und bösen Gesinnungen, welche noch immer Nationen von Nationen und Brüder von Brüdern trennen, vor einem solchen Strome von Aufklärung und Gemeinsinn verschwinden werden wie Gespenster und Dämonen vor dem Lichte? Nun wohlan denn, meine Herren, ergreifen Sie die Führung in dieser edeln Bestrebung; Europa, die ganze civilisirte Welt richtet ihre Augen auf Sie. Sie haben ein Werk von bewunderungswürdiger Großartigkeit unternommen, führen Sie es denn aus in demselben edeln Geiste, in welchem der Gedanke dazu geschöpft worden ist. Wohlan denn, stimmen Sie ihn an, den Ton der Freundschaft und des Friedens — die Gutgesinnten aller Nationen werden „Amen" dazu sagen, und die Engel im Himmel werden in dieses „Amen" einstimmen.

Aus dem März 1850 ist der folgende Brief Bunsen's an Julius Schnorr von Carolsfeld in Dresden mitzutheilen:

London, 20. März 1850.

Es ist recht traurig, daß wir uns so wenig schreiben, und höchst wahrscheinlich ist die Schuld mein. Aber, daß ich Dich nicht weniger liebe als sonst, und daß mein ganzes Haus an Dir hängt, das kann ich jedenfalls mit gutem Gewissen hinzufügen. Diese Zeilen bringt Dir Lord Go-

derich, ältester Sohn des Grafen Ripon: ein junger, lernbegieriger, deutsch gebildeter Mann, der Dich und Deine Werke zu sehen wünscht. Daß Du ihm dies gewähren mögest, ist die Veranlassung dieser Zeilen.

Wir sind durch die Stürme von 1848 und die Wolken von 1849 hindurch glücklich, obwol nicht unbewegt und ungetrübt, ins Jahr 1850 gelangt. In diesem ist, am 1. Januar, Marie mit dem Manne ihrer Wahl, einem sehr liebenswürdigen jungen Manne, verlobt. Heute vor drei Monaten starb unsere theuere Mutter, Mrs. Waddington, im 79. Jahre, eines schmerzlosen und gesegneten Todes: — uns eine große Lebenslücke im Herzen lassend. Und so hat der Genius mit der gesenkten Fackel den mit der geschwungenen weggetrieben, und dieser zieht erst in der Osterwoche wieder als Hymen ein. So geht des Lebens Kreislauf uns weiter! Ernst ist nach dem Feldzug in Baden wieder hierher gezogen. Ich selbst ärgere mich über die Blindheit und Schlechtigkeit der Fürsten noch mehr als über die Thorheit der Völker und den verbrecherischen Wahnsinn ihrer Verführer. Aber an der deutschen Sache hänge ich wie ein schiffbrüchiger Krieger an seiner Planke, lieber mit ihr untergehend, als in irgendein fremdes Schiff steigend.

Im Monat April dieses Jahres fand die Verehelichung der dritten Tochter Bunsen's, Marie, mit Mr. John B. Harford statt, ein Ereigniß, das der Familie große Freude bereitete, und auf welches sie auch später immer mit wahrer Befriedigung zurückblickte. Bei dieser Gelegenheit waren alle zehn Kinder — fünf Söhne und fünf Töchter — im älterlichen Hause vereinigt. Es war dies die zweite derartige Zusammenkunft; die erste hatte bei der Hochzeit des zweiten Sohnes Ernst stattgefunden; eine weitere konnte nie mehr zu Stande kommen: denn da der Altersunterschied zwischen dem ältesten und jüngsten Kinde neunzehn Jahre betrug, so waren sie schon in ihrer Kindheit nie alle zugleich unter dem älterlichen Dache versammelt, obgleich sie insgesammt das Licht der Welt an dem nämlichen Orte, auf dem römischen Capitol, erblickt hatten.

Nach diesem glücklichen Familienfeste wurde Bunsen von einer gefährlichen Krankheit heimgesucht; eine Bronchitis und gastrische Anfälle fesselten ihn mehrere Tage ans Bett, und es verging längere Zeit bis zu seiner vollständigen Wiederherstellung.

Aus den beiden folgenden Monaten schließen die nachstehenden Familienbriefe Bunsen's sich an:

London, 4. Mai 1850.

(An einen Sohn.) Die Woche soll nicht schließen, ohne ein Lebens- und Liebeszeichen von mir zu Dir. . . . Die Würfel in Paris sind gefallen.

Man will die Verfassung ändern. Ich glaube, man hätte es schon vor einem Jahre thun sollen. Aber was nachher? Wo ist die positive Regierung, die nun hervortreten müßte?

In Berlin und Deutschland ist Alles ungewiß. So sagt auch Lord Cowley, der heute bei mir war, und Dich grüßt. Die allerabenteuerlichsten Gerüchte werden geglaubt.

London, Sonnabend, 8. Juni 1850.

(An denselben.) Ich habe heute das vierte Buch der „Grundlinien des Lebens Jesu" vollendet: das Ganze sind sechs. Ich hoffe am Ende des Monats dieses Werk, und gleichzeitig die „Synopsis" zu beendigen: am 1. Juli aber die „Aegyptiaca" vorzunehmen, zur Vorbereitung für den Freundescongreß in Bonn, wohin Lepsius im August kommt.

Osborne House, Freitag, 14. Juni 1850.

(An seine Frau.) Wir hatten eine idealisch schöne Reise, Lord John und ich allein im Wagen, und im Schiff, und nachher gingen wir zu Fuß vom Ufer herauf nach dem Schlosse. Nach einem guten Luncheon ruhte ich mich aus: aber um 4½ Uhr schickte die liebe Königin Lord John zu mir, um mich spazieren zu führen bis 7 Uhr. Es war eine göttliche Seeluft, wie sie mir so wohl thut, und eine Unterhaltung, wie ich sie so gern habe — offen, frei, und über wichtige Angelegenheiten für Kopf und Herz. Dann ging es ans Anziehen — um 8 Uhr die Audienz: ich hatte meine Rede abgekürzt und eine Phrase von zwanzig Worten an die Stelle von zwanzig Zeilen gesetzt. Die Königin war sehr gnädig und bei Tafel sehr gesprächig. Die kirchliche Frage liegt ihr sehr am Herzen. Sie ist blühend wie ein junges Mädchen. Heute geht Lord John zurück; ich morgen.

Wenn ich von Hause bin, und mich recht wohl fühle, so tritt mir so ganz vor die Seele, welche Liebe mich an Dich und das ganze Haus bindet, und welchen Schatz über alle andere ich in Euerer Liebe habe. So gestern in diesem schönen Zauberkreise. Es drängt mich recht, Dir es zu sagen: sage Du es den Andern.

Ueber die weiteren Begebenheiten im Juni und Juli dieses Jahres geben die folgenden Auszüge aus dem Tagebuch einer Tochter Bericht:

Freitag, 21. Juni 1850. Vater und Ernst gingen nach Dover, um den Prinzen von Preußen abzuholen, der von Rußland bis hierher fast in Einem Zuge gereist ist, und so noch gerade zu rechter Zeit ankam, um bei der Taufe seines Pathen, des Prinzen Arthur Patrick Albert, zugegen zu sein.

Sonnabend, 29. Juni. Jedermann beglückwünscht Lord Palmerston über den Sieg des Ministeriums, und ganz besonders über seinen eigenen

Triumph, den er am Tage vorher in der Debatte über die griechische Frage erfochten, welche dem Whigministerium den Sturz gedroht hatte. Er hatte zur Bewunderung Aller vier und eine halbe Stunde ohne Unterbrechung gesprochen, und Sir Robert Peel sprach ihm in herzlicher Weise seine Anerkennung aus, indem er sagte: „Wir sind Alle stolz auf ihn"; unter „wir" meinte er die Mitglieder aller Parteien, ob sie nun mit ihm übereinstimmten oder nicht.

30. Juni. Jedermann ist schmerzlich durch die Nachricht bewegt, daß Sir Robert Peel bei einem Ritte im Parke vom Pferde gestürzt und gefährlich verletzt worden ist. . . .

Montag, 1. Juli. Die Berichte über Sir Robert Peel sind beunruhigender als im Anfange; er leidet viel, da sein Schlüsselbein an drei Stellen gebrochen ist. . . . Das erste Concert bei der Königin hat stattgefunden, aber sie hat gewiß alle Gäste lieber weggewünscht — da sie die Gefahr, in der Sir Robert Peel schwebt, schmerzlich empfindet.

Dienstag, 2. Juli. Heute Abend wurde Lady Waldegrave's prächtiger Ball durch die traurige Nachricht gestört, daß Sir Robert Peel um halb zwölf Uhr verstorben sei. Wir gingen nach Hause und viele Andere thaten dasselbe. Von dem Augenblicke an, wo Peel's Zustand für gefährlich erkannt wurde, war der Eingang seines Hauses beständig von einer großen Menge belagert; von Zeit zu Zeit las ein Polizeibeamter laut einen Bericht über seinen Zustand vor. Der tiefe und stille Kummer aller Klassen der Gesellschaft ist äußerst rührend.

3. Juli. Alles ist heute beschäftigt, Nachrichten über Sir Robert Peel zu sammeln. Die Zeitungen geben einen ansprechenden Lebensbericht von ihm; einige Blätter sind auch mit Trauerrand erschienen. Der Kummer der Königin ist außerordentlich; ihre Thränen fließen unaufhörlich, und nur mit der größten Schwierigkeit hat man sie dazu vermögen können, das Lever abzuhalten, das nicht mehr verschoben werden konnte, da es einmal auf den heutigen Tag festgesetzt war. Man führt viele ihrer Ausdrücke an, welche zeigen, wie sehr sie sich des Verlustes, den sie und ihr Land erlitten haben, bewußt ist: „Ich habe nicht nur einen Freund, sondern einen Vater verloren."

Der Eindruck, den Peel's Tod auf Bunsen selbst machte, spricht sich schon in folgendem Briefe an Baron Stockmar aus:

London, 17. Juli 1850.

Peel's Verlust ist unersetzlich. Die Königin und der Prinz haben sich recht bewährt, als edle Menschen, bei diesem Verluste. Ueberhaupt, welch ein Schatz von Redlichkeit, Wahrheit und Edelmuth in diesem Paare!

Welch ein Segen für das Land! — Dem Prinzen von Preußen hat die Trauer über einen Diener sehr großen Eindruck gemacht. . . .

Eine nähere Charakteristik des großen Staatsmannes bietet eine am Tage nach Peel's Tode niedergeschriebene Aufzeichnung Bunsen's *):

Sir Robert Peel ist gestern Abend nach schwerem Leiden an Erschöpfung gestorben. Er ging dem Tode mit vollem Bewußtsein entgegen, empfing das Heilige Abendmahl um 8 Uhr von seinem Freunde, dem Bischof von Gibraltar (Tomlinson), unterhielt sich mit ihm fast eine halbe Stunde, nahm Abschied von den Seinigen und von dem treuen Freunde, der ihn Tag und Nacht bewacht, Lord Hardinge, und von seinem alten politischen Freunde, Sir James Graham, und entschlief sanft und ruhig bald nach 11 Uhr, 62 Jahre alt.

Die Liebe seiner Königin und ihres Gemahls, die Dankbarkeit der ungeheueren Mehrheit der Nation, und die allgemeine Anerkennung seiner erstaunlichen Gaben und seiner dreißigjährigen patriotischen Bemühungen, nach bester Ueberzeugung das Wohl des Vaterlandes zu fördern, folgen dem großen Todten ins Grab. Die Mistöne blinden Parteihasses und Neides verstummen in diesem Augenblicke. Peel wird auch in der Geschichte dastehen als der große vorschauende Staatsmann, welcher verstand, durch praktische Reformen den sonst unvermeidlichen Krisen und Revolutionen der Gegenwart, meist rechtzeitig, und immer lernend und fortschreitend auszuweichen. Er hatte als junger Staatsmann das Unglück, sich an eine Partei zu fesseln, die ihn in Widersprüche mit sich selbst verwickelte, und als greiser und erfahrener Staatsmann das nicht geringere, fortschreitend und vorschauend, rathend und handelnd seiner Partei voranzueilen. Sein immermehr hervortretendes auf Erfahrung und Ueberzeugung gegründetes redliches Bestreben, dem Eigennutze von Individuen, Körperschaften oder Parteien das allgemeine Wohl des Vaterlandes vorzuziehen, führte ihn zuletzt zu offenem Bruche mit der alten Torypartei, welche durch seinen Sturz Selbstmord an sich beging.

Sein eigentliches Unglück, die Quelle vieler Leiden für ihn selbst, und unleugbar auch mancher Widersprüche in seinem politischen Leben, lag eigentlich darin, daß er als Tory und nicht als Whig auftrat. Der alte Torysmus vergab ihm nie weder seinen Ursprung aus dem Fabrikanten-

*) Es darf bei dieser (in der deutschen Ausgabe hinzugefügten) Skizze der politischen Laufbahn Peel's wol darauf hingewiesen werden, einmal, daß Bunsen dieselbe zunächst für seinen König bestimmt hatte, und sodann, daß er trotz der genauen Schilderung der letzten Tage Peel's des für ihn selbst so ehrenden Umstandes (vgl. II, S. 241) keine Erwähnung thut, daß der Sterbende dreimal nach ihm verlangt hatte.

stande, noch das in ihm immer klarer hervortretende Bestreben, überlebte und zu verderblichen Misbräuchen gewordene Einrichtungen durch Reformen im Sinne der allgemeinen Gerechtigkeit und des gesunden Menschenverstandes zu beseitigen. Was ihm Verjüngung, und dadurch Erhaltung, Conservatismus war, galt seiner Partei als Zerstörung und Radicalismus; und dies leider! (bei den Meisten) nur aus schmuzigem Eigennutze und schmählicher Unwissenheit.

Peel hätte für sein natürliches Streben größeren Anklang bei den Whigs der alten Schule gefunden und ihre Reformen praktischer und gemäßigter gemacht. Sein langer Widerstand gegen die Emancipation der Katholiken als Repräsentant der Universität von Oxford endigte damit, daß er diese gerechte und heilsame Maßregel 1829 selbst durchsetzte; seine Opposition gegen die Parlamentsreform in 1832 schlug nothwendig bald in eine entschlossene Entwickelung der Folgen derselben Reform um. Denn während seine Partei in Kirche und Staat immer leidenschaftlicher, engherziger und blinder wurde, ward Peel durch seine Gemüthsart und Ueberzeugung mehr und mehr zu dem Grundsatze geführt, daß nur durchgreifende Reformen England und Europa vor der Revolution schützen könnten. Aus dieser Ueberzeugung floß seine auf Erleichterung statt vorzugsweiser Belastung der ärmeren Klassen im Steuersystem gegründete Finanzreform, deren Schlußstein die Aufhebung der gehässigen Steuern auf das Brot und alle ersten Bedürfnisse des Lebens war. Aus dieser bei ihm vollkommen naturgemäßen Ueberzeugung floß auch seine Unterstützung des Whigministeriums in der Aufhebung der alten Schiffahrtsgesetze und in allen zeitgemäßen Reformen.

Der Mittelpunkt seines politischen Systems, theoretisch und praktisch, war die Aufrechthaltung des parlamentarischen Systems, und insbesondere des Ansehens des Unterhauses, in welchem er recht eigentlich den Hebel einer kräftigen Regierung erblickte: und diese Kräftigung der Regierungsgewalt war der eigentliche Zweck seines politischen Lebens und Strebens. Er selbst hatte im Parlament, und zwar im Unterhause, die tiefsten Wurzeln seines Lebens geschlagen. In der Aufrechthaltung des Ansehens des Parlaments beim Volke, also bei redlicher und folgerechter Durchführung des englischen constitutionellen Systems, sah Peel, und namentlich auch seit 1848, die einzige Möglichkeit, die Monarchie in Europa zu halten, und die Welt vor Anarchie, Militärdespotismus und Barbarei zu schützen. Man muß nie vergessen, daß in ihm neben jener Identificirung mit dem Unterhause die pflichttreue und persönliche Anhänglichkeit eines constitutionellen Staatsmannes an das Königthum und das Könighaus gleich tief wurzelte. Namentlich war er der regierenden Königin gerade wegen ihrer Wahrhaftigkeit und Redlichkeit ebenso von Herzen ergeben, als diese ihn (besonders seit jenem Mordanfalle auf Peel's Privatsecretär, welcher, wie

sie im Augenblicke seiner Meldung desselben als eines Privatverbrechens sogleich bemerkte, eigentlich dem Minister der Krone galt) vor allen andern Staatsmännern mit steigendem Wohlwollen und Vertrauen beehrte.

Die Königin und ihr Gemahl verlieren an ihm einen erprobten treuen Diener und einen unter allen Umständen sicheren und ergebenen Freund, das Ministerium seine sicherste Stütze und sozusagen seinen guten Genius, das Vaterland, Europa und die Welt ihren ersten Staatsmann. Seine Partei wird sich auflösen: er allein hielt sie zusammen. Es ist nicht zweifelhaft, daß sie nach dem jüngsten Kampfe entschiedener, als es bei seinen Lebzeiten hätte geschehen können, den Protectionisten sich zuneigen wird, und dies muß früher oder später zu einer Ministerkrise führen, welche nur die höchste Staatsweisheit und Klugheit ohne Sturm vorüberführen kann. In der Zwischenzeit wird das Ministerium, mit Palmerston als Fahne und Führer, unvermeidlich mehr der Linken zugetrieben.

Land und Krone verlieren so im Verewigten den Mann des praktischen guten Rathes gerade in einem Augenblicke, wo die Wolken sich stürmisch zusammenziehen, und wo neben vielen Staatsmännern vom zweiten Range ein Mangel an Männern von erster Bedeutung und allgemeiner Anerkennung sich mehr und mehr bemerklich macht. Wie bei seinem großen Freunde, dem Herzog von Wellington, lag auch bei Peel das Geniale einzig und allein in der Kolossalität des persönlich gewordenen, auf Redlichkeit gegründeten Menschenverstandes, und dem Festhalten an dem, was dieser allgemeine Menschenverstand sie gelehrt. Eben in diesem Sinne sind beide Männer geniale zu nennen: und wenn jener große Feldherr, was doch in nicht langer Frist zu erwarten steht, seinem bürgerlichen Freunde nachgefolgt sein wird, so ist das letzte große Doppelgestirn, was bisjetzt sichtbar geworden, an dem Himmel Großbritanniens untergegangen. . . .

Es hat sich schön so gefügt, daß der Prinz von Preußen dem Vollendeten noch in seinen letzten Tagen Beweise der höchsten Achtung und des ehrendsten Vertrauens hat geben können, und daß dieser Fürst einer der ersten wie der letzten gewesen ist, welche durch persönliche Erkundigung nach dem Befinden des Leidenden ihm wie der trauernden Familie Freude und Trost gewährt haben.

Während der Monate Juli und August machte Bunsen eine Reise nach Deutschland, auf die sich die folgenden (englisch geschriebenen) Briefe beziehen:

Carlton Terrace, Donnerstag, 31. Juli 1850.

(An Archidiakonus Hare.) Ich beabsichtige, Donnerstag Morgen nach Antwerpen abzureisen, um Sonnabend früh in Bonn zu sein. Für den Monat August habe ich Urlaub genommen. . . .

Mein Verfahren in Bezug auf das unglaubliche Protokoll ist von meiner Regierung durchweg gebilligt und von der Nation beifällig begrüßt worden. Palmerston hat in seiner Verlegenheit erst Rußland, dann Frankreich nachgegeben; der Preis war das Protokoll, das Opfer Deutschland. Sie sollen aber nie meine Unterschrift bekommen unter ein solches Machwerk der Ungerechtigkeit oder Thorheit.

Antwerpen, Montag, 5. August 1850 (Hotel de St.-Antoine).

(An seine Frau.) So sind wir denn hier nach einer idealisch schönen Ueberfahrt. Die Meerschweinchen kamen uns auf den Wellen tanzend am Nore entgegen und am North Foreland ganze Züge von Makrelen. Dann ein prächtiger Sonnenuntergang auf dem spiegelglatten Meere und nachher welch eine Nacht! Alles um uns her phosphorglänzend, als wenn wir im Mittelländischen Meere wären, während die Sterne sich meinem unbewaffneten Auge geradezu aufdrängen zu wollen schienen. Ich war den ganzen Tag auf dem Verdeck gewesen; erst um 11 Uhr legte ich mich auf ein Sofa nieder und schlief ruhig bis beinahe 5 Uhr, wo ich wieder aufs Verdeck ging und mich in der Schelde fand, eine Sandbank zu beiden Seiten und keine Schiffe. Welch eine Veränderung seit meinem letzten Ausblick! Doch war der Himmel blauer und die Sonne heißer geworden. Dann landeten wir. Wir wohnen nur drei Minuten von der Kathedrale entfernt und ich beabsichtige, hier zu bleiben, anstatt mit der Eisenbahn nach Lüttich weiterzugehen. Ich vermisse nichts als das Eine, was ich jede Stunde vermisse, Dich und die Kinder. Wenn ich mich nicht sehr täusche, so werdet ihr mich am 25. als Geburtstagsgeschenk wiederbekommen.

Bonn, Donnerstag, 15. August 1850.

(An dieselbe.) Lepsius kam gestern Abend zurück, zwei Tage früher, als er versprochen hatte. Wir haben den ganzen Morgen gearbeitet und werden bis zum Samstag fertig sein. Am Sonntag will ich der Prinzessin von Preußen meine Aufwartung machen und in Koblenz übernachten. Der König erwartet mich in Berlin, wie Abeken schreibt und Lepsius mir erzählt. Um ein solches Unheil zu verhüten, muß ich fort sein, bevor meine vier Wochen zu Ende sind....

Bunsen führte das in diesem Briefe ausgesprochene Vorhaben aus und traf schon am 24. August wieder bei seiner Familie ein. Hier wurde er durch die Nachricht erfreut, daß man zur Feier seines Geburtstages (den 25. August) einen Ausflug nach Hatfield unternehmen wollte, um dort mit Lady Raffles und einigen jungen Freundinnen seiner Töchter zusammenzutreffen. Es war eine zahlreiche und fröhliche Gesellschaft, und Niemand hatte eine Ahnung von der unheil-

vollen Veränderung, welche in dem Gesundheitszustande Bunsen's eingetreten war, und die sich hier zum ersten male durch Beklemmungen auf der Brust kundgab, welche ihn unfähig machten, auch nur eine kleine Strecke spazieren zu gehen. In Bonn hatte er zum ersten male die traurige Entdeckung dieser neuen Gebrechlichkeit gemacht, aber sich damit getröstet, sie als vorübergehend anzusehen, und es deshalb vermieden, ihrer in seinen Briefen zu erwähnen; auch jetzt war er es sich noch nicht bewußt, daß seine Lebensfrist bedroht sei und seine Körperkräfte nicht mehr dieselben wie früher waren. Mit häufigem Ausruhen und unter großer Unbehaglichkeit besichtigte er mit der Gesellschaft die Sehenswürdigkeiten Hatfields; aber kaum war er drei Tage zu Hause, als sich die immer stärker werdenden Beklemmungen mit einem Magenleiden verbanden, von welchem ihn erst nach mehreren Tagen die ihm von Dr. Curie verordnete strenge Diät einigermaßen befreite. Dr. Curie sprach das in dem Worte „Herzleiden" enthaltene Urtheil nicht aus, aber seine Rathschläge waren ganz in Uebereinstimmung mit denen von Sir Henry Holland, welcher der erste war, der zwei Jahre später dieser die Gesundheit allmählich zerstörenden Krankheit den wahren Namen gab. Dieses Leiden war in mehr als einer Weise kritisch; denn Bunsen war von seiner Reise mit dem bestimmten Entschluß zurückgekehrt, sich sogleich einen zwölfmonatlichen Urlaub zu erbitten, welcher den definitiven Rücktritt von seinem Posten und dem diplomatischen Leben überhaupt vorbereiten sollte; auf seinen Wunsch hatte man bereits begonnen, Vorbereitungen zum Umzug zu treffen, als die Krankheit eintrat und jener Plan aufs Unbestimmte hinaus verschoben werden mußte.

Aus den letzten Monaten des Jahres 1850 stammen die folgenden Briefe Bunsen's:

London, Mittwoch Morgen, 25. September 1850.

(An einen Sohn.) Ich habe eine entsetzliche Arbeit unternommen mit dem „Chinesischen Wörterbuch", aber wahrlich keine sisyphische. Schon jetzt winken die reifen Früchte; das Gold liegt am Tage; ob es ein nachhaltiger Schacht ist, der ins Herz der Weltgeschichte führt, das wird sich zeigen. Ich habe 130 der 400 Wurzeln ausgezogen und 70 derselben bereits ausgearbeitet. Dabei ist's mir schon höchst wahrscheinlich geworden, daß für jedes der 400 Worte sich die Hieroglyphe noch findet; Rémusat sagt, er glaube, es gebe deren 200, allein ich finde manche andere, die er übersehen zu haben scheint. Es ist zu natürlich, daß es so viele Hieroglyphen gab als Wörter, sonst müßte die eine Hälfte durch zusammengesetzte Hiero-

glyphen bezeichnet sein. Dergleichen allerdings gibt es; z. B. ⊙ (Sonne) und ⊛ (Auge) zusammen heißt Licht. Allein ursprünglich ist doch wol im Bewußtsein jede Wurzel mit einem einfachen Dingbild verbunden gewesen. Das Schriftsystem stand gegen 2950 vor Christus fest....

Das Trockene der Arbeit wird versüßt durch die Freude über die naive Poesie der Ursprache in der Uebertragung der Bedeutungen. Diese Uebertragung ist oft von nicht geringerem Umfange innerhalb eines einzigen Zeichens der jetzigen, rein conventionellen Schrift, als wenn man das ganze Gebiet der Bedeutungen einer Wurzel (bisweilen 185 Zeichen für ein einziges Wort!) umfaßt. Ich habe bisher nie mehr als fünf Grundbedeutungen anzunehmen gehabt, gewöhnlich drei. Bedenke, daß es drei bis vier (oder fünf) Intonationen für jedes Wort gibt. Diese Intonationen sind übrigens für die Grundbedeutungs-Verschiedenheit ohne Bedeutung.

London, 30. September 1850.

(An Platner in Rom.) Es war gar lieb von Dir, daß Du mir mit Freund Braun einige Zeilen sandtest und mir schriebest, wie es Dir geht! Ganz besondere Freude machte es mir, zu sehen, daß Du nicht allein bei Deinem Alter wohl und rüstig bist, sondern Dir auch die Freiheit und Frische des Geistes erhalten hast, ohne welche das Leben nicht Leben und das Alter eine Qual und Strafe ist. Ich sehe aus Deinen Mittheilungen, daß Du (so wie ich Dir auch von mir melden kann) wieder in den Hafen der freien Wissenschaft und der Speculation eingelaufen bist, aus welchem wir in unserer Jugend in die offene See der Gegenwart ausliefen. Mich hat Forschen und Denken und Leben auch dahin geführt, und ich danke Gott, daß ich weder als Glaubender noch als Denkender Schiffbruch gelitten, noch auch meine Freiheit irgendeiner Form verkauft habe.

Mit Giordano Bruno habe ich mich in den letzten Jahren mit Vorliebe und inniger Theilnahme beschäftigt. Veranlassung war zuerst der (wirklich ungewöhnlichen) Frau, der schönen Marchesa Florenzi, jetzt Waddington, Uebersetzung von Schelling's „Bruno" ins schönste Italienisch und mit bewunderungswürdigem Sinne und Verständniß gearbeitet. Sie ersuchte mich, die Uebersetzung mit ihr durchzugehen, welches ich um so lieber that, da es ein Werk nicht der Eitelkeit, sondern der Liebe und Verehrung zu einem italienischen Philosophen war, der in Paris als achtzigjähriger Greis lebte, und jenes Werk dem Inhalte und dem Namen Bruno's zu Liebe in seiner schönen Sprache zu lesen wünschte, da er Deutsch nicht versteht.

Bartholmès' (eines Elsässers) gekrönte Preisschrift (1847) „Sur la vie et les écrits de Giordano Bruno" gab mir die zweite Veranlassung, mich mit diesem genialen, aber höchst wunderlichen, kometenartigen Geiste und — Neapolitaner näher bekannt zu machen. Sein Leben war nur ein feuriges

Bruchstück, aber Bruchstück ist alles Menschliche! Auch Schelling vermag nicht abzuschließen. Sein großes Werk wird erst nach seinem Tode erscheinen, er wird bis zum letzten Augenblicke daran feilen. Ich höre nimmer auf zu bedauern, daß er sich zu viel philosophisch-historischen Stoff aufgeladen; der Ballast ist zu schwer für ein Feuerschiff. Aber seine früheren Schriften lese ich mit steigender Begeisterung. Dem großen Hegel hat mich erst eigene Speculation näher geführt. Ich vermisse immer, was mich früher abstieß, die Persönlichkeit (d. h. bei mir das Selbstbewußtsein, endliches und zugleich unendliches) als Quell und Träger alles Lebens; allein welches Ungeheuere hat er doch unternommen und bis auf einen gewissen Punkt geleistet! Die Aufgabe ist jetzt, erstlich die Freiheit der Wissenschaft des Geistes in Deutschland, ihrer einzigen dermaligen Heimat, zu bewahren; dann Forschung und Denken, Religion und Wissenschaft, Idee und Wirklichkeit rechtmäßig (d. h. im sittlichen Bewußtsein und im lebendigen Glauben an die sittliche Weltordnung, als die Schwerkraft der Geisterwelt) zu vereinigen und zu versöhnen.

Kämest Du nach Deutschland, so würden acht Monate hinreichen, Dich zu überzeugen, daß dies der Mittelpunkt des Strebens aller edeln Geister der Nation ist, und diese Nation selbst, mitten unter ihren Geburtswehen der politischen und geistigen Zukunft der Menschheit, welche der deutsche Geist auch jetzt für die ganze Menschheit zu leiden und durchzukämpfen hat. Du scheinst, mein lieber Freund, soweit ich aus einigen politischen Aeußerungen schließen kann, die ich vielleicht misverstehe, hieran zu zweifeln. Daß Du darin unrecht hast, würdest Du der Erste sein anzuerkennen, wenn Du Deutschland selbst sähest. Ueber Politik selbst verweise ich Dich auf Braun; nur das möchte ich Dir hier mit der Freimüthigkeit eines alten Freundes sagen, daß Du einen Anachronismus begehst, wenn Du nach 1848 immer noch von Fürsten und Königen als den Leitern der deutschen Politik sprichst. Das ist eben ein geschichtlicher, thatsächlicher Irrthum: das deutsche Volk, als die größte und erste Nation der Welt, und die Ereignisse und das gewaltige Schicksal, „mein Herr und Deiner", wie der göttliche Goethe sagt, treiben die deutsche Bewegung und werden Alles vernichten, wenngleich nach kurzem Triumphe der bösen Widerstandskräfte fürstlicher oder dynastischer Selbstsucht oder Blindheit, die sich ihnen entgegenstellt. Wir sind in Deutschland schon sehr weit, nämlich im Anfange der verfassungsmäßigen Entwickelung, der Sturm ist vorüber und hat die Luft gereinigt. — Ueber meine schriftstellerischen Arbeiten laß Dir Kestner lesen, was ich ihm geschrieben; wenn Du Näheres zu erfahren wünschest, so frage Braun, der treu an Dir hängt und mir lieber als je ist.

Daß Du mit dem trefflichen und echt christlich charaktervollen Pabst*)

*) Pabst war protestantischer Geistlicher in Rom.

so gut stehst, hat mich wahrhaft gefreut, für ihn nicht weniger als für Dich. In der Liebe zur sittlichen Wahrheit und in der göttlichen Liebe selbst liegt ja auch der große Vereinigungspunkt alles Getrennten und der ewige Bund aller Herzen, in welchen der Blitz von oben gezündet hat.

Ich freue mich der schönen künstlerischen Entwickelung Deines Sohnes. Wenn der Geist es Dir gibt und eine gute Gelegenheit sich darbietet, so schreibe mir doch wieder und halte Dich immer meiner unveränderlichen Anhänglichkeit und treuen Freundschaft überzeugt. Lebe wohl und behalte mich lieb. Alle Meinigen grüßen Dich und Dein Haus.

London, 30. September 1850, morgens.

(An Kestner in Rom.) Ich sende Dir heute zwei Briefe: Freund Braun und diese Zeilen. Politik und Befinden und Gehaben wirst Du aus dem ersten ersehen. Vom Uebrigen schreibe ich Dir, was die fliegende Stunde erlaubt; denn ich habe noch zwei Briefe zu schreiben und Braun kommt um 9 Uhr. Es war recht schade, daß aus unserem Zusammentreffen am Rhein nichts wurde! Ich wollte aus Aengstlichkeit nichts schreiben, deß ich nicht ganz sicher war, und mein Befinden, Ernst's Reisepläne, Politik und eine Verabredung in Holland (die zu Wasser wurde, wie die unserige) machten mir Alles jenseits des 21. August unsicher. Wann wir uns nun wiedersehen, das weiß der Himmel. Wenn Du 1851 kommst, so hoffe ich, wird es erst spät (Ende Juli) oder sehr früh (Ende April) sein; denn dazwischen werde ich das Haus voll Fürstlichkeiten und den Kopf voll Unruhe haben. Und Du kannst doch nur bei uns wohnen, und ich muß mich mit Dir recht aussprechen und neu einleben.

Mir hat es wohlgethan, das geliebte Vaterland wiederzusehen und mich von neuem zu überzeugen, daß das deutsche Volk (wenn auch nicht das erste in der Kunst, seine politischen Angelegenheiten zu regeln, was eben daraus kommt, daß es an die Ehrlichkeit derer glaubt, welche ihm etwas versprechen, wenn sie in Noth sind, und dann, daß es ein seit Jahrhunderten zerrissenes, nie recht vereintes ist) doch das erste ist, nicht nur im Gebiete des Geistes (als der Wissenschaft und des Glaubens im wahren Sinne, d. h. des Glaubens an das Unsichtbare, Geistige und also vor Allem an die sittliche Weltordnung und Gott), sondern auch in der Gesinnung, wenn man es nur machen läßt. Was ich in mir selbst als recht und vernünftig fühlte, fand ich dort als stark ausgeprägte öffentliche Meinung und zwar mit individueller Eigenthümlichkeit, Ursprünglichkeit und Lebendigkeit, und ohne Unterschied von katholisch und evangelisch, von preußisch oder sächsisch u. s. w. Aber die Politik war bei mir nur für sehr Wenige; ich enthielt mich aller politischen Gespräche in der Gesellschaft; dagegen schwelgte ich vier Tage mit Rothe in Speculation und Theologie, vier mit Lepsius in Aegypten und Indien, zwei mit Bleek im Leben Jesu, und die

Abende mit Welcker in der Kunst und dem göttlichen Alterthum; bisweilen ging ich auch spazieren, doch nicht genug; dies und die veränderte Lebensart, vielleicht auch schon der mitgebrachte Keim der Krankheit ließen mich mit einem Entzündungsfieber zurückkehren, von welchem mich jedoch wiederum die herrliche Homöopathie und neuntägiges Fasten errettete. Seitdem habe ich nach langem Kampfe beschlossen, noch länger hier am Karren zu ziehen, trotz „Season" und „Exhibition", und dem Bösen wenigstens entgegenzuwirken in meinem Amte, wenn ich auch nicht das Gute schaffen kann in der schleswiger Angelegenheit. Unterdessen bin ich mit aller Macht an meinem ägyptischen Werke. Die Skizze ist entworfen von Allem, was noch auszuarbeiten war; jetzt suche ich den Zusammenhang des Aegyptischen mit dem Sinesischen zu entdecken, und muß mir dazu seltsam genug allen Stoff erst selbst sammeln, da die Wundersprache Sina's bisher nur nach den Zeichen, nicht nach den Lauten behandelt und untersucht ist. Da ich nur noch nach dem suche, was man mit vollen Händen einsammeln kann, so bin ich des Erfolges sicher, d. h. der Bestätigung der Ansichten, die ich mein ganzes Leben verfolgt und vor vier Jahren in einem englischen Büchlein ausgesprochen habe. Das Menschengeschlecht hatte e i n e Sprache und die alte Weltgeschichte ist in den Sprachen der nachherigen Völker niedergelegt. Wir gewinnen auf diese Weise, wenn wir den weltbildenden Geschlechtern nachgehen, eine Reihe von 10—20000 Jahren, welche etwa in der Mitte durch einige locale Fluten, Berghebungen und Thalsenkungen in Centralasien unterbrochen wurde. Chronologie gibt's nur etwa 5000 Jahre von unserer Zeit aufwärts und nur in Aegypten, welches selbst nur ein Ableger des untergegangenen Urasiens, von den Quellen des Euphrat über Babylon und Palästina ist. Die jüdischen Urkunden geben nur bis David zusammenhängende Zeitrechnung, aber in den ersten 20 Kapiteln der Genesis höchst wichtige, nur großentheils misverstandene Ueberlieferungen aus der Urzeit. Der wissenschaftliche Sieg jenseit Aegyptens geht deshalb nach Asien zurück, die Urkunden sind die Sprachen, die Zeitbestimmung geht nach Epochen, nur in der Urgeschichte der Erde, und daß wir nicht mit Millionen von Jahren und mit Erdschichten, sondern mit einer Spanne Zeit zu thun haben (denn das Menschengeschlecht ist auf der Erde seit gestern), und daß die Epochen die unseres eigenen Geistes und Selbstbewußtseins sind.

Gibt Gott seine Kraft und Erfolg, so werde ich mit dem Werke noch vor der großen Windsbraut, d. h. bis Ostern 1851, fertig; für den Herbst wartet eine noch höhere Aufgabe der Lösung und ein Werk von fünf Bänden der Vollendung. Welches? das sollst Du erfahren, wenn Du hierher kommst. Die Theile, welche die Forschung enthalten, sind fertig und nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit den Freunden in Bonn vorgelegt und von ihnen gebilligt; des darstellenden Werkes Probestück habe ich auch geschrieben, und

da ich endlich deutsch schreiben gelernt, so ist das Weitere für mich auch ein Kunstgenuß, wie das ganze Leben, recht verstanden, Kunst und Kunstgenuß ist.

Mit wahrer Freude habe ich Deine „Römischen Studien" in den letzten Abenden gelesen. Sie haben mich erfreut als lebendige Züge aus dem Bilde des römischen Lebens und aus Deinem eigenen. Es soll mich recht freuen, wenn das liebe Büchlein in dieser Zeit des politischen Werdens und Gebärens und aus der daraus hervorgehenden Befangenheit und Verwirrung sich bald seine Bahn macht. Es ist schön und anmuthig geschrieben und würdig ausgestattet. Dir selbst wünsche ich ferner ungetrübtes Leben in Deiner Kunstheimat. Ich bin überzeugt, Du kannst nur dort leben. Um so mehr mache Besuche bei den ultramontanen Freunden, d. h. in Deutschland und England. Fanny schreibt Dir natürlich selbst. Ach wie oft fehlt uns noch unsere heimgegangene Mutter, dieser Spiegel aller Anmuth und Güte! Und Christiane! Stelle Dir vor, sie ist in ihrer letzten Krankheit von einer Heuchlerin, die sie pflegte, einer Madame Koch, beraubt worden.

Grüße die lieben Künstler, die um Dich sind und mache Dich ferner um das theure Institut verdient. Braun bringt herrliche Schätze mit. Ich habe mich seiner Erscheinung und seiner Arbeiten, insbesondere seiner geistreichen und wahrheitenthüllenden „Mythologie" herzlich gefreut. Das Hospital empfehle ich Dir auch noch insbesondere. An Pabst habt ihr einen wahren Schatz, ich freue mich, daß er euch erhalten wird.

9 Carlton Terrace, 4. December 1850.

(An eine Schwiegertochter.) Ich muß es heute zu meinem ersten Tagewerk machen, Dir einige Zeilen zu schreiben; erstens um zu erklären, warum ich gestern um 1 Uhr nicht zu Dir kam (ich habe nämlich Deine Einladung erst nach 1 Uhr erhalten); zweitens um Dir zu sagen, wie sehr ich Gott danke, daß er Dir den Gedanken eingegeben, jenen ausgestoßenen Kindern der Gesellschaft Mitgefühl und Barmherzigkeit zu zeigen, zwischen denen und ihrer Stiefmutter Gott allein entscheidend richten kann, und welche Belege gegeben haben von ihrem ernstlichen Wunsche, das Leben des ruhelosen Umherschweifens gegen ein Leben der Arbeit und des Gehorsams zu vertauschen. Sie haben Liebe erfahren von den Brüdern, welche sie sehen, und diese hat sie dahin geführt, an die Liebe des Vaters zu glauben, welchen sie nicht sehen.*) So haben Christus und seine Lieblingsjünger es beide ausgesprochen, und Pestalozzi hat nur dasselbe gesagt, als

*) Die Zöglinge einer Anstalt, in welcher freiwillig zugehende sittlich verwahrloste Personen zu geordnetem Leben zurückgeführt werden sollten, waren von der Schwiegertochter in ihren Garten eingeladen worden, wo ihnen Erholung und Unterhaltung geboten wurde. Anmerkung der Verfasserin.

er vor nun funfzig Jahren seine „Bettlerschule“ anfing, und nicht minder auch jener arme verwahrloste Knabe, welchen der Gottesmann am hallischen Thore in Berlin nach Jahren des Gebets und der Arbeit bekehrte. Ja es erklären sogar alle bekehrten Chartisten und Communisten aus ihrer eigenen Erfahrung dasselbe.

Den ersten Tagen des Jahres 1851 gehören die beiden folgenden Briefe an:

Schloß Windsor, 2. Januar 1851, früh.

(An einen Sohn.) Unter allem Erfreulichen, was uns beim Eintreten in das neue Jahr begegnet, und unter allen Beweisen der Liebe, die wir empfangen, ist mir Dein Brief vor allem Andern zu Herzen gegangen. Ich danke Gott, daß, was ich über den heiligsten Gegenstand unserer Gedanken niedergeschrieben, Dich angesprochen hat und Dir in Deinem eigenen Nachdenken förderlich ist. Es ist mir dadurch eine neue Lebensgemeinschaft mit Dir eröffnet, und die Hoffnung und der Wunsch, mit welchem ich meine Forschungen infolge unserer Gespräche in dieser Weise jetzt niederzuschreiben mich entschloß, sind mir überreichlich in Erfüllung gegangen. Jede wahre Forschung über das Heilige und jedes in der Wahrheit stehende Nachdenken darüber kann nicht stören und verwirren bei hinlänglichem Prüfen und ernstem Erwägen, sondern muß in der einen oder andern Weise den Mitforscher und Mitdenker fördern und beruhigen und stärken. Allein es kann dazwischen eine Zeit des Zweifelns liegen und die ist an sich peinlich. Nun hatte ich zwar das Gefühl, als ich mich entschloß, Dir jene Hefte zu übersenden, daß Du am Ende durch ihren Inhalt nicht gestört, sondern beruhigt und gestärkt werden würdest, denn sonst hätte ich sie Dir sicherlich nicht in die Hände gegeben; allein ich war des ersten Eindrucks nicht so ganz sicher. Was Du mir schreibst, ist mir nicht allein an sich höchst erfreulich und tröstlich, und eröffnet mir für unser künftiges Besprechen und schriftlichen Verkehr auf diesem Gebiete eine herrliche Aussicht, es gibt mir auch Muth und Freudigkeit für viele Dir gleichgesinnte und in derselben Entwickelung und Richtung stehende jüngere Männer dieses Landes und Deutschlands. In Deutschland stehen die Sachen so, daß nicht leicht ein denkender Theologe oder ein gebildeter Christ, der unsere theologisch-philosophischen Werke durchgedacht, dadurch gestört werden könnte. Aber ich liebe doch dieses Land und die treuen, edeln Herzen, die ich in ihm gefunden oder die mir in seiner Erde ruhen, zu sehr und zu innig, als daß ich rechte Freude haben könnte, etwas bei meinen Lebzeiten zu veröffentlichen, was mich ihnen entfremden würde. Was Du mir schreibst, gibt mir über diesen Punkt eine schöne und gewissermaßen unerwartete Hoffnung, und ich hoffe, ich bin recht dankbar dafür, wie ich sollte.

Was die Vollendung der drei großen Kapitel und des Werkes über-

haupt betrifft, so muß ich vorerst mich der Anziehungskraft dieses Gedankens bestens erwehren. Erstlich muß ich mein Wort halten und das umgearbeitete „Aegypten", Buch II—III, dem englischen Uebersetzer übergeben. Aber ich bedarf des ganzen Monates zur Beendigung dieser Arbeit. Ich habe Februar 1843 abgeschlossen für die deutsche Ausgabe und seitdem fast nichts gelesen, was Andere seitdem gethan. Dessen ist nicht wenig. Eigenes Nachdenken in sieben Jahren macht auch weiser, und so finde ich manches zu ändern und zu bessern. Die Arbeit ist aber in jeder Hinsicht eine erfreuliche, denn ich finde, daß selbst die Einwürfe und Zweifel, die mir entgegengekommen sind, mein System bestätigen. Wir haben an Eratosthenes einen sicheren Leitfaden für das alte Reich und an Manetho für das neue; über das mittlere können wir durch besonnene Kritik und Gleichzeitigkeitsforschungen soweit ins Reine kommen, daß die Reihe von Alexander aufwärts zu Menes eine ununterbrochene heißen kann.

Setze ich meinen Plan durch, so darf ich hoffen, Buch IV bis Ostern zu beendigen. Alles ist darauf vorbereitet und ich kann mich allenthalben kurz fassen für den Zweck und die Stellung meines Buches, namentlich da Lepsius in seinem großen Werke den ägyptischen Boden der Forschung reinigen und erhalten wird. Dann aber beginnt der Sturm der Weltausstellung und Völkerwanderung, und auch wol die jetzt in unserer Schmach schlummernde Politik.

Meine Pflicht ist natürlich, bis zum Ende der Ausstellung auszuhalten, dann aber mit aller Vorsicht an die Ausführung des Planes zu gehen, dem Gott im vorigen Jahre so entschieden in den Weg trat, und wie ich jetzt schon sehen kann, mit der väterlichen Fürsorge seiner ewigen Weisheit. Ich denke ... im August mit Mutter nach Bonn zu gehen auf Urlaub, aber in der Absicht, nur wiederzukehren, um Abschied zu nehmen. Alles Dieses soll mit Dir besprochen werden, wenn Du im Februar kommst, worauf ich rechne; natürlich muß der Plan geheimgehalten werden. Manteuffel wäre zu glücklich, mich wegschicken zu können, der König aber hält mich treu und kräftig. Meine Abberufung war von Oesterreich gefordert, von Manteuffel beantragt. Du kennst die Gründe, welche es mir zur Pflicht machen, den Feinden diesen wichtigen Posten nicht freiwillig zu übergeben.

London, Montag, 6. Januar 1851.

(An Baron Stockmar.) Hierbei Abschrift des ersten Lebenszeichens, welches ich von Berlin seit 1. November v. J. empfangen. Das allein Wichtige darin ist, daß hiernach doch wenigstens das Londoner Protokoll nicht unterschrieben werden soll.

Die Tage in Windsor haben mich sehr erfrischt und gestärkt, und ich werde Ihre Freundschaft, die sich mir darin zeigte, nie vergessen.

Da man lange allgemein vorausgesetzt hat, daß Bunsen den Plan zu der ersten großen Industrieausstellung entworfen, welche im Laufe des Jahres 1851 in so verschiedenartiger Weise die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so ist es nöthig, die Thatsache hervorzuheben, daß er zu diesem Vorhaben in keiner andern Beziehung stand, als daß er an der Ausführung desselben lebhaftes Interesse nahm und mit all dem Eifer und der Energie seines Charakters für den Plan des Prinzen Albert und zur Vertheidigung desselben thätig war. Daß der Plan selbst nicht von ihm herrührte, ist eine einfache Thatsache, aber es muß auch bemerkt werden, daß die Idee nicht zu denen gehörte, auf die er von sich aus kam, da ihm die gesammte Masse derjenigen Interessen, welche mit dem Handel und der Vervollkommnung der Industrie zusammenhängen, ein fremdes Gebiet war, und er auf den ganzen Gegenstand nur historisch und statistisch eingehen konnte. Er bewunderte den weitschauenden Geist des Prinzen Albert, der ihn die Idee eines Planes schöpfen ließ, dessen Ausführung so wohlthätige und dauernde Wirkungen hervorbrachte, und er erkannte von Anfang an, daß die Resultate unzweifelhaft zu der freundschaftlichen Vereinigung der Nationen in der gegenseitigen Förderung der Künste und Ziele des Friedens beitragen würden, auf welche alle seine eigenen Bemühungen und Wünsche gerichtet waren. Mannichfache und böswillige Einwürfe wurden damals gegen einen Vorschlag erhoben, der die Ermöglichung einer vergleichenden Rundschau über die industriellen Erzeugnisse der verschiedenen Länder und Völker beabsichtigte und dabei den Zweck hatte, das Talent anzueifern und Vorbilder zur Nachahmung darzubieten; jetzt, wo dies so vernünftig und natürlich erscheint und der Erfolg des Unternehmens ein unersättliches Verlangen nach solchen Ausstellungen hervorgerufen hat, würde man es für unglaublich halten, daß solche Einwürfe vorgebracht werden konnten, wären sie nicht dem Gedächtniß der Zeitgenossen, deren Geduld dadurch wahrhaft auf die Probe gestellt wurde, für immer eingeprägt. Bunsen und seine Familie waren besonders den tadelnden Ausbrüchen über die vermeintliche Lächerlichkeit des Planes und über dessen voraussichtliche Gefahren und Unannehmlichkeiten ausgesetzt, weil ihm allgemein der Vorwurf gemacht wurde, daß er der Urheber dieses Unternehmens sei. Der größere Theil des diplomatischen Corps trug die schlechte Laune, welche von den einzelnen Höfen kundgegeben wurde, offen zur Schau; und diese Gefühle gewannen über das Gemüth des Königs von Preußen dermaßen die Oberhand, daß er im ersten Augenblick dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen die Erlaubniß verweigern

wollte, die Einladung der Königin Victoria anzunehmen, und als er sie endlich gewährte, geschah es mehr aus Rücksicht auf den bestimmten Wunsch des Prinzen, als infolge der Gründe und Beweise, welche Bunsen Seiner Majestät unterbreitet hatte, um darzuthun, daß die Verschwörungsgeschichten, die von den Höfen des Festlandes als glaubwürdig aufgenommen wurden, gänzlich erdichtet seien.

Eine Nation, welche Zeitungen liest, ist fähig, eine Ueberzeugung auf sich einwirken zu lassen und einstimmig wie Ein Mann zu handeln; gewiß ist es, daß — auf welchen Grund dies auch zurückgeführt werden mag — die Eröffnung der Ausstellung am 1. Mai 1851 als eine vollständig gelungene betrachtet werden mußte. Das Wetter war vollkommen schön, und die allgemeine gute Laune sowol wie das Verhalten der zahllosen Menge bewies, daß das englische Publikum entschlossen war, sich selbst, dem Tage und der Sache, sowie der Königin und ihrer Regierung alle Ehre anzuthun.

Aus den Monaten vor und während der Ausstellung sind noch die folgenden Briefe Bunsen's hier anzuschließen:

London, 18. Januar 1851.

(An Baron Stockmar.) ... Die rückhaltslosen Briefe von X. und Y. und Z., sowie die mündlichen Aeußerungen L.'s, G.'s und anderer gelehrten Freunde, die mir von Berlin überbracht worden, und danebenher, in anderer Weise aufregend, die durch 82 Jahre und Hofleben gemilderten Sprüche in einem Briefe Humboldt's haben mir das durch Radowitzens Scheiden bewegte Herz in so stürmischen Wogenschlag gebracht, daß ich eine doppelte Beruhigung darin finde, Ihnen einige Zeilen zuzusenden, und so in Hinblick auf Sie, Ihre Vaterlandsliebe, Ihre Freundschaft und Ihre politische Besonnenheit den inneren Sturm zu mäßigen und das übervolle Herz wenigstens einigermaßen zu erleichtern. Es ist wahrlich schwer, in solcher Zeit ein Königsdiener zu sein und kein freier Mann. Aber ich bin, wo Gott mich hingesetzt.

... Jeder Mensch, der über funfzig Jahre alt ist, trägt seine Geschichte auf dem eigenen Rücken. Es hilft nichts, Menschen anders machen zu wollen, als sie sind; aber wo das Böse nicht als Princip herrscht und der göttliche Funke nicht ganz erloschen ist, kann Vieles geschehen, wenn das richtige Complement gefunden wird....

Gott mit Ihnen und dem gottgesegneten Königspaar, bei dem Sie weilen! Mit treuem, betrübtem aber nicht verzagtem Herzen Ihr B.

London, Donnerstag Morgen, 18. März 1851.

(An denselben.) Künzel will eine Charakteristik Peel's, und die können nur Sie schreiben oder dictiren. Bitte, thun Sie dieses. Das Leben

ist kurz; Ihre Worte werden bleiben. Ich verweise ihn unterdessen heute auf Ihren (ich glaube der „Deutschen Zeitung" eingesandten) Brief über Peel's Tadler in Deutschland vom Herbst 1850. ... Sie haben viel Zeit an Guizot gewandt, und ich freue mich der Schandsäule, die Sie ihm gesetzt; setzen Sie nun Peel eine deutsche Ehrensäule, das ist noch lohnender und den Deutschen noch lehrreicher und besonders tröstlicher. Peel ist der politische Luther des Jahrhunderts.

Ich bin sehr betrübt: einer meiner theuersten und besten Freunde ist im achtundfunfzigsten Jahre gestorben: Lachmann, der Philolog, in Berlin. Tieck ist auch todt. ... Die Tories fürchten noch immer Pest, Theuerung, Aufruhr u. s. w. von der Ausstellung. Mundus insanit. Ich bin in Aegypten. Treu der Ihrige.

Donnerstag, 27. März 1851, 9 Uhr morgens.

(An denselben.) Ich wollte heute Morgen zu Ihnen kommen, allein ich muß heute das erste preußische Kriegsschiff seine Probefahrt auf der Themse machen lassen und dann in Lambeth bei dem Erzbischof essen, sodaß ich für heute keine Stunde frei habe. Ich sende Ihnen also diesen schriftlichen Morgengruß.

Welch eine Rede die von Gladstone! Man muß ihn kennen, um zu begreifen, daß er sie als ehrlicher Mann hat halten können.... Nicht daß ich entzückt wäre von den jetzigen Leitern. Sie sehen in kirchlichen Sachen auch nicht weiter als ihre Nase, und wollen auch höchstens nur die Schatten ihrer Nase sehen. Zu glauben (wie sie scheinen), daß mit diesem Protest die Sache gethan sei, nicht zu sehen, daß England nicht zu helfen ist, ohne daß das Laienelement parlamentarisch in sein seit 300 Jahren ihm (aus Eigennutz der Aristokratie und aus angeborenem Unglauben und Gleichgültigkeit der Massen) vorenthaltenes Recht eingesetzt werde, heißt keine Ahnung haben, wo das Uebel sitzt.

26. April 1851.

(An denselben.) Der alte Schön hat mir einen prächtigen Brief geschrieben, er ist in seinem siebenundachtzigsten Jahre voll Hoffnung für Deutschland und Preußen, und den Sieg des Guten und des Geistes, gerade wie er es in den Briefen an Stein ist von 1812 und 1813, die Sie hoffentlich schon in „Stein's Leben", III. Bd., gelesen haben werden?

... 1851. ... Nach der entdeckten Schrift des Bischofs Hippolytus von 230 ist das Nicänische Glaubensbekenntniß mindestens sehr einseitig.

London, 28. April 1851.

(An J. Schnorr von Carolsfeld.) ... Gestern Abend bin ich mit einer vor sechs Monaten angefangenen Arbeit (einem neuen Bande meines

„Aegypten“) fertig geworden, und heute Morgen 11 Uhr geht's nach Dover, um die Herrschaften zu empfangen. Da habe ich denn ein schönes stilles Stündchen für mich und stelle mich hin, Dir einige Zeilen zu schreiben. Dein Brief kam mir im vorigen October zu, mitten in der Krise Deutschlands und Preußens; die Katastrophe folgte nach wenigen Wochen; London war leer und ich konnte für den schönen und großen Zweck nichts thun. Ich finde den Gedanken herrlich, dem großen Meister der Töne, dem wahren und treuen Jünger der deutschen Muse, Karl Maria von Weber, ein ehernes Denkmal zu setzen, obwol ich hoffe, sein „Freischütz“ und „Was ist des Deutschen Vaterland“ und Anderes sollen das Erz überdauern. . . . Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich mich Deiner treuen Freundschaft und wahren alten Liebe, und Deiner Frische und freudigen Gottvertrauens freue mitten unter den Prüfungen, eigenen und öffentlichen, unter denen Du leidest. Ich sehe mit Freuden, daß das Unglück und die Prüfung besser zeigt, was im Menschen ist, als gewöhnlich das Glück und der Erfolg thun, und daß Du Dich dort wie hier beruhigst. Wer hätte denken können, mein theurer Freund, daß es so viel Schlechtigkeit und Treulosigkeit in Deutschland gäbe? Wir wollen ferner das „Magnificat“ singen, von welchem Du einen passenden Vers in der Entrüstung Deines edeln Herzens anführst! Ich fürchte, diese Zeiten bringen viele brave Menschen um den Glauben an die göttliche Weltordnung. Die Kurzsichtigen! Lies Du mit mir den Psalm 73, wie ich ihn übersetzt habe. Weißt Du wol, geliebter Freund, daß ich denke, Du solltest nach London während der Ausstellung kommen und Deine herrlichen Bibelzeichnungen mitbringen, nicht um sie auszustellen, sondern um zu sehen, ob man hier nicht eine würdige Ausgabe veranstalten könnte? . . . Mein Vorschlag ist dieser. Komm hierher. Dein Zimmer ist immer bereit und bleibt für Dich aufgehoben. Die preußischen Prinzen bleiben hier bis zum 26. Mai, ich aber den ganzen Sommer. Je eher Du kommst, je besser, sagt die Hausfrau, die Dich zärtlich grüßt. Nicht wahr, Du kommst?

London, 3. April 1851.

(An einen Sohn.) Für die Beamtenschaft, das Hungerbrot der Knechtschaft, will ich keinen Sohn mehr erziehen. Glaube nur, das Vaterland fordert von unserem Stande in den nächsten 30 Jahren weder Beamtenbildung noch juristische Kenntnisse für den, welcher dem Gemeinwesen forthelfen soll, sondern Unabhängigkeit.

„Di libertà independenza è primo grado“ sage ich immer und immer wieder mit Dante. Es ist deutsche Tollheit, zu glauben, daß man ein freies Volk durch Beamte und Professoren bilden könne. Der unabhängige deutsche Bürgersmann soll mit Scharnhorst, dem Müllerssohn, sagen: „Ich kann Kartoffeln essen“, allein diese Kartoffeln müssen auf seinem eigenen

Boden wachsen oder mit seinem eigenen Gelde gekauft sein. Beamte im constitutionellen Staate müssen das Lied ihres Herrn singen.

Ich würde mit schwerem Herzen sterben, wenn ich fürchten müßte, daß der (theuer erkaufte!) Glanz des väterlichen Hauses euch eine Vornehmigkeit gegeben hätte, welche euch das Bürgerliche „vulgär" erscheinen ließe. Nichts ist mehr „vulgär" als der Junkerpöbel, hier wie in Deutschland. Man muß durch die Form aufs Wesen dringen, durch die Schale in den Kern! Siehe, wo jetzt der Mittelpunkt der Ehre und des Ehrgefühls in der Nation ist! Sage dem trefflichen — —, er soll es den Deutschen und Christen nicht nachtragen, wenn man ihn als Juden hintansetzt; es wird nicht lange dauern. Uebrigens wird es mir bei welthistorischer Auffassung des Judenthums immer klarer, daß, wer an der Weltgeschichte nicht verzweifelt, die Christianisirung und Helleno-Germanisirung des Judenthums in sich aufnehmen muß, wobei er sich auch als Sohn Israels sagen kann, daß er Abraham näher gekommen ist, als er vorher war. Solche Söhne Israels müssen dann dem Japhet helfen, das Christenthum zu hellenisiren, zur Idee der Menschheit zu erheben, mit andern Worten, den wahren Heroendienst zu gründen, mit dem wahren Dionysos-Osiris an der Spitze. Klingt närrisch und ist doch wahr!

Ueber den Eindruck der Eröffnung der Ausstellung auf Bunsen sagt ein Brief einer Tochter:

Carlton Terrace, 3. Mai 1851.

... Ich hoffe, Du wirst schon von Mutter gehört haben, welchen Eindruck ihr vorigen Dienstag, den 1. d. M., die großartige Eröffnung der Ausstellung gemacht hat; aber ich wünschte, Du könntest hören, wie Vater darüber spricht; er war so glücklich, daß Alles so gut ausgefallen war, daß er abends, nachdem E. und G. viele Lieblingsstücke von Händel, Mendelssohn und Neukomm gesungen hatten, uns Alle bat, einige Verse aus dem Liede: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut", anzustimmen, als dem einzig passenden Ausdruck seiner Empfindungen der Dankbarkeit und der vollständigen Befriedigung. Er betrachtet diese Ausstellung auch vom politischen Standpunkte aus als etwas höchst Wichtiges, indem sie die Interessen des Volkes im weitesten Sinne durch eine Volksversammlung ehrte, welcher Königthum und Adel beiwohnte und Theilnahme bezeigte, nicht wie in früheren Zeiten eine prunkende Zusammenkunft von und für Könige, Fürsten und Herren allein mit Gefolge und Zuschauern.

Aus dem Rest des Jahres 1851 lassen noch folgende Briefe Bunsen's sich anschließen *):

---

*) Der erste derselben, an Tholuck, ist in der deutschen Ausgabe hinzugefügt.

London, 8. Juni 1851.

(An Tholuck.) Ich danke Ihnen für die Bekanntschaft des Herrn P., der mir ein tüchtiger, wahrheitssuchender, aufstrebender und unterrichteter junger Mann scheint. In solchen liegt die Hoffnung der englischen Christenheit. Denn vor Allem muß jede Kirche auf Wahrheit beruhen, und weder die Evangelischen noch die Puseyiten haben sie oder kennen sie.

Ihre Liebesgabe erfreut mich nicht weniger als solche als dadurch, daß sie in ihrer neuen Gestalt als Kind eines freien Geistes sich ankündigt. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß nur die volle unverkümmerte Durchführung der allgemeinen Grundsätze der philologischen Kritik uns retten kann.... Ich gestehe Ihnen also, nicht begreifen zu können, wie man schwanken kann in der Anerkennung, daß Johannes berichte, Jesus sei gekreuzigt am Vorabend des Festes, während die Ueberlieferungsevangelien (mit Ausnahme eines Restes echter geschichtlicher Ueberlieferung) die Kreuzigung aufs Fest, weil das letzte Mahl auf das Passah, legen. Die kritische Ansicht stellt den Johannes ins rechte Licht, und fern davon, die Verfasser der katechetischen Ueberlieferung bloßzustellen, verstärkt sie den Glauben an ihre subjective Wahrhaftigkeit, welche die wahre Inspiration ist.... In diesen furchtbaren Zeiten kann, wie es mir scheint, nichts, wenn etwas, retten, als der Menschheit den Glauben an die göttlich sittliche Weltordnung sichern, welche Südeuropa schon ganz verloren hat. Dazu gehört aber ein tiefer sittlicher Ernst, der sich auch in der Erforschung, dann aber im Bekennen der Wahrheit offenbaren muß.

Carlton Terrace, Dienstag früh 7 Uhr, 15. Mai 1851 (Olymp. II, 1, 1 nach germanischer Zeitrechnung, s. Tabellen zu „Aegypten").

(An Max Müller). Ich nehme endlich meine Frühstunde, um Ihnen zu schreiben, statt mir ein Kapitel zum fünften Buche zu schreiben oder vorzubereiten. Denn ich sehe, daß die Flut des Tages, welche mit dem Frühstück beginnt, jetzt erst nach Mitternacht abnimmt. Und ich muß Ihnen doch zweierlei sagen — erstlich meinen Dank und Glückwunsch zu dem Entwurfe Ihrer Vorlesungen. Sie haben das Epos in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung erfaßt, und zum ersten male mit der Urzeit der epischen Völker, dem Standpunkte ihres Ursprachbewußtseins in Verbindung gebracht. Das hat mir unsagliche Freude gemacht und mir die Sehnsucht erweckt, Sie recht bald einmal wieder zu umarmen, und Ihnen einige Kapitel aus meinem fünften Buche zu lesen, dessen Schreiben mir eine unaussprechliche Seligkeit gewährt.

Ich habe die Herstellung der Erzväterzeit im Glauben an ihre Wahrhaftigkeit und an meine Methode unternommen, und bin überrascht worden

durch die großen Ergebnisse. Nachdem ich diesen Abschnitt vollendet, habe ich Muth gefühlt, an die zu Ostern gedichtete Vorrede die Einleitung zu fügen: „Geschichte und Methode der weltgeschichtlichen Betrachtung“, und da habe ich mich, wie mit einem Zauberschlage, wieder in dem verlorenen Paradiese meines innersten philosophisch-geschichtlichen Lebensbewußtseins gefunden, — aus welchem heraus ich in den heiligen Nächten von 1810—1813 mir meine Ahnungen zu Gelübden weihte, und in den letzten Wochen meines deutschen Lebens (Januar 1816) in Berlin für die Verständigung mit Niebuhr niederschrieb. Das Büchlein, welches ich damals schrieb, kommt mir nun nach 35 vollen Jahren wieder vor den Geist. Die Indienfahrt ist zur Aegyptenfahrt geworden, und die Lebensfahrt neigt sich zu ihrem Ende. Aber nachdem ich seit 1816 nun die Form und Veranlassung gefunden, die erste jugendliche Idee wieder ins Auge zu fassen — nachdem ich mein Leben darangesetzt, für sie zu forschen, zu denken, und zu leben, — nachdem alle die herrlichen Gipfelblicke mir in den engen Thälern des Lebens und der Einzelforschungen bis auf selige Augenblicke des Schauens entzogen wurden, — hebt mich die Flut der ägyptischen Forschung nach einem Vierteljahrhundert wieder auf den Ararat, von dem ich in den Kampf des Lebens herabgestiegen war. Ich wollte nur eine einleitende Ueberschau der Behandlung der Weltgeschichte geben, und zu meinem Erstaunen kommt etwas Anderes hervor, dem ich mich mit Schrecken wie mit Wonne in alter Jugendglut hingebe. Ich glaube, etwas von meinem Glücke verdanke ich auch diesmal meinen Feinden und Abgünstigen. Denn es ist ganz wahr, was die Zeitungen gesagt, daß nicht allein unsere Camarilla und ihr Werkzeug, das Ministerium, sondern mehr als „Fleisch und Blut“ jene höheren dämonischen Mächte, welche in ihrer unheiligen Umarmung Preußen und Deutschland erdrücken wollen, von dem Könige meine Absetzung oder Zurückberufung gefordert haben. Es ist zum offenen Kampfe gekommen. Bisher hat der König mit Königs- und Freundestreue fest an mir gehalten. Dergleichen Angriffe aber erfüllen mich immer mit muthigem Zorne und zornigem Muthe, und Gott hat mir, seitdem ich am Tage der Botschaft unserer vollständigen Niederlage (10. November) den Entschluß faßte, „Aegypten“ zu beendigen, diesen Muth gnadenreich ins Herz gegeben. Nie, seitdem ich vom Papste und seinem Schwanze auf dem Capitol belagert, und von Berlin in Ruhe gelassen, vom 6. Januar bis Ostersonntag 1838 die fünf Bücher Aegyptens entwarf, habe ich mit solchem Erfolge gearbeitet. Selbst die Ausstellung, und der Besuch des Prinzen und der Prinzessin von Preußen haben mich nicht unterbrochen.

... Ich bin jetzt an Leibniz, in der geschichtlichen Ueberschau, die mit Schelling und Hegel, Goethe und Schiller schließen soll, und mit Abraham angefangen hat. Erschrecken Sie nicht: es wird Ihnen schon recht sein.

... Ich habe noch etwas vorzubringen für die Nibelungen. Ihr prächtiger Brief regte in mir einen Gedanken auf, der mir oft durch die Seele gegangen ist: nämlich, daß das im Gedichte leicht verhüllte Historische sowol als das Urvolksthümliche mir noch gar nicht genau erforscht und hervorgehoben zu sein scheint. Grimm haßt das Geschichtliche jenseit seiner Völkeranfänge, und mein theurer, dahingegangener Lachmann befaßte sich höchst ungern damit. Als ich (1825) den kleinen Aufsatz französisch schrieb für Châteaubriand, den dieser in seinen „Mélanges" hat abdrucken lassen, bin ich durchgegangen, was über diesen mir gerade zunächstliegenden Punkt gesagt worden, und habe mich gewundert, wie wenig dort herbeigeschafft worden. Ich habe seitdem von keinen Forschungen dieser Art gehört. Wie aber kann man glauben, daß die Nachricht von Gunther und den Burgunden so einzeln dastehe? Ist es nicht klar, z. B. daß der Mythus vom Nebeneinanderstehen des Attila und des großen Theodorich der Westgothen seine geschichtlichen Wurzeln in der Thatsache hat, daß Theodorich, der König der Westgothen, in der Weltschlacht bei Chalons, 451, gegen Attila kämpfend fiel, sein Sohn Thorismund aber, des Vaters Tod rächend, durch einen letzten Angriff die Barbaren warf und den Sieg erkämpfte: worauf die Franken die Hunnen bis über den Rhein verfolgten? Daher das Verbinden Attila's mit dem großen Ostgothenkönig, der 40 Jahre später lebte und mit dem westgothischen Königshause sowie mit dem westgothischen Reiche selbst in engster Verbindung stand, mit Attila aber natürlich nie etwas zu schaffen haben konnte.

Vernachlässigt man solche Züge, so kommt man am Ende auf das Görres-Grimm'sche Helldunkelsehen, wo nicht allein Alles Alles ist, sondern auch Alles wieder Nichts. Etzel ist eigentlich doch dem Grimm nicht Attila, sondern „das Neckische der Saga" läßt keinen sicheren Schluß zu. Ich aber finde, daß allenthalben, wo das Werkzeug nicht fehlt, der Zersetzungs- und Gärungsproceß des Geschichtlichen nachzuweisen ist, aus welchem organisch und vollkommen analog dem Entstehungsproceß der Sprachen im ersten Zeitalter die epische Sage hervorgeht, in welche der Genius des epischen Dichters, wenn die Zeit gekommen ist, mit weltgeschichtlichem Schicksalsgefühl eingreift, wie später es der tragische Dichter thut. — Wenn Sie Zeit haben, so gehen Sie dieser Spur nach: Euer Geschlecht und Zunft hat hier seine schwache Seite. Auch das ganz Volksthümliche ist in der Vornehmigkeit und Hochstutzigkeit, um nicht zu sagen Hölzernheit unserer kritischen Untersuchungen zu sehr in den Hintergrund getreten. Statt mit dem Humoristen des 18. Jahrhunderts zu sagen: „Seit Hermann's Tode ist nichts Neues geschehen in Deutschland" — sollte man sagen „seit Siegfried's Tode". Der Volksgeist, der über Hermann's Fall und Ermordung trauerte, war es, welcher in seinem Schmerze die Sigurdsage so gestaltet. Sollen die Herzen unserer Ahnen, deren Blut

in unseren Adern strömt, nicht gefühlt haben wie wir bei gleichen Ereignissen? Die Fürsten und die Vettern haben den deutschen Volksfürsten verrathen und verkauft und gemordet bis auf diesen Tag. Und doch, gäbe er uns jetzt einen Siegfried-Hermann! „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“

Die Ausstellung ist und bleibt das poetischste und weltgeschichtlichste Ereigniß der Zeit. Les Anglais ont fait de la poésie sans s'en douter, — wie der gute Jourdain die Prosa. — Sehen Sie sie und uns, sobald Sie können.

Carlton Terrace, Dienstag, 26. August 1851.

(An seine Frau.) Ich schließe Dir noch einige Lebenszeichen für den gestrigen Tag bei. Ich fühle mich innig gerührt über so viele Liebe, die Gott mir in so vielen Herzen bereitet und ihrer recht unwürdig, wenn ich auf mich selbst sehe. — Vor Allem aber rührt mich Deine treue Liebe mehr als alles Andere.

St. Leonards, 9. September 1851.

(An seine Frau.) Ich muß Dir mittheilen, wie glücklich und wie wohl ich bin! Die stärkende Wirkung der Seeluft ist nicht zu beschreiben. Ich muß mich nur in Acht nehmen, nicht zu aufgeregt zu sein; denn ich würde vorziehen, gar nicht zu schlafen, sondern immer weiter zu arbeiten, außer wenn ich auf dem Strande ausgestreckt liege, so frei bin ich von jeder Ermüdung. Es ist hier äußerst angenehm. E. und E. haben Alles vortrefflich eingerichtet. Welcher Genuß, in dieser Behaglichkeit nicht gestört zu werden! Du fehlst uns — aber wir freuen uns der Ursache weshalb.

„Aus Kindern werden Leute“, wie das deutsche Sprichwort sagt, und aus Seiten werden Bücher. Mein „Hippolytus“ ist zu zwei Bänden angewachsen. Die Ordnung des Tages ist: ich stehe um fünf Uhr auf — spaziere am Meeresufer von halb neun bis neun — frühstücke — arbeite bis zwölf — dann folgt ein zweiter Spaziergang bis ein Uhr. Die Fürstin von Wied hält am Strande ihren Hof; wir plaudern und lesen vor. Von eins bis halb zwei Ruhe; dann Mittagsessen; von zwei bis drei Gespräch und Musik; von drei bis sechs Fahren oder Spazierengehen — von sechs bis acht Arbeiten — dann Thee — nach diesem allgemeine Conversation. Ich sitze mit unbedecktem Kopfe auf dem Balkon; Ernst singt und ebenso die liebliche Else von Arnim.

4 Verulam Place, St. Leonards, 12. September 1851.

(An einen Sohn.) Ich hoffe, es werde der Kirchentag in Elberfeld recht gesegnet werden für Vaterland und Kirche. Nur Thun und brüderliche Zusammenwirkung. Nur kein weiteres Glaubens- und Lehrbekenntniß als das schöne, welches bereits vom Kirchentag abgelegt ist! — Ich bin

ganz für die Verbindung (Conföderation) statt der Vereinigung (Union), wie die Sachen jetzt liegen: nur daß das heilige Werk der Union nicht zerstört werde. Die Stoppeln mögen abbrennen; es ist noch viel Böses mituntergelaufen! Nur nicht wieder die gänzlich veralteten Confessionen in den Vordergrund gestellt! Denn gerade was wir bekennen und lehren sollen, Christi Bewußtsein von sich selbst, steht nicht in jenem wohlgemeinten Mischmasch von Byzantinismus, Scholastik und Formalismus des 17. Jahrhunderts, wie die Formula Concordiae! — Und von Christi Thun ist viel weniger die Rede als von seinen passiven Affectionen, von Geburt bis Himmelfahrt. — Das Leiden war sein höchstes Thun, und darin muß, wird der Mittelpunkt des neuen Bewußtseins liegen, wie das Geheimniß des Reiches Gottes das Dienen ist.

London, 20. September 1851.

(An Platner). Obwol Dir Freund Braun alles Neue von uns und von hier erzählen wird, so kann ich ihn doch nicht abreisen lassen, ohne Dir ein Liebes- und Lebenszeichen zu senden. Vorerst also der Ausdruck der herzlichsten, treuesten Theilnahme seitens meiner und meiner Frau an dem unersetzlichen Verlust, den Du erlitten hast. Du weißt ja, wie hoch wir die Selige achteten, wie herzlich wir sie liebten, und Du weißt auch, wie sehr wir Dein häusliches Glück kannten und würdigten. Ich freue mich zu hören, daß Deine liebe Emilie Dir treulich das Haus führt und daß Dir Gott leidliche Gesundheit und, was noch mehr ist, frischen Geist und freien Lebensblick erhält. Was Du mir über Deine fortgesetzten philosophischen Studien sagst, zeigt mir, wie das Wesentliche allein Alles überdauert. Ich bin auch zu der Ueberzeugung gekommen, daß die freie philosophische Forschung, wie sie in Giordano Bruno und Spinoza sich darstellt, nebst Plato zu den größten und heiligsten Erscheinungen gehört. Bei mir gestalten sich die Formeln etwas anders, nämlich von dem Gegensatze und der Einheit des Seins und Werdens, wie Du, will's Gott, nächstes Jahr aus dem fünften Buche meines „Aegypten" sehen wirst. Leider war unseren großen Denkern bei der Wiederherstellung der wahren Philosophie der bewußte Wille verloren gegangen, und damit die Persönlichkeit, d. h. das Bewußtsein. Ohne dieses kommt man weder zu Gott noch zum Menschen: Persönlichkeit ist nicht Beschränkung. — Ich habe gedacht, Du würdest gern Carriere's „Philosophische Reden" und Bartholmès' Giordano Bruno lesen, und der immer gütige und regsame Freund Dr. Braun hat es gern übernommen, Dir beide in meinem Namen zu überreichen, bitte, nimm sie als Andenken eines alten Freundes an. Vielleicht begrüßt Dich nächstes Jahr einer meiner Söhne. Laß mich bald wieder von Dir hören — ich werde immer gleich antworten.

1. November 1851.

(An einen Sohn.) Ich bin entschieden dagegen, daß Du Dich zum Beamten ausbildest. In Zukunft muß ein tüchtiger junger Mann nur dann dienen, wenn er selbständig ist, und den Dienst verlassen kann, wenn er will. Das Beamtenthum des alten Preußenstaates ist in Zukunft sonst nur Knechtschaft; warum nicht lieber ein freier Mann sein, d. h. sich dazu emporarbeiten? Mit Philologen, Theologen, Richtern und Lichtern der Wissenschaft ist es etwas Anderes. . . .

23. December 1851. Louis Napoleon sagt, er will wie Napoleon gesetzliche Freiheit. Aber was liegt im System? Nur Herrschaft von oben ohne alle Selbstthätigkeit von unten. Das Napoleonische System ist despotischer wie das Nero's. Die moderne Polizeicentralisation ist eine dem Alterthume unbekannte Maschine furchtbarer Erdrückung. Daran litten schon die Restauration und Louis Philippe — durch ihre eigene Schuld. Das parlamentarische System ohne Municipal- und Provinzialfreiheit ist Unsinn. . . . Denen, die Gott fürchten, müssen alle Dinge zum Besten dienen: Teufel, Manteuffel . . . und der Präsident.

12. Februar. Hüte Dich, je die Politik von dem Rechte und der Rechtlichkeit zu trennen. Nicht weil „honesty is the best policy“ *), was wenigstens sehr misdeutet werden kann, sondern weil Politik nichts Anderes ist als Anwendung der sittlichen Vernunft auf die öffentlichen Angelegenheiten und Verhältnisse.

Während die vorhergehenden Briefe größtentheils Bunsen's Privatleben in den drei ersten Jahren der Reaction zeichnen, gewähren andere Aufzeichnungen von seiner Hand einen zusammenhängenden Einblick in seine politische Denk- und Handlungsweise in derselben Zeit.

Obenan stellen wir hier verschiedene Briefe, welche lange vor dem Ausbruch der sogenannten „Neuenburger Frage“ den Gesichtspunkt vertreten, welchen der endliche Ausgang als allein richtig erwies. Es war eine Doppelforderung an die Schweiz, mit der sich die damals herrschenden Kreise in Berlin nach der Niederwerfung der revolutionären Bewegungen des Sommers 1849 trugen: Garantien für Ausweisung der politischen Flüchtlinge und Wiederherstellung der Legitimität in Neufchatel. Vor der Aufstellung der ersteren Forderung warnt Bunsen bereits in einem Schreiben vom 11. September 1849:

Was man verlangt, hat man vier- bis fünfmal seit 1815 verlangt: der Präsident der französischen Republik kann selbst ein Lied davon singen,

*) „Ehrlichkeit ist die beste Politik.“

was der Erfolg war! Die Schweiz setzt sich auf die Hinterbeine, dann sagt England: „das ist ganz recht; wir thun nur, was ihr thut, und ihr, was wir; entfernt die Flüchtlinge von den Grenzen, und wenn ihr das gethan, dann hat euch Niemand ein Wort zu sagen.“ Kaum gesagt, so dreht Frankreich um, dessen Agenten unterdessen schon mit allen Liberalen gebuhlt, man entschuldigt sich und erklärt Preußen, Oesterreich und Rußland: man sei befriedigt. Nun läßt man unsererseits die Sachen fallen, sonst singen England und Frankreich das bekannte Duett, wozu alle gelesenen Zeitungen Chorus machen, und das Ende vom Liede ist, daß wir die Pfoten ins Feuer gesteckt und die Kastanien doch nicht herausgeholt haben. Cui bono?

Außerdem ist für uns jetzt die Gefahr vorbei; wenn der König von Würtemberg eine Revolution hervorruft, werden die Herren aus der Schweiz wiederkommen; dann werden wir sie vertreiben, oder er selbst: kurz die Flüchtigen sind nur gefährlich, wo die Revolution schon da ist. So in Baden. So allenthalben.

Ein anderer Brief Bunsen's von demselben Datum geht noch näher auf diese Angelegenheit ein:

Es wird gut sein, den angeregten Plan, „von der Schweiz bestimmte Garantien für die Zukunft zu erlangen“, solange als möglich vor England geheim zu halten. Denn es ist allerdings eine eben so heftige als allgemeine gegenseitige Ausstellung und ein diplomatischer Widerstand von hier zu erwarten.

Ich will nur kurz die hiesige Ansicht formuliren.

Der Schweiz Garantien für die Zukunft abfordern, nicht für einen vorliegenden und dringenden Fall, heißt ihre Neutralität und Selbständigkeit angreifen oder sich eine abschlägliche Antwort holen und die Erbitterung vermehren. Dies hat sich von der Zeit der blocus hermetique wegen Louis Napoleon bis 1847 immer gleichmäßig gezeigt. Die Schweiz kann keine solche allgemeinen und eventuellen Garantien geben, und man hat nicht mehr Recht, sie von ihr zu fordern, als von England, welches gleichmäßig alle Flüchtlinge aufnimmt.

Gegen dieses Argument ist hundertmal Alles gesagt, was sich dagegen sagen läßt, allein es gibt kein Mittel, den Widerspruch und Widerstand aus dem Wege zu räumen, welcher sich auf dieses Argument stützt. Man wird außerdem diesmal bemerken, daß jetzt viel weniger Grund vorliege als früher, in dieser Weise einzuschreiten, nachdem die Revolution auf beiden Seiten der Alpen niedergeworfen und der europäische Friede gesichert sei. Da vorübergehende Verhältnisse beseitigt seien, oder auf dem Wege, beseitigt zu werden: so sei jetzt viel weniger Vorwand und sogar Veranlassung zu einer solchen Maßregel. Man wird endlich um so heftiger

wieder von Principkriegen und „Polonisirung“ reden, wenn Rußland mit dabei auftritt, während England ungefragt geblieben.

Dies ist der englische Standpunkt. Ihm gegenüber dürfte es zwei Arten geben, sich aufzustellen.

Die eine ist, es ganz beiseite zu lassen. Dies dürfte doch mancherlei Bedenken haben, wenn man die gegenwärtigen großen politischen Fragen berücksichtigt.

Außerdem ist es ganz sicher, daß Frankreich nicht, ohne England zu fragen, wirklich vorwärts gehen wird. Nach früheren Vorgängen sollte es mich sogar nicht wundern, wenn Freiherr von Brunnow auf vertrauliche Benachrichtigungen von Petersburg Rußland ein Verdienst daraus machen sollte, entweder eine zufriedenstellende Erklärung zu geben, die Dringlichkeit der Wünsche der andern Mächte vorschiebend, oder gar den Vorschlag Preußens abgelehnt zu haben, um das englische Ministerium nicht in eine unangenehme Lage zu bringen.

Die andere Weise wäre, die an die Schweiz zu stellende Forderung auf den Thatbestand der Gegenwart zurückzuführen, und auf Erklärung und Nachweis von Vorkehrungen zu bringen, damit in der nächsten Zukunft Gefahren und Zerstörungen abgewandt würden, welche von der Schweiz in unmittelbarer und nothwendiger Folge jener Thatsachen zu befürchten ständen. Niemand kann die Gerechtigkeit des Grundsatzes angreifen, daß die Schweiz ihre Neutralität nicht misbrauchen dürfe, um einen Herd für Revolutionäre zu bilden, die dort Verschwörungen an den Grenzen anzetteln und Aufruhr planmäßig vorbereiten.

England würde selbst Schritte in diesem Sinne unterstützen, um weiter gehende Forderungen fern zu halten.

In Bezug auf die von Berlin aus geschehene Anregung, die alten Zustände in Neuenburg wiederherzustellen, berichtet Bunsen am 25. Februar 1850:

Lord Palmerston äußerte zu mir: Die neuenburger Angelegenheit sei, eben wie die der Schweiz, der Gegenstand gründlicher Berathungen im Ministerrathe gewesen, und er könne mir keinen besseren Beweis des freundschaftlichen Vertrauens geben, als wenn er mir ohne Rückhalt das Ergebniß jener Berathungen mittheile.

Nach allen eingezogenen Nachrichten scheine dem Cabinet eine Restauration des Fürstenthums Neufchâtel unmöglich. Der König werde sie nicht anders als durch einen in Verbindung mit Frankreich zu unternehmenden glücklichen Krieg gegen die Schweiz erlangen können. Eine solche Verbindung würde aber für Frankreich ebenso unmöglich sein als für Preußen: sie wäre für eine französische Regierung die Abdication, für Preußen eine Verfälschung der auswärtigen Politik Preußens und Deutschlands zu

Gunsten eines der Nation und den nationalen Interessen gänzlich fremden dynastischen Restaurationsprojects. Eine Verbindung mit Oesterreich und Rußland für denselben Zweck wäre politisch um nichts besser, insofern aber schlimmer, als daraus für Frankreich die Nothwendigkeit hervorgehen würde, sich Neufchâtels bei der ersten Gelegenheit zu bemächtigen, was Frankreich überhaupt bei jeder europäischen Verwickelung leicht thun könne, und was den Besitz Neuenburgs für Preußen nachtheilig mache. Die Restaurationsidee werde also für jetzt entschieden aufzugeben sein. Es sei daher sehr erfreulich, daß der König England in dieser Beziehung eine so beruhigende Erklärung gegeben habe.

Allein das großbritannische Cabinet finde eine Restaurationsidee auch für die Zukunft als eine mit der richtigen Politik Preußens unvereinbare, und für England schon deshalb sowie wegen der weiteren Folgen bedenkliche Unternehmung. Es sei 1815 versucht worden, ein Fürstenthum in die Conföderation von Republiken aufzunehmen; dieser Versuch sei, wie manche andere im Wiener Congresse gemachte, misglückt; die Conföderation habe sich seit 1847 in einer der Verfassung der Vereinigten Staaten Amerikas analogen Weise fortgebildet und sich eine Centralregierung gegeben, an welcher es ihr ebenso gut gefehlt wie bisher Deutschland. Die Schweiz könne eher untergehen, als je wieder in den früheren Zustand der Ohnmacht der Centralgewalt zurückkehren. . . . Mit der neuen Verfassung und Centralgewalt sei die Verbindung Neufchâtels mit Preußen nach dem einstimmigen Urtheile selbst der gemäßigtsten Staatsmänner der Schweiz unvereinbar.

Auf diesem Wege sehe das Cabinet also durchaus keine Möglichkeit der Verständigung. Alles, was der König, wenn er diese Idee sollte festhalten wollen, werde thun können, werde sein, sich seine Rechte zu reserviren und auf andere politische Umstände und Umwälzungen zu warten, um eine Restauration durchzusetzen. Seiner Majestät Recht dazu könne das großbritannische Cabinet durchaus nicht bestreiten: allein es würde einen solchen Entschluß tief bedauern und ihn für einen großen politischen Fehler halten müssen. „Neufchatel is after all nothing but a thorn in the side of Prussian politics, exactly as Hanover was to Great Britain; but it is much less worth a political consideration and much less defensible. On the contrary it is a pledge given to France, who at any time can seize it. Politically it can therefore only be considered as an encumbrance for the nation and a plaything for the dynasty.“ *)

*) „Neufchâtel ist, kurz gesagt, nichts als ein Dorn im Fleisch der preußischen Politik, geradeso wie es Hannover für Großbritannien war; aber es ist viel weniger einer politischen Erwägung werth und viel weniger vertheidigungsfähig. Im Gegentheil, es ist ein Frankreich gegebenes Pfand, da dies es zu jeder Zeit besetzen kann. Politisch kann es daher blos als eine Last für die Nation und ein Spielzeug für die Dynastie angesehen werden.“

Das großbritannische Cabinet habe kein Recht, dem König von Preußen einen Rath anzubieten; es habe sich jedoch eine politische Ansicht bilden müssen über den Punkt: ob es eine Aussicht auf Befriedigung des großmüthigen und gerechten Verlangens Sr. Maj. gäbe, eine Genugthuung und Entschädigung zu erlangen für den Fall, daß der König geneigt sein sollte, die Idee der Restauration wirklich und endgültig aufzugeben. Die Prüfung der deshalb eingezogenen Nachrichten habe das Cabinet dahin geführt, daß die schweizer Regierung sich im gegenwärtigen Augenblicke sehr geneigt finden würde, eine solche Genugthuung und Entschädigung zu geben, nebst Garantie gegen alle künftige Beeinträchtigung derjenigen Beamten und anderer Anhänger des Königs in Neufchâtel, welche sich entschieden für den König ausgesprochen, und dafür sich Verunglimpfung und Verfolgung zugezogen haben. Für eine Verständigung auf dieser Basis werde das Cabinet sich glücklich schätzen, dem Könige seine freundschaftlichen Dienste anzubieten.

Lord John Russell hat mir kurz, aber in demselben Sinne gesprochen. Ich weiß, daß auch der Herzog von Wellington den Besitz Neufchâtels für nachtheilig hält: „Prussia can never defend and France always take it“ *), ist sein Wort gewesen, bei einer vertrauten Aeußerung, die mir glaubwürdigst hinterbracht worden.

An diese Aufzeichnung schließt sich die folgende vom 1. März 1850:

Die Berichte aus Paris schildern die wachsende Eifersucht der französischen Staatsmänner aller Parteien gegen Preußen infolge der an die Schweiz gestellten Forderungen, und insbesondere wegen Neuenburg, sowie die Aengstlichkeit und Unzufriedenheit der Regierung. Lord Normanby spricht sich darüber sehr stark aus.

Lord John hält die Sache für sehr ernsthaft und hat mich dringend ersucht, seine und der gesammten Regierung ernste Bedenken ohne Rückhalt auszusprechen. Er hält jedes Ansinnen an die Schweiz jenseit der gegenwärtigen Entfernung der in ihr weilenden gefährlichen Revolutionäre für eine Rechtsverletzung und, was Preußen betrifft, für eine höchst gefährliche und falsche Politik. Von der Schweiz das Versprechen zu fordern, daß sie in Zukunft alle Personen ausweisen werde, die man ihr als gefährlich bezeichne, hieße ihre Vernichtung als selbständige Regierung aussprechen. Es sei ein Zurückfallen in die Napoleonische Gewaltherrschaft und jedenfalls Preußens ganz unwürdig. **)

---

*) „Preußen kann es niemals vertheidigen und Frankreich es immer in Besitz nehmen.“

**) Weitere Berichte über diese Frage und Bunsen's Stellung zu ihr sind hier nicht am Platze; es sei daher nur noch erwähnt, daß eine Reihe seiner Briefe aus dieser Zeit der Vertheidigung seines Standpunktes gegen die unter andern von den damaligen Gesandten in Bern und Stuttgart vertretene legitimistische Anschauung

Auf die allgemeine politische Situation gegen Ende 1849 und im Anfang 1850 bezieht sich unter Anderm eine Correspondenz Bunsen's mit der Großherzogin Stephanie von Baden, der wir die folgenden (aus dem französischen Original übersetzten) Auszüge entnehmen.

Bunsen schreibt am 28. December 1849:

Ew. königl. Hoheit werden mir glauben, daß die Jahre 1848 und 1849 mich fast täglich an Sie denken ließen. Von Anfang an ließ mich Ihr letzter Brief erkennen, daß Sie den Sturm des sündflutlichen Jahres ebenso gut vorhergesehen hatten wie ich. Was mich anlangt, so hatte ich den Sturm in der Schweiz im Jahre 1847 wol toben hören, erwartete aber immer den Ausbruch von seiten Frankreichs. Der dreißigjährige Frieden hatte den Boden unterminirt. Die deutsche Bewegung, die 1815 unterdrückt und seit 1820 verfolgt worden war, war bereits reif zu einer Krise, als Sie, Madame, den König auf seiner Pilgerfahrt nach Freiburg begleiteten. Das Jahr 1847 hatte keinen Ersatz gebracht für die vereitelten Hoffnungen von 1840. Da man nicht bei guter Gelegenheit das dynastische Gebiet gegen das nationale Element und den Absolutismus gegen eine wahrhaft constitutionelle Regierung (folglich nicht eine philippisirte) vertauschen wollte, so begab man sich auf eine schiefe Ebene. Man war dem Geschicke verfallen. Ich bin nicht der Ansicht, daß die deutsche Philosophie zu den grundstürzenden Lehren eines auflösenden Atheismus und eines Anarchie und Despotismus erzeugenden Communismus geführt habe. Es gab, es gibt noch verderbte Seelen, welche die dialektischen Formen in derselben Weise misbrauchen, wie man es zu andern Zeiten mit den religiösen Formen that, um die irren Geister und die verzweifelnden Massen der Sklaven der vergötterten Industrie zu verführen. Immerhin aber wären diese Agitatoren, die Apostel der Zerstörung, machtlos geblieben, wenn die Masse des deutschen Volkes sie nicht hätte gewähren lassen in der Verzweiflung an einer friedlichen Lösung, und in der festen Ueberzeugung, daß der gesunde Sinn der Nation bald das Rechte treffen werde, wenn nur einmal die constitutionelle Freiheit der verschiedenen Staaten und deren einzig mögliche Garantie, die bundesstaatliche Einigung, gesichert sei. Ich rechtfertige diese Denk- und Handlungsweise nicht, ich constatire einfach die Thatsache. Darüber hinaus gibt es nichts als endlose Vorwürfe. Ich stelle das monarchische Princip zu hoch, um damit zu beginnen. Dieser Gedanke läßt mich sofort zu dem jetzigen Moment kommen. Ich fürchte nichts mehr von der communistischen Demokratie, nicht weil die Mittelklassen der Revolution müde sind (sie sind es nur augenblicklich und neh-

---

gewidmet sind, und daß seine berliner Freunde ihn mehrfach warnen, sich in dieser Angelegenheit vorsichtig zu äußern des großen Nachdruckes wegen, den der König selbst auf sie lege.

men gewissermaßen einen Anlauf zum Sprunge), sondern weil sie genug positive Freiheit erlangt haben, um nicht wie nach allgemeinem Einverständniß zu fühlen, daß es sich jetzt inmitten einer schrankenlosen absolutistischen Reaction darum handelt, der Freiheit ihre constitutionellen Grundlagen und der deutschen Einigung ihre fruchtbaren Keime zu sichern. Ich bin auf diese Einzelheiten eingegangen, Madame, weil ich Ihnen damit Rechenschaft ablege über die Reflexionen, zu denen mich der letzte Brief, mit welchem Sie mich beehrten, veranlaßte, und über das, was ich bis auf den heutigen Tag politisch gedacht, gepredigt, geschrieben und gethan habe. Ich glaube, daß Sie im Allgemeinen nicht zu sehr davon abweichen würden, wenn wir unsere Gedanken erklären und besprechen könnten wie in jener glücklichen Periode meines Lebens während Ihres ersten Aufenthaltes in London.

Mit Bezug auf die französischen Verhältnisse heißt es in demselben Briefe:

Nach der Zerstörung einer Illusion der inneren Politik muß ebenfalls eine der äußeren Politik vernichtet werden. Madame, es sind nur die geistvollen Menschen, welche die größten Thorheiten sagen und thun. Dies ist es, was auch bei Thiers, Guizot und selbst bei einem Manne zutrifft, den ich zugleich als einen Propheten und einen Exegeten des Bundesstaates verehre, Tocqueville. Aber sie treiben alle ihre Politik gegenüber dem Deutschland von 1848—1849, als wenn sie es mit dem Deutschland von 1806 oder mit dem Deutschland aus den Zeiten von Franz I. und Heinrich IV. und bis auf Richelieu und Mazarin zu thun hätten.... Heute steht ein constitutionelles und bundesstaatliches Deutschland da in ein oder zwei Formen; inmitten zwischen England und Frankreich auf der einen, Oesterreich und Rußland auf der andern Seite. Es wäre Thorheit, es entweder machiavellistisch theilen oder es erobern zu wollen, wie man die Regierungen ohne Nationalität erobert. Es bleibt daher nur eine aufrichtige Allianz übrig im Sinne der gegenseitigen Achtung des Statusquo und der nationalen Freiheit, eine Allianz zwischen den drei großen constitutionellen Reichen. Und hier habe ich fast die Gewißheit, Madame, daß wir uns begegnen. Durch die Geschichte Ihres Lebens, durch Ihre Bestimmung und durch Ihre Gefühle zur Vermittlerin zwischen Frankreich und Deutschland bestimmt, haben Sie, während Sie selbst ganz Französin sind, zu guter Stunde nicht nur die Rechte der deutschen Nationalität begriffen (einer Nationalität durch die Sprache, die Literatur und den ausgeprägten und eigenthümlichen Charakter, der sich über alle Zweige erstreckt, die, ihrem Willen nach immer Eins, nur durch den Ehrgeiz und die Eifersucht sacerdotaler Dynastien getrennt wurden), sondern auch die unüberwindlichen Elemente seiner Zukunft. Auf die Theilung Deutschlands speculiren wollen,

heißt nicht blos auf das despotische Element speculiren, welches den theuersten Interessen Frankreichs feindlich ist, sondern auch auf einen hingeschwundenen Schatten, der der Wirklichkeit entbehrt.

Aus der Antwort der geistvollen Fürstin vom 10. Januar 1850 geben wir die folgende Ausführung:

Ich hoffe wie Sie, daß die gesunde Vernunft der Deutschen den Sieg davontragen wird über die verirrten Geister, welche die Gesellschaft einem unmöglichen Communismus zuführen möchten; denn solange es eine menschliche Thätigkeit gibt, gibt es auch einen Willen, zu erwerben, und ein Verlangen, das zu übertragen, was man erworben hat. Das, was ich fürchte, ist die Unthätigkeit, ist jene Apathie, welche das Bessere erwartet, ohne irgendetwas dafür zu thun, es zu erlangen. Hier liegt, fürchte ich, das Unglück Deutschlands und vieler andern Länder. Es gibt keinen Glauben, folglich auch keine Hingebung mehr. Ich fürchte, daß die alten Gewohnheiten wieder die Oberhand gewinnen und das Feld den bösen Leidenschaften überlassen, die in unserer Zeit vielleicht die einzigen sind, welche Energie haben. Bitten wir Gott, daß der gesunde Sinn, welcher thatsächlich vorhanden ist, den Gutgesinnten Vorsicht einflöße und sie erwachen lasse, bevor es zu spät ist. Wenn etwas Gutes für Deutschland zu Stande kommt, so werden wir es Preußen zu danken haben (und diese Meinung ist für mich nicht das Resultat einer Correspondenz mit einem preußischen Gesandten), Preußen allein hat Leben und Jugend, aber die Eifersucht der andern Mächte wird, wie ich fürchte, seinen Gang hemmen. Ich habe immer gehofft, daß Frankreich über den wirklichen Zustand hinlänglich unterrichtet sein würde, um den aufsteigenden Gang Preußens zu unterstützen, und ich habe diese meine Ansicht nicht verschwiegen. Ich bin fest überzeugt, daß, wenn irgendetwas die Mächte der Zerstörung, welche Europa bedrängen, aufhalten kann, es die Verbindung Preußens, Englands und Frankreichs ist, aber ohne Hintergedanken auf allen Seiten....

Wenn dieses Bündniß zu Stande kommt, so wird es das des civilisirten und des aufsteigenden Europa sein gegenüber dem Statusquo der andern Mächte, welche, da sie weit hinter jenen zurück sind, den Fortschritt aufhalten möchten, um sich in Gleichförmigkeit mit jenen zu bringen. Ueber dies Alles werden wir aber viel besser sprechen, wenn wir in Putney plaudern werden.

In dieselbe Zeit fällt eine ähnliche politische Correspondenz zwischen Bunsen und dem damaligen preußischen Gesandten in Paris, dem Grafen Hatzfeldt.

Einem Briefe Bunsen's an Hatzfeldt vom 9. Februar 1850 entnehmen wir folgende Stelle:

Das Losungswort bleibt für England: Einverständniß mit Frankreich ist die einzige Möglichkeit, den Frieden zu erhalten. Man weiß sehr wohl, daß Frankreich nie der eigentliche Bundes- und Kampfgenosse sein kann, allein dieser ist noch nicht geboren, denn er heißt Preußen mit Deutschland und Deutschland mit Preußen. Wird dieses Kind nur einmal geboren, wenngleich auch nur innerhalb der jetzigen Grenzen des Bundesstaates, so ist die oft besprochene Allianz da, aber auch nicht eher. Frankreich tritt jedenfalls in den Hintergrund, sobald Deutschland wieder eine Nation wird. Die glückliche Beendigung der berliner Krise hat unsere Actien sehr steigen gemacht. Man fängt jetzt an zu glauben, daß Erfurt das Symbol des Deutschlands der Zukunft werde.

Herrn von Persigny's Politik war einer der Napoleonidenträume von 1803—1806; gottlob! ein gründlicher Anachronismus und dabei unglaublich lächerlich und komisch boshaft. Der Präsident der Republik räth dem Könige von Preußen, es zum Bruche mit den Kammern kommen zu lassen auf Grund der fünfzehn Artikel der königlichen Botschaft; das war ganz gute macchiavellistische Politik und paßte für Feinde, also für Persigny so gut wie für Meyendorf. Aber nun bietet er seine Hülfe, wenn man ihm die Bairische Pfalz geben will. Ist es ja doch nur eine bairische Provinz!! Wieviel er hiervon hat laut werden lassen, weiß ich nicht; allein daß es sein Gedanke und geheimer Auftrag war, habe ich hier sicher in Erfahrung gebracht. Hat er noch von mehr geträumt, so ist's desto lächerlicher. Denn was kann Frankreich Andern helfen? Aber es ist zugleich ein Beweis der tiefen Gesunkenheit der französischen Diplomatie, daß sie so wenig von Friedrich Wilhelm IV. und von Deutschland versteht, um dergleichen nur entfernt blicken zu lassen!

Die schweizer Angelegenheit würde hier mehr beunruhigen, wenn man sich nicht überzeugt hielte, daß Frankreich nie in eine Besetzung der Schweiz willigen und daß die schweizerische Regierung Alles, was man von ihr fordern kann, gern und eilig thun werde.

Meine politische Besorgniß ist dabei immer mein altes Schreckbild von Preußen als der Katze und den Kastanien. Alle dergleichen Androhungen werfen die Schweiz in die Hände Frankreichs, gegen dessen Uebermacht und Einfluß die ewige Neutralität festgesetzt wurde.

Die Antwort Hatzfeldt's vom 9. März 1850 zeigt ein merkwürdiges Einvernehmen mit seinem londoner Collegen in den wichtigsten politischen Fragen:

Die schweizer Angelegenheit hat mich hier in den letzten Wochen besonders beschäftigt. Obwol ich nicht verkannte, daß es wünschenswerth sei, manchen Uebelständen in der Schweiz Abhülfe zu bringen, so entsprach es doch nicht meinen Ansichten, namentlich unter den gegenwärtigen Conjunc-

turen, solche Projecte darzulegen, wie wir es gethan haben. Von meinem Standpunkte aus habe ich daher schon im October unserem Cabinet die Schwierigkeiten auseinandergesetzt, welche die schweizer Frage hervorrufen würde, und mithin von einer Aufnahme derselben, wie sie beabsichtigt wurde, abgerathen. Namentlich habe ich schon damals vorhergesagt, daß ein solches Einverständniß mit Frankreich, wie es zur Erreichung des uns vorschwebenden Zieles nöthig, nicht zu erlangen sein würde. Meine Vorstellungen fanden aber keine gute Aufnahme in Berlin, und habe ich demnächst natürlich denjenigen Instructionen, welche mir zugingen, nach Kräften Folge leisten müssen. Der Erfolg ist übrigens der gewesen, welchen ich vorhergesehen hatte. Zu Zwangsmaßregeln gegen die Schweiz (wobei uns wol Neufchâtel theilweis im Sinn lag) hat Frankreich keine Lust, die Hand zu bieten, und wir verschieben daher die Ausführung unserer derartigen Pläne. Die Schweiz weist die gefährlichsten unter den deutschen Flüchtlingen aus, aber dies hätte man auch erreicht, ohne viel Lärm zu machen. Ueberhaupt scheint es mir schwierig, in einzelnen Fragen einen Weg zu gehen, welcher immer auf der Bahn der allgemeinen Politik Verwickelungen bereitet....

Die schleswig-holsteiner Angelegenheit scheint sich wieder mehr zu verwickeln. Die hiesigen Sympathien für uns in dieser Frage zu gewinnen habe ich mir nie geschmeichelt, und mithin stets besonders darauf hingearbeitet, den Leuten hier klar zu machen, daß die ganze europäische Sachlage der Art sei, daß die französische Vorliebe für Dänemark ganz passiv bleiben müsse. Dies hat man auch bisher so ziemlich eingesehen und ich bin schon befriedigt, wenn es dabei bleibt....

Für unsere deutsche Politik bestehen hier bei denjenigen, welche die bourbonische Monarchie zurückführen wollen, keine geringen Sympathien. Eine andere Partei ist der Ansicht, daß eine Machtvergrößerung Preußens an und für sich Frankreich nicht angenehm sein könne, es sei denn, daß die Folge davon eine Annäherung des berliner Cabinets an die Politik der westlichen Großmächte sei. Vom französischen Standpunkt scheint mir diese Beurtheilung auch nicht unrichtig. Bisher hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß der Präsident persönlich günstiger für Preußen gestimmt war als die meisten französischen Staatsmänner. In der allerneuesten Zeit sind diese Gesinnungen des Präsidenten uns gegenüber etwas erkaltet, was ich großentheils dem Eindruck zuschreibe, den unser Auftreten in der schweizer Frage auf ihn hervorgebracht hat. Vielleicht kann aber auch der Umstand dazu beigetragen haben, daß, wie ich höre (ob wahr, lasse ich dahingestellt sein), Persigny nicht ganz zufrieden in Berlin sein soll. Die letzten Artikel des Journals „Le Napoléon", welches für das Organ des Präsidenten gilt, waren ganz unangenehm für uns.

Mit der Großherzogin habe ich schon eine lange Unterredung gehabt. Sie begreift vollkommen, daß Frankreich wünschen müsse, mit uns in gutem

Vernehmen zu stehen. Nach ihrer Behauptung sieht dies ihr Neffe auch jetzt ein, ist jedoch der Ansicht, daß er seine preußischen Sympathien nicht zeigen dürfe, da man immer noch nicht beurtheilen könne, wie wir uns definitiv zu den östlichen Großmächten stellen würden. Ich habe der Großherzogin bemerkbar gemacht, daß jedes Anzeichen von Vergrößerungsideen Frankreichs auf Kosten Deutschlands ein gutes Einvernehmen zwischen uns unmöglich machen würde und schlechte Folgen im beiderseitigen Interesse haben könne. Der Einfluß der Großherzogin wird gut auf den Präsidenten wirken. Ich bin mit Ihnen einverstanden, daß Frankreich uns nicht viel nützen kann, aber es könnte uns viel schaden, und dies muß vermieden werden.

Noch dürfen hier einige Auszüge aus gleichzeitigen (französisch geschriebenen) Briefen Bunsen's an zwei geistig hervorragende französische Damen nicht fehlen.

An Frau von Staël schreibt er am 8. Februar 1850:

Eine neue Epoche hat begonnen, nach einer Sündflut, wie es keine gegeben hat seit derjenigen, von welcher die Schrift erzählt, soviel wir wenigstens wissen. Hier sieht man Pharisäer, welche die Hände zum Himmel erheben und ausrufen: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese Sünder, die Franzosen, die Deutschen und die Schweizer." Daneben findet man Andere, fromme aber wenig aufgeklärte Seelen, die nicht aufhören, den Tag zu berechnen, wo die Welt untergehen werde, und die sich jeden Monat aufs neue genöthigt sehen, neue Auslegungssysteme von Daniel und der Apokalypse aufzustellen, von denen das eine noch verrückter ist wie das andere. Aber es gibt auch ernste Geister und fromme Seelen, welche neben den Todesängsten die Geburtsarbeit einer neuen Zeit auf dieser Erde sehen.

Von demselben Tage ist der folgende Brief an die Gräfin St.-Aulaire:

Man schrieb keine Briefe während der Sündflut, entweder ertrank man oder man war in der Arche und wußte, daß die Freunde auch darin wären. Das die Erklärung, die ich mir selbst gebe, wie ich so lange Zeit das köstliche Blatt, welches Sie mir bei Ihrer Abreise von England hinterließen, in meinen Händen behalten konnte, ohne Ihnen wenigstens zehnmal zu schreiben. ... Ich vernahm das Grollen des Donners bereits im December 1847; damals glaubten noch wenige Personen daran. Dann kam 1848! das Jahr der Sündflut! Ich wußte wohl, daß der Boden unterhöhlt war; aber es war das Verhängniß, daß alle Mächte des Abgrundes zu gleicher Zeit losbrachen, mehr noch um die Keime der Zukunft zu vergiften, als um die Ruinen der Vergangenheit zu zerstören. In demselben Augenblicke fühlte ich, daß die Stunde der deutschen Nation geschlagen

hatte; die letzte Stunde ihrer Erniedrigung, die erste, mit der Hülfe Gottes, zu ihrer Neugeburt. „Ein engerer Bund zwischen den Willigen, ein weiterer Bund defensiver Natur für Alle“ war 1848 mein Wahlspruch, wie er es 1850 ist. Von nun an gehörten alle meine Augenblicke dem Dienste meiner Landessache, in der ich zugleich das Heil des Volkes und der Fürsten erkannte, und eine Wohlthat für eine gesunde und feste Politik Europas. Seit dem März 1848 gab ich alle meine Privatcorrespondenz auf, aber meine Seele hat ihre innerlichsten Stunden mit denjenigen Seelen zusammen verbracht, welche sie sich befreundet und theuer weiß. Und in solchen heiligen Augenblicken war es das Bild der Arche, welches sich mir darstellte, wenn ich an Sie dachte. Ich habe die Ueberzeugung, daß Sie in ihr sind, und ich hoffe, mich mit den Meinigen auch darin zu befinden. Die Zukunft steht bei Gott, aber das wissen wir: was in der physischen Welt die Gravitation, ist in der sittlichen Welt die Wahrheit, die gesellschaftliche Ordnung, die Tugend. Das Himmelreich ist nicht völlig und nicht ausschließlich in der Zeit, aber es ist der ewige Wille Gottes, daß es auf die Erde herabkomme; es ist in ihr sichtbar seit 2000 Jahren, es wächst und es muß wachsen. Gott kommt ebenso gut im Sturm wie im Säuseln des Frühlings. Das Gute besteht durch seine göttliche Kraft, und wir armen Sterblichen wollen uns einbilden, daß wir es seien, die es tragen, daß es in Gefahr sei, wenn das Gebäude zusammenstürzt, welches wir mehr oder weniger mit dem Guten identificiren zu müssen geglaubt! Es ist das ein schwerer Irrthum für den Philosophen, ein noch schwererer Irrthum für den Christen. Die Herrlichkeit Gottes ist ebenso oft in der Zerstörung und in dem Zusammensturz wie in dem Aufbau. Indem wir darauf warten, bedarf es Muth für den Philosophen, „Geduld“ für den Christen. Wir sind, ob mit ob gegen unsern Willen, seit lange genug auf eine Bahn der Regeneration getrieben; wir müssen in ihr untergehen oder gerettet werden. Aber die Geschichte kennt keine so heftige und so allgemeine Krise wie die von 1848, und ich füge hinzu, keine so tiefe Erschütterung. Die Menschen der Vergangenheit mit den Formeln des achtzehnten Jahrhunderts haben nicht den Schlüssel zum neunzehnten. Die Demokratie Guizot's löst das Problem nicht. Die Gesellschaft liegt auf dem Schmerzenslager; Ungeheuer des Socialismus und Communismus umgeben sie; man muß ganz anders mit ihnen rechnen. Wir haben hier einen bizarren Schriftsteller, der aber etwas Prophetisches hat; es ist Carlyle, der Verfasser der französischen Revolutionsgeschichte. Er hat eben die erste Nummer einer Reihe prophetischer Reden erscheinen lassen, welche, bei mancher Härte und Uebertreibung in Bezug auf alles Bestehende, doch Gesichte voller Wahrheit wie voller Kraft bietet. Denn die Gesellschaft ist in England ebenso krank wie auf dem Continent; sie hat sogar mehr wie jede andere das Uebel des Mammonismus in ihren Eingeweiden.

Indessen ist die reformatorische Kraft sehr groß in dem Lande, und ich verzweifle nicht an der Heilung ohne Revolution. Das Gefühl einer Krise ist verbreitet genug; unter den Frommen nimmt es die Gestalt einer Furcht des Weltendes an, aber es gibt auch viele ernste Männer, die meine Ueberzeugung theilen, daß wir berufen sind, eine neue Krystallisation der europäischen Gesellschaft beginnen zu sehen durch die Auflösung dessen, was faul geworden ist. Es scheint mir, daß das Christenthum 2000 Jahre lang nur das individuelle Leben gereinigt hat, daß Gott jetzt Mensch werden will als Gesellschaft, als Volk, als Staat, und daß alle diejenigen Gesellschaften, die religiösen wie die politischen, welche diese Incarnation nicht ertragen können, dahinfallen werden. Die christliche Gesellschaft ist erst in ihrer Kindheit.

In Betreff der inneren Entwickelung Preußens sind folgende Aeußerungen Bunsen's aus derselben Zeit von Belang.

Er schreibt am 5. Januar 1850:

... Es verdient Beachtung, was der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von London von den in Preußen schwebenden Kirchenfragen halten. Sie fürchten, nach den Erfahrungen der letzten zehn Jahre, nichts für die christliche Würde der Ehe von der Zulassung der (hier von Peel eingeführten) bürgerlichen Eheschließung, und sie sehen darin, daß es gelungen ist, den Staat als einen christlichen zu erklären und in seinen allgemeinen Handlungen darzustellen, einen großen Gewinn. Ihr Herzblut aber würden sie darum geben, wenn jedes Parish seine Kirchspielschule hätte „unter Mitwirkung der Geistlichen" und mit berufsmäßig gebildeten Schullehrern; um sich dieser zu versichern, halten sie allerdings ein genügendes Einkommen für unerläßlich.

In Manchester gehen von 400000 Einwohnern über 200000 in gar keine Kirche, und die Schulen fangen erst an, die kleinere Hälfte der aufwachsenden Kinder der Fabrikarbeiter für höchstens drei Jahre aufzunehmen. Und welche Schullehrer habe ich dort gesehen, ohne Bildung und Kenntnisse! Weshalb also sollten wir weniger Vertrauen auf die göttliche Kraft des Christenthums in voller Freiheit des Gewissens haben als jene Prälaten? Ich bleibe dabei, die gesellschaftlichen Zustände sind im Ganzen, was die Masse betrifft, gesünder, naturgemäßer, hoffnungsvoller in Preußen als in England, von Irland nicht zu reden. Ich sage das getrosten Herzens, nachdem ich Wichern gelesen; das Bild, welches Wichern in seiner begeisterten Schrift sich über die englischen Zustände macht, entspricht durchaus nicht der Wirklichkeit und beweist nur, daß man ein Land nicht kennen lernt ohne eigene Anschauung.

An diesen Brief schließt sich ein anderer vom 22. Januar 1850:

Sie zeihen mich des Pessimismus in Beziehung auf England. Was die geheimen und offenen Schäden betrifft, sehe ich allerdings sehr schwarz in kirchlicher und überhaupt geistiger Hinsicht; allein ich habe auch oft ebenso stark meinen Glauben ausgesprochen, daß der gesunde protestantische Sinn des Laienstandes und der politische Instinct des Volkes mir die Hoffnung gewähren, England werde sich durcharbeiten mit Hülfe des Guten, was wir in Deutschland, trotz alles Bösen, denn doch auch und zwar seit langer Zeit errungen und bewahrt haben.

Mein Optimismus für Preußen mag, was die Erscheinungen der Gegenwart betrifft, wol zum Theil mit meiner Entfernung vom Schauplatze zusammenhängen. Ein großer Theil des Erbärmlichen und Kleinlichen erreicht mich hier nicht. Ich sehe darin für mich allerdings eine Aufforderung, mich doppelt ernst zu überwachen, besonders wenn der Hohn der Fremden, die Verzweiflung der Freunde im Vaterlande den natürlichen Menschen zur Reaction treibt. Allein ich erkenne darin auch eine Gnade der göttlichen Vorsehung, die es meiner Schwachheit möglich macht, beim Anblicke der Gefahren des Vaterlandes den Muth und die Beobachtungsgabe nicht zu verlieren, ohne welche ich nicht allein hier zu nichts tauglich wäre, sondern auch fürchten müßte, dem Jammer und den Sorgen zu erliegen, die sich immer wieder von neuem aufdrängen. Ich habe dies erst recht wieder in diesen letzten schweren Wochen gefühlt. Peel theilt diese Sorgen. Zur Vaterlandsliebe gehört nach meiner Ansicht der Glaube, das Vaterland könne nicht untergehen. Für diesen Glauben habe ich Gott nie mehr gedankt als in diesen Tagen, und um seinetwillen werden Sie mir etwas wahren oder scheinbaren Optimismus zugute halten.

Eine briefliche Aeußerung Bunsen's an seinen königlichen Gebieter findet sich aus demselben Monat:

Daß Ew. Majestät der beste Freund und Bundesgenosse des Kaisers von Oesterreich und des Kaisers von Rußland sind, habe ich nie bezweifelt. Friede mit diesem und redliches Einverständniß mit Oesterreich sind und bleiben auch die ersten Grundsätze meiner Politik.

Inwiefern aber Ew. Majestät in Beiden auch eben so aufrichtige Freunde haben, darüber hat Ihr redlicher Diener die Pflicht aufzupassen; mein Brief von heute gibt Ew. Majestät Actenstücke, selbst zu urtheilen.

Trotzdem, daß durch die versäumte Einberufung des Reichstags die Unionspolitik schon vor Ende 1849 compromittirt war und von Bunsen selbst als eine verzweifelte angesehen wurde, sehen wir ihn doch während des Frühjahrs und Sommers 1850 noch beständig eifrig bemüht, jede günstig scheinende Wendung der Dinge zu benutzen. So schreibt er am 24. Februar 1850:

Der günstige Eindruck, welchen die Beschwörung der Verfassung durch den König hier gemacht hat, erhält sich. Es setzt sich nun allmählich die Idee fest, daß Preußen die deutsche Frage, die eigentliche große Frage der Zeit, zu lösen den Willen wie die Kraft habe, daß jetzt eine wenigstens theilweise Vereinigung Deutschlands zu Stande kommen werde, und daß alle widerstrebenden Richtungen und Kräfte in und außer Deutschland der vollendeten Thatsache werden nachgeben oder weichen müssen.

Dies ist die Meinung, welche der Herzog von Wellington mir neulich in einer kleinen Gesellschaft bei der Königin ausgesprochen hat. Er sagte: „Ich verstehe zu wenig vom Einzelnen, aber es sind zwei Dinge, an welche ich mich halte: es wird ein Bundes-Schiedsgericht da sein und ein Bundesheer, und dies ein nach preußischem Muster gebildetes, also ein gutes. Mit der ersten dieser beiden großen Institutionen haben die Vereinigten Staaten von Amerika alle Fehler ihrer mangelhaften Verfassung überwunden. Aber macht schnell, die Zeit eilt." Er ging dann noch mehr ein in die strategische Frage. „Die Vertheidigung gegen Frankreich ist die Hauptsache", sagte er, „bisjetzt ist Deutschland nur am Unterrhein vertheidigungsfähig gewesen, und der Ober- und Mittelrhein liegt eigentlich den Franzosen so offen, daß ich immer gefürchtet habe, die dortigen Staaten würden nie einen Krieg gegen Frankreich redlich mitgemacht haben. Haltet Baden fest."

Ich sagte ihm, daß der Besitz von Baden politisch nicht minder wichtig sei als strategisch. Er stempelte den Bundesstaat als einen deutschen und nicht norddeutschen. Er warne vor allen Planen, welche Deutschland, wie Napoleon immer gewollt, in drei Theile, Oesterreich, Preußen und Westdeutschland, d. h. einen Rheinbundstaat unter Frankreichs Schutz, zerspalten, und damit den Grund zu einer neuen Revolution und unabsehbarem Elend und Wirrsal legen würden.

Er fragte zuletzt nach dem Namen des Bundesstaates. Ich sagte ihm: „German Union".

Ueber diesen Punkt zerbricht man sich hier sehr den Kopf und plagt mich mit vielen Fragen. Ich kann nicht sagen, daß der Name hier sehr gefällt. Man verbindet hier damit den Begriff eines Zollvereins; dieser wird nämlich auf englisch „German Customs Union" genannt, oder kurz „German Union". Ich glaube der Name „United States of Germany" würde hier ungleich besser gefallen und zugleich imponiren. Er schließt sich an den europäischen Sprachgebrauch an hinsichtlich des amerikanischen Bundesstaates, der sich wenigstens allgemein hat Respect zu verschaffen gewußt.

Ich gestehe, daß dieser Name mir an sich auch in der deutschen Form: „Die vereinigten Staaten Deutschlands" bei weitem besser und der einzige gute scheint. Republikanisches hat er durchaus nichts an sich, was man nicht auch in „German Union" finden könnte und was in jedem Bunde liegt. Man könnte ja sonst auch den Ausdruck „Vorstand" oder „Bundesvorstand"

anstößig finden, weil man ihn romanisch und englisch nicht anders wiedergeben kann als durch Président, President.

Die Bestimmung des Namens ist sehr wichtig, namentlich auch in diplomatischer Beziehung. Der Name: „Die vereinigten Staaten Deutschlands" läßt sich in alle Sprachen übersetzen. Niemand kann etwas gegen ihn einwenden. Außerdem hat er noch folgende eigenthümliche Vortheile:

1) er drückt entschieden den politischen Charakter der Union aus;

2) er stellt die einzelnen Staaten in den Vordergrund und widerspricht also dadurch der gehässigen Idee der Mediatisation der kleineren Staaten durch Preußen; eine Idee, welche alle österreichischen und andere feindliche Organe natürlich jetzt mehr als je zu verbreiten bemüht sind;

3) er gibt die Möglichkeit, den Namen Deutschland im Schilde zu führen, ohne daß auf Grund des Bundes, der Conföderation, welche Oesterreich mit einschließt, oder auf Grund des Nichtbeitrittes der vier Königreiche ein Einwand dagegen vorgebracht werden könnte. Der Name paßt für den jetzigen Bund und braucht nicht verändert zu werden, wenn jene vier Königreiche beigetreten sein werden;

4) obwol europäisch, ist er doch rein deutsch; „Union" ist ein testimonium paupertatis für die Sprache.

Die erste Taufe eines politischen Kindes ist viel wichtiger, als man vielleicht glauben dürfte. Der Ausdruck muß selbstbezeichnend und unangreifbar sein. Außerdem muß er sich europäisch übersetzen lassen. Kein deutscher Name ist gut, der nicht zugleich europäisch ist und sich in den romanischen Sprachen gut ausnimmt.

Daß man darauf sehe, es werde für den „Bundesstaat" nur das Wort „Union" gebraucht in Beziehung zu auswärtigen Mächten, ist gewiß nicht weniger wichtig. Union und Conföderation ist und bleibt einmal ein europäischer Sprachgebrauch, besonders seit der Bildung des amerikanischen Bundesstaates, die politische Terminologie, durch welche man sich verständlich machen kann. Ich habe noch nie einen Engländer gefunden, dem nicht bei der Unterscheidung von „Bundesstaat" und „Staatenbund" der Kopf geschwindelt hätte. Französisch kann man diesen Gegenstand durchaus nicht anders ausdrücken als durch „Union" und „Confédération". Bei Montesquieu ist der Sprachgebrauch noch unbestimmt, aber er ist scharf ausgeprägt, seit die englischen Amerikaner aus ihrer „Confederation", die von 1775 bis 1787 dauerte, in die „Union" übergingen, ganz und gar in derselben Weise, wie Deutschland aus dem Staatenbunde oder der „Confédération germanique" jetzt in den Bundesstaat oder die „Union germanique" übergeht. Auch das ist beiden Staatenbildungen gemein, daß während des Zeitraumes von 1787—1790 die „Union" keineswegs alle Theile der „Confederation" in sich begreift.

Der König von Hannover hat einen leidenschaftlichen und unartigen

Brief an die Herzogin von Gloucester gegen des Königs Majestät geschrieben. Er habe eher alles Andere erwartet, als daß der König die Verfassung beschwören werde; dies sei ein schändliches Benehmen, er werde nie wieder an ihn schreiben noch mit ihm sprechen.

Solche Ausdrücke sind historisch, weil sie beweisen, was allgemein in den von der russisch-österreichischen Politik beherrschten Kreisen vorausgesetzt wurde. Leider! werden dergleichen Aeußerungen das deutsche Volk sehr bald zu der Ansicht führen, daß jener König und viele andere deutsche Fürsten im Jahre 1849 und 1850 ebenso revolutionär waren wie im Jahre 1848 die Demokraten, aus Furcht vor welchen allein sie damals Verheißungen machten und feierliche Gelübde ablegten.

Ueber dieselbe Angelegenheit schreibt er am 11. März 1850:

Die leidenschaftliche russische Depesche an Brunnow hat Palmerston gestärkt; er speist heute bei Hof und alle Collegen und Peel stehen neben ihm. Der Kaiser hat à la Napoléon über England gesprochen und das war ein Misgriff, wenn man nicht Krieg machen wollte oder konnte wie Napoleon....

Was die große deutsche Angelegenheit betrifft, so wird man endlich überzeugt, daß es mit Erfurt ernst sei. Es ist möglich, daß Lord Palmerston den Reichstag erst beschickt, wenn er im Gange ist, und dann wird es, geht Alles gut, Lord Cowley sein.

Prinz Albert hat dem Herrn von Beust in Dresden scharf ins Gewissen geredet als sächsischer Prinz und deutscher Fürst. Ich glaube nicht, daß er viele so offen herausredende Briefe mit Worten wie „Ehrlichkeit, Worthalten, Treubruch“ erhalten hat.

Der folgende Brief vom 27. Juli 1850 hält, obgleich er bereits auf die Vorzeichen der olmützer Niederlage hinweist, doch energisch an der Unionssache fest:

Wenn einmal die Unionsverfassung, also Erfurt, fallen gelassen werden soll, sehe ich keinen großen Unterschied darin, ob man die mögliche Veränderung der Lage zum Günstigen bis in den September abwarten, oder lieber sogleich sich aussprechen will. Das Spiel ist in beiden Fällen verloren und die Demüthigung nicht abzuwenden. Aber die große Frage scheint mir eben zu sein, ob es ein anderes Mittel gebe, diese unerhörte, 1806 überbietende Demüthigung sich zu ersparen, als eine sofortige Geltendmachung der Unionsverfassung. Ich verneine diese Frage. Ich hielt die Regierungen seit dem Beschlusse in Erfurt sämmtlich gebunden durch die Thatsache, daß das Parlament die octroyirte Verfassung angenommen. Ich bedauerte also, daß man im Fürstencongresse von einer entgegengesetzten Aussicht so weit wenigstens ausgegangen, daß man den Genossen der

Union den Austritt freigestellt. Das war Versuchung für die Schwachen, Einladung zum Austritt für die Bösen, Anreizung Oesterreichs und Rußlands zur größeren Anfeindung, Entmuthigung aller redlichen Leute in Deutschland und praktisch schon Aufgeben. Die Verlängerung des Provisoriums am 2. Juli war vielleicht eine Nothwendigkeit; wenn sie das war, so war sie eine Nothwendigkeit, wie der Tod es ist; denn ein größeres Unglück konnte es nicht geben, falls man die Union nicht los sein wollte. Daß Preußen aber die Union los sein will, glaubt um so mehr Jedermann, weil eine gewisse Partei seit vielen Monaten ganz offen darauf hinarbeitet und dieses predigt. Ich sage sehr viel, aber nicht mehr als ich fühle, wenn ich hinzufüge, daß mir noch viel schrecklicher als die Nothwendigkeit des Aufgebens der Unionsverfassung (also der Union) die in den Gemüthern sich einnistende Ueberzeugung ist, daß man von Anfang an nichts Anderes gewollt. Dies ist hier der Fall. Man hat schon damals im Cabinet dem Berichte des englischen Gesandten in Dresden Glauben geschenkt, daß, wie Herr von Beust ihm bei des Königs Besuche in Dresden ausführlich mitgetheilt mit der Bitte, es zu melden, Gen. v. G. ihm gesagt: „ne vous inquiétez pas sur Erfurt, nous ne faisons que jouer la comédie.“ Ich (und eine viel höhere Person und Autorität als ich) haben damals Alles angewandt, um dieser Ansicht entgegenzutreten, jetzt lacht man uns aus. Nur als Erfurt noch bestand und lebensfähig schien, fürchtete und achtete man uns seit dem Untergange Frankfurts.

Ueber den Verlauf der im Frühjahr und Sommer 1850 in Berlin geführten Friedensverhandlungen mit Dänemark, welche später einen für Preußen und Deutschland so ungünstigen Verlauf nahmen, kann aus Briefen an und von Bunsen das Folgende mitgetheilt werden:

Am 15. Januar 1850 erhält Bunsen aus Berlin folgende Mittheilung *):

*) Derselbe Brief enthält gleichzeitig die folgende für die damaligen Parteiverhältnisse in Preußen charakteristische Notiz: „Ich möchte Ihnen von hier, von unserer Krise, Tröstliches sagen können, ich kann es aber nicht. Die Vorlagen der königlichen Botschaft werden schwerlich alle durch die Kammern gehen; sie enthalten Gutes, Unnöthiges und Unhaltbares durcheinander. Da jedoch das Ministerium eine Cabinetsfrage daraus gemacht hat, so werden die, welche dasselbe halten wollen, dafür stimmen, weil sie ein Ministerium Bismarck-Gerlach mit dem Versuch, ohne alle Kammern zu regieren, vermeiden wollen. Die Linke würde sich freilich über solche Combinationen freuen, weil sie nach dem Sturz eines solchen Ministeriums ans Ruder zu kommen hofft. Jene vertrauen so unbedingt auf den blinden Gehorsam der Armee; allein ob er ihnen und zwar zu Gunsten eines absoluten Régime gewährt, oder nicht endlich die Armee demoralisirt werden möchte, ist doch noch die Frage....“

Eben haben die Dänen wieder ein schönes Stück ausfliegen lassen. Das frankfurter Interim ist nämlich österreichisch-dänisch gesinnt, und kaum hatte man davon Wind, als auch Graf von Bülow dort als dänisch-holsteinischer Bevollmächtigter officiell accreditirt zu werden wünschte. Interim hatte anfangs nicht übel Lust, besann sich aber noch zeitig genug eines Bessern, wiewol doch immer spät und mühsam. Die Dänen wollten damit eine zweite officielle Verbindung während des Kriegszustandes mit Deutschland, damit sie die Sache an zwei Zipfeln haben und die Friedensnegociationen etwa auch nach Frankfurt hin verlegen könnten....

Von der Unwissenheit und Bosheit, mit welcher die schleswig-holsteinische Sache übrigens von der hiesigen Diplomatie behandelt wird, ist es schwer sich eine Vorstellung zu machen. Der Vorwurf trifft namentlich auch die englische Diplomatie. Howard will nichts lesen noch hören, was ihm einen Begriff von dem wirklichen Stande der Dinge in den Herzogthümern beibringen kann, und sein herzensguter Chef glaubt Alles, was Hodges schreibt. Von einer Stellung, wie sie einer vermittelnden Macht geziemt, ist nicht die Rede, und es fragt sich, ob es nicht für uns besser wäre, wenn England diese Stellung aufgäbe, da es sie nur immer gegen Deutschland und die Herzogthümer zu gebrauchen scheint....

Die Lügen, welche in Europa über die Herzogthümer in Curs gesetzt werden, sind ungeheuer, wahrhaft Falstaff'sche Ausgeburten. Aber sie werden geglaubt. Wenn Sie es erreichen könnten, daß das englische Gouvernement einen vertrauten vorurtheilsfreien Militär in die Herzogthümer schickte, um Bericht zu erstatten, so wäre viel erreicht. Hodges sitzt in Flensburg und weiß von nichts, will auch nichts wissen. Ein prejudiced Englishman ist in der That the stubbornest creature imaginable.*) Auch die englischen Blätter wollen nichts Wahres weder wissen noch sagen, sonst würden sie wol Correspondenten nach Kiel und Schleswig senden.

Am 13. März 1850 wird Bunsen von derselben Seite geschrieben:

Durch die einseitige völlig unpolitische Parteinahme für die dänische Sache, welche die englischen Missionen nicht nur in Kopenhagen, sondern gerade hier in Berlin öffentlich zur Schau tragen, haben sie gerade bei den Dänen allen Einfluß verloren. Die Dänen sehen, daß sie die Engländer in der Tasche haben und fragen deshalb nichts nach Allem, was ihnen die Engländer sagen oder vorhalten. Die Dänen halten die englische Mediation für eine diplomatische Komödie, an welche die dummen Deutschen glauben, die aber von den feinen Dänen durchschaut und ausgebeutet wird.

*) „Ein Engländer mit Vorurtheilen ist in der That das halsstarrigste Wesen, das denkbar ist."

Unter dem 20. März 1850 wird ihm weiter berichtet:

Was soll nun bei solchem dänischen Ultimatum und solcher Mediation herauskommen, zumal wenn Rußland oder vielmehr der Kaiser mit einer Intervention zu Gunsten Dänemarks in unsern Ostprovinzen droht, wobei die arrière-pensée obwaltet, bei dieser Gelegenheit nicht nur Erfurt, sondern alle constitutionellen Systeme Deutschlands zu beseitigen; nach des Kaisers Ansicht ist das eine nachbarliche Aufmerksamkeit zu Gunsten des preußischen und der übrigen deutschen Fürstenhäuser, also gar nicht eigentlich im feindlichen Sinn, sondern eine douce violence.

Auf der andern Seite lamentiren die Herzogthümer und verwahren sich gegen einen solchen Frieden, beharren heftig auf ihrem Zusammenbleiben, wollen lieber allein mit Dänemark Frieden machen oder auch Krieg, wie im Grunde dort die meisten wünschen. Ebenso widerstrebt das Interim in Frankfurt der Friedensbasis vom 10. Juli und geht ebenfalls auf das Zusammenbleiben zurück.

Bunsen seinerseits hat gleichzeitig am 23. März 1850 aus London Aehnliches zu berichten:

Ich mußte hier die in Oberst Hodges' Berichten schnöde und maßlos angebrachten Insinuationen eines Mangels an Ehrlichkeit, Treue und Glauben seitens der preußischen Regierung aufs nachdrücklichste widerlegen. Ich wußte aus vertraulicher aber sicherer Quelle lange Zeit, daß diese Insinuationen nicht allein bei Lord Palmerston, sondern auch bei allen übrigen Ministern Eingang gefunden hatten. Die Folge davon mußte sein, daß man sich, verleitet, wie man war, von den eigenen Agenten (die in Berlin nicht ausgenommen), gereizt von Dänen, Russen und Franzosen, und endlich gedrängt von den kaufmännischen Beschwerden im eigenen Lande, mehr und mehr auf die dänische Seite wandte. . . . Im vollen Gefühle der redlichen Gesinnung und des bis zur Aufopferung loyalen Verfahrens der preußischen Regierung in den Herzogthümern sprach ich mich deshalb so stark als möglich gegen die von den Dänen und vom Obersten Hodges verbreitete Ansicht aus, als sei die Agitation in Südschleswig nur die Wirkung einer leidenschaftlich aufgeregten Bevölkerung und eigentlich die Schuld doppelzüngiger preußischer Politik und des parteiischen Benehmens preußischer Offiziere.

Ich glaubte, nicht zu stark in diesem Sinne auftreten zu können in einem Augenblicke, wo England vielleicht im Begriff stand, die volle Ausführung des Waffenstillstandes nach der dänischen Auslegung in Verbindung mit Frankreich und Rußland geradezu von Preußen zu fordern. . . .

Ich bin auch vertraulich unterrichtet von einem späteren Berichte, welchen Hodges infolge des ihm gewordenen Besuches des preußischen

Generals — — hierher erstattet hat. Ich habe ihn in der Urschrift zweimal durchgelesen. Er sagt darin, der General habe damit angefangen, ihm auszusprechen, daß er die schleswiger Angelegenheit verabscheue, und daß er mit der von dem Ministerium befolgten Politik durchaus nicht einverstanden sei. Er werde jedoch dafür sorgen, daß keine Deputationen und Adressen mehr an den König gelangten. Oberst Hodges reibt sich natürlich darüber die Hände und sagt, es freue ihn, die Richtigkeit der von ihm aufgestellten Ansicht nun selbst vom preußischen Cabinet anerkannt zu sehen.

Was nun den Standpunkt der dänisch-schleswigschen Angelegenheit selbst betrifft, so kann ich nur meine frühere Mittheilung bestätigen, daß das hiesige Cabinet ganz in die russischen Pläne hinsichtlich der Erbfolgefrage eingegangen ist. Lord Palmerston hat Schleswig für Griechenland geopfert, um desto eher aus der Klemme zu kommen.

Am 24. April erhält Bunsen wieder Mittheilung aus Berlin über eine theilweise Veränderung der dortigen Sachlage:

In der letzten Zeit war es durch Rußlands und Frankreichs Drängen und besonders durch Englands Schuld wirklich so weit gekommen, daß man Preußen dazu misbrauchen wollte, nicht nur einen nachtheiligen Frieden zu schließen, sondern auch denselben den Herzogthümern für ewige Zeiten zu octroyiren. Aus Furcht davor baten nun die Herzogthümer wiederholt in Berlin, ihnen die Friedensverhandlungen allein zu überlassen. Warten konnten wir auf ihren Abschluß nicht, bei dem ewigen Drängen. Hatte doch der Kaiser von Rußland den Termin seines Einmarsches in unsere Ostprovinzen, wie er sagte, auf den 1. Mai festgesetzt! Während wir nun auf der einen Seite thaten, was die Herzogthümer wollten, geschah durch denselben Act das, was Rußland und Europa wollten; nämlich, daß wir die Sache derselben auf- und ihnen wieder selbst in die Hand gaben. Dadurch ward die Sache wieder zu einer inneren Angelegenheit zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein, und für Rußland wie für Europa wird es, da Preußen heraus, schwerer, darin zu interveniren, als wenn es noch darin ist. Selbst für Dänemark erscheint es doch skandalös, seine Rechtsfrage mit Schleswig-Holstein durch russische Intervention erledigen, nicht minder für das westliche Europa, den russischen Arbitre européen so ungenirt immer weiter nach Westen reisen zu lassen. Deshalb wollen sie ebenso gern Preußen in der Sache festhalten, um es als Zange und Werkzeug gegen die Herzogthümer zu misbrauchen; Preußen soll zum Büttelдienst gegen Schleswig gezwungen werden. Das entgeht ihnen durch den inhaltslosen Frieden und deshalb vermuthe ich, daß noch große Anstrengungen dagegen werden gemacht werden.

Aus der vom 29. April datirten Antwort Bunsen's auf diesen Brief sei die folgende Stelle hier angeschlossen:

Sie wissen, wie ganz ich für diesen Plan bin. Sie ahnten aber auch ganz richtig, daß andere Leute es nicht sind. Dänemark bietet Alles auf, daß wir unsern Fuß nicht aus der Schlinge ziehen; Lord W. stimmt ihnen natürlich schon deswegen bei, weil das die russische Politik ist, und auch seinem Chef sind die Augen noch nicht aufgegangen über die Thorheit und Verkehrtheit einer Politik, welche Rußland zum Arbitre de l'Europe macht. Aber Recht und Politik vereinigen sich, daß wir festbleiben.

Ueber den Abschluß des Friedens selbst heißt es endlich in einem Briefe an Bunsen vom 17. Juli 1850:

Bei einem Rückzug ist es schon Gewinn, wenn man so wenig als möglich verliert; von Erobern ist nicht mehr die Rede. Vom Recht ist in diesem simpeln Frieden nichts verloren gegangen, ebenso wenig der Zukunft etwas vergeben; die Gegenwart freilich mag schlechter ausfallen, als wir hoffen und wünschen. Allein die Herzogthümer stehen da, kräftiger und entschlossener als je, und das einfältige Dänemark hat die Last, die Frage für sich allein abzumachen. Es wäre bequemer gewesen, wenn es einen Frieden auf den Präliminarien geschlossen hätte, den wir für Deutschland hätten mit Ehren acceptiren können und hernach den Herzogthümern hätten mit aufzwingen müssen. Das hat der dänische Eigensinn nicht zu benutzen gewußt. Jetzt, wo der Frieden gar keinen Inhalt hat, kann auch kein nachtheiliger Inhalt den Herzogthümern octroyirt werden; den Frieden ohne Inhalt ihnen aufzulegen, hieße aber sie zu einer Uebergabe auf Discretion verdammen, und dies konnte Europa doch nicht bei uns durchsetzen. Es war komisch zu sehen, wie gewaltig die Dänen danach strebten, irgendein Brandmal für die Sache der Herzogthümer hineinzubringen, damit man sagen könnte, Deutschland verdamme jetzt dieselbe als Aufruhr. . . .

Neben dem Streben, die Sache der Herzogthümer für eine ungerechte erklären zu lassen, warfen die Dänen sich anfangs auch mit großer Kraft auf die Succession.

Gleichzeitig mit diesen Friedensunterhandlungen in Berlin war auf Lord Palmerston's Antrieb jene Londoner Conferenz zusammengetreten, auf welcher England, Rußland und Frankreich das Protokoll über die dänische Erbfolge feststellten. Noch war aber die Schmach von Olmütz nicht über Preußen gekommen. Bunsen lehnte die Unterzeichnung des Protokolls aufs bestimmteste ab, und dieser Schritt fand die volle Billigung seines Cabinets.

Wir theilen zunächst aus dem Briefwechsel zwischen Bunsen und

Palmerston die Verhandlungen zwischen diesen beiden Staatsmännern mit, um denselben dann noch einige weitere Mittheilungen anzuschließen.*)

Die Correspondenz beginnt mit folgendem Schreiben Palmerston's:

2. Juli 1850.

Mein lieber Bunsen!

Sie erhalten in der Anlage eine Abschrift des Protokolls, welches ich Ihnen in der Conferenz vom Donnerstag vorzulegen beabsichtigte. Ich glaube, daß Sie, wenn Sie es sorgfältig prüfen, erkennen werden, daß es nur den Ausdruck eines Wunsches, einer Anschauung und einer daraus folgenden Absicht enthält, und daß es demzufolge, da es nicht den Anspruch erhebt, irgendetwas festzustellen, nicht als eine Verletzung der Rechte irgendeiner Partei angesehen werden kann.

Der in dem Protokoll ausgesprochene Wunsch ist der, daß die Staaten, welche zusammen den politischen Körper bilden, welchen Europa als die dänische Monarchie ansieht, auch in Zukunft vereinigt bleiben sollten; und es ist sicherlich im Interesse Europas und speciell im wahren Interesse Deutschlands, daß dies geschehen möge.

Die in dem Protokoll niedergelegte Anschauung ist die, daß der König von Dänemark weise handle, wenn er beabsichtige, die Erbfolge der dänischen Krone so zu regeln, daß diese verschiedenen Staaten vereinigt bleiben können; und es ist dies eine Ansicht, welche weder logisch noch politisch bestritten werden kann.

Die Absicht endlich besteht darin, zunächst durch die Fortdauer unserer „Bemühungen" die jetzt in Berlin im Gang befindlichen Verhandlungen zu unterstützen, und sodann (falls die unterzeichnenden Mächte dies späterhin für geeignet halten sollten) den Ergebnissen dieser Verhandlungen, welcher Art

*) Andere Aufzeichnungen Bunsen's über die inneren Zustände Englands mußten hier zurückgestellt werden. Ebenso kann hier nur kurz verwiesen werden auf die weitläufige Correspondenz Bunsen's im Sommer 1850, die sich auf die chinesische Mission bezog. Da Bunsen bei seinem Ausfluge nach Deutschland nicht nach Berlin gekommen und somit der Wunsch des Königs, ihn dort zu sehen, nicht erfüllt worden war, ließ Letzterer ihm seine Ideen betreffs der Thätigkeit Gützlaff's zugehen, worauf Bunsen eingehende Mittheilungen über die chinesischen Verhältnisse einsandte, welche freilich den Hoffnungen des Königs wenig entsprachen. Ein anderer in Bunsen's Briefwechsel in dieser Zeit viel ventilirter Punkt bezieht sich auf die evangelische Mission in Italien, speciell auf die dem Könige unterbreitete Denunciation, daß die Agenten der Bibel- und Missionsgesellschaften Beziehungen zur revolutionären Partei hätten. Die von Bunsen angestellten Untersuchungen bewiesen die tendenziösen Entstellungen in der absichtlich ganz vag gehaltenen Denunciation. Lebhaftes Interesse wandte endlich Bunsen im Verein mit Humboldt und Ritter den afrikanischen Entdeckungsreisen von Barth und Krapff zu, für die er mehrfach das Wohlwollen seines Monarchen zu erwecken suchte.

sie auch sein mögen, die Bekräftigung einer europäischen Anerkennung zu gewähren.

Gewiß kann nichts harmloser, weniger verletzend oder mehr in friedlichem Sinne sein als eine solche Absicht.

Ich hoffe daher stark darauf, daß Sie sich selbst in der Lage befinden werden, sich diesem Protokoll anzuschließen.

Ich darf Ihnen jedoch zu gleicher Zeit nicht verhehlen, daß sich im Lande eine gewisse Ungeduld erhebt nach einer endlichen Regelung dieser Dinge, auf die man bisher gar keine Aussicht zu haben schien; und noch mehr, daß es ein allgemeiner Eindruck ist, daß die preußische Regierung eher eine Neigung an den Tag gelegt habe, den Friedensschluß zu verzögern, als ihn zu beschleunigen, und daß, statt zu wünschen, die Staaten zusammenzuhalten, welche die dänische Monarchie bilden, Preußen in der Absicht commerzieller oder politischer Vergrößerung eine Auseinanderreißung des dänischen Reiches anzustreben scheine.

Bunsen antwortete sofort mit folgendem Briefe:

3. Juli 1850.

Mein lieber Palmerston!

Gestern Abend erhielt ich Ihren Brief mit der Einlage eines Protokollentwurfs über die dänische Frage. Ich habe den Brief genau erwogen und das hochwichtige Document, welches demselben beilag, aufs neue geprüft. Nachdem ich seinen Inhalt und seine Tragweite mit meinen Instructionen verglichen, in dem lebhaften Wunsche, mich im Stande zu sehen, Ihrer Bitte zuzustimmen, muß ich es höchlichst bedauern, verpflichtet zu sein, Ihnen ohne irgendwelchen Verzug zu erklären, daß ich mich nicht in der Lage befinde, mich diesem Protokoll anzuschließen.

Im Gegentheil schreiben mir meine Instructionen bestimmt vor, keinen Antheil an irgendeinem Protokoll dieser Art zu nehmen, welches durch die drei nichtdeutschen Mächte Europas vorweg aufgestellt ist, in Folge von Verhandlungen, die zwischen diesen Mächten geführt und selbst öffentlich besprochen worden sind, ohne daß weder Preußen, noch Oesterreich, noch irgendeine deutsche Regierung und Autorität zu Rathe gezogen oder nur um ihre Meinung befragt worden wäre. Kann es übersehen werden, daß dieses Protokoll absichtlich und trotz wiederholter Anfragen, wenigstens soweit es Preußen betrifft, vor den deutschen Mächten geheim gehalten ist? Erst am 20. v. M. haben Sie mir einen Einblick darin ermöglicht, und Lord Westmoreland hat der preußischen Regierung nicht einmal eine vertrauliche Mittheilung über seinen Inhalt gemacht, während Sir Henry Wynn es vor einem Monat der dänischen Regierung mitgetheilt hat, die es ihrem Gesandten in London überschickte, durch welchen es dem wiener Cabinet vermittels des Barons Keller mitgetheilt wurde.

Das Document beginnt damit, in das europäische Völkerrecht einen ganz neuen Ausdruck einzuführen, welcher durch keinen Vertrag anerkannt, durch keinen öffentlichen Act Europas garantirt ist, und mit den ersten Grundsätzen des Deutschen Bundes in offenem Widerspruch steht. Das Herzogthum Holstein ist ganz und ausschließlich ein deutscher Staat, so gut wie Hannover unter Wilhelm IV.; der Deutsche Bund kann keiner fremden Macht gestatten, zu erklären, daß Holstein, soweit solche fremde Mächte dabei in Betracht kommen, für immer einen Theil und ein Stück der dänischen Monarchie bilden solle, mit der als solcher es absolut nichts zu thun hat. Die Dynastie mag aussterben, der Herzog mag durch hochverrätherische Handlungen seine Rechte als deutscher Fürst einbüßen, er mag Krieg führen gegen Deutschland, — die drei Mächte haben es für gut befunden, es für wünschenswerth zu erklären, daß die Integrität der dänischen Monarchie, einschließlich des Theiles von Deutschland, welcher Holstein heißt, bewahrt bleibe; und dies Alles, ohne daß die deutschen Mächte zu diesen Unterhandlungen zugezogen waren, und ohne die geringste Erwähnung und Berücksichtigung der Rechte des Bundes, sei es in Bezug auf die constitutionellen Bundesrechte des Herzogthums, sei es in Bezug auf die legitimen Ansprüche der deutschen Fürstenhäuser, die bei der dänischen Erbfolge betheiligt sind.

Deutschland ist ausgeschlossen gewesen von den Verhandlungen, welche zu diesem Ergebnisse geführt haben, sowol hier wie in Paris, und an seiner Stelle ist Frankreich mit hineingezogen, welches keinerlei Recht noch Anspruch, noch auch nur einen Vorwand hat, sich in eine Frage einzumischen, welche sich auf die Nordsee und auf die inneren Angelegenheiten Deutschlands bezieht. Soll die Welt zum ersten male das Schauspiel einer Tripleallianz gegen Deutschland sehen, die von England angeführt wird? ein System der Einmischung in die deutschen Angelegenheiten durch den östlichen und westlichen Nachbar, unter der Sanction, ja unter der Initiative Großbritanniens? Sollen die zwei deutschen Mächte von England geschlachtet werden, dessen traditionelle Alliirten sie gewesen sind, und mit welchem sie für die Unabhängigkeit Europas gekämpft haben?

Ich frage nicht nach den Absichten, aber ich muß den Thatsachen ins Gesicht sehen, so wie sie sind. Staatsmänner sind sterblich, Documente überleben sie und wirken gut oder übel, unabhängig von allen Absichten. Das, was die öffentliche Stimme ungeduldig erwartet, ist der Friede zwischen Deutschland und Dänemark; in diesem Augenblicke ist aber dieser Friede bereits abgeschlossen, nach der zwar nicht officiellen, aber völlig zuverlässigen Depesche, die vorgestern Abend von Berlin kam.

Das Protokoll geht von der Voraussetzung aus, daß die Verhandlungen über einen solchen Frieden noch zu führen sind; der Abschluß des Friedens nimmt deshalb jeden Anlaß für ein solches Protokoll weg. Die

Frage der dänischen Erbfolge mag der Gegenstand einer europäischen Conferenz sein oder werden; dann müssen aber die Verhandlungen beginnen mit der vollen Reservation aller deutschen Rechte und mit der Anerkennung derselben durch alle nichtdeutschen Mächte, soweit Holstein in Betracht kommt.

Lassen Sie mich daher die Hoffnung hegen, daß Sie nicht länger auf ein solches Protokoll drängen und sich dem Schein aussetzen werden, an der Spitze einer europäischen Coalition Deutschland ein Arrangement aufzuzwingen, welches von diesem immer als eine „res acta inter alios" angesehen werden muß, als eine solche, welche über seine eigenen Rechte verfügt, als wenn es polonisirt werden sollte, um einen Ihrer eigenen Lieblingsausdrücke zu gebrauchen.

Es würde mir schmerzlich sein, amtlich wie persönlich, wenn ich genöthigt sein sollte, Ihnen diese Reservationen und Protestationen formell zu unterbreiten, aber es würde meine Pflicht sein, falls Sie bei dem gegenwärtigen Protokoll beharren wollten.

Ich will jedoch in die vertrauliche Form einer Denkschrift einige derjenigen Erwägungen sowol des Völkerrechts wie der Politik zusammendrängen, welche mir am überzeugendsten zu sein scheinen, um die Gerechtigkeit der Einwände darzuthun, welche meine Regierung gegen ein Document von dieser Natur machen muß.

Inzwischen werde ich meiner Regierung das Document übersenden, welches Sie mir mitgetheilt haben, und mich rücksichtlich desselben aller officiellen Acte enthalten, solange ich nicht positive Befehle in dieser Beziehung erhalte, welchen ich nicht vorgreifen darf.

Hierauf schreibt Palmerston:

4. Juni 1850.

Mein lieber Bunsen!

Es ist mir völlig unmöglich, heute früh die Zeit zu finden, Ihren ausführlichen gestrigen Brief zu beantworten; aber ich kann es doch nicht unterlassen, Ihnen zu sagen, daß es mir vorkommt, als wenn Sie den Zweck unseres beabsichtigten Protokolls ebenso völlig misverstehen wie die Sache, welche mit Bezug darauf bisher erstrebt worden ist. Ich muß ganz verschiedener Ansicht sein über fast alle Fragen, welche Sie in Ihrem Briefe berühren. Aber wir können diesen Gegenstand besser heute Nachmittag um 2 Uhr im Ministerium des Auswärtigen besprechen.

Von demselben Datum ist jedoch schon Bunsen's weitere Ablehnung*):

---

*) Dieser Brief ist ebenso wie der folgende und die Denkschriften Bunsen's französisch geschrieben, während die vorhergehenden Briefe englisch sind.

4. Juli 1850.

Mylord!

Gestern Abend hatte ich die Ehre, die Einladung zu erhalten, mich heute um 2 Uhr im Auswärtigen Amt einzufinden. Da ich zu gleicher Zeit die Gewißheit erlangt habe, daß meine Gegenwart dort deshalb gewünscht wird, damit ich officielle Mittheilung erhalte von dem Protokollentwurf, welcher vorläufig zwischen Großbritannien, Frankreich und Rußland vereinbart worden ist, und welcher Fragen behandelt, die vorwiegend und zum Theil ausschließlich innere Angelegenheiten Deutschlands sind und in die Competenz des Deutschen Bundes fallen, so glaube ich die Pflicht zu haben, mich der Theilnahme an einer solchen Conferenz zu enthalten.

Das fragliche Protokoll ist das Resultat von Verhandlungen, zu welchen Preußen nicht mit eingeladen worden ist, aus denen man ihm im Gegentheil ein Geheimniß gemacht hat, und es trifft unter Anderm Bestimmungen über Fragen, hinsichtlich deren nur der Deutsche Bund competent ist, und die für seine Ehre und unveränderlichen Interessen vom höchsten Belang sind.

Ich werde die Ehre haben, Mylord, Ihnen im Laufe des morgigen Tages eine geschichtliche Auseinandersetzung der Stellung Preußens gegenüber diesem Protokollentwurf und Conferenzproject, sowie einen kurzen Abriß der Erwägungen zu unterbreiten, welche vom Gesichtspunkt des europäischen Völkerrechts und der Politik das Verfahren rechtfertigen müssen, welches ich mir nach meinen Instructionen bei dieser Gelegenheit vorschreiben zu müssen glaube.

Sie werden, Mylord, den außerordentlichen Ernst der Umstände nicht verkennen. Dieselben Erwägungen, welche mir heute nicht erlauben, mich ins Auswärtige Amt zu begeben, müßten mir bei bestimmten Gelegenheiten die schmerzliche Pflicht auferlegen, officiell der Regierung Ihrer britischen Majestät gegenüber die Rechte des Bundes zu reserviren und feierlich zu protestiren gegen den Grundsatz einer Einmischung anderer europäischer Mächte in die inneren Angelegenheiten Deutschlands, einen Grundsatz, der die Unabhängigkeit und Würde Deutschlands antastet, das europäische Völkerrecht untergräbt, allen bestehenden nationalen Freiheiten feindlich ist, und den Keim unabsehbarer Verwickelungen und künftiger Kriege enthält.

Uebrigens scheint mir der Abschluß des Friedens zwischen Deutschland und Dänemark, der allem Anschein nach bereits in Berlin stattgefunden hat, ein derartiges Protokoll zugleich unnütz und auf die natürliche Lage der Dinge unanwendbar zu machen, da es von Seiten Englands doch keinen andern Zweck haben konnte, als diesen Friedensschluß zu beschleunigen, und da es sogar ausdrücklich von der gemeinsamen Sorge

der in Frage kommenden Mächte in dem Sinne einer solchen Pacification spricht, als wenn dieselbe nicht schon stattgefunden hätte.

Am folgenden Tage übersendet dann Bunsen an Lord Palmerston zwei Denkschriften über die holsteinische Frage: „Précis historique des communications que la Prusse a reçues et faites au sujet des négociations entre l'Angleterre, la France et la Russie qui ont conduit au projet de protocole“ und „Précis d'observations sur les inconvéniens et dangers du projet de protocole agréé entre la Grande Bretagne, la France et la Russie“. Seinem Begleitschreiben zu denselben entnehmen wir noch die folgenden Stellen:

Beide Denkschriften sind bestimmt, das Verfahren zu rechtfertigen, welches Preußen seit dem Conferenzvorschlage eingehalten hat, und die Unmöglichkeit darzuthun, in der ich mich gestern befand, der Conferenz beizuwohnen.

Die erste Denkschrift ist streng geschichtlich, die zweite ist Erwägungen des Völkerrechts und der Politik gewidmet. Beide stellen zuvörderst die Thatsache fest, daß die Idee, die Staaten, deren Herrscher gegenwärtig der König von Dänemark ist, als Provinzen eines dänischen Nationalreiches anzusehen, nie durch irgendeinen Act des Völkerrechts anerkannt worden ist, daß sie dem bestehenden Recht zuwider, und daß sie von Deutschland stets und speciell im Jahre 1846 bekämpft worden ist. Beide Stücke bemühen sich zu zeigen, daß die Sanctionirung einer solchen Idee durch die hohe Autorität eines europäischen Protokolls Deutschland und selbst Europa den ernstesten Gefahren und Verwickelungen aussetzen würde.

Deutschland muß daher genau Alles erwägen, was der fragliche Protokollentwurf Gefährliches und Präjudicielles bieten kann, sei es in der Form selbst oder im Hintergrund, sei es in der Wahl der Ausdrücke oder in den Folgerungen, welche man eines Tages daraus ziehen könnte, als aus einem feierlich anerkannten Präcedens.

Preußen schreibt Niemandem feindliche Absichten zu, aber die Geschichte zeigt ihm, daß die Menschen sterben, während die Thatsachen bleiben, und daß diplomatische Documente oft genug in einer Weise wirken, die von den Absichten ihrer Urheber gänzlich verschieden ist.

Jedenfalls könnte es nicht geleugnet werden, daß der Zutritt Deutschlands zu einem solchen Protokoll in das Ressort des Deutschen Bundes fallen würde. Weder Preußen noch Oesterreich kann, sei es auch nur durch eine bedingungsweise Zutrittserklärung, den Statusquo der Rechtsbasis verschlechtern, auf welcher der Deutsche Bund basirt, dessen Mitglieder sie sind.

Unter diesem Gesichtspunkte bitte ich Sie denn, Mylord, die sechs

Thesen zu prüfen und zu beurtheilen, welche ich in der zweiten Denkschrift zu beweisen versucht habe. Sie werden dann erkennen, daß es eine Pflicht der Selbstvertheidigung und nicht der Geist des Argwohnes und der Feindschaft ist, welcher mich in dieser Discussion geleitet hat.

Die sechs Thesen, auf welche der Brief hier verweist *), sind die folgenden:

1) Ein solches Protokoll ist dadurch gefährlich, daß es den Grundsatz fremder Einmischung in die inneren Angelegenheiten einer unabhängigen Macht sanctionirt.

2) Der in Rede stehende Protokollentwurf ist ungerecht und ungesetzlich.

3) Ein solches Protokoll stände im Widerspruch mit der Rolle einer zwischen Deutschland und Dänemark vermittelnden Macht, wie Großbritannien sie übernommen und bis auf den heutigen Tag vertreten hat.

4) Das von Großbritannien, Frankreich und Rußland vorgeschlagene Arrangement würde diese drei Mächte und eine jede von ihnen autorisiren, für alle Zukunft eine Art von Protectorat sowol über den Deutschen Bund wie über Dänemark auszuüben.

5) Der Protokollentwurf, wie er vorgeschlagen, ist auf die gegenwärtige Sachlage gar nicht anwendbar, da der Friedensschluß zwischen Preußen und Dänemark dazwischengekommen ist.

6) Der Protokollentwurf würde, statt die Pacification der Herzogthümer zu sichern, im Gegentheil die Schwierigkeit einer solchen Pacification vermehren, dadurch, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach Dänemark weniger geneigt wie je machen würde, den Herzogthümern die gerechten und nothwendigen Concessionen zu gewähren.

Daß auch im damaligen preußischen Ministerium Bunsen's energischer Schritt vollen Beifall fand, zeigt der folgende Auszug aus einem Briefe des Ministers von Schleinitz, den Bunsen in Antwort auf seine Meldung des Vorgefallenen erhielt:

Berlin, 10. Juli 1850.

Es war durchaus der Sache angemessen, daß Sie die Theilnahme an der Conferenz über ein Protokoll ablehnten, dessen Entwurf in einer Weise verabredet war, welche keineswegs als rücksichtsvoll für Preußen und Deutschland bezeichnet werden kann, und dessen Inhalt in einer seiner

---

*) Der weitere Inhalt beider Denkschriften mußte, wie bedeutsam auch an und für sich, doch aus demselben Grunde zurückgestellt werden, aus welchem die schleswig-holsteinische Frage überhaupt hier nur beiläufig behandelt werden kann.

wesentlichen Beziehungen und Zwecke schon durch den bereits abgeschlossenen Frieden mit Dänemark gegenstandlos geworden war.

Wenn der Entwurf des Protokolls noch, — was vielleicht nach dem abgeschlossenen Frieden zu bezweifeln ist, — von dem großbritannischen Gesandten vorgelegt werden sollte, so werden wir nur mit einer entschiedenen Ablehnung darauf antworten können und die Erklärung hinzufügen müssen, daß wir uns ausdrücklich dagegen verwahren, daß aus der Unterzeichnung desselben durch die übrigen Mächte irgendwelche Folgerungen gezogen werden, welche den Rechten des Deutschen Bundes oder der Erbberechtigten, deren Ansprüche jener zu wahren verpflichtet ist, zu nahe treten könnte.

Bunsen kann daher auch noch am 1. August 1850 die inzwischen etwas modificirte Fassung des Protokolls ebenfalls ablehnen:

Der Unterzeichnete hat vorgestern die Ehre gehabt, die vom 29. vorigen Monats datirte Note zu erhalten, wodurch Viscount Palmerston ihn zu einer morgen, Freitag, im Auswärtigen Amt stattfindenden Conferenz über den dem Briefe beiliegenden Protokollentwurf einladet.

Indem der Unterzeichnete dem Herrn Viscount für diese Mittheilung dankt, befindet er sich in der Lage, ihm erklären zu müssen, daß er nicht autorisirt ist, an einem solchen Protokoll mitzuwirken.

Da die Zurückhaltung, welche er in dieser Beziehung bei Gelegenheit der Conferenz vom 4. Juli beobachten zu müssen glaubte, die volle Billigung seiner Regierung gefunden hat, neue Instructionen ihm aber nicht zugegangen sind, so könnte der Unterzeichnete sich einfach auf die Bemerkungen beziehen, welche er dem Viscount Palmerston in seinem Schreiben vom 6. Juli zu unterbreiten die Ehre gehabt hat, sowol mit Bezug auf die vorläufigen und formellen Fragen, als rücksichtlich der materiellen und speciellen Gründe, welche nach der Anschauung der preußischen Regierung gegen ein solches europäisches Protokoll, und besonders gegen seine Annahme durch Deutschland und Preußen sprechen. Denn der neue Protokollentwurf unterscheidet sich von dem ersten (mit Ausnahme der in Artikel 3 und 4 vorgenommenen Veränderung des Wortlauts, infolge der Thatsache des Friedensschlusses) nur durch die dem Artikel 1 hinzugefügte Clausel „ohne Präjudiz für die Beziehungen des Herzogthums Holstein zum Deutschen Bund". Diese Clausel ist jedoch schon an und für sich sehr unbestimmt, außerdem wird sie aber mehr als neutralisirt durch einen sehr bestimmten und bezeichnenden Ausdruck, der sich neben ihr findet, eine in dem europäischen Völkerrecht neue und für Deutschland unzulässige Redensart. Es ist der in dem zweiten wie dem ersten Entwurf zweimal wiederholte Ausdruck „Integrität der dänischen Monarchie". Es ist unbestreitbar, daß dieser Ausdruck in dem Sinne verstanden werden muß, daß das Herzogthum Holstein mit Dänemark und Schleswig die dänische Monarchie bilde.

Der Unterzeichnete hält es für unnöthig, hier die Beweise und Thatsachen zu wiederholen, welche darthun, daß dieser Ausdruck weder klarer ist für das Völkerrecht, noch politisch weniger bedrohend für Deutschland, als es der Ausdruck „Integrität der holländischen Monarchie" wäre, in dem Sinne, daß man meinte, das Herzogthum Luxemburg bilde mit Holland die holländische Monarchie.

Aus den zahlreichen deutschen Briefen, die Bunsen's energische Ablehnung des Protokolls freudig begrüßten, mögen nur einige Aeußerungen hier angeführt werden.

Aus Berlin wird ihm am 30. Juli 1850 geschrieben:

Sie haben durch Ihre Entschiedenheit in dieser Sache Preußen einen wahren und großen Dienst geleistet, und ich hoffe, wir werden mit Zähigkeit auf dem glücklicherweise einmal eingenommenen Standpunkte bleiben.

Ein Brief aus England selbst, vom 1. August 1850, äußert sich ähnlich:

Ich freue mich sehr, daß Sie sogleich mit dem fait accompli einer ablehnenden Note an Palmerston vorangeschritten sind. Meiner Ansicht nach bestehen nicht nur alle früheren Gründe gegen Unterzeichnung, sondern es sind dieselben auch durch die letzten Ereignisse in Schleswig noch viel dringender geworden. Zugleich hat Palmerston mit dem Frieden die einzige Handhabe verloren, an der er Preußen fassen konnte. Und entschließt man sich, wie ich nicht zweifle, die Unterzeichnung abzulehnen, so ist es gewiß das Beste, dies offen, geradezu und in den früheren starken, wo möglich noch verstärkten Ausdrücken zu thun. Oesterreich kann viel leichter in Schleswig als in Frankfurt geschlagen — oder gewonnen werden.

Aus Konstantinopel schreibt Graf Pourtalès am 5. August 1850 *):

Daß Sie in London thätig waren, beweist Ihre Erwiderung auf das berüchtigte Protokoll, und ich kann Ihnen nur sagen, daß diese Ent-

---

*) Während des ganzen Frühjahrs und Sommers 1850 stand Graf Pourtalès in lebhaftem Gedankenaustausch mit Bunsen. Seine Auffassung der olmützer Krise wird unten angeführt werden. Zur Selbstcharakteristik des frühgeschiedenen Staatsmannes seien hier aber noch zwei Briefauszüge angeschlossen. Am 24. Februar schreibt Graf Pourtalès an Bunsen:

„Man hat hier viel Zeit zum Nachdenken, zum Lesen und zum Studiren, und mir ist Stambul in dieser Hinsicht sehr lieb von jeher gewesen, — ja ich kann sagen, daß ich hier mehr als irgendwo vermag, in der Heimat, in unserem lieben Deutschland zu leben, mehr als es mir wahrscheinlich auf irgendeinem Posten, wo das Unmittelbare, die Gegenwart uns mehr in Anspruch nehmen würden, möglich wäre. So studire ich denn den deutschen Charakter, diesen tiefen, oft unbe-

gegnung wie ein Sonnenstrahl durch die düsteren Nebel drang, welche nach allen Richtungen unseren Horizont bedeckten.

Die „düsteren Nebel", von denen dieser Brief redet, sollten nur zu bald alle damals noch gehegten Hoffnungen für die deutsche Sache

---

greiflichen Geist, der für mich alles Menschliche und alles Höhere auf dieser unserer modernen Welt vereinigt, und so viele Keime der Zukunft, der großartigsten Entfaltung in sich trägt. Das ist meine Hoffnung für Deutschland, und der Glaube an unsere Zukunft verläßt mich nie, wenn ich mich auf diesen Standpunkt zu stellen vermag. Freilich es ist nicht immer leicht, über die erbärmliche Gegenwart hinwegzublicken und hinabzuschauen in die Tiefe unseres Nationalcharakters, vorwärts zu streben nach der Zukunft. Welchem Volke ist aber so viel gegeben, welchem eine so hohe Aufgabe gestellt, und wäre es nicht kleinmüthig, an der Möglichkeit der Lösung derselben zu zweifeln? Kommt sie, wie ich glaube, von Gott, nun, so wird er auch die Kräfte geben. — Die Franzosen rühmen sich bisweilen, daß ihre Revolution seit 1789 dauert, die unserige fängt an mit Luther, und, so Gott will, werden wir sie durchkämpfen, bis Gott und der Menschheit ihre Rechte geworden sind. . . .

„Darum wollen wir nicht verzagen, sondern Hand anlegen an den Bau der deutschen Einheit, die erst dann möglich wird, wenn sie wahrhaft deutsch ist, d. h. aus unserem inneren Gefühl, aus unserer Erfahrung hervorgeht. Man lacht uns darüber oft aus, weil wir so bedächtig zu Werke gehen (und trotz dieser Bedächtigkeit begehen wir manche tolle Streiche); aber wir müssen in der Wahrheit bleiben, sie ganz in uns aufnehmen, sie erleben . . . und dann steht sie festgegründet da. Luther reformirte sich selbst, und indem er es that, dadurch, daß er es that, gab er Deutschland und der Welt das Dogma der Rechtfertigung durch den Glauben, diese Verantwortlichkeit des einzelnen Menschen Gott gegenüber, die den Mann macht und wahrlich ein edles Grundrecht ist . . . so edel, daß das deutsche Volk sich drei Jahrhunderte lang mit dem Genuß desselben über so Manches trösten konnte, was man ihm vorenthielt, und doch geistig und sittlich frisch und tüchtig blieb."

Der oben erwähnte Brief vom 5. August aber enthält unter Anderm noch die folgende Ausführung:

„Ich bin tiefbekümmert, hochgeehrtester Freund, über unsere vaterländischen Zustände, aus denen noch immer nichts werden will und überhaupt nichts werden kann, solange man demüthig um Erlaubniß bettelt, die eigenen, deutschen Angelegenheiten ordnen zu dürfen. Wir sind jetzt so tief gesunken, daß wir auf irgendeinen neuen, glücklichen unvorhergesehenen Zufall angewiesen sind, von dem wir erwarten, daß ein deus ex machina die Aufgabe löse, an die wir uns nicht wagten. Es ist uns unendlich viel gegeben, und was haben wir selbst geleistet? In Frankfurt kannegießerte man, in Berlin schwankte man hin und her, in Wien richtete man sich nach der petersburger Losung, und im übrigen Deutschland opponirte man kräftigst, damit aus der Glockenspeise kein Guß entstehen möchte. Italien hat wenigstens für die Sache der Nation geblutet, Deutschland aber hat nur Tintenströme fließen lassen. Am meisten empört mich das fade heuchlerische Geschwätz von deutscher Einheit, von Festhalten an Oesterreich, von Groß- und Kleindeutschland, wobei nichts geschieht und nichts geschehen kann, solange man mit

begraben. Es nahten die Tage von Warschau und Olmütz, die in der Seele aller mitlebenden „Deutschen" einen bleibenden Stachel zurückließen. Für ein handelndes Eingreifen von Männern wie Bunsen war diese Zeit nicht mehr angethan. Ein kaum geringeres Interesse aber darf heute seine und seiner Freunde Auffassung und Stellung zu den damaligen Ereignissen beanspruchen.

Nach der Zusammenkunft in Warschau findet sich folgende Aufzeichnung Bunsen's:

Addington Park, 5. October früh.

(Erste Herzensergießung bei Empfang der Nachricht.)

1) Die deutsche Sache, wie wir sie verstanden, ist vorbei für dieses mal; damit auch die der Herzogthümer.

2) Auf der andern Seite ist die Gefahr eines Kampfes mit allen drei Großmächten des Festlandes, ohne England zum Verbündeten zu haben und unter den ungünstigsten persönlichen Anzeichen, durch das Verständniß mit Oesterreich beseitigt — für dieses mal.

3) Außerdem eröffnet sich die Aussicht auf größere Durchdringung Deutschlands und der österreichischen Länder während der jetzt beginnenden politischen Waffenruhe, und diese Durchdringung ist im Sinne der Freiheit.

4) Endlich wird in dieser Zwischenzeit von 1850—1860 der religiös-kirchliche Kampf auf praktisch-kirchlichem wie auf wissenschaftlichem Gebiete beginnen, unter dem Schutze einer, wenn gleich verkümmerten, gesetzlichen Freiheit.

5) Die Politik des Augenblicks muß für Preußen und Deutschland folgende sein. Zuvörderst der englische Grundsatz: „make the most of a bad thing" *). Schmollen und sich aus Aerger dem Handeln verschließen, taugt nichts. Das mit Preußen im Geiste verbündete Deutschland ist eine unzerstörbare innerlich gebildete, im Wesentlichen gesunde Einheit. Preußen insbesondere wird sich weder seine Verfassung noch seine geistige Freiheit nehmen lassen, obwol es nicht ohne Kampf gegen den schnöden Eigennutz, Dünkel und Hoffart der Junkerpartei und die Vorurtheile des Hauses abgehen wird. Oesterreich dagegen ist eine mit allen künstlichen Verkittungen

---

Hausmittelchen zu Werke geht. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie tief gedrückt ich mich fühle, seitdem ich sehe, daß aus den bescheidensten Hoffnungen nichts wird. O, wüßte man in der Heimat, wie man von uns denkt! Begriffe man, daß das todkranke Frankreich doch noch eine eigene Politik hat, und wir, wir allein aus lauter Vielwisserei nichts wollen und nichts können. Das nennt man conservative Grundsätze, um der Erbärmlichkeit doch einen Namen zu geben, und man merkt nicht dabei, daß, «weil wir nichts haben, auch das uns genommen wird, was wir hatten. . . .»"

*) „Eine üble Lage zum Bestmöglichen wenden."

nothwendig auseinanderfallende, dem Untergange geweihte, dynastisch-militärische Zusammenknetung widerstrebender Völker und Volksthümlichkeiten. Dort wirkt Reform, hier lauert die Revolution. Also vor Allem: guten Muth und festen Glauben für die Zukunft.

6) Die politische Frage bei der nun zu berathenden Bundesverfassung, wie sich auch die „six points of Warsaw" gestalten mögen, ist: soll man sie nach Kräften gut, d. h. stark, oder schlecht, d. h. schwach und lose machen? Unbedingt das zweite, was die Macht der Bundesbehörde betrifft, sich in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Staaten zu mischen. Doch auch dies ist noch nicht der praktische Hauptpunkt. Dieser ist in der freien Berathung der deutschen Staaten zu sehen: die Ausführung der Principien der Bundesacte, namentlich der Schlußacte und was ihr folgt, muß als gänzlich abgestorben angesehen werden: dagegen das Princip der freien Unirung festgehalten, wenn gleich dasselbe vorerst nicht viel mehr in Wirklichkeit sein dürfte, als erweiterter Wirkungskreis des Zollvereins.

7) Die österreichisch-russisch-tetrarchische Verbindung wird das echt constitutionelle Princip bekämpfen wollen, von der neuen Verfassung aus, beginnend mit Hessen und Holstein, angriffsweise, und im Inneren in den kleinen Königreichen nach Sachsens Muster. Preußen bleibt auf seine kleinen Verbündeten beschränkt, und auch da rechnet man auf die persönlichen Liebhabereien des Hauses Hohenzollern, die man nicht mit Unrecht zu Gunsten des göttlichen Rechts voraussetzt. Hiergegen ist anzukämpfen von den preußischen Ständen und der öffentlichen Meinung. Man wird in Berlin nicht treulos handeln, aber sicher beschränkt und beschränkend. Doch wird das constitutionelle Princip wurzeln, und den Absolutismus wird Niemand dort wieder aufbauen.

8) So wie der politische Kampf, gut oder übel, vorerst beseitigt ist, tritt der religiös-kirchliche hervor, auf beiden Seiten, obwol Völker und Regierungen in ihrer Thorheit meinen, die Bewegung sei gestorben. Die größten Thorheiten werden hier sich zeigen und die ärgsten Täuschungen; aber hier muß auch der große Geisterkampf gekämpft werden, sobald der Constitutionalismus irgendwie gesichert ist.

Dixi. Amen.

Kurz vorher, am 29. September 1850, hatte sich Bunsen über die Ernennung des Generals von Radowitz zum Minister des Auswärtigen dahin geäußert:

Ich kann nur sagen, daß ich mich dieser Ernennung freue. Der König kommt, nicht weniger als Radowitz, dadurch aus einer falschen Stellung: denn Radowitz war Alles und Nichts, einflußreich, ja Leiter, und doch nicht verantwortlicher Rath der Krone. Zweitens aber bedurfte der König mehr als je einer Fahne in diesem kritischen Zeitpunkte. . . . Die Nation

ist tief gedemüthigt, was sich bald als Entmuthigung, bald als Erbitterung, immer als Mistrauen gegen den König ausspricht. . . .

Nur Radowitz hält bei dem Könige und dem Prinzen von Preußen und neben diesen an der Union. . . .

Hierauf gründe ich meinen dritten Satz: unter den Umständen ist Radowitz nicht allein eine Fahne, sondern die rechte — nämlich: redlicher Constitutionalismus im Lande, Union mit freisinniger und rechtlicher Grundlage in Deutschland, feste Stellung gegen O. (Oesterreich) und R. (Rußland), auch in der Sache der Herzogthümer: überhaupt gegen die protokollisirende Diplomatie. Er hat Schneide, und Stellung und Geschick. Dabei war er bis Sommer 1848 das Idol jener beiden kaiserlichen Cabinete. Endlich ist er Redner den Kammern gegenüber, die doch im November zusammenkommen müssen. . . .

Radowitz selbst schreibt am 20. October 1850 über seinen Amtsantritt an Bunsen:

Der heutigen Sendung möchte ich nur zwei Worte des besten Dankes für Ihre gütige Zuschrift beifügen, verehrter Freund. Wenn Sie meine Zustimmung zu dem Willen des Königs und des Ministeriums als eine schwere betrachten, so haben Sie vollkommen recht. Man hat verlangt, daß ich in dem Moment entscheidender Krisen persönlich hervortrete; ich habe gegen diese berechtigte Forderung nichts einzuwenden. Aber ich kenne ebenso das ganze Gewicht der Gegensätze und täusche mich nicht über die geringe Wahrscheinlichkeit der Durchführung meiner Aufgabe.

Darauf können Sie zählen, daß ich genau nur so lange auf diesem Platze verharre, als ich meine gewissenhafte Ueberzeugung von dem, was Preußens Ehre und politische Mission gebietet, nicht zu verleugnen habe. Es hat vieles Gute unterlassen werden müssen, darüber wird erst die Zukunft klar sehen, aber unter meinem Namen soll wenigstens nichts Schlechtes geschehen. . . . Erhalten Sie mir Ihr freundliches Andenken und Ihre guten Wünsche.

Bunsen's Antwort auf diesen Brief, vom 25. October 1850, hat bereits das feindliche Auftreten Frankreichs und Rußlands gegen Preußen zur Unterlage. Wir entnehmen diesem Briefe folgende Ausführung:

Es steht Alles auf dem Spiele: allein das Spiel steht besser als je, durch den Uebermuth und die Unvorsichtigkeit der Gegner, namentlich Frankreichs, und seines eiteln rachsüchtigen Botschafters. Die ganze öffentliche Meinung ist in diesem Lande aufgestört, und Niemand wagt, dieser Napoleonischen Politik und russischen Dictatur das Wort zu reden. Die City ist durch und durch preußisch. Palmerston, von mir gefaßt durch meine Mittheilung der Instruction nach Kopenhagen und die Frage, ob man auf disarming bestehe? ist in der Klemme. Er weiß, daß er Königin

und Prinzen gegen sich hat, dazu die Mehrheit seiner Collegen und des Parlaments, die ganze religiöse und Friedenspartei, die Börse und die unwandelbaren Gesetze der englischen Politik. Die Königin hatte verlangt, man solle Dänemark auffordern: „to make proposals". Alles, was sie erreichen konnte, war, daß Lord John die Sache endlich formulirte: „first the Holstein insurrectionary forces must be disarmed: then proposals may be made"*). Meine Frage faßte ihn in der Flanke. Bekämpfen Sie denn, und lassen Sie mit allen Waffen des Rechts und des Witzes die infame Lüge bekämpfen, Preußen hetze die Holsteiner auf, breche den Frieden, halte weder Treu noch Glauben!

Welche Entstellungen die russische und österreichische Diplomatie sich erlaubt, wenn es gilt, Preußen zu schmähen und unserem theuren Könige die Ehre zu nehmen, davon jetzt nur Ein Beispiel. Der Prinz Albert sagt mir, daß von drei Seiten ernsthaft hierher berichtet ist: „Der König habe gebeten, dem Kaiser in Warschau seinen Besuch machen zu dürfen; der Kaiser aber habe gesagt, nach einem Benehmen wie das des Königs wolle er seinen Schwager lieber gar nicht sehen; endlich habe die Kaiserin auf ihre Hand den Grafen Brandenburg eingeladen." Ich muß Ihnen aber zugleich sagen, daß entweder die englischen Berichte ganz lügen, oder daß Sie und damit Preußen in — und in — verrathen und verkauft sind. Die dortigen Gesandten sind durchaus Schwarzenbergisch der eine, russisch der andere. Männer wie Sie und ich sind Verräther, hirnverbrannte Narren. Das thäte nichts, wären wir nicht — Sie Minister und ich Gesandter.

Vergessen wir nicht, daß voriges Jahr die boshafte Mittheilung des Herrn von Beust an den englischen Gesandten in Dresden über die dem General von Gerlach beigemessenen unglaublichen Worte: „Nous ne faisons que jouer la comédie, nous ne voulons pas plus de l'union et du parlement que vous: ne vous en inquiétez pas" hier alle meine Mittheilungen paralysirte. Ja, ich kann heute über einen unlängst gehaltenen Ministerrath mittheilen, daß, als die Frage aufgeworfen wurde, ob man sich nicht an Preußen eng anschließen und auf diese Allianz die Politik basiren wolle, diese und manche ähnliche Berichte den Ausschlag gaben: man könne sich auf den König nicht verlassen, er werde doch im entscheidenden Augenblicke wieder abspringen. — Dergleichen soll nicht in die Archive kommen, wenigstens nicht durch mich: aber Sie können überzeugt sein, unsere Kinder werden es in manchen Memoiren lesen, und es ist recht, daß Sie es wissen, weil Sie es redlich mit dem Könige meinen, und, wie ich, Ihre Haut daransetzen, wenn es gilt, die Wahrheit zu sagen.

---

*) „Zuerst muß die Insurgentenarmee in Holstein entwaffnet werden, dann können Friedensvorschläge gemacht werden."

Andererseits lassen Sie mich Sie beschwören, bringen Sie sobald als möglich einen Waffenstillstand zu Werke, und Verhandlungen, wo möglich der streitenden Parteien selbst. — Solange der Kampf dauert und die Einfälle in Schleswig, kann ich in England nichts thun als verhindern, daß man nicht gar zu sehr lüge, und sich selbst in den Holzpfad verwickle. Noch eine Bitte zu guterletzt. Bedenken Sie ja, daß, was Sie mir mit der Post schreiben, so gut ist, als wenn Sie es Lord Palmerston schrieben. Unsere Correspondenz wird systematisch hier geöffnet und gelesen. . . .

Wie viel meinen Sie wol, daß ein preußischer Gesandter im Auslande — ohne Lächeln oder Aerger über angemuthete Dummheit zu begegnen, — über Deutschland, Verfassungstreue, und dergleichen reden könne! Meistens glaubt man ihm kein Wort, wenn auch nicht Alle offen sagen, was der König von Baiern vertraulich geäußert, „man müsse davon ausgehen, dem preußischen Ministerium kein Wort zu glauben: der König und seine Umgebungen seien ganz mit ihm, dem Könige, und Oesterreich einverstanden; glücklicherweise wisse er das recht gut.“

Ich fürchte, unser theuerster Monarch glaubt, er könne einen jeden Diener begeistern und befähigen. Aber das kann kein Mensch. Jeder bleibt, was er ist, und seine Geschichte geht vor ihm her und folgt ihm nach. . . .

Diesem Briefe Bunsen's an Radowitz schließen sich folgende weitere politische Aufzeichnungen des Ersteren vom gleichen Datum an:

Der vorgestern am 23. gehaltene Ministerrath beweist hinlänglich, daß die angeblich erst gestern vom französischen Botschafter mündlich gemachte Eröffnung längst schon von Paris aus durch Lord Normanby's Mittheilungen vorbereitet war. Auch hat Lord Palmerston mir gestern, noch ehe er den französischen Botschafter gesehen, im Vertrauen mitgetheilt, das, was der Artikel der Times melde, sei im Wesentlichen wahr: Frankreich werde nöthigenfalls die Rheinprovinzen besetzen und Rußland in Schlesien einrücken; die entsprechenden Truppenmassen seien von beiden Seiten in Bereitschaft.

Wenn man Sachen und Persönlichkeiten, wie sie sind, auffaßt und miteinander verbindet, so war auch nichts weniger als eine solche mit Rußland in Paris verabredete oder von Petersburg aus angestiftete Entwickelung der unglückseligen Protokollpolitik zu erwarten. Die Urheber des Protokolls mußten sich selbst sagen, was sie täglich zu hören bekamen, daß, davon eine Beendigung des Kampfes in den Herzogthümern zu erwarten, eine Täuschung und also eine Thorheit gewesen war. Die Politik des Fürsten Schwarzenberg gegen Preußen hat unterdessen in der anmaßlichen frankfurter Versammlung ihr Organ gefunden, in der Zusammenkunft in Bregenz aber ihre angreifende Spitze, und zugleich, wenn die hierher gelangten Berichte die Wahrheit sagen, durch die feierliche Zustimmung des

russischen Staatskanzlers ihr protokollarisches Siegel erhalten. Nachdem Preußen und Deutschland auf diese Weise von allen Seiten diplomatisch umstrickt und scheinbar überflügelt worden, blieb nichts übrig, als durch die verabredete Drohung Frankreichs und Rußlands Preußen gänzlich zu demüthigen und zur Unterdrückung dessen zu zwingen, was man den Aufstand der Herzogthümer gegen ihren dänischen Landesherrn nennt. Die persönlichen Berechnungen, von welchen man dabei in Beziehung auf das preußische Cabinet ausgeht, hat das „Journal des Débats" in den Leitartikeln Lemoine's, des Organs Guizot's, ebenso unehrerbietig als boshaft ausgesprochen. Die Sprache der protokollarischen Cabinete und ihrer Diplomatie ist aber ganz und gar dieselbe wie die jenes einflußreichen und wohlunterrichteten französischen Blattes, wenigstens wenn ich nach dem urtheilen soll, was davon hier zu meiner Kenntniß kommt.

England ist durch das Protokoll gegen seinen Willen und durch den bloßen Leichtsinn Lord Palmerston's in diese feindseligen Ränke hineingezogen, und das Ministerium ist durch die russisch-französische Drohung mehr als irgendjemand erschreckt worden. Lord Palmerston mußte sich sagen, daß trotz aller Angriffe und Schmähungen der Presse gegen Preußens Politik der Vorwurf auf ihn fallen würde, der ganzen englischen Politik durch sein Protokoll eine allen dauernden Belängen Großbritanniens schnurstracks zuwiderlaufende Wendung gegeben, Deutschland sich entfremdet und den Schrecken eines nahen Krieges durch alle Länder geworfen zu haben. Und zwar alles Dieses am Vorabend des großen Friedensfestes, zu welchem England eingeladen hat, und im Augenblicke des Drängens einer täglich mächtiger werdenden Partei im eigenen Lande gegen Krieg und Kriegsbudgets.

Es begreift sich also vollkommen, daß das englische Ministerium sich gegen eine übermüthige, an die Zusammenkunft der beiden weltvertheilenden Kaiser in Erfurt und zwar in einer für Frankreich noch dazu lächerlichen Weise erinnernde Drohung sehr bestimmt ausgesprochen hat. Was weiter im vorgestrigen Ministerrathe vorgefallen, maße ich mir nicht an zu wissen: aber es war doch wol mehr als Zufall, daß mit Ausnahme Lord John Russell's und Lord Palmerston's alle übrigen Minister den Reformclub wählten, um dort nach dem Ministerrathe ganz für sich zusammen zu speisen; Lord Grey und Sir George Grey an der Spitze. Niemand glaubt, daß der Hof einen Krieg gegen Preußen und Deutschland oder deren Demüthigung wolle, und man kann hinzufügen, selbst Preußens erklärte Gegnerin, die „Times", will weder das eine noch das andere: und der Leitartikel des „Morning Chronicle" spricht trotz alles Nachhalles der Feindschaft gegen Preußen sich nicht allein gegen die französisch-russische Coalition aus, sondern erblickt in Preußen die einzige Hoffnung Deutschlands.

Eine anderweitige eingehende Aufzeichnung Bunsen's bietet noch folgende Ergänzungen über den Thatbestand:

Als von Paris die Mittheilung des dort gefaßten ersten Entschlusses erfolgte, erklärte das Ministerium Ihrer Majestät, es bedauere zwar diese Wendung, da es doch, bei aller Schonung in der Form, auf eine demüthigende Drohung gegen Preußen hinauslaufe: allein der Zweck, das in den Herzogthümern brennende Feuer auszulöschen, sei ein guter und nothwendiger, und es sei unleugbar, daß Preußen nicht so handle, wie es in Treu und Glauben nach dem abgeschlossenen Frieden hätte handeln sollen. Das Ministerium könne deshalb nur abrathen, solange noch sanftere Mittel nicht erschöpft wären, mit der drohenden Clausel hervorzutreten, keineswegs aber sich der Maßregel selbst geradezu widersetzen. Außerdem werde die Demonstration gewiß ihren eigentlichen Zweck, den einer schleunigen friedlichen Lösung, erreichen. England und Frankreich haben Preußen gezeigt, daß sie, und namentlich England, nicht seine Demüthigung unter Oesterreich wünschten: denn auf Englands entschiedene Ansicht hin habe auch Frankreich sich dem russischen Vorschlage entgegengesetzt, die frankfurter Versammlung sogleich anzuerkennen. Die jetzige allerdings sehr bedauerliche Drohung durch einen entschiedenen Widerstand zu bekämpfen, dazu habe England weder das Recht noch die Mittel.

Die Königin erwiderte auf die in diesem Sinne gefaßte Darstellung ihrer Minister durch ein ausführliches und ganz einer so edeln Fürstin und Großbritanniens würdiges eigenhändiges Schreiben, welchem am 22. eine mündliche Besprechung mit Lord John Russell folgte. Das Wesentliche der von Ihrer Majestät gemachten Vorstellungen ist Folgendes: Die Königin erklärte die vorgeschlagene Politik für unwürdig der Stellung Englands in der Welt, ungerecht und unsittlich in sich selbst und gänzlich unvereinbar mit dem übernommenen Amte eines Vermittlers. Die unleidliche Drohung Rußlands und Frankreichs sei eine Folge des unseligen Protokolls, „in welchem drei fremde Mächte ihr eigenes selbstisches Interesse an die Stelle des Rechts gesetzt hätten". Ganz Deutschland stehe da als Vertheidiger dieses Rechts, und es sei falsch, zu glauben, daß Preußen seine Stärke suche in einer partiellen eigenen Vergrößerung. Dadurch würde es nur die Eifersucht und Feindschaft Europas aufregen, ohne in Deutschland selbst eine Stütze zu finden. Umgekehrt, schon in dem Scheine einer solchen selbstsüchtigen Politik liege die Schwäche Preußens. Seine Stärke sei in der Identificirung mit Deutschland und dem Verlangen nach einem redlichen, im englischen Sinne durchgeführten, constitutionellen Rechte: einem Verlangen, welches alle deutschen Stämme beseele, und um welches Oesterreich mit Hülfe Rußlands Deutschland betrügen wolle.

Lord John Russell zeigte sich bei dieser Gelegenheit als ein seiner

Stellung nicht gewachsener Staatsmann und als ein schwacher Ministerpräsident, Lord Palmerston gegenüber, wie er es leider! schon mehrmals gethan. Man müsse Rußland und Frankreich abrathen, mit jener Drohung aufzutreten, jedenfalls nicht einen gemeinschaftlichen Schritt in Berlin thun: wie denn auch Freiherr von Brunnow noch keine Eröffnung der Art hier gemacht; aber man habe davon auszugehen, die europäischen Verhältnisse erheischten gebieterisch, daß der Krieg in Schleswig zu Ende komme, und Preußen habe offenbar nicht dem geschlossenen Frieden gemäß gehandelt.

Lebte der große unersetzliche Peel noch, so zweifle ich nicht, daß Lord John entweder Lord Palmerston zum Abtreten zwänge, oder daß die Königin, unter der Vermittelung und dem obersten Einflusse jenes Staatsmannes und des Herzogs von Wellington, ein neues Ministerium alsbald sich gebildet haben würde.

Wie die Sachen jetzt stehen, ist die einzige Hoffnung die auf die Macht der Umstände. . . .

Allein da in der Politik Täuschungen so verderblich sind wie Verbrechen, und für den Augenblick oft noch verderblicher, so muß man sich vor Allem über die nothwendigen unerläßlichen Mittel ins Klare setzen, welche die Erreichung des Zweckes bedingen.

Dies setzt die ernste Erwägung zweier Fragen voraus. Die erste ist: was hat dieser unerhörte Schritt zu bedeuten? Die zweite: was kann Preußen thun, und welchen Erfolg hat es namentlich in Beziehung auf eine Allianz mit England zu erwarten?

Zuerst also ist es nöthig, sich den wirklichen Werth und die wahre Tragkraft der beabsichtigten und wesentlich schon angekündigten Drohung klar zu machen. Und in Beziehung hierauf spreche ich ganz unbedenklich meine heilige Ueberzeugung aus, daß vom hiesigen Gesichtskreise aus ich nichts als einen auf Mangel an Energie und Thatkraft im entscheidenden Augenblicke seitens des preußischen Cabinets berechneten Schreckschuß zu erblicken vermag, und noch dazu einen, zu welchem die aufgeregte persönliche Selbstsucht und der Uebermuth Lord Palmerston's und die gekränkte Eitelkeit des unter glatten Formen tief leidenschaftlichen französischen Botschafters bedeutender noch als tiefere politische Combinationen mitgewirkt haben. Daß der Kaiser von Rußland kein verfassungsmäßiges einiges Deutschland neben sich haben will, wenn er es verhindern kann, hat er selbst gesagt, und zwar schon im vorigen Jahre sowol dem General Lamoricière als dem Lord Blomfield. Daß Frankreich fortdauernd in der falschen Politik seiner Bourbonen und ihrer Minister von Richelieu bis Polignac befangen ist, sagen seine leitenden Staatsmänner und ihre Anhänger öffentlich in der Gesellschaft, in der Presse und in der Kammer. Ein Staatsmann, der sich keinen Täuschungen hingeben will, konnte sich auch eines Besseren von jenen beiden Mächten nicht versehen: daß Oesterreich

einer solchen Politik absichtlich in die Hände arbeiten und der eifersüchtigen Feindschaft des Auslandes gegen Preußen und Deutschland die giftige Spitze leihen würde, konnte vielleicht selbst von einem Fürsten Schwarzenberg und einem Herrn von Prokesch bezweifelt werden, bis man durch die Thatsache zur Anerkennung dieser traurigen Wahrheit gezwungen wurde. Aber ebendeshalb, weil Frankreichs und Rußlands Staatsmänner in jener Feindseligkeit Oesterreichs, d. h. des Hauses Habsburg gegen Preußen und sein glorreiches Herrscherhaus, eine hinlängliche Schutzwehr gegen das schicksalmäßige Aufstreben Preußens und den gesetzlichen Einheitssinn der deutschen Nation sehen müssen: so können sie wahrlich die Verantwortlichkeit für die unberechenbaren Folgen einer solchen Ultra-Napoleonischen Anmaßung nicht ernsthaft haben übernehmen wollen, und werden den kecken Schritt eher ableugnen als behaupten wollen....

Daß es namentlich Frankreich nicht Ernst sei, in Preußen und Deutschland einzufallen, um den Frieden an der Eider zu erzwingen, ist selbst die innerliche Ueberzeugung des hiesigen Ministeriums, und ebenso des Hofes: obzwar ich wiederholen muß, daß Lord Palmerston so wenig als der französische Botschafter mir die wesentliche Wahrheit dessen abgeleugnet haben, was die „Times", mit der Thür ins Haus fallend, gestern gesagt hat. Außerdem steht Lord Grey wol nicht allein im Cabinet mit seiner Ansicht, daß das Protokoll ein Fehler gewesen, die Anmaßung Frankreichs und Rußlands aber eine unleidliche sei, der man entgegentreten müsse.

Wie aber sollte Rußland sich um Dänemark in einen Krieg mit Deutschland stürzen wollen, im Augenblicke, wo es seine Finanznoth öffentlich hat kundgeben müssen! Sein Credit auf der hiesigen Börse geht an demselben Tage verloren, wo ein russisches Regiment über die Grenze geht, und schon in diesem Augenblicke, seit gestern, stehe ich dafür, daß Rußland keinen Pfennig für eine Anleihe bei der hiesigen Handelswelt finden würde. Und nun gar Oesterreich mit seinem im nahen Hintergrunde lauernden Bankrott und seiner Creditlosigkeit auf dem Weltmarkte! Ist es doch selbst von den londoner Häusern für creditlos erklärt, trotz der ungeheuern Summen, die es fortdauernd durch Ankauf von Actien in der „Times" und dem „Morning Chronicle", sowie durch noch directere Mittel in Wien und hier daran wendet, die öffentliche Meinung umzustimmen!

Ich schweige von der Lage, in welche augenblicklich nicht blos Hannover, sondern auch Baiern und Würtemberg versetzt werden, wenn Preußen sein Heer zur Vertheidigung des Landes und die achtbare öffentliche Meinung Deutschlands von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee zur Rettung der Ehre und Unabhängigkeit des gesammten Vaterlandes aufruft. Ich erwähne diesen Punkt nur deswegen, weil selbst die Preußen feindlichen Blätter, wie das „Morning Chronicle", seit der hessischen Geschichte nirgends Heil für Deutschland und den Weltfrieden als in Preußen, mit Preußen

und durch Preußen sehen, und weil diese Ansicht mir von allen Theilen Großbritanniens und aus allen Schichten der Gesellschaft, aus politisch feindlichen wie aus befreundeten Kreisen entgegentritt.

Ich glaube Thatsachen angeführt zu haben, um zu beweisen, daß, soweit die Beobachtungen vom hiesigen Posten gehen, der ganze in Paris ausgebrütete Plan eine seiner Mutter würdige Frucht des Protokolls und eine auf falsche Nachgiebigkeit des berliner Cabinets im kritischen Augenblicke berechnete Demonstration ist. Eine solche Demonstration ist deshalb nicht weniger eine blutige Beleidigung. Steckt Preußen nun diese ein, so hat man gesiegt ohne Schwertstreich; weist es sie mit Entfaltung des nationalen Banners der Ehre, der gesetzlichen Freiheit und des constitutionell-monarchischen Fortschrittes zurück, so wird man von allen Seiten außerordentliche Gesandten und Botschafter senden, um Preußen zu beschwichtigen und Dänemark zur Vernunft zu bringen.

Diese Betrachtung führt von selbst auf den zweiten der oben angeregten zwei Punkte, der Wirklichkeit, welche man, ehe man handelt, scharf ins Auge fassen muß.

Preußen kann der drohenden Coalition des Augenblicks ebenso wenig eine blos dynastische Cabinetspolitik entgegenstellen als die Revolution. Aber zwischen beiden liegt das einzig Wahre: „die Geltendmachung der Ehre Preußens und Deutschlands auf Grund des verfassungsmäßigen monarchischen Rechts.“ Dieser Standpunkt ist eigentlich immer im Wesentlichen der einzig wahre für Preußen gewesen, wenigstens seit dem Großen Kurfürsten. Allein seit 1848 und seit dem 15. Mai 1849 und seit der Verneinung der Ansprüche der frankfurter Versammlung, als Bundesorgan zu gelten, ist er der einzig mögliche, wie der einzig rettende.

Frankreich und Rußland fürchten die Erhebung Deutschlands auf Grund eines Princips unendlich mehr als die revolutionäre Bewegung, welche der Erhebung von 1848 beigemischt war. Das revolutionäre Element war ihre Schwäche, nicht ihre Kraft, so wenig als ihre Quelle. Aus verschiedenen, aber gleich starken Gründen können sie es dahin nicht kommen lassen und sie werden es auch nicht thun. . .

Ich glaube daher, daß, um Frieden, Ehre und Zukunft zu erhalten, nicht mehr und nicht weniger nöthig ist als Folgendes:

1) Ein Aufruf des preußischen Heeres, also einschließlich der Landwehr.

2) Eine sofortige Berufung der preußischen Kammern mit offener Erwähnung der Veranlassung.

3) Ein fester Entschluß, mit der monarchisch-constitutionellen Mehrheit der Kammern und der Nation Hand in Hand zu gehen.

4) Eine sorgsame Wahl nicht blos der Sprache, sondern auch der Organe der preußischen Politik bei den großen Mächten und bei den

deutschen Höfen; denn die Diplomatie ist jetzt vollkommen so wichtig wie Heer und Kammern.

Ein Brief Bunsen's von demselben Tage faßt das Ergebniß seiner Beurtheilung der Situation kurz dahin zusammen:

Die unerhörte Demonstration Frankreichs und Rußlands, wie sie der französische Botschafter gestern hier angekündigt, hat hier ungeheure Sensation gemacht. Das war zu viel, selbst für die Gegner Preußens. Der Eindruck war so, daß man heute sogleich Oel in die Wunde zu gießen gesucht hat. Aber die Sache ist nur zu wahr. Die Ansicht, welche ich, auf Thatsachen gestützt, jetzt vertrete, ist diese: man suche ernstlich auf dem bereits am 1. d. M. eingeschlagenen Wege in Kopenhagen zu einer friedlichen Verständigung über die Beendigung des Krieges in Holstein zu kommen, gleichzeitig rufe man das Heer auf, berufe man die Kammern, stütze sich auf die constitutionell-monarchische Mehrheit in Kammern und Nation, und wähle bessere und einstimmige Organe in der Diplomatie, denn jetzt ist die Diplomatie so wichtig wie das Heer. Diese Maßregeln werden den Frieden erhalten, die Ehre retten und zugleich unsere Stellung günstiger machen, als sie es je gewesen. Aber nur ein solches Handeln mit dem Entschlusse, dabei zu bleiben, kann uns retten. . . .

Es steht Alles auf dem Spiele, allein die Karten des Schicksals liegen gut. Die Fehler und die Bosheit unserer Feinde thun mehr für uns, als wir leicht verderben können.

Mein Herz ist tief bewegt, denn alle Täuschungen sind verschwunden, nicht jedoch der Glaube an Preußens Stern und das Geschick seines Königshauses, denn der ist keine Täuschung!

Einem Briefe Bunsen's an Radowitz, vom 30. October 1850, entnehmen wir noch die folgende Stelle:

Nach der hiesigen Ansicht, nicht nur der persönlichen Lord Palmerston's, sondern der des Cabinets, der anderen Staatsmänner und des Hofes, liegt die Ebenbürtigkeit Preußens als engen Bundesgenossen Englands in der jetzigen Weltkrise nur darin, daß es willens und fähig sei, die constitutionelle und Bundesstaatspartei als die auch hier anerkannte wirkliche Mehrheit in Deutschland zu befriedigen. Man glaubt fest, Preußen werde sonst im Kampfe unterliegen, und einem fallenden Freunde steht Niemand bei: ein englischer Minister könnte es auch beim besten Willen nicht.

Dies würde schon bei der hessischen Angelegenheit zur Frage kommen. Die frankfurter Versammlung gibt den hessischen Ständen und dem Volke offenbar unrecht, und kann, wenn das alte Bundesrecht noch gültig wäre, dies mit einem Scheine von Fug und Recht thun. Die ganze öffentliche Meinung Englands aber, selbst der „Times", ebenso wie die Deutschlands

gibt dem ebenso verrätherischen wie ungeschickten Minister und also dem Kurfürsten, solange er ihn behält, unrecht und findet, daß Volk und Stände innerhalb des constitutionellen Rechts geblieben sind, da das Princip der absoluten Steuerverweigerung gar nicht in Rede gekommen sei. Was nun (fragt man sich) kann bei einer Specialcommission herauskommen, die nach ganz verschiedenem Rechtsgrunde urtheilen muß, wenn Preußen das constitutionelle Princip wirklich in dem eng verbundenen Lande vertreten will gegen das aufgedrungene alte Bundesrecht?

Was der Correspondenzartikel der „Times" von Berlin, 27. October, in dem Theile über Hessen von Preußens Gleichgültigkeit gegen die constitutionelle Sache sagt, habe ich in vertraulichen Unterredungen in Broadlands fast mit denselben Worten „as the general impression of the public in England and Germany" *) charakterisiren gehört.

Niemand glaubt hier, daß Oesterreich und Baiern beim Hinziehen dieser Frage etwas Anderes beabsichtigen, als Zeit zu gewinnen, ihre Truppen zusammenzuziehen und die dänische Krise zu vergrößern. Diese Ansicht würde sich selbst dann wenig ändern, wenn Oesterreich wirklich auf den Vorschlag einer Specialcommission eingehen sollte.

Vollkommen gewiß aber ist, daß sich Niemand irgendeinen Erfolg von allen Unterhandlungen mit dem Kurfürsten verspricht, solange dieser in Wilhelmshöhe sitzt, und nicht nach Berlin geht. Was man von Preußen also als Beweis verlangen würde, daß es als Vertheidiger des monarchisch-constitutionellen Princips handeln wolle, wäre nichts weniger als (durch das gegenwärtige Unionsorgan) die Ansicht aussprechen zu lassen, die Hessen hätten recht, und dieses Recht habe der Kurfürst anzuerkennen, wenn er auf Preußens Unterstützung rechnen wollte; der Bekämpfung dieses Princips aber auf Grund der abgeschafften Bundesverfassung werde Preußen mit seiner ganzen Macht entgegentreten.

Unter gleichem Datum schreibt Bunsen demselben Freunde:

Alles ist Kleinigkeit gegen die Hauptsache: unsere Politik in der großen Krise Deutschlands und Europas. Niemand glaubt, daß es dem Könige Ernst ist, weder mit dem, was im englischen politischen Wörterbuche bei Hof, und in Downing-Street, und in Westminister wie in der Presse, constitutionelle Monarchie heißt, d. h. der von 1688 an datirenden in ihrer vollen Entwickelung. Niemand glaubt, daß es Preußen um Deutschlands freie Entwickelung, um Bundesstaat und Unionsverfassung zu thun sei: das Ganze (sagt Lord Aberdeen wie Lord Palmerston) sei „an illdisguised, not allowed system of Prussian aggrandizement". **)

*) „Als den allgemeinen Eindruck des Publikums in England und Deutschland."
**) „Ein schlechtverhehltes, unerlaubtes System, Preußen selbst zu vergrößern."

Wenige Tage darauf schreibt Bunsen an Camphausen über die steigende politische Krise:

London, 2. November 1850. (1806!)

Ich mußte Unwohlseins wegen schnell durch Köln reisen, ohne Ihnen die Hand drücken zu können. Seitdem bin ich krank gewesen und gesund geworden, um den Kampf gegen die neue unheilige Allianz aufzunehmen und zu sehen, ob, wenn wir uns noch vor dem letzten tödlichen Schlage ermannen, wir, wie im Siebenjährigen Kriege, eine Allianz mit England machen können....

Was haben Sie zu der neuen (un)heiligen Allianz zwischen Frankreich und Rußland gesagt, unter den Flügeln des Londoner Protokolls? Das ist noch ärger als Napoleon's und Alexander's Weltvertheilung in Erfurt. Jetzt mit England, damals ohne England und gegen England! Aber so ist's, die Wagschale wird in England gehalten und Oesterreich steht Schildwache vor des Zaren Cabinet mit den kleinen Rheinbundkönigen daneben als Schildknappen, alle gleich gierig, Bruderblut zu lecken und Deutschland unter das alte Joch absoluter eid= und bundesbrüchiger Fürstenhäuser zu setzen. Preußens letzte Stunde hat geschlagen, wenn es sich nicht wie 1756 und 1813 erhebt. Vieles sieht ganz so aus wie 1806; diesmal steht jedoch Preußen nicht allein, wenn es nicht selbst es will. An das dynastische Junker=Preußen schließt sich Niemand an, an das constitutionelle und deutsche nicht allein Dreiviertel des Vaterlandes, sondern auch England. Das habe ich nach Berlin berichtet, mit aller möglichen Schärfe betonend, daß man ohne die Entfaltung des constitutionellen und deutschen Banners Preußen für vernichtet hält, sei es friedlich oder blutig. Wenn das Banner entfalten Revolution heißt, so sind wir also verloren. Wir werden geschlagen werden wie 1806, und Deutschlands Demüthigung ist vollendet. Erst nach langer Schmach wird Errettung kommen. Noch jetzt, im letzten Augenblick, wäre Rettung möglich, wenn man die Kammern beriefe, ein constitutionelles Ministerium aus ihrer Mehrheit bildete oder das gegenwärtige daraus ergänzte, vor Gott und der Welt den Stand der Dinge erklärte und danach handelte. Was könnte aber aus einer Specialcommission für Hessen herauskommen, wo der eine Theil als Gesetzbuch die alte Verfassung des Bundes mitbringt, der andere die hessische Verfassung (wenn ehrlich) als einzige rechtliche Grundlage auflegen kann? Wahrlich, es ist nicht mehr Zeit, mit solchen hohlen Vorschlägen hervorzutreten! Unterdessen läßt man nicht allein den Kurfürsten im feindlichen Lager bleiben, sondern auch das treue, gute Heer in die Gefangenschaft gehen. Das wäre Beides nie geschehen, wenn man die Constitutionellen in Hessen hätte eine provisorische Regierung einsetzen lassen. Der Kurfürst wäre auf die Androhung hin sogleich nach Berlin gekommen, und wir

hätten die Position von Fulda und Gelnhausen gegen die ganze Welt vertheidigen können! Jetzt, fürchte ich, sitzen wir zwischen den Höfen, die uns alle anfeinden, und den Völkern, die uns nicht trauen. Alles das habe ich offen und rückhaltlos geschrieben. Erwarten Sie also Alles oder Nichts von England nach den Umständen. Niemand glaubt hier an eine ernste Entscheidung, die meisten halten uns nicht allein für gedemüthigt, sondern für Treulose, welche durch Ränke sich haben groß machen wollen.

Ich sage Ihnen mit diesem Allen nichts Neues, aber es drängte mich, in diesem verhängnißvollen Augenblicke auszusprechen, was mir das Herz bewegt.

Der folgende Tag schon brachte die nur zu „verhängnißvolle" Warschauer Zusammenkunft. Der Eindruck dieses Ereignisses auf Bunsen ist bereits oben (Seite 143—144) mitgetheilt. Wie er es sich sofort zur Aufgabe gestellt, suchte er auch jetzt, zumal dem englischen Ministerium gegenüber, dem traurigen Thatbestand die besten Seiten abzugewinnen.

Eine Aufzeichnung Bunsen's vom 9. November enthält in dieser Beziehung die nachstehenden Thatsachen und Betrachtungen:

Der Eindruck der Nachrichten über den Ausgang des Ministerrathes in Berlin vom 2. dieses und der gleichzeitig von allen Seiten einlaufenden Berichte über die Tragkraft der Warschauer Conferenzen war ein ungeheuerer. Jedermann fühlte, daß ein großes Verhängniß herannahte, und die vorherrschende Idee bei allen Parteien war, daß Rußland die Stellung Napoleon's in den Jahren 1805 und 1806 einzunehmen begonnen habe. Diese Idee bewirkte augenblicklich eine Umwandlung der öffentlichen Meinung zu Gunsten Preußens und der freien, inneren, also constitutionellen Entwickelung Deutschlands. Man sah beide und mit ihnen die ganze Zukunft Europas bedroht durch die schiedsrichterliche Stellung Rußlands dem ganzen Centraleuropa gegenüber, mit einer unverhehlten absolutistischen Richtung. Selbst die „Times" und das „Morning Chronicle" sprachen sich offen gegen jede Demüthigung Preußens und jede absolutistische Unterdrückung der deutschen Nation aus. Danebenher gingen natürlich und zwar in den Zeitblättern aller Parteien Betrachtungen und Bemerkungen, welche jedes preußische Herz tief verletzen mußten.

Die heutige „Post" brachte, zuerst telegraphisch, dann in ausführlichen Artikeln, die Nachricht von dem im Ministerrathe am 6. dieses gefaßten Beschlusse, das ganze preußische Heer aufzurufen und dem Vordringen der bairischen Truppen in Hessen ein Ziel zu setzen....

Durch sichere Mittheilung hatte ich erfahren, daß Freiherr von Brunnow am 6. Lord John Russell in einem eigenhändigen Briefe eine vertrauliche Mittheilung gemacht hatte von dem Gesichtspunkte des kaiserlichen

Cabinets in den deutschen Angelegenheiten. Es heißt in diesem Briefe, nachdem die weltbekannten Phrasen von dem treuen Festhalten des kaiserlichen Cabinets an den großen Verträgen von 1815 und von seiner Sorge für die Erhaltung des Weltfriedens wiederholt sind: der Kaiser habe seine Bemühungen dahin gerichtet, Oesterreich und besonders Preußen zu bewegen, sich über die deutschen Angelegenheiten zu einigen; sollten seine Bemühungen wider Erwarten nicht den gewünschten Erfolg haben, so werde er sich mit Oesterreich über die Art verständigen, wie den deutschen Wirren auf Grund der Verfassung von 1815 ein Ende gemacht werden könne.

Hinsichtlich Hessens werde der Kaiser Oesterreich nur seinen „appui moral" geben; hinsichtlich Holstein-Schleswigs aber seinen „appui matériel".

Ich benutzte diese Kenntniß der Sachlage, um Lord John Russell zu einer Mittheilung zu bringen, indem ich sagte: „man sei in Berlin unterrichtet, daß dieses die Absichten des kaiserlichen Cabinets seien." „Allerdings", sagte Lord John Russell, „Baron Brunnow hat mir etwas derart vertraulich eröffnet, ich habe aber nicht geglaubt, daß der „appui moral" irgendetwas bedeute, als, was sich von selbst versteht, daß Rußland die Grundsätze Oesterreichs billige."...

Ich entwickelte ihm nun meine Ansicht dahin, ich gehe von zwei Hauptpunkten aus:

1) hinsichtlich der holsteinischen Frage habe Preußen bereits den Forderungen Großbritanniens genuggethan;

2) hinsichtlich der Warschauer Conferenzen sei man in Berlin durch die nun vom Tode besiegelte Berichterstattung des Grafen Brandenburg keineswegs vorbereitet gewesen auf die seitdem erfolgte Aufforderung an Preußen, „im Namen des Bundes" Hessen zu räumen oder dem Executionsheere des Deutschen Bundes ruhig zuzusehen. Dies gehe über das Verabredete hinaus und sei eine absichtlich hervorgesuchte Ehrenkränkung und Beleidigung (a gratuitous insult), gegen welche Preußen seine ganze Macht aufbieten müsse. Da nun, wie die gesammte öffentliche Meinung Englands bezeuge, Preußen bis zum äußersten Punkte in der Nachgiebigkeit gegangen sei, so werde er auch überdies gern anerkennen, daß damit ganz Deutschland und der ganzen Welt der Beweis gegeben sei, wie Preußen kein Opfer gescheut habe, den Weltfrieden zu erhalten.

Lord John Russell erkannte beide Punkte aufs allervollkommenste an....

Zuletzt fragte er noch: „was die Ansicht der preußischen Regierung über die innere hessische Frage sei?" Ich erwiderte hierauf, daß sich das Cabinet bisjetzt noch nicht darüber ausgesprochen, doch sei es einleuchtend, daß Preußen nie zugeben könne, daß die zwischen dem Ministerium Hassenpflug und Ständen und Volk obschwebende Streitfrage entschieden werden sollte nach den Beschlüssen von den Jahren 1831 und 1834, welche nach unseren feierlichsten Erklärungen durch die Abdication der Bundesversamm-

lung in 1848 aufgehört hätten, irgendeine Gültigkeit zu haben. Nach dem Geiste des Bundes und alles öffentlichen Rechts könne die Frage nur auf der Basis der hessischen Verfassung entschieden werden. „Nun denn", sagte Lord John Russell, „nach der Verfassung haben Stände und Volk vollkommen recht gegen den Kurfürsten, und ihr Betragen verdient nicht allein Anerkennung, sondern Bewunderung."

„Ohne allen Zweifel", erwiderte ich ihm. Dies ist die allgemeine Ueberzeugung wie hier, so in Deutschland. Ich zweifle nicht, daß Lord John Russell die Frage deshalb machte, weil die englischen Agenten fast einstimmig behaupten, Preußen liege so wenig als Oesterreich an der Aufrechterhaltung der Verfassungsfrage in Hessen und in Deutschland überhaupt.

Die Sendung des Generals von Radowitz nach London mit dem officiellen Auftrage, die englische Artillerie sowie die eisernen Brückenbauten in England zu besichtigen, mit dem geheimen Ziele, jetzt nachträglich eine Allianz mit England zu ermöglichen, blieb politisch ohne Folgen. Da die rasch vorübergehende Episode jedoch vielfach verkehrt aufgefaßt worden, mögen folgende Mittheilungen über dieselbe hier angefügt werden.

Radowitz meldete Bunsen in einem Erfurt, 16. November 1850 datirten Briefe seine bevorstehende Ankunft:

Mein verehrtester Freund!

Erlauben Sie mir, Ihnen zu melden, daß ich am 18. d. M. von hier abreise, um mich nach London zu begeben. Ueber alles Weitere gestatten Sie mir ausführliche mündliche Mittheilung; alles Schriftliche bringe ich mit.

Die Freude, Sie wiederzusehen, gehört zu meinen besten Aussichten; wir haben sehr viel zusammen zu betrachten und auszutauschen; mindestens soll Ihnen nichts undeutlich bleiben über diese schweren Zeiten.

Ich treffe meiner Rechnung nach am 21. oder 22. in Ostende ein und will nach Dover übersetzen, sodaß ich, so Gott will, den 22. abends, spätestens am 23. in London sein kann. Wenn Sie die Güte hätten, mich einige Zeilen am Eisenbahnhofe zu Dover finden zu lassen, so würde ich dies als Zeichen Ihrer Freundschaft dankbar erkennen. In treuester Ergebenheit ꝛc.

Radowitz' Auftrag ging, wie bemerkt, auf Abschluß einer englisch-preußischen Allianz. Wie sehr indeß jede früher bestandene Möglichkeit eines solchen Bündnisses aufgehört hatte, beweist am besten folgende Bemerkung des Prinzen Albert:

Eine preußisch-englische Allianz ist ein Gegenstand von so ungeheuerer Wichtigkeit, daß über denselben nur von den constitutionell-verantwortlichen

Räthen der beiden Kronen wirklich verhandelt werden kann, und daß ich die Grenzen meiner eigenen politischen Stellung und Verantwortlichkeit überschreiten würde, wenn ich durch eine von mir persönlich gegebene Ansicht das Urtheil Preußens über das Thunliche und Nichtthunliche eines solchen Vertrages im voraus beeinflussen wollte....

Kein Minister könnte angesichts der Volksstimmung es wagen, den Namen Englands für eine Maßregel zu verpfänden, die die Möglichkeit der Theilnahme an einem neuen Continentalkriege in sich schlösse, ohne die Zustimmung des Parlaments. Dieses aber wird dieselbe auf keinen Fall geben, es sei denn, daß ihm klar wäre, daß große englische Interessen bei der Frage im Spiele sind.

Daß dies in der That hier eventuell der Fall sein werde, glaube ich von meiner persönlichen Kenntniß aus für erwiesen halten zu können, aber der Beweis für das englische Publikum kann nur von Preußen geliefert werden. England haßt einen Krieg Preußens gegen Dänemark, der anscheinend zur Eroberung Schleswigs geführt wird; es begreift nichts von Etappenstraßen und erstaunt über die Berufung einer ganzen Nation unter die Waffen zur Vertheidigung eines solchen Gegenstandes. Dagegen würde es vollkommen verstehen, was es heißt, seinem Volk das fürstliche Wort lösen, selbst mit Gefahr der eigenen Existenz; ferner ein in seinem klarsten politischen und constitutionellen Rechte aufs absichtlichste angegriffenes Volk gegen den grausamen Leichtsinn seines Regenten und dessen Bundesgenossen schützen, und endlich mit Entschlossenheit dem Andrange einer zügellosen Reaction einen Damm entgegensetzen und es nicht leiden, daß von Rußland und Oesterreich alter Despotismus und Jesuitismus und Vernichtung alles nationalen selfgovernment durch diplomatische Intriguen und verzweifelte Kriegsdrohung den Völkern wieder aufgedrungen und ihnen nichts übriggelassen werde als die Aussicht auf eine neue Revolution.

Näheres über die Stellung Englands zu der Allianzfrage mit Preußen berichtet eine Aufzeichnung Bunsen's vom 29. November 1850:

England will jetzt unter jeder Bedingung neutral bleiben. Die Nation will keinen Krieg, solange nicht England unmittelbar bedroht ist, und Preußen hat fast alle noch übrigen Sympathien im Lande verloren, seit es sich (nach der hiesigen Ansicht) des unbezweifelten Rechts des hessischen Volkes nicht angenommen, die Union aufgegeben und die kleinen Staaten dem Einflusse Oesterreichs und Rußlands überlassen hat. Es hilft nichts, dagegen zu sagen, daß Preußen absichtlich sein eigenes dem hessischen Volke günstiges Urtheil zurückgehalten, um desto eher die von Preußen verlangte Untersuchungscommission zu erlangen. Man antwortet, dies sei jesuitisch; Preußen habe wohl gewußt, daß Oesterreich nie darauf eingehen würde; die Wahrheit bleibe, Preußen habe sich weder um Deutschlands Einheit,

noch um die constitutionellen Rechte deutscher Staaten bekümmert; es habe, wie Lord Aberdeen und die Tories von Anfang behauptet, nur selbstsüchtige, ehrgeizige und dynastische Plane verfolgt. Jeder sagt dies auf seine Weise, allein Alle sagen und schreiben dasselbe. Was die „Times" und andere feindliche Organe anklagend und verhöhnend aussprechen, erscheint in den beiden günstigen Blättern, dem „Globe" und den „Daily News", als Befürchtung oder Aufmunterung.

Dazu kommt aber noch namentlich bei dem Ministerium eine zweite Betrachtung. Man glaubt, Preußen sei nicht stark genug, allein den Kampf gegen das durch die Ligue und von Rußland verstärkte Oesterreich zu führen, es fehle ihm, mit wenigen Ausnahmen, an berühmten und tüchtigen Oberbefehlshabern, welche das Vertrauen des Heeres besäßen, an kriegserfahrenen Offizieren, und im gegenwärtigen Augenblicke sei es sogar mit seinen Rüstungen noch zurück. Alles Dieses wird der hiesigen Regierung von ihren Agenten und namentlich von Berlin geschrieben, und Aehnliches den Zeitungen von ihren Correspondenten und Reisenden. Bei einer solchen Ansicht geht das Bestreben Englands vor Allem dahin, in Berlin wie in Wien und in Petersburg zum Frieden zu reden, dabei aber noch insbesondere im engsten Verbande mit Frankreich eine vermittelnde und beobachtende Stellung einzunehmen. Zunächst hofft das englische Cabinet dadurch Frankreich von Gelüsten nach dem Rheinufer abzuhalten, dann aber auch für den Fall, daß Preußen unterliegen sollte, der russischen Dictatur und dem russisch-österreichischen Absolutismus in Deutschland und Europa eine Grenze zu setzen. Ohne daß Frankreich dabei sei, wird England niemals an eine Allianz mit Preußen zum Schutze gegen Oesterreich denken.

Von diesem Standpunkte aus ist man also auch entschlossen, sich dem Eintreten des österreichischen Gesammtstaates in den Bund zu widersetzen. Man hält die Einsetzung eines Bundestages, ausgestattet mit allen Rechten des Eingriffes in die constitutionellen Freiheiten Deutschlands und von einer überwiegenden nichtdeutschen Macht und Gewalt getragen, für entschieden in Warschau beschlossen. Die nächste Folge des russischen Uebergewichtes ist also für jetzt und die nächste Zukunft ein näheres Anschließen als je an Frankreich und insbesondere an den Präsidenten, welchen allein man in politischen Dingen und namentlich in der deutschen Angelegenheit für ehrlich hält....

Große Ereignisse und Geschicke stehen in den nächsten Tagen und Jahren bevor, die kein Sterblicher vorhersehen, deren Tragweite keine politische Weisheit berechnen kann. Niemand kann deshalb vorhersagen, wie England zu der Politik des Festlandes im nächsten Frühjahre stehen werde. Allein für die jetzige Krise steht die Politik des englischen Cabinets fest, und es steht in keines Menschen Macht, sie zu ändern. Die Königin könnte,

wenn sie auch wollte, kein für die Allianz mit Preußen günstigeres Ministerium jetzt bilden.

Wie sicher sich die „Times“ dieser Thatsache fühlt, zeigt ihr boshafter und höchst gehässiger Leitartikel von heute, worin sie der Königin einen Vorwurf darüber macht, daß sie den Mann des Krieges, General von Radowitz, nach Windsor eingeladen, und worin der Prinz Albert gewarnt wird, sich zu erinnern, daß er aufgehört habe, ein deutscher Prinz zu sein....

Ueber die hessische Sache urtheilt Lord Palmerston auf Grund der letzten Depeschen: „Preußen gibt also Hessen auf, denn eine Berufung auf den Etappenvertrag von 1832, dessen Inhalt man mir mitgetheilt, hilft ihm nichts; danach dürfen seine Truppen nicht über dreimal 24 Stunden in einer gegebenen Etappenstadt bleiben; ein fortgesetztes Occupationsrecht derselben läßt sich auf keinen Fall daraus folgern, also auch nicht das Recht einer Demarcationslinie.“

Es versteht sich, daß ich gegen ihn eben wie gegen Lord John Russell mich auf den Geist des Vertrages, die Aufrechthaltung und Sicherung der Verbindung zwischen den östlichen und westlichen Provinzen, zurückgezogen. Lord Palmerston antwortet aber darauf: „Ich bin der Ansicht, Preußen sei 1815 schlecht behandelt, es hätte stärker gemacht werden sollen, um sich und Deutschland gegen Rußland und Oesterreich zu vertheidigen; allein wenn Preußen sich auf Verträge beruft, muß sich Europa an dasjenige halten, was in den Verträgen geschrieben steht. Um Gottes willen daher keinen Krieg über eine solche Sache! Ich wiederhole, Preußen hat keine Sache mehr zu verfechten, für welche ein Krieg mit einem Europa verständlichen Rechte und mit Hoffnung auf Erfolg geführt werden könne....“

Der Antheil an der hessischen Rechtssache ist so groß, daß die Kaufleute in der City bereits 2500 Pfd. St. für die durch ihre Resignation in Armuth gestürzten Offiziere gesammelt. Das Ministerium theilt diese Begeisterung. Lord John Russell hat sich von einem der Kronadvocaten eine staatsrechtliche Denkschrift über die hessische Verfassung und den Streitpunkt der Stände mit Hassenpflug ausarbeiten lassen und sagt öffentlich: „Man müsse an jedem Rechts- und Ehrgefühl der deutschen Fürsten verzweifeln, wenn ihnen über einen so klaren und unbestreitbaren Punkt, wie er in der Geschichte nicht vorkomme, ein Zweifel bleiben könnte. In dem Angriff auf die hessischen Stände sei die constitutionell-monarchische Freiheit ganz Deutschlands im Sinne jener Willkür angegriffen, welche von diesem Punkte aus sogleich hätte bekämpft werden müssen.“ Bei Hofe herrscht dieselbe Ansicht; die Torystaatsmänner sagen dasselbe, um daraus die gehässigsten und verhöhnendsten Folgerungen gegen die Redlichkeit der Politik Preußens und die Wahrhaftigkeit seiner Leiter zu ziehen.

Diese Mittheilungen werden weiter ergänzt durch eine Aufzeichnung Bunsen's vom 11. December 1850:

Ein Bericht, welcher hier im Ministerium und bei Hofe einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht, ist die letzte politische Depesche Lord Westmoreland's, welche über das Benehmen Preußens gegen Braunschweig infolge einer Unterredung mit dem Herzoge berichtet.*) Damit stimmen andere Briefe aus Deutschland überein, daß Preußen die kleinen Staaten (und unter ihnen namentlich Braunschweig und Koburg) im Stiche gelassen und sich nicht im geringsten um sie bekümmere.

In demselben Berichte findet sich nun auch eine Darstellung der Unterredung Lord Westmoreland's mit des Königs Majestät, bald nach seiner Ankunft in Berlin; diese Darstellung hat hier den befremdenden Eindruck hervorgebracht, des Königs Majestät finde, Oesterreich habe viel mehr bewilligt, als man von ihm habe fordern können, und das größte Glück bei der Uebereinkunft sei, daß dadurch ein Sieg Preußens über Oesterreich verhindert worden, ein Sieg, welcher bei der inneren Zerrissenheit der österreichischen Monarchie unvermeidlich gewesen sein würde.

Allerdings ist der Bericht über die Audienz bei Sr. königl. Majestät so gefaßt, daß man einen solchen Eindruck begreifen kann, obgleich der unbefangenere Staatsmann leicht einsehen muß, daß des Königs Majestät dergleichen nie gesagt haben kann....

Meine hiesigen Beobachtungen und Erkundigungen führen mich dahin, daß Herr Drouin de Lhuys Alles aufbietet, um Talleyrand's Rolle in 1830 zu spielen und die entente cordiale neu zu begründen. Es muß Alles geschehen, damit dies verhindert werde. Wenn dies vom Standpunkte Englands wahr ist, so noch vielmehr von dem Deutschlands und Preußens insbesondere.

Jene beiden Mächte gehen nun auch bereits entschieden mit dem Gedanken eines europäischen Congresses um. Ich stehe nicht an, mich nach der mit Oesterreich erreichten Verständigung vom hiesigen Standpunkte unbedenklich dahin auszusprechen:

daß ein europäischer Congreß über die deutschen Angelegenheiten jetzt das größte Unglück für Deutschland sein würde.

Die Selbständigkeit Deutschlands würde alsdann gänzlich verloren gehen und Deutschland unter eine europäische Curatel gesetzt werden, da es doch stark genug ist, sich selbst zu schützen, und da die Verträge von 1815

---

*) Nach der Darstellung dieses Berichtes sollte Preußen den Herzog zuerst aufgefordert haben, den frankfurter Bundestruppen den Durchmarsch (zur Pacificirung Holsteins) zu verweigern, dann aber die erwartete Zusicherung des Schutzes gegen die Folgen vorenthalten oder vielmehr abgeschlagen haben.

Deutschland keineswegs in dieselbe Kategorie mit Polen haben setzen können oder wollen.

Konnte aber auch der politische Zweck von Radowitz' Sendung nicht erreicht werden, so versuchte Bunsen wenigstens durch diesen andern Freund des Monarchen auf die getreue Durchführung des constitutionellen Princips hinzuwirken. Er spricht sich selbst näher darüber aus in einem Briefe an Baron Stockmar vom 30. November 1850:

Radowitz ist begeistert zurückgekommen über die vertrauensvolle und auszeichnende Güte, mit welcher er von der Königin und dem Prinzen empfangen und behandelt worden, und über das Musterbild eines häuslichen und politischen Lebens, welches er im Schlosse gesehen und bewundert hat.

Ebenso ist er dankbar für Ihr Vertrauen und so sehr erfreut über Ihre Persönlichkeit und Ihr politisches Glaubenssystem, daß er meint, es lasse ihn dieses Gefühl hoffen, daß Sie wol mit ihm nicht unzufrieden seien.

Es ist und bleibt doch etwas Großes, wenn man mit einem Manne von Genius und Charakter zu thun hat, und beides ist Radowitz.

Nun habe ich aber eine Bitte an Sie als Arzt und die müssen Sie dem Freunde im Herzen gewähren, ehe Sie umschlagen und weiter lesen. Nicht wahr, Sie thun das, alter Philosoph?

Es herrscht in Berlin eine große politische Glaubensschwäche an das constitutionelle System, und als philosophischer Arzt werden Sie auch wissen, wo das Uebel sitzt und wo dieser Schwäche durch eine gründliche Stärkung abgeholfen werden kann. Ebenso wird Ihnen feststehen, daß die Cur nur durch Radowitz geführt werden kann. Ich will Ihnen bei der Gelegenheit, wie man es bei einem Arzte thun muß, auch noch das Geheimniß anvertrauen, daß gestern Abend von vertrauter Seite ein Wink gekommen ist, des Inhalts, „sobald erst Manteuffel entfernt sei, müsse R. wieder an die Spitze des Ministeriums treten und die politischen Angelegenheiten Preußens leiten". Ich halte es für wahrscheinlich, daß Radowitz bald uns verläßt, um das Steuerruder zu ergreifen. Dann hängt Alles davon ab, daß er gleich von Anfang die rechte Stellung zum Könige nimmt. Sie müssen mir also helfen, Radowitz gründlich von der unbedingten Pflicht zu überzeugen, in Treue und Liebe zum Könige und Herrn, und gerade um dieser Liebe willen für des Königs unsterbliche Seele und seine Ehre bei Mit- und Nachwelt: „dem Könige zu sagen, daß ein ehrlicher Mann nicht sein Minister sein kann, wenn er fortfahren will, mit einer hochverrätherischen oder stockdummen Camarilla zu regieren; daß das constitutionelle System nur deshalb eine Lüge auf dem Festlande ist, weil die Fürsten nicht ehrlich genug sind, es in seiner Wahrheit zu begreifen; daß es übrigens selbst in England seit dem großen Oranier erst Königin Victoria und

Prinz Albert recht begriffen und zu ihrem und des Landes Segen treu und bewußt ausgeführt haben und ausführen.“ Unser Magus ist von vielen Täuschungen (Folgen des unseligen dreißigjährigen Friedens!) gründlich geheilt — von welchen mich England und was ich hier gelernt, und namentlich von Ihnen, curirt — (vom „Krebs der Imagination“ und das ohne Mephistopheles). Aber er hat doch noch nicht die richtige Stellung zum Könige genommen, den er zärtlich liebt, wie dieser ihn, den er aber ergänzen und überzeugen muß durch Vernunft und (wie das bei Deutschen immer nothwendig) durch richtige Doctrin. Ich habe ihm dies offen gesagt, und so stark und streng, daß er darin das Maß meines Vertrauens auf seine Redlichkeit und Gutmüthigkeit hat. Ich predige ihm die reine Lehre mit Ueberzeugung. Ich habe ihm erzählt unter Anderm, wie es hier mit dem Protokolle des Ministerrathes und der Stellung des Privatsecretärs gehalten wird, vor Allem aber, daß des Königs Ehre oder Verstand oder beide ohne gänzliche Reform zu Grunde gehen.... Wollen Sie Preußen und Deutschland retten helfen, so kommen Sie auf einige Tage nach der Stadt und predigen ihm das politische Evangelium von der Glaubensstärkung ohne Tinctur....

Ein etwas späterer Brief an denselben, nach Radowitz' Abreise am 18. Januar 1851 geschrieben, sagt über denselben Gegenstand:

Die Lage des Königs ist entsetzlich an sich, entsetzlicher durch das Unglück, welches er, wenn ihn nicht Gott herausreißt, unübersehlich über das Vaterland bringen muß. Er, der tausend Eigenschaften hätte, Preußen und Deutschland und die Zeit zu heben und zu trösten.... Gottlob! nicht ein einziger meiner Freunde ist der guten Sache untreu oder schlaff geworden. Die nächste Woche kann eine Krise bringen. Radowitz ist trotz der königlichen Ermahnung, erst nach Erfurt auf einige Tage zu gehen, fest bei seinem Entschlusse geblieben, geradeaus, aber nur auf zwei Tage nach Berlin zu gehen. Ich habe ihm vor dem Scheiden als seine Pflicht vorgehalten, das jetzige Ministerium jetzt oder bei dem ersten möglichen Wendepunkte zu stürzen, ein neues aus dem preußischen Centrum zu bilden und dann als Generaladjutant die Vermittelung zwischen dem Könige und Hofe einerseits, und Ministerium und Kammern und Nation andererseits zu übernehmen, welche durchaus unentbehrlich ist, natürlich nachdem er — — und die übrigen Narren oder Schalksknechte mit dem Besen seiner Zunge und seines Stolzes weggejagt. Gerlach sogleich zu entfernen hat der König ihm selbst angeboten. Ich habe ihm ferner gesagt, daß der König eines Mannes bedarf, aber ohne einen Mann nicht regieren kann.

Radowitz gibt mir recht und scheint entschlossen, die That zu thun, sobald er kann. Ich fürchte keinen Mangel an Muth, auch (nachdem er sich an Englands Luft gestärkt) keine Illusion der alten Art, als die durch

die mehr tatarisch-katholische als deutsch-protestantische Liebe, welche er zum Könige hat. Er nennt Dualismus, was entweder Tollheit oder Unredlichkeit ist oder werden muß.

Haben wir in den bisherigen Mittheilungen einfach die eigenen Aeußerungen Bunsen's über die verschiedenen Ereignisse des Jahres 1850 zusammengestellt, so verlangt der auf lange hinaus so entscheidende Wendepunkt der preußisch-deutschen Geschichte, der 3. November 1850, doch noch eine nähere Charakteristik. Wir schließen demzufolge aus dem Briefwechsel Bunsen's (ähnlich wie bei der Schilderung der allgemeinen Hoffnungsseligkeit, mit der die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. begrüßt wurde) eine Reihe von Aeußerungen an, welche wiederum die allgemeine Stimmung, die durch die olmützer Punktationen hervorgerufen wurde, plastisch vorführen.

Eine hochstehende patriotische Frau schreibt am 5. November 1850:

Am 19. März 1848 wurde das alte, am 3. November 1850 das neue Preußen begraben. Der Prinz von Preußen hat ritterlich für sein Vaterland gekämpft, doch vergebens! Nun, da es zu spät ist, mag auch England erwägen, was es dabei gewonnen hat, daß es Rußlands und Oesterreichs Uebergewicht heranwachsen ließ bis an die belgisch-holländische Grenze.

Einem Briefe von Max Müller aus Oxford vom 5. November 1850 entnehmen wir die folgende Stelle:

Daß Preußen auf dem wiener Congreß erscheinen muß, ist traurig genug. Sollte aber nicht noch ein anderer ungebetener Gast dort erscheinen? oder glaubt man, daß der Geist des Rechts und der Freiheit, der Geist des Volkes, auf einem sicheren Elba in Gewahrsam liegt? haben dazu Tausende von Vätern und Söhnen ihr Glück und Leben geopfert, um Deutschland von Rußlands Gnaden regiert zu sehen? Das kann nicht halten, und je eher es fällt, desto besser. Es ist besser, den Glauben an die Weisheit der Abenteurer und Söldner in den deutschen Cabineten zu verlieren, als an einem höheren Leben in der Weltgeschichte zu verzweifeln.

Der frühere Minister Camphausen schreibt am 5. November 1850 an Bunsen:

Seitdem Sie schrieben und noch abzuwehren hofften, ist der Schlag gefallen; ein großer Staat, wehrkräftig wie keiner in Europa, ohne Verlegenheit im Innern, des Volksgeistes gewiß, in den Finanzen gesund, leckt den Staub von den Füßen seiner Gegner, ohne nur den Versuch des Widerstandes zu machen, auf eine bloße Kriegsdrohung hin, die bramarbasirende Feinde, bittere Angst im Herzen, ausgestoßen haben....

Von den auswärtigen Feinden, die zu unserer Erniedrigung geholfen, sehe ich Palmerston als denjenigen an, der die Entscheidung gegeben hat. Rußlands und Oesterreichs Politik war von Natur gegeben, sie verstand sich von selbst. Ebenso von selbst hätte es sich verstehen sollen, daß England sich ihnen entgegenstelle und Frankreich wenigstens neutral halte. Es hat aber der natürliche Freund gehandelt wie der vernichtungssüchtige Feind. Der tödlichste Streich gegen Preußen, das Londoner Protokoll, kam von Palmerston; der Ruin Preußens, die Anerkennung des Bundestages, kam von Palmerston; sie kam von ihm, noch bevor eine der preußenfeindlichen Mächte diesen Schritt gewagt hatte.... Und diese Politik Palmerston's ist nicht eine friedliche, sondern eine kriegerische; wir sind dem Kriege vielleicht näher, als wir gewesen wären, wenn Preußen vor Baiern Hanau occupirt hätte. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Erniedrigung Preußens vom Volke und von der Armee dauernd ruhig hingenommen werde. Viel gewisser aber ist, daß bald ein größerer Umschwung der Meinung in England eintreten wird. England spielt seit zwei Jahren eine demüthige Rolle und duldet die russische Alleinherrschaft in Europa in einem Maße, welches für das mächtige Volk erniedrigend ist. Niemals, seit Englands Könige bezahlte Lohndiener Ludwig's XIV. waren, sind Fragen von europäischer Wichtigkeit mit geringschätzender Ignorirung Englands entschieden worden, wie jetzt in Warschau. Das kann nicht bleiben; aber wenn Englands Stolz erwacht, wird es dann noch möglich sein, den verlorenen Einfluß wiederzugewinnen ohne Krieg?

Ein berliner Brief von demselben Datum sagt:

Ich verbrenne einen fast fertigen Brief, weil es ja nicht möglich ist zu sprechen. Ich schicke Ihnen statt dessen nur einen Zeitungsartikel, der die Vorgänge vollkommen richtig darstellt, und betone in demselben namentlich das Eine, was der einzige Trost in diesem Augenblick ist: daß es nicht der König war, der die unselige Entscheidung herbeigeführt, daß wir also an ihm wenigstens wie an dem Prinzen von Preußen mit voller alter Liebe und Treue festhalten können! Er hatte das Rechte erkannt und gewollt; er fügte sich nur der Majorität des Ministeriums, er that es unter Thränen in der herzzerreißendsten Weise, weil er glaubte, dieses Ministerium im Innern nicht entbehren zu können.

Auf diesen Brief folgen dann noch von derselben Hand weitere Mittheilungen über die Zustände in Berlin:

22. November 1850. Was soll ich Ihnen sagen? Je weniger Sie wissen, desto besser; ich muß hinzusetzen: auch je weniger Sie sagen, hier sowol wie in London. Geduld und Resignation, abzuwarten, was Gott

über uns verfügt! Sie würden meine Muthlosigkeit schelten und ich kann ja kaum wünschen, daß Sie sie theilen möchten. Ich habe keine Hoffnung, keine; das Ministerium uneinig, gespalten in sich, theils rathlos, theils in Intriguen Rath suchend, ist doch noch mächtiger als die Kammern, die zersplittert, abstract, ohne politischen Takt sein werden, und die man im schlimmsten Falle wegschicken wird; dem Ministerium schaden gerade die guten Elemente durch ihr Bleiben, indem sie Unklarheit über die wahren Absichten des Ministeriums verbreiten und selbst im Unklaren darüber sind. Ja, wenn die gute Hälfte des Ministeriums den Muth hätte auszuscheiden und sich mit offenem Visir an die Spitze der Union zu stellen! Ladenberg thut mit redlichem Eifer, was er kann, um zu halten, was nicht mehr zu halten ist; er benimmt sich ebenso trefflich wie im November 1848, wo er muthiger war als Manteuffel, aber ist durch sein Bleiben am unglückseligen 2. November in eine falsche Position gekommen. Dazu bin ich überzeugt, daß wie früher von dem Cabinet des Königs hinter dem Rücken des Ministeriums, so jetzt von der einen Hälfte des Ministeriums hinter dem Rücken der andern Politik gemacht wird. Die Kammern werden nichts thun können, weil sie den wahren Stand der Dinge nicht erfahren, denn die einen schweigen aus Absicht, die andern aus Discretion. Mit Radowitz hat der König seinen guten Genius entlassen. Fast das Schlimmste ist, daß Niemand jetzt weiß, woran man ist, weil wir gar keinen festen, klaren Grund mehr haben, auf dem wir ständen, kein Princip, keine feste Linie, sondern daß es sich nur um das Mehr oder Weniger von Concessionen handelt, von denen dem Einen dies, dem Andern jenes noch als möglich und mit der Ehre Preußens vereinbar erscheint.

21. December 1850. Es ist eine traurige Zeit, in welche das Christfest und der Jahresschluß fällt. Was sollen wir von dem Jahre 1851 hoffen! ... Es ist noch zu früh, die Strafe wird später und schrecklicher kommen. ... Der König schwärmt in diesem Augenblick so sehr für Manteuffel, daß sich das nicht lange halten kann, da es nicht auf einer tieferen inneren Uebereinstimmung in höheren Dingen beruht, wie bei andern Freunden des Königs, denen er treu ist.

Wir sind jetzt auf der schiefen Ebene des Nachgebens gegen Oesterreich angelangt, auf der kein Aufhalten mehr ist. Ein bestimmtes System darüber besteht zwar nicht — dazu hat das Ministerium weder Verstand noch Muth genug, wohl aber die Tendenz, und der ist vielleicht noch schwerer entgegenzuarbeiten als einem System, das haltbar, greifbar, faßbar wäre. Ebenso in den inneren Angelegenheiten: man tendenzirt dem Constitutionalismus entgegen, ohne ihm direct entgegenarbeiten zu wollen. Von politischen Ideen ist nicht mehr die Rede, nicht einmal von denen der alten Schule und Tradition. Le Coq hat nie in seinem Leben eine Idee gehabt

und Manteuffel versteht wirklich noch weniger von politischen Dingen. Er sieht nie die portée seiner eigenen Worte und Thaten; sein Ruf als gescheiter Mann beruht hauptsächlich auf seinem Schweigen. Initiative hat er vollends gar nicht, weder zum Bösen noch zum Guten. Zum Ruf eines Staatsmannes ist er gekommen wie — ja recht eigentlich wie der Esel zum Lautenschlagen. Wir sind also in den jämmerlichsten Zuständen, und Abhülfe ist in diesem Augenblick nicht möglich. . . . Etwas ist allerdings erreicht; Oesterreich steht nicht mehr ganz so mit seinen Verbündeten wie zuvor, und unsere Position wäre immer etwas besser, als sie im November war, wenn wir hier etwas Anderes kennten als reines Schlepptragen Oesterreichs. . . . Von Dresden hoffe und erwarte ich nichts, am wenigsten etwas Gutes, und da ist nichts vielleicht noch besser. Die Tendenz wird auf eine Verstärkung des Bundes im Sinne einer Polizeianstalt gehen, und das wird vielleicht gelingen. Ein System hat man hier aber auch für Dresden nicht.

12. Januar 1851. Daß ich auch heute nichts Besseres schreiben kann, wird Sie nicht wundern. Wir müssen uns eben resigniren und abwarten. Es kann zwar nicht leicht bald anders werden; die Erbärmlichkeit setzt sich immer fester und die Schlechtigkeit ist gerade durch ihre Miserabilität am stärksten.

Der Minister ist von Dresden zurückgekehrt; wir werden wol kaum erfahren, was er dort mit dem Fürsten Schw., dem Alvensleben nicht nachgiebig genug ist, zusammengebraut hat. Ich fürchte, es ist nichts mehr zu retten; Oesterreich wird in Dresden wirklich durchsetzen, was es will; nämlich politische Vernichtung der kleinen Staaten, die Bevorzugung der Königreiche, um sie neben Preußen zu stellen. Preußen wird ihm helfen, seine eigenen Freunde zu vernichten. Der Bund wird zu einer stärkeren Polizeianstalt werden, bis die Revolution Alles wieder über den Haufen wirft. Das ist aber noch lange hin, für jetzt sind die Regierungen in einer ungeahnten Stärke. . . . Für jetzt ist gar nichts zu thun, um die Sache zu verbessern, es gibt keine Anknüpfungspunkte für das Gute mehr. Durch jeden Angriff stärkt man nur die Feinde. Hier, an Ort und Stelle, wo man Alles im Kleineren und Kleinsten mit durchmachen muß, ist es wirklich kaum zu ertragen. Sie können sich's gar nicht denken, wie schlimm es ist, weil Sie von fern doch nur die Schlechtigkeit der Resultate sehen, nicht aber das Gewebe von Lügen, Schändlichkeiten und Dummheiten, wodurch diese Resultate erreicht werden.

Eine anderweitige Schilderung der Sachlage in Berlin, vom 18. December 1850, gibt das folgende Bild:

Das namentlich seit dem Jahre 1849 documentirte Bestreben unserer Regierung, zwei einander entgegenstehende Principien in Einklang zu

bringen: die seit dem Jahre 1848 dem Volke gegebenen Versprechungen in gewisser Beziehung zu realisiren, zugleich aber den auf factisch bereits ungültig gewordenen Verträgen beruhenden Prätensionen anderer deutschen Regierungen nachzugeben; constitutionell regieren zu wollen, daneben aber den Einflüsterungen und Drohungen Rußlands und Oesterreichs Rechnung zu tragen: diese doppelten Bestrebungen unserer Politik haben uns in ein System der Lüge und Unwahrheit hineingestürzt, welches die Regierung im Inlande sowol als im Auslande jedweden Vertrauens beraubt. Ich brauche hiernach nicht hinzuzufügen, daß das jetzige Ministerium, welches, per parenthèse, bisjetzt vergebens bemüht ist, sich zu vervollständigen, in der Kammer keine Partei hat, um sich derselben gegenüber halten zu können; muß aber dabei bemerken, daß in unserer Armee sich Viele finden, welche das zuletzt von demselben befolgte Verfahren billigen, und zwar nicht, wie man vielleicht annehmen möchte, weil dieselbe reactionären Tendenzen huldigt, vielmehr weil sie anerkennt, daß der Standpunkt, den die Regierung in der hessischen Frage, welche der Vorwand zum Kriege werden sollte, genommen hatte, kein rechtlicher war. Unsere Etappenconvention ist jedem Lieutenant aus der Armee bekannt, und wenn die königliche Regierung aus den Bestimmungen der Etappenconvention ihre Ansprüche herleitete, so war sie im Unrecht. Ein Jeder will sich schlagen für die Ehre Preußens, aber ein jeder Denkende will, daß selbst der Vorwand zum Kriege rechtlich begründet werden könne. Anders wäre es wie natürlich gewesen, wenn die hessischen Differenzen, wie dies in England geschieht, von dem rein constitutionellen Standpunkte unsererseits aufgefaßt worden wären; wir hätten dann die ungetheilten Sympathien des ganzen constitutionellen Deutschlands, eine starke Phalanx; wir erschütterten ferner nicht das Rechtsgefühl in der Armee (denn wenn auch viele Nichtconstitutionelle in derselben befindlich, so ist der Schwur des Königs auf die Constitution und die der deutschen Nation anderweitig gegebenen Versicherungen ein hinlänglich widerlegendes Argument für widerstrebende Momente); endlich drittens wir versicherten uns der Sympathien unserer natürlichen Bundesgenossen. Der gemeine Mann, der bereitwillig Haus und Hof verlassen und dem Rufe des Königs in der Meinung gefolgt ist, es gelte, das Vaterland zu retten, kehrt nach den überstandenen Strapazen, welche mit vielen Verlusten gepaart sind, mismuthig zurück und verbreitet diese Misstimmung über die meiner Ansicht nach sehr unzufriedenen, murrenden Provinzen. Was die Stimmung in denselben anbetrifft, so habe ich Grund zu fürchten, daß man sich hier Illusionen über dieselbe macht. Es herrscht in dieser Beziehung eine Securität, die mich beängstigt, und zwar um so mehr, als die Regierung in jeder Opposition Demokraten zu erblicken glaubt und durchaus verkennt, daß die Demokratie nur dann gefährlich werden kann, wenn ein allgemeines Mistrauen zu der Regierung im Lande vorherrscht, welches

eine Gleichgültigkeit in der Masse der Bevölkerung für die Regierung erzeugt, die der Demokratie die mächtigste Waffe wird. Man geht leider von dem durchaus irrigen Gesichtspunkte aus, daß nur eine enge Verbindung Oesterreichs und Preußens der Demokratie den Untergang bereiten könne, als ob zwei kranke Menschen dadurch, daß sie Freundschaft miteinander schließen, gesund werden können.

Die Nachrichten über die Instructionen, welche Graf Alvensleben zu den auf den 23. festgesetzten dresdener Conferenzen mitnimmt, sind unvollkommen. Der Eintritt der ganzen österreichischen Monarchie in den Bund soll nicht zugegeben werden; in Betreff der Volksvertretung bei dem Bundesorgane sollen wir die Initiative nicht ergreifen. Ich hätte geglaubt, das Gegentheil thun zu müssen; wir werden bei dieser Instruction es vielleicht noch erleben, daß Hassenpflug in den dresdener Conferenzen als Champion des Constitutionalismus auftritt. Wie es gewöhnlich geschieht, wenn der Mensch rathlos ist, daß er alle Hoffnungen und Erwartungen an die Eventualitäten der Zukunft knüpft, so erwartet die Regierung auch von der dresdener Conferenz Heilmittel für alle unsere Gebrechen. Die hessische Frage, die bisher noch nicht um eine Linie ihrer Erledigung näher gerückt, und die holsteinische, welche im Statusquo verblieben, sollen daselbst ihre Entscheidung finden. Man denkt, daß, wenn man es nur erst dahin gebracht hat, Commissare zu ernennen, sich das Uebrige dann schon von selbst finden müsse.

In dem Ministerium selbst herrscht eine Misstimmung, wie dieselbe in den schlechtesten Zeiten dort nicht gewesen ist. Die Ernennung des allgemein verachteten — — wird Gerlach zugeschrieben; Ersterer ist ein Hypokrit und affectirt Pietismus; es würde mich daher nicht wundern, wenn jene Version richtig wäre. Nichts ist widerlicher als der Deckmantel der Religion bei Verfolgung ehrsüchtiger weltlicher Zwecke, und wenn der König wüßte, in welchem Maße das Volksvertrauen dadurch erschüttert wird, so würde selbst der Schein einer Begünstigung solcher Tendenzen vermieden werden.

Ein anderer preußischer Diplomat schreibt am 11. Januar 1851 an Bunsen:

Gott sei mit Ihnen und dem Vaterlande in diesen erschrecklichen Zeiten! wir sind zurückgefallen in die schlimmsten Zeiten unseres ancien régime vor 1840, wo Wien uns durch die Bande der Freundschaft beherrschte, jetzt beherrscht es uns durch die einfache Gewalt und macht keinerlei Umstände mehr mit uns. Die Kreuzzeitungspartei, die hier Alles beherrscht, fühlt sich unter dem österreichischen Joch so selig wie der Fisch in seinem Elemente, und der König, wiewol er sich bisweilen noch ärgert, hat doch die Gabe, sich Alles einzubilden, was er will und sich die Wirk-

lichkeit hinwegzuillusioniren. Er glaubt selbst nach der Schwarzenberg'schen Depesche noch fest an den „Sieg von Olmütz" sowie an den Fortbestand der Union. Er fühlt daher den Zustand gar nicht, in welchen wir versinken. Der Segen, den uns dieser Zustand bringt, besteht darin, daß wir befähigt werden, im Inneren die Revolution, auf deutsch die Constitution, desto kräftiger zu bekämpfen, im Aeußeren tragen wir uns mit wilden Ideen eines Principienkrieges gegen Frankreich. Wir denken dadurch der Armee eine Satisfaction zu geben, als ob das preußische Nationalheer ein Fleischerhund wäre, der nur Blut lecken will, nicht ein bewaffnetes Volk, das seine höchsten Güter vertheidigen will. Zu diesen gehört Henri V. noch nicht.

Auch Graf Albert Pourtalès äußert sich in ähnlicher Weise in einem Briefe vom 14. November 1850:

Konstantinopel, 14. November 1850.

Also die unglaubliche Nachricht ist wahr, daß Frankreich im Einverständniß mit Rußland uns in einem Augenblick bedroht, wo wir wahrlich genug mit Oesterreich zu schaffen haben, um als letzter Hort gegen moskowitische Uebergriffe auf dem Continent zu stehen oder zu fallen! Wie ist es möglich, daß man an der Themse Strand den Sinn des letzten Jahres noch so wenig versteht! Und sieht man denn nicht ein, daß dort im Norden der wahre Napoléon de la paix herrscht, dessen bloßer Abklatsch Louis Philipp nur schien, aber dem Wesen und der Bedeutung nach nicht war? Nur einmal seit 20 Jahren ist das russische Schwert aus der Scheide geflogen, und zwar in dem für den Zaren wenig gefährlichen Feldzug an der Theiß, und dank diesem kühnen Griff ist der nordische Einfluß gesichert nicht nur in Wien, sondern auch in Stockholm, in Italien, in Griechenland, und, wenn man nicht schnell und entschlossen eine andere Bahn betritt, an der Spree und am Bosporus.... Und nun noch unsere Doctrinäre der Kreuzzeitung! die eigentlichen Afrancesados Deutschlands, obwol sie nicht müde werden, gegen das Gespenst Frankreich loszuziehen, während hinter ihrem Rücken im Osten ein Napoleon wächst, der natürlich ihr bester Freund und treuester Alliirter ist.

Auch hier mögen noch einige weitere Aeußerungen desselben Briefschreibers folgen:

18. Januar 1851. Wenn ich voll Bitterkeit gegen Radowitz bin, verehrtester Freund, so habe ich keine Worte mehr, um meine tiefe Indignation gegen Manteuffel zu schildern, denn trotz Haugwitz, trotz Georg Wilhelm, trotz Tilsit kann unsere Geschichte, meiner Meinung nach, nichts aufweisen, was mit der olmützer Niederlage zu vergleichen wäre. Unsere Kammern, unser Heer zusammenzutrommeln, um in Gala geohrfeigt zu werden, mit den Erinnerungen von 1813 zu spielen (und welches Spiel!),

von Concessionen Oesterreichs zu sprechen, weil wir dem Henker Rechberg einen Schinderknecht stellen dürfen, als Kuppler oder als Hehler nach Holstein nachhinken sollen, mit Pauken und Trompeten, Protokollen und Urkunden unsere Schmach und Schande verbriefen lassen zu müssen — dies ist so schmerzlich, so herzzerreißend, so niederschmetternd, daß ich keine Ausdrücke dafür finde.

Aber aide toi et le ciel t'aidera! Wir können nicht verlangen, daß Andere für uns wirken, wenn wir selbst nichts thun. So schlimm, so schmachvoll unsere Lage auch ist, so vermögen Feigheit und Verrath doch nicht ein Factum umzustoßen, nämlich daß Deutschland eine Zukunft hat und daß Preußen berufen ist, to take the lead.*) Die Geschichte der letztern Jahre beweist, daß die Macht der Umstände uns immer wieder die Hegemonie anbietet, welche wir anzunehmen uns so oft, so erbärmlich geweigert haben. Mag die verblendete Kreuzzeitungspartei noch so sehr ihr geschichtliches (?) System auskramen, mögen Rochow, Gerlach und Stahl noch so sehr für Oesterreich und Rußland gegen Preußen handeln und schwatzen, sie dringen damit nicht durch, denn Gott (und nicht Manteuffel) regiert die Welt. Aus den dresdener Conferenzen wird nichts, und das Beste unter den jetzigen Möglichkeiten wäre, daß ein schwacher Abklatsch der Bundesverfassung, welche der nächste Hauch über den Haufen wirft, zu Stande käme. En attendant wirken wir unermüdlich gegen unsere besten Freunde Nikolaus und Franz Joseph; wir flößen den Türken Muth ein, wir rathen den Italienern, sich um das Haus Savoyen zu gruppiren, wir suchen es der revolutionär-nationalen Partei in Europa begreiflich zu machen, daß Piemont und Preußen die beiden einzigen Staaten des Congreßeuropa sind, deren Existenz und Zukunft mit der Geltendmachung der vernünftigen Nationalitätsidee solidarisch verbunden ist. Wir verständigen uns mit der liberalen Partei in Schweden (sie hat eben einen großen Sieg erkämpft auf dem stockholmer Reichstage), weil die Liberalen dort früher oder später skandinavisch fühlen und handeln werden. Wir opponiren uns bis aufs Blut gegen jede Vergrößerung der deutschen Mittelstaaten, gegen die diabolisch habsburgische Idee eines hannoverisch-sachsen-oldenburgischen Sonderbundes ... und wir warten den Moment ab, wo Oesterreich bei Regelung seiner Finanzen und bei der Organisation seines Regierungssystems glänzend Fiasco macht, dann heißt es chacun son tour und wahrlich, dann soll Schwarzenberg reichlich vergolten werden, was er an uns gethan hat!

März 1851. Nach den letzten Nachrichten (bis 2. März) scheint die dresdener Conferenz den Weg des japanesischen Duells einzuschlagen, welchen unsere sehr menschlichen Staatsmänner um jeden Preis vermeiden

*) Die Leitung in die Hand zu nehmen.

wollten, und nie, in unserer Geschichte wenigstens, ist eine größere Demüthigung mit so enormen Kosten erkauft worden, als unsere reuige Rückkehr zum Bundestage durch die Mobilisirung, durch die Etappenstraßenfrage und, um dem ganzen Werke die Krone aufzusetzen, durch die Angelegenheit des rendsburger Kronenwerks. Tu l'as voulu, George Dandin! und es wird noch ein Weilchen so fortgehen müssen, bis wir uns ermannen. Den Glauben aber an Deutschland und an Deutschlands Zukunft durch Preußen vermag ich darum doch nicht aufzugeben.

Denselben unerschütterlichen Glauben an Deutschlands unzerstörbare Zukunft athmet ferner ein Brief des alten Oberpräsidenten von Schön aus Preußisch-Arnau bei Königsberg, 28. März 1851, in dem es heißt:

Das öffentliche Leben wollen wir der Ordnung, welche Gott in die Welt gesetzt hat, anheimgestellt sein lassen. Bei der Masse Intelligenz, welche in unserem Volke entwickelt ist, sehe ich getrost auch in dunkele Wolken.

Der Schleswig-Holsteiner Samwer schreibt in demselben Sinne am 12. Januar 1851:

Neulich ließ sich noch der Wunsch aussprechen, daß General von Radowitz zurückkehre, um persönlich auf den König zu wirken, daß dieses jetzt herrschende System aufgegeben werde. Damals war die persönliche Einwirkung des Generals die einzige Hoffnung für die Wandlung, auf welche alle Patrioten und namentlich der Prinz von Preußen hinwirkten. Jetzt ist eine Aenderung überhaupt als eine Unmöglichkeit zu betrachten, und es ist vollkommen unabsehbar, wann und wie sie eintreten wird. Freiherr von Manteuffel beherrscht durch den Hof den König und weiß selbst diejenige Opposition niederzuhalten, welche sonst vielleicht noch möglich gewesen wäre....

Die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten wird übrigens von Tag zu Tag einfacher werden. Die Einrichtung des elektrischen Telegraphen wird sehr zu statten kommen. Vorfrage in Wien und Antwort können sehr rasch expedirt werden. In Dresden ist Preußen jetzt ganz unnöthigerweise auf eine Constituirung des engeren Rathes mit 11 Stimmen eingegangen, wodurch diejenigen Staaten, welche immer Preußen anhängen werden, viel geringeren legalen Einfluß erhalten, als sie beim alten Bundestage hatten. Nur die Abhängigkeit Manteuffel's vom Auslande erklärt es, warum er nicht vielmehr die ganze alte Bundesverfassung reclamirt.

So gewiß die Herzogthümer bei der ganzen Katastrophe äußerlich am schlimmsten weggekommen sind, so ist für sie doch nicht alle Hoffnung verloren. Man hat sich entschlossen, den Forderungen der Commissare nachzugeben; die Verheißungen, welche die Commissare dagegen gemacht haben,

sind wenigstens einigermaßen zufriedenstellend; die Frage ist nur, ob sie gehalten werden. Oesterreich will offenbar für alle Eventualitäten ein Corps im Norden Deutschlands stehen haben. Es hat freilich hier versprochen, im Fall der Nachgiebigkeit seine Truppen sofort zurückmarschiren zu lassen, indessen jetzt erklärt es in Dresden, es müsse noch einen Theil der böhmischen Armee via Leipzig zur Verstärkung schicken. Es ist daher sehr zweifelhaft, ob es seine Truppen nicht unter dem Vorwande, die Herzogthümer observiren zu müssen, entweder südlich oder nördlich der Elbe stehen lassen wird. . . .

Die Gegenwart ist freilich sehr schlimm, aber die Zukunft wird sich doch nicht vom Prinzen Schwarzenberg commandiren lassen, weil eben sein Commando gegen die Gebote Gottes und die natürliche Entwickelung der gegebenen Verhältnisse angeht. . . .

Wir schließen diese Einschaltungen aus Briefen Anderer an Bunsen mit einem Weihnachtsbriefe von Ernst Moritz Arndt:

Bonn, 27. Christmonds 1850.

So gehn wir hin und wandern
Von einem Jahr zum andern.

So lautet's in unserem Kirchenliede und dabei mögen wir an uns denken. An das Vaterland denkend, müssen wir freilich, zugleich der unendlichen Breite und Weite seines Lebens und alles Weltlebens uns erinnernd, wol singen:

So gehn wir hin und wandern
Von einem Jahrhundert zum andern.

Diesen Reim möchten wir mit vielen zu Erbitterten über dem Schutthaufen unserer vielen Feigheiten und Lügen zum Schlusse dieses Jahres wol fast zu bitter singen. Indessen immer müssen wir uns des alten Sprichworts: „Rom ist in Einem Tage nicht gebaut", doch wieder erinnern und doch erwägen, wie es seit 1740 und 1750 in Deutschland doch besser und besser geworden, und wie wir selbst seit 1790 und 1800 nicht zurückgelaufen sind. Freilich elliptische Bahnen, wo uns das Licht unserer rechten Sonne beinahe ausgehen will, und wo wir seitwärts und auch rückwärts, plump und plumps rückwärts getrieben werden, solche werden noch genug berechnet werden müssen. Dafür wird das wirklich unverschämt barbarische Oesterreich und das geistreich feige Preußen genug sorgen. Doch weg von diesen astronomisch-politischen Gleichnissen und Vorahnungen, lieber, verehrter Freund, wende ich mich zu Ihrem freundlichsten Glückwunsche und zu Ihrem Lichtblicke auf zum Sol Victor, dessen Fest ja eben im skandinavischen Norden beginnt, und unter dessen brausenden Stalbrok, was ich kalemburisch mit Solbrak umsetzen könnte, mitten im sanfteren

Getöne der christlichen Weihnachtslieder ich vor 81 Jahren aus dem Mutterschoße auf diesen kleinen Lichtkreis herabgefallen bin. Stalbrok heißt nordisch der Brunnen. Mystisch und mythisch und auch historisch will man es deuten, als spiele es an auf das Waffengeklirr, womit die alten nordischen Recken dem wieder zu hoffenden längeren und helleren Sonnenlichte entgegengeklungen hätten. Sei dem wie es wolle, ich nehme Ihre fröhlichste Sonnenanweisung an, und will auch mit den Hoffnungen für unser geliebtes Vaterland darauf ziehen. Wir wollen nicht verzweifeln: die Zeit wird durch alle diplomatischen Dorngeflechte und Märtyrerkreuzesvögel auch für das Vaterland ihren Weg finden und brechen: denn leider Vieles wird gereutet und gebrochen werden müssen, was wir meinten, daß es leiser und glimpflicher, oder vielmehr plattdeutsch gelumplicher weggeräumt und geglichen und geebnet werden könnte.

Schade, daß Sie weichen wollen — noch fürchte ich es nicht — aber recht! Den Feinden dürfen Sie nicht weichen. Deutschland und am allerwenigsten Holstein dürfen und sollen nimmer vergessen, was Sie für sie gethan haben, und für sie thun gewollt haben, wenn Anderer Wille für Starkes und Hohes und Wahres tiefes Gefühl gehabt hätte. . . . Mit — habe ich merkwürdigen Briefwechsel gehabt, ihm einmal die Ohren tüchtig gewaschen. Was hilft's? Man kann aus Bindfädchen kein Kemeln machen, woran man Magellan'sche Schiffe durchs Weltmeer zieht. Solcher Armseligen, Halbkastraten und Viertelschristen schwärmen zu viele ums Hoflager. Sie wissen, warum.

Nach diesen Einschaltungen aus Briefen Anderer möge nun wieder Bunsen's eigenes Urtheil über die damalige politische Lage folgen.

Am 4. Januar 1851 schreibt er nach Berlin:

Der Zustand und die nächste Zukunft Deutschlands flößen der Königin nicht weniger als den Ministern mehrfache Besorgnisse ein: die Königin hat mir jedoch gern die Wahrheit einer Bemerkung zugegeben, welche ich nie unterlasse, den Urtheilen entgegenzustellen, die man hier bald als Klage, bald als Vorwurf aussprechen oder andeuten hören muß. Ich meine die Bemerkung, daß Preußen bei seiner früheren Politik in den deutschen Angelegenheiten nicht blos Rußland, Oesterreich und Frankreich gegen sich hatte, sondern auch durch die von England gezeigte gänzliche Apathie sich in einer vollkommenen Isolirung befand. Den bei solchen Gelegenheiten zum Vorschein kommenden Besorgnissen gegenüber habe ich aber nicht unterlassen, geltend zu machen, daß noch keine Beweise vorlägen, als denke die preußische Regierung sich den Plänen einer verfassungswidrigen und die Thatsachen der letzten drei Jahre ignorirenden Reaction hinzugeben.

Einem Briefe Bunsen's an einen politischen Freund vom 21. Januar 1851 entnehmen wir weiter die folgende Ausführung:

Es ging mir sehr stark an, Ihnen so wenig und so zahm zu schreiben; allein ich that es um dessentwillen, durch dessen Hände der Brief ging, denn ich sehe, daß ein Polizeiterrorismus der schamlosesten Art in Berlin herrscht, und daß in Preußen jetzt die ehrlichen Vaterlandsfreunde beobachtet werden, wie in meiner Jugend unter der französischen Schreckensherrschaft im Königreich Westphalen. Aber heute will ich Ihnen offen schreiben, daß das Gruppensystem der neun mit ihren elf Stimmen mir an Hochverrath zu grenzen scheint, und ich könnte urkundlich und auf Eid beweisen, daß dieses erst in den Tagen vom 7.—10. dieses Monats geschehen sein muß. Der König fühlt die Scheußlichkeit der Mittel, welche man anwendet, um Schwarzenberg's Pläne durchzusetzen. Ist das jemals in der preußischen Geschichte erlebt, daß man so mit Einem Striche die politische und religiös-kirchliche Weltstellung Preußens aufopfert, das kostbare mit dem Schweiße und Blute der Edelsten des Volkes seit 300 Jahren theuer erkaufte Erbtheil, nicht allein des Hauses Hohenzollern, sondern des preußischen Volkes und der protestantischen Kirche! Man gibt jedem der Napoleonischen Königreiche Eine Stimme, und dadurch ihnen und Oesterreich in jedem politisch wichtigen Falle die Mehrheit, während man die beiden Hessen und Baden, zwei Gruppen, jede einzeln Würtemberg fast ganz gleich an Bevölkerung, dazu unsere Freunde, unsere einzig Treuen, die um unsertwillen, um ihrer Liebe zu uns Gehaßten, die Protestanten, die zwischen unserem Ost und West eingefügten Kurhessen, das Baiern durchschneidende Darmstadt, ärger behandelt als Napoleon, den wir bis auf diese Tage für den Erzfeind hielten! Die Dummheit hätte, ohne von Schlechtigkeit gestachelt zu sein, dergleichen gar nicht erfinden können: eine solche Selbstmordung Preußens! Mein Trost ist noch immer, daß der König dem Schalksspiele ein Ende macht. Die kleinen Fürsten, die schon mehrmals Deutschland gerettet, wenn Größere es verrathen, Braunschweig, Koburg, Oldenburg an der Spitze, werden eine solche Vernichtung und Unterdrückung jedenfalls nicht zugeben, nach dem zu urtheilen, was ich davon schon hier erfahren.

Die Schelme und ihre Herren in Petersburg und Wien haben mich in den olmützer Tagen von hier wegtreiben wollen. Die österreichischen Spione ... fingen schon ihr Triumphlied über mich an. Aber der König hat festgehalten und thut es noch. Ich sage wie Sie: Ich diene nicht dem Minister, sondern dem Könige und dem Vaterlande. Wenn sie wollen, daß ich weggehe, sollen sie mich wegjagen, sonst bleibe ich hier und vertheidige König und Vaterland, solange ich kann.

Neben den Zuständen Deutschlands sehen wir Bunsen jedoch gleichzeitig auch den englischen Verhältnissen das lebhafteste Interesse zuwenden. Hier war durch das päpstliche Breve, welches die Hierarchie in England wiederherstellte, eine lebhafte, aber über das Ziel hinausschießende Volksbewegung entstanden. Bunsen's Stellung dazu spricht sich zunächst aus in einer Aufzeichnung vom 8. December 1850: „Fliegende Gedanken über die englische Kirchenfrage":

1) In der Bewegung, mit welcher das Jahr 1851 herannaht, kündigt sich die Fortsetzung des Jahres 1551 an. Die geistliche Commission, welche nach des Tyrannen Tode dem Volksgefühle und den Grundsätzen der Reformation Rechnung tragen sollte, hat nichts zu Stande gebracht als das Programm. Die blutige Maria warf dieses Programm in den Scheiterhaufen, auf welchem sie Cranmer und Ridley verbrennen ließ. Die cäsareopapistische Elisabeth hatte keine rechte Lust zu einem Antheil der Laien (in Gemeinde und Synode), an der Verwaltung und Regierung der Kirche. Jakob I. machte selbst den Papst und Kirchenlehrer und stellte den Grundsatz auf: „Kein Bischof, kein König." Karl I. starb mit für diesen Grundsatz. Die Restauration rief ihn mit reactionärer Heftigkeit ins Leben, und schloß aller Entwickelung die Thür durch die Act of uniformity. Wilhelm III. wurde durch die Stärke der jakobitischen Opposition in der Kirche verhindert, mehr als Toleranz für die Dissenters zu erlangen, und so mußte Burnet, wie früher Bacon, von der Protestantisirung des Kirchenrechts abstehen. Die allgemeine Auflösung der Gegensätze in Gleichgültigkeit während der ersten beiden Georgs machte eine solche ebenso unmöglich als eine kräftige Hierarchie. Die Französische Revolution wandte Alles auf die Politik und wirkte eher reactionär. Den höheren Klassen war das System bequem und einträglich. Die Mittelklassen wurden durch Wesley und seine Freunde befriedigt. Es bedurfte nicht allein der achtzehn Jahre (1832—1850) des Fanatismus der Puseyiten, sondern auch des unverschämten Angriffes des Papstes, um eine große religiös-kirchliche Volksbewegung hervorzurufen. Aber sie ist da und wird nicht wieder mit einer die königliche Suprematie stützenden Parlamentsacte beschwichtigt werden.

2) Die Suprematie der Königin ist nur der insularische Ausdruck dessen, was als jus reformandi *(spiritual supremacy)* und jus principatus, jura circa sacra *(ecclesiastical supremacy)* in Deutschland im 16., 17. und 18. Jahrhundert ausgebildet und behauptet ist.

Die supremacy ist also dem Papste und den eigenen Bischöfen sowie der ganzen geistlichen Corporation gegenüber im vollen Rechte: sie ist ein gültiges und rechtskräftiges Rüstzeug: allein als protestantisches Rechtsprincip kann sie nur neben der Anerkennung des obersten Princips wirksam sein. Dieses sprechen wir so aus: daß die Gemeinde (von der Orts-

gemeinde bis zur Synodalgemeinde) das eigentliche Rechtssubject, der souveräne Rechtskörper ist: jedesmal nämlich in seiner (municipalen, provinzialen, nationalen, kirchlichen) Sphäre.

3) Dem Papste gegenüber bleibt also die Clausel der Acte von 1829, nach dem Zugeständnisse des Cardinals Wiseman, der Anknüpfungspunkt zu einer halb declaratorischen, halb neuen Rechtsacte, des Inhalts: daß es keinem römisch-katholischen Priester zustehe, irgendeinen Territorialtitel zu führen. Jede andere Auslegung führt nämlich auf unlösliche Widersprüche.

Je mehr neben einer solchen Aufstellung gegen die Hierarchie den katholischen Laien-Mitbürgern nicht blos alle Gerechtigkeit, sondern auch Vertrauen und Liebe gezeigt werden, desto leichter wird es sein, die große Masse der katholischen Laienschaft von der Priesterpartei zu trennen, ja selbst die gemäßigten unter den englischen Pfarrgeistlichen der Katholiken zufriedenzustellen, und das Feuer von Irland entfernt zu halten.

4) Aber der ganze Kampf ist wesentlich ein innerer (anglikanischer) und ein europäischer (protestantischer). Er kann nur durch Anknüpfen an 1551 siegreich und ohne Revolution zu Ende geführt werden. Die Existenz der bischöflichen Kirche steht auf dem Spiele: die Enthüllung ihres unredlichen Haushaltes in den letzten Jahren hat sie unglaublich erschüttert in den mittleren Ständen und in dem ernsteren Theile der höheren Stände.

5) Die Einsetzung der Laienschaft als Gemeinde und Rechtskörper kann nicht von oben (Reform der Convocation durch Hinzufügung eines „Lay House of Convocation" nach Vorgang der bischöflichen Kirche der Vereinigten Staaten) begonnen werden: die Laien sind zu mistrauisch und zu rechtlos den Geistlichen gegenüber, als daß sie in eine Synode mit ihnen zusammentreten könnten und wollten. Ebenso wenig kann mit einer Revision der Liturgie begonnen werden, wozu es außerdem noch an allen reconstructiven Ideen fehlt, ja an den Vorarbeiten dazu.

6) Die Rechtsbasis kann nur hier, wie es auf dem politischen Boden bereits geschehen ist, die Anerkennung eines angemessenen Rechts der einzelnen Gemeinde (parish) sein, ihrem Pfarrer und Bischofe gegenüber. Die anglikanische Gemeinde ist kirchlich vollkommen so rechtlos wie politisch die russische Dorfgemeinde: und hierin, ja hierdurch steht sie ganz allein in der protestantischen Welt.*) Man muß also noch zweierlei hinzufügen:

a) Begründung des Rechts eines begrenzten Veto bei der Anstellung, dem Patron gegenüber;

b) des Rechts einer Bewachung des Gemeinderechts gegenüber dem Pfarrer, wenn er angestellt ist, mit Klagerecht vor Bischof und Erzbischof.

*) In der bischöflichen Kirche Schwedens besteht neben dem Vocationsrechte der Gemeinde ihr Veto, in den Vereinigten Staaten das Wahlrecht der Communicanten; in beiden bleibt das Recht des Bischofs, die Ordination und Induction, ungeschmälert.

Das erste Recht muß auf den volljährigen Communicanten ruhen, mit oder ohne Mitwirkung der Vestry, das zweite in dem Gemeinderathe (Concil, bei den Reformirten Presbytery), was die Vestry ursprünglich sein sollte. Das Nähere, geschichtlich und philosophisch, sagt die „Verfassung der Kirche der Zukunft" (Kap. IV, V).

In einem Briefe vom 4. Januar 1851 bemerkt Bunsen über dieselbe Frage:

Das religiös-kirchliche Interesse wird in den nächsten Jahren eine große Rolle spielen und auch auf die auswärtige Politik einen bedeutenden Einfluß ausüben. Das protestantische Gefühl des Volkes ist in seinem Grunde aufgeregt. Man wird vorerst den päpstlichen Uebergriffen eine entschiedene Illegalitätserklärung katholischer Territorialtitel in England entgegenstellen und erklären, daß die Strafen gegen Anmaßung solcher Titel (die bis zu zweijährigem Gefängniß gehen) nicht aufgehoben sind, sondern in voller Kraft bestehen. Um desto größeren Nachdruck wird man in der Eröffnungsrede der Königin (8. Februar) auf die Aufrechthaltung der Grundsätze der vollsten Religionsfreiheit legen. Irland bleibt ruhig und es wird Alles geschehen, einer religiösen Aufregung vorzubeugen. Es hat sich bei dieser Gelegenheit gezeigt, wie unmöglich es ist, für England und Irland eine ganz gleiche Gesetzgebung in kirchlichen Angelegenheiten zu haben. Denn in Irland sind die Territorialtitel der katholischen Bischöfe officiell anerkannt und werden unangefochten gelassen werden. Allerdings heißt dies in anderen Worten anerkennen, daß die bischöfliche Kirche in Irland nicht die Stellung behaupten kann, welche sie in England hat. Allein dies ist ja doch nur späte Anerkennung einer Thatsache, die man nie hätte übersehen sollen.

Der schwierigste aller Punkte, die Reform der englischen Landeskirche, bleibt das ungelöste Problem. Es steht fest, daß ein großer Theil der englischen Geistlichkeit entschieden antiprotestantisch ist. Es ist ebenso gewiß, daß die Laienschaft der Kirche mehr als je protestantisch ist und deshalb ihre unbedingte Rechtlosigkeit in der Gemeinde bitterer als vorher fühlt. Sie ist entschlossen, daß dieser Zustand aufhören solle; aber dieses Verlangen zeigt sich nicht als ein unkirchliches, noch weniger als ein gewaltsames und revolutionäres. Da es nun aber offenbar unmöglich ist, daß man bei dieser Reform von oben anfangen könne, so wird man wol in den nächsten Jahren dahin kommen, wo man 1551 anfangen wollte. Durch den frühen Tod Edward's VI. wurde man aber davon abgehalten und blieb gerade 300 Jahre in der Kirchenverfassung beim Anfange stehen: der verfassungsmäßigen kirchlichen Organisation der Ortsgemeinde. Es ist anzunehmen, daß, wenn dies nun bald geschieht, das Volk sich mit dem Ertheilen eines beschränkten Vetorechts bei den Patronats-

besetzungen und einem Aufsichtsrechte durch den Gemeindevorstand zufriedengeben werde.

Ein späterer Brief Bunsen's vom 7. Januar 1851 berichtet weiter:

Der gestern abgehaltene Ministerrath hatte zum Gegenstande die Hauptfrage des Augenblickes in der englischen Politik, die dem Papste gegenüber zu nehmende Stellung. Lord Grey hatte sich entschieden gegen die Formulirung Lord John Russell's ausgesprochen, welche ganz so ist, wie ich von Anfang an vermuthet habe. Diese Formulirung ist nämlich: Erklärung, daß die Annahme bischöflicher Territorialtitel eine Verletzung der Landesgesetze in England sei, und als solche den Strafen des gemeinen Rechts unterliege (Strafen, die bis zu zweijährigem Gefängniß gehen). Lord Grey behauptet den reinen amerikanischen Standpunkt des Ignorirens dessen, was Religionsparteien für ihre Beziehungen untereinander auf dem religiösen Gebiete ausmachen. Dies erlaubt die ungeheuere Volksaufregung durchaus nicht. Aber auch andere Minister (namentlich Lord Lansdowne) wollten die Maßregeln lieber so eingeleitet sehen, daß jene Titel mit den jetzigen Titularen ausstürben.

Ich glaube sagen zu können, daß die Ansicht des Cabinetsvorstandes gestern vom Ministerium angenommen ist. Lord Palmerston hat sich entschieden für diese Ansicht erklärt, und übernommen, sie im Unterhause mit Lord John Russell zu vertreten.

Unterdessen wird man jedoch nicht unterlassen, auf den römischen Hof nachdrücklich zu wirken. Man glaubt hierbei in Rom österreichischem Uebelwollen und feindlichen diplomatischen Einflüsterungen des Fürsten Schwarzenberg zu begegnen, ist aber dagegen im Vertrauen durch den Grafen Montalembert der Unterstützung der katholischen Partei in Frankreich versichert. Diese Partei hat ohne Zweifel großen Einfluß auf den Papst und fürchtet für die Ruhe Frankreichs bei einer großen Religionsbewegung. Englischerseits wird man nun Alles anwenden, um den Papst zur Zurücknahme des Breve zu bewegen. Herr Shiel, der deshalb vorzüglich zum Gesandten in Florenz ernannt worden, und Lord Beaumont, ein politisch radicaler, sehr geistreicher katholischer Pair, den man zum Befehlshaber von Malta machen will, um ihm Bedeutung in Italien zu geben, sollen dem Papste die Gefahr zeigen für die Katholiken in England und für den päpstlichen Stuhl und die Ruhe Italiens, wenn er zuließe, daß der Widerspruch fast der gesammten Bevölkerung Englands gegen die hierarchische Maßregel Roms sich zu einem kirchlichen Kampfe steigere. Die ultraprotestantische Partei Englands fordert wirklich bereits Ausweisung der Jesuiten und des Cardinals Wiseman, Verbot der Processionen und im Nothfalle Aussendung einer Kriegsflotte gegen Civita-Vecchia, überhaupt Cromwell'sches

Auftreten. Diese Aufregung ist so groß unter der gesammten evangelischen Partei, daß die beiden Organe derselben in den Tagesblättern, der Standard und Morning Herald, sich deshalb in die entschiedenste Feindschaft gegen Preußen gestellt haben. Sie sehen in der Zulassung des Cardinalats in Preußen und in der angeblich darüber vom Könige geäußerten Zufriedenheit und Freude nicht weniger als einen Verrath der protestantischen Sache, und einen nur durch den sogenannten deutschen Unglauben erklärlichen Abfall von den Traditionen des Protestantismus. Die Aufregung über diesen Punkt ist so groß, daß ich selbst Mühe habe, die höher stehenden Organe dieser Partei von der Unrichtigkeit einer Ansicht zu überzeugen, welche droht, das Vertrauen der protestantischen Bevölkerung Englands für lange Zeit von Preußen abzuwenden: dies würde ein großes Unglück sein und kommt schon im gegenwärtigen Augenblicke den politischen Gegnern Preußens sehr zu statten.

Meine Hoffnung ist, daß sich dieser irregeleitete antipäpstliche Sinn bald ernstlich auf die inneren Verhältnisse der englischen Kirche wenden werde. Der einzig mögliche Ableiter ist der immer papistischer auftretende Puseyismus der jüngeren Geistlichkeit, deren mehr und mehr zu Rom übergehen. Nichts als die Fortführung der seit 1551 stockenden Reformation nach den Principien Cranmer's und der anderen damaligen Märtyrer des Protestantismus kann hier wirklich zum Ziele führen. Ich bin jedoch weit entfernt, an die Möglichkeit einer solchen Reformation im gegenwärtigen Augenblicke zu glauben. Doch bin ich auf der anderen Seite überzeugt, daß Lord John Russell Alles thun wird, was sich seitens der Staatsgewalt vorbereitend thun läßt, um dem Volksgefühle Genüge zu leisten. Das religiös-kirchliche Gebiet wird in den nächsten Jahren von steigender Wichtigkeit werden.

Die politische Folge von diesem Gesammtzustande ist im Augenblicke, daß Lord John Russell ein fast allmächtiger Premierminister geworden und daß Lord Palmerston stärker als je im Unterhause sein wird.

Die Beziehung Englands zur deutschen Politik wurde inzwischen wieder lebendiger durch die Tendenz des Fürsten Schwarzenberg, Gesammtösterreich in den Deutschen Bund aufnehmen zu lassen, ein Bestreben, das von Anfang an den entschiedensten Protest Englands hervorrief. Bunsen berichtet darüber am 8. März 1851:

Auch während der Ministerkrise *) ist die Behandlung der deutschen

*) Bunsen's Aufzeichnungen über die verschiedenen Stadien der damaligen englischen Ministerkrise, den Rücktritt Russell's, den gescheiterten Versuch Derby's, in Verbindung mit den Peeliten zu treten und so ein neues Cabinet zu bilden, die Wiederaufnahme des Portefeuille durch Russell, sind hier gegenüber seinen zusammenhängenden Mittheilungen über die deutsche Krise zurückgestellt worden.

Angelegenheit und insbesondere der Frage über den Eintritt Oesterreichs in den Bund mit der ganzen Monarchie ein Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit des Cabinets und der Berathungen zwischen der Königin und Lord John Russell gewesen.

Von Paris aus hatte man die vom österreichischen Gesandten vorgelesene und abschriftlich übergebene Depesche vom Anfange dieses Jahres mitgetheilt, um sich hier über die weitere Behandlung dieser Angelegenheit zu besprechen.

Diese Depesche hat hier, bei Hofe wie im Ministerium, ein großes Befremden, Misfallen und selbst Unwillen erregt: wegen ihres Inhaltes wie ihres Tones. Fürst Schwarzenberg vertheidigt die Forderung jenes Eintritts mit drei Gründen:

1) Die Sache sei für Oesterreich staatsrechtlich eine Nothwendigkeit, da der österreichische Staat jetzt ein untheilbares Reich sei.

2) Der geforderte Eintritt sei aber nicht weniger eine politische Nothwendigkeit, indem nur so verhindert werden könne, daß sich ein unitarischer Staat unter dem ausschließlichen Einflusse Preußens bilde, und überhaupt die revolutionären Bewegungen Deutschlands von 1848 wieder Kraft gewönnen. Dabei wird Frankreich aufmerksam gemacht, von welcher Seite es bedroht werde, entweder ein sehr starkes unitarisches Deutschland unter Preußen, oder einen Heerd von Revolutionen neben sich zu haben.

3) Nach völkerrechtlichen Grundsätzen sei Oesterreich auch befugt, im Einverständniß mit deutschen Bundesstaaten diesen Eintritt zu beschließen und ins Werk zu setzen.

Wenn man die staatsrechtlichen und völkerrechtlichen Grundsätze der im ersten und dritten Punkte versuchten Beweisführung für gänzlich nichts beweisend erklärte, so war man doch darauf gefaßt gewesen. Aber allerdings hatte man nicht gerechnet, daß der Minister des alten Erzherzoghauses Oesterreich das ländersüchtige erbfeindliche Frankreich und eine republikanische Regierung Frankreichs auf die Gefahr eines am Rheine starken Deutschlands aufmerksam machen, und diese Gefahr gleichsam als eins der Motive hinstellen werde, um Frankreich zu bewegen, sich jenem Eintritte trotz der daraus hervorgehenden bedrohlichen Stellung in Italien nicht zu widersetzen. . . .

Es ist im Cabinet beschlossen, eine sehr starke Depesche nach Wien zur Mittheilung an den Fürsten Schwarzenberg zu senden, und der Entwurf dieser Depesche hat vorgestern die förmliche Sanction der Königin erhalten. Die Depesche wird also heute oder übermorgen mit einem Kurier nach Wien abgehen.

Diese Depesche macht zuvörderst den Grundsatz geltend, daß eine Erweiterung des in den Verträgen von 1815 anerkannten oder vielmehr durch sie errichteten Deutschen Bundes ohne europäische Zustimmung nicht erfolgen

könne. Es ist betrübend zu sehen, wie die politisch älteste und einst erste aller Nationen jetzt (denn 1848 hütete man sich wohl, es zu thun) von England als eine erst 1815 constituirte angesehen wird: allein in der Anwendung auf den vorliegenden Fall ist das Argument dessenungeachtet sehr stark.

Die Depesche macht zweitens auf die Gefahr aufmerksam, welche daraus früher oder später hervorgehen müsse, wenn das europäische Gleichgewicht auf diese Weise gestört werden sollte.

Sowol Lord John Russell als Lord Palmerston haben mir wiederholt über diese Angelegenheit mit dem größten Ernste gesprochen und mir gesagt, sie haben mit Vergnügen aus den ihnen von Berlin zugegangenen Berichten ersehen, „daß Preußen endlich anfange, das Gefahrvolle der Lage einzusehen, in welche es durch eine solche Erdrückung (swamping) des deutschen Elements im Bunde gerathen müßte, deren letztes Ergebniß nichts sein könne als der Verlust seiner eigenen Stellung als europäischer Großmacht".

Ich habe darauf immer den mir gewordenen Weisungen gemäß geantwortet: „ich glaube nicht, daß jemals auch nur für einen Augenblick Preußen sich einer solchen Gefahr und Demüthigung ausgesetzt habe; mir sei nur gesagt, daß Preußen die europäischen Mächte über den Punkt des Eintritts der nichtdeutschen österreichischen Lande an die österreichische Regierung selbst verwiesen habe. Preußen werde seine Stellung in Deutschland und damit die Würde Deutschlands selbst und ebenso seine Stellung als europäische Großmacht zu erhalten und geltend zu machen wissen."

Einem späteren Briefe Bunsen's vom 12. April entnehmen wir noch folgende Mittheilung über dieselbe Frage:

Die vorherrschende Frage der auswärtigen Politik, die Protestation gegen den Eintritt des Gesammtstaats Oesterreich in den Deutschen Bund, ist, wie zu erwarten war, nun auch im Parlament zur Sprache gekommen. Lord Palmerston hat auf die Aufforderung des Herrn Anstey in der vorgestrigen Sitzung die Gründe auseinandergesetzt, welche die Regierung Großbritanniens bewogen, noch vor der französischen Protestation, nämlich am 3. December vorigen Jahres, den beiden Höfen von Wien und Berlin auszudrücken: „daß sie einen solchen Eintritt weder mit dem Gleichgewichte Europas noch mit der Selbständigkeit und Freiheit Deutschlands vereinbar hielte." Diese Erklärung ist mit unzweideutigem und ungetheiltem Beifalle vom Hause und von der Presse aufgenommen, welche darin nur der Ausdruck der öffentlichen Meinung ist.

Inzwischen machten sich die unausbleiblichen Folgen der olmützer Schmach auf den verschiedensten Gebieten bemerkbar. Das erste auf-

fällige Symptom der von nun an immer steigenden Reactionsflut ist wol in der (bereits in früherem Zusammenhange erwähnten) heute geradezu unglaublich erscheinenden Thatsache zu sehen, daß der Ministerrath in Berlin gegen die Reise des Prinzen von Preußen zur londoner Ausstellung *) protestirte: 1) weil bei dem Zusammenfluß aller Revolutionäre der Welt das Leben der prinzlichen Familie gefährdet sei; 2) weil wahrscheinlich in den nächsten vier Wochen eine rothe Revolution in Frankreich ausbrechen und sich über Deutschland verbreiten werde; 3) weil bei der Lage des zeitigen englischen Ministeriums das Erscheinen des Prinzen daselbst eine für die Interessen Preußens unerwünschte Deutung erhalten könne.

Da bereits oben erwähnt ist, wie der Prinz diesen Gründen gegenüber die Nothwendigkeit, der bereits angenommenen Einladung Folge zu geben, vertrat, so sei hier nur Bunsen's Widerlegung jener Gründe (oder Vorwände?) kurz angeführt, wie sie sich in einem Briefe vom 12. April 1851 findet:

> Es steht hier weniger als irgendwo in der Welt ein Aufruhr oder der Ausbruch einer Verschwörung bevor. Wäre die allergeringste Gefahr da, so würden die Minister der Königin abgerathen haben, die Ausstellung zu eröffnen und während derselben hier, wie in anderen Jahren, zu residiren. Allein der Herzog von Wellington spricht von der Sache mit derselben Zuversicht wie die verantwortlichen Rathgeber Ihrer Majestät. Gegen verbrecherische Tollköpfe sind alle Maßregeln getroffen; allein wenn man auf den 10. April 1848 blickt, so muß man gestehen, daß damals eine Gefahr war, die jetzt nicht besteht, — und wie ruhig ward jene Gefahr bestanden. . . .

Ohne über den zweiten Punkt zu streiten, so wird doch zugegeben werden müssen, daß die Möglichkeit eines Ausbruches in Frankreich während der nächsten vier Wochen und eines Gegenschlages in Deutschland leicht wiegt, wenigstens bei einem Fürstenhause, dessen persönlicher Muth so geschichtlich und weltkundig ist wie bei dem Hause Hohenzollern, gegenüber einer in der Geschichte der Verhältnisse von Königshaus zu Königshaus beispiellosen Verletzung, um nicht zu sagen Beleidigung.

---

*) Bunsen's charakteristische Schilderungen der Industrieausstellung selbst mußten hier gegen die Ueberfülle des politisch wichtigen Stoffes zurücktreten. In Bezug auf die Reise des Prinzen von Preußen zur Ausstellung mag noch erwähnt werden, daß trotz aller Gegengründe und Abmahnungen der Fanatismus der in Berlin herrschenden Partei so hochgespannt blieb, daß, als der Prinz, bereits auf der Reise nach England begriffen, in Aachen angelangt war, ein Mitglied des Ministeriums, das ihm dorthin nachgereist war, ihn fußfällig bat, von seinem Vorhaben abzustehen.

Der von der hiesigen Ministerialstellung hergenommene dritte Grund ist mir nicht ganz verständlich, ich kann aber nur auf meine Verantwortlichkeit als Gesandter unbedingt behaupten, daß er hier bei Hofe, Ministerium, Gesellschaft und öffentlicher Meinung ganz unverständlich sein würde: und zwar so, daß er höchst bedenklichen Auslegungen unterliegen dürfte, gerade weil er den Leuten unverständlich ist. Die heutigen Berichte, oder vielmehr die offenkundigen Thatsachen, beweisen, daß an eine Ministerkrise jetzt weniger zu denken ist als seit November vorigen Jahres. . . .

Außerdem ist aber der Engländer viel zu stolz, um zu glauben, daß der Besuch eines fremden Fürsten ein Ministerium stützen oder stürzen könne, und ich setze hinzu: er hat zu viel Vertrauen auf einen Fürsten vom Hause Hohenzollern, als daß es ihm in den Sinn kommen könnte, daß er die freundschaftliche Einladung zum Deckmantel politischer Umtriebe und Einmischung in die inneren Angelegenheiten misbrauchen sollte. Außerdem ist der Charakter des Prinzen in England so gekannt wie in Preußen.

Eine weitere bezeichnende Thatsache für die durch Olmütz zur bleibenden Herrschaft gelangte Politik der „Solidarität der conservativen Interessen" dürfte in den mannichfachen Versuchen und Intriguen zu finden sein, welche Bunsen's Abberufung von seinem Posten bezweckten. Schon am 31. Januar 1851 wird ihm geschrieben:

Ich rathe nicht, sich hierher merken zu lassen, daß Sie das Protokoll nicht unterschreiben wollen; sonst ergreift man die willkommene Gelegenheit, Sie von London zu vertreiben, auf diesen Vorwand hin, daß man Sie nicht dazu zwingen wolle. . . . „Die Integrität der dänischen Monarchie ist Deutschlands höchstes Interesse." Weshalb? das ist eine Frage, die man sich dabei kaum noch vorlegt — es genügt, wenn man nur das Gegentheil von dem thut, was bisher, vor dem 2. November, gethan worden. Rußland drängt wieder sehr stürmisch aufs Unterzeichnen, ist überhaupt gar nicht zufrieden mit dem, was in Holstein vorgeht: Alles zu langsam, zu viel Umstände gemacht mit der Rebellion.

Noch bezeichnender ist eine andere Mittheilung, die ihm am 16. April 1851 von Berlin aus zugeht:

Die Versuche, welche Ihre Widersacher machen, um Sie von dem londoner Posten wegzumanövriren, erneuern sich in diesen Wochen mit besonderer Kraft und Energie. Seit acht Tagen wird hier eine mysteriöse Geschichte herumgetragen, welcher nicht recht auf den Grund zu kommen ist. Man sagt, Sie seien neulich auf öffentlicher Straße von einigen Flüchtlingen thätlich angegriffen und mishandelt worden, weil Sie am letzten 18. März ein Fest gegeben hätten. Mir scheint die Sache sehr fabulos, weil ein solcher öffentlicher Skandal gewiß in die londoner Zei-

tungen gekommen wäre. Auch schaut der Pferdefuß, wie es scheint, ziemlich deutlich heraus, indem die Erzähler regelmäßig die Nutzanwendung machen: „ein Gesandter, dem so etwas begegne, könne unmöglich auf seinem Posten bleiben."

Ueber diese völlig erdichtete Attentatsgeschichte äußert ein Brief Bunsen's selbst vom Ostersonntag 1851:

Die Sache ist offenbar nicht allein gänzlich erfunden (denn es ist auch nicht irgendetwas vorgefallen, was man nur vergrößert oder übertrieben hätte: ich habe nicht einmal irgendeinen Flüchtling, Deutschen oder Fremden — weder in meinem Hause, noch auf der Straße, noch an irgendeinem anderen Orte gesehen, viel weniger gesprochen), sondern sie ist offenbar absichtlich erfunden. Jedermann, der sich um preußische Politik bekümmert, weiß, daß die mir Ungünstigen gern sähen, wenn — — an meine Stelle käme. Daß man die Sache deswegen in Berlin erfunden habe, sage ich keineswegs. Ich enthalte mich auch alles Urtheils über das, was mir heute Morgen von mehreren Seiten zugetragen worden, nämlich, daß ein geheimer Agent, der behauptet, hier im Auftrage des berliner Polizeiministeriums sich aufzuhalten, diese Ente sich habe von einem geldbedürftigen Flüchtlinge (als geschehen oder beabsichtigt) aufbinden lassen, ohne zu bedenken, daß, wenn etwas dergleichen vorgefallen wäre, es binnen 24 Stunden in allen englischen Blättern gestanden haben würde.

Nichtsdestoweniger wird ihm am 26. Mai 1851 abermals gemeldet:

Man verheimlicht die Widerlegung, erzählt und läßt erzählen: der preußische Gesandte sei öffentlich insultirt worden. Natürlich kann derselbe nun nicht mehr auf seinem Posten bleiben — ruft das ganze Chor der Widersacher und Stellenjäger. Wenn nun der Gesandte der Sache ein Dementi an höchster Stelle gibt, so heißt es weiter: das sei einerlei, es genüge, daß es gesagt worden. Führt dann Jemand an, der Gesandte erfreue sich doch des Wohlwollens des englischen Hofes, so ist man um Antwort keineswegs verlegen. „Die Königin von England", sagte neulich — —, „sei eine liberale und intriguante Frau, und wir hielten unseren Gesandten nicht darum in London, damit Ihre Majestät und Prinz Albert durch ihn in Deutschland intriguiren könnten. England sei überhaupt ein revolutionäres Land, und der dortige Gesandte müsse deshalb vor allen Dingen mit Rußland und Oesterreich im antirevolutionären Sinne zusammengehen, nicht mit England im revolutionären englischen." Wenn es die Pflicht einer Gesandtschaft ist, gegen die Interessen des Landes zu wirken, bei welchem sie beglaubigt ist, so erfüllt die hiesige englische Mission freilich ihren Beruf aufs redlichste. . . .

Solange die Beziehungen zwischen England und uns diesen Einflüssen ausgesetzt sind, so ist es völlig vergeblich, irgendetwas von England für Preußen zu erwarten: wir haben dies in den letzten Jahren hinreichend gesehen und werden es ferner sehen. . . .

Trotz Manteuffel's Rückkehr verlautet nichts von warschauer Abmachungen: vielleicht kommen die drei Souveräne doch noch irgendwo — Ratibor, Oderberg u. s. w. — zusammen, fahren miteinander im Waggon und arrangiren die Sachen en passant: Deutschland, Frankreich, Dänemark, Italien. Dieser Geschäftsbetrieb ist äußerst ungünstig: ich erinnere mich noch recht wohl des Congresses von Münchengrätz, wo die krakauer Angelegenheit so abgemacht wurde, daß hernach Niemand im Ministerium wußte, was eigentlich abgemacht war. Jedenfalls bedroht uns jetzt ein londoner oder sonst irgendwelches Protokoll über die dänische Succession. Namentlich sind Sie wol mit der Signatur bedroht.

Ein Brief an Bunsen vom 1. Juni 1851 enthüllt zugleich die Ursache aller dieser Intriguen:

Hier im Lande ist Todtenstille. Aber schon wieder fängt der unterirdische Haß an zu glühen und wird stellenweise bald die Oberfläche durchfressen. Im Ministerium beschäftigt man sich mit großen Revirementsideen, denen fast alle bisherigen Gesandten geopfert werden sollen, mit Grund oder ohne Grund, ist eins. Hat man nur ihre Stellen, so hat man genug.

Die deutschgesinnten Staatsmänner in Berlin selbst hatten bereits einer wie der andere der Kreuzzeitungspartei weichen müssen. So besonders Radowitz. Ueber die Stellung und Anschauung des Letzteren in dieser Zeit, wo er sich von allem politischen Leben zurückgezogen hatte, mögen einige seiner Briefe an Bunsen Licht geben:

Erfurt, 17. April 1851.

Mein theurer Freund. . . . Ueber den Lauf der Dinge thue ich am besten nichts zu sagen, bis ich einmal darüber erschöpfend mit Ihnen austauschen kann, was wir empfinden. Daß der heftige und giftige Broschürenkampf, der jetzt ganz Deutschland in Aufregung bringt, mir durchaus fremd ist, brauche ich Ihnen gegenüber nicht zu betheuern. Soweit ich über die innerliche Seite der Hergänge mich in meinem Gewissen berechtigt finde, zu reden, werde ich es in meinem Buche thun, das Ende Mai erscheinen wird. Sie erhalten es sofort und werden so manches wiederfinden, was zwischen uns erwogen und betrachtet worden ist.

Mein Leben verstreicht in tiefer Einsamkeit zwischen meinen Kindern und Büchern, ich wünsche nichts Besseres.

Geben Sie mir einmal wieder Nachricht, von sich selbst und den Ihrigen; Alles, was Ihr Haus angeht, findet bei mir eine stets bereite Stätte des innigsten Mitgefühls.

Erfurt, 23. Juni 1851.

Mein theuerster Freund, das Buch, das ich Ihnen hier vorlege*), ist seinem Gedankengange nach in Ihrem Hause und unter Ihren Augen entstanden. Ich habe die Verpflichtung gefühlt, dem Misverständniß und der bösen Absicht auf diesem Gebiete nicht das Feld völlig frei zu lassen, wenn ich auch wußte, daß für das Auszusprechende die Schranken eng gezogen sind. Diese unbedingte Nothwendigkeit, zu schweigen, wo ich unserem theuren Könige nur Schaden bereiten könnte, hat mir oft peinlichen Zwang auferlegt. Ich muß es hinnehmen, ebenso wie die Flut der Verdächtigungen und Schmähungen, die sich aufs neue ergießen wird.

Heute füge ich nichts weiter hinzu als meine innigsten Grüße an Ihr ganzes Haus, das mir eine unvergeßliche Stätte der Liebe und der Ruhe gewesen ist.

Erfurt, 14. November 1851.

... Da dieses Blatt den gewöhnlichen Postendienst gehen muß, thut es am besten, sich der leidigen Politik zu enthalten. Das Thema ist zu schmerzlich. Dagegen bitte ich Sie, wenn Sie einmal eine freie Viertelstunde haben, mir ausführliche Nachricht über Ihr Haus und Alles, was es enthält, zu geben. An Sie und die Ihrigen knüpft sich für mich das lebendigste Interesse und eine Gemeinschaft, die nicht aus bloßer, freilich sehr natürlicher Dankbarkeit abzuleiten ist. Es ist jetzt ungefähr Jahresfrist, als ich in Ihr Haus trat, und wenige Tage sind seitdem vergangen, an denen ich mir nicht die Erinnerungen an alles Gute und Erfreuliche zurückgerufen hätte, das mir dort zutheil geworden.

Also erfüllen Sie meine Bitte, und geben mir selbst oder durch die Hand Ihrer Kinder eine gründliche Auskunft über Frau, Söhne, Töchter, Frau Clausen und die Freunde, die ich Ihnen verdanke.

Meine Frau grüßt mit mir aufs herzlichste; unser Leben verstreicht in tiefer, wohlthuender Einsamkeit. Mein ältester Sohn ist in das hiesige 31. Infanterieregiment eingetreten, sodaß die vier Kinder, die mir geblieben, uns jetzt umgeben — Gott wolle diese Stille dauern lassen!

Statt der früheren Freunde des Königs hatte sich nunmehr jene Camarilla der Ultras um ihn geschart, deren Leistungen heute nach keiner Seite mehr einer Charakteristik bedürfen. Doch sind immerhin einige Briefe Bunsen's wichtig zur Kennzeichnung der allgemeinen Sachlage. Er schreibt unter Anderem am 25. Mai 1851:

*) „Neue Gespräche aus der Gegenwart" (2 Bde., Erfurt und Leipzig 1851).

Jeder Preuße weiß, daß Rußlands und Oesterreichs Drohungen, verbunden mit aller Bosheit und allem Neide der übrigen deutschen Könige, nichts vermögen, solange Preußen dem Princip seiner Existenz treubleibt, Deutschland durch gesetzlichen Fortschritt wieder zur europäischen Weltstellung zu führen. An diesem Glauben hängt auch die Achtung Preußens im Auslande, ganz besonders in England.

Was aber steht diesem Glauben entgegen? Vor Allem der Umstand, daß die Partei, welche die Verfassung umstürzen will, trotzdem, daß der König sie beschworen, und trotzdem, daß diese Partei immer die Religion, also Gottesfurcht, im Munde führt, dem Throne, dem Könige persönlich und der fast ausschließlichen Macht im Staate immer näher kommt.

Die Männer des Vertrauens, der Gunst, des Einflusses sind die politisch-moralischen Glaubensbekenntnisse und Fahnen der Könige, in dieser Zeit mehr als je. Jene Männer aber gelten für solche, denen Preußens Weltstellung und Ruhm nichts ist, Rußland viel, Oesterreich Alles; Fähigkeit und Ansprüche stehen bei ihnen im diametral-entgegengesetzten Verhältnisse; den Mangel an Geschäftskunde ersetzen sie durch Ehrgeiz; Angriffe bekämpfen sie durch Verleumdung. . . . Die einzige Stärke der Revolution liegt in der Apathie der Verzweiflung des Mittelstandes; denn die Städte wollen weder Republik noch Umsturz.

Einem Briefe Bunsen's an Dr. Saegert nach dessen Rückkehr von London, wo er, vom Könige selbst an Bunsen empfohlen, die Ausstellung besucht hatte (vom 18. September 1851), entnehmen wir noch die folgende Ausführung:

Kein vernünftiger Mensch hier oder anderwärts denkt daran, daß der König von Preußen könnte katholisch werden wollen; wohl aber fürchten Manche (obwol, wie Niemand besser weiß als ich, ohne Grund), daß Friedrich Wilhelm IV. katholisire und in den Jesuiten und Ultramontanen eine Stütze suche, und daraus kommt denn der Argwohn, daß er eine (also natürlich katholisirende) Neigung zur Union des Katholicismus und Protestantismus habe. Diese Idee ist noch unsinniger als jene, allein sie besteht. Und wenn man als ruhiger, physiologisch-psychologischer Beobachter die Sache beurtheilt, so kann man sich darüber nicht wundern. Der unglaubliche, aber leider nur zu wahre Artikel Leo's in der Rundschau der Kreuzzeitung (vor etwa 5 Wochen) hat dem Könige mehr geschadet, im Lande und hier, als alle revolutionären Lügen der Welt. Heißt es darin nicht, Gott habe sich einen Mann bewahrt (Friedrich Wilhelm IV.), welcher berufen sei, das Getrennte zu vereinigen: „Recipit ecclesia gregem, Germania regem"*), kirchlich wie politisch? Dieser Artikel ist theils in Aus-

*) Anspielung auf einen Vers der sogenannten Lehnin'schen Weissagung.

zügen, theils in Anspielungen der Correspondenten in alle Welt gegangen. Weshalb? Nicht aus reiner diabolischer Bosheit, sondern aus einer ganz natürlichen Berechnung. Jedermann weiß, daß die Kreuzzeitung unter der Leitung von Männern steht, welche den König umgeben, welche also einigen Einfluß haben müssen; welche sich rühmen (in durchaus nicht ehrerbietigen Ausdrücken), einen fast unbedingten Einfluß zu haben, wenn sie etwas durchsetzen wollen; was soll also das Heer der diplomatischen und nichtdiplomatischen Beobachter und Berichterstatter daraus anders schließen, als — was man daraus geschlossen hat? Die Minister und mehr noch die vertrauten Umgebungen sind die Fahne der Könige in unserer Zeit.

Von besonderer Wichtigkeit für die damalige Weltlage ist ferner eine Denkschrift Bunsen's aus London vom 29. August 1851: „Die kirchliche Krise Europas und die Ansicht der hiesigen Staatsmänner über die Rom und der katholischen Hierarchie gegenüber zu nehmende Stellung", die wir deshalb vollständig mittheilen:

Die hiesigen Staatsmänner aller Parteien erblicken in dem gleichförmigen Vorgehen des römischen Hofes und der katholischen Hierarchie in den letzten Jahren einen planmäßigen Versuch, die politisch-religiöse Aufregung und theilweise Auflösung der Zeit zu benutzen, um die Herrschaft der katholischen Kirche mehr als je zuvor auszudehnen. Sie sehen daraus Gefahren nicht allein für die Regierungen, besonders für protestantische Kronen, sondern auch für den Frieden Europas in diesem Jahrhundert hervorgehen.*)

Es scheint mir in jeder Beziehung wichtig, diesen Gesichtspunkt der englischen Staatsmänner aufzufassen und nach seiner religiösen und politischen Bedeutung zu würdigen.

Ich halte es zuvörderst für meine Pflicht, die Ueberzeugung auszusprechen, daß in dieser Beziehung wirklich eine große europäische Krise bevorstehe, welche auch die preußische Monarchie und ganz Deutschland im höchsten Grade bedroht.

Es scheint mir unmöglich, jenen Plan zu verkennen, wenn man die gethanen Schritte in ihrem Zusammenhange betrachtet. Außerdem hat man ihn in Rom schon in den dreißiger Jahren klar durchblicken lassen; ja, der selige Capaccini hat ihn mir geradezu 1835 als die Absicht des römischen Hofes ausgesprochen.

---

*) Ein interessanter Beweis für die hier von Bunsen gegebene Mittheilung über die Stimmung in England liegt auch in einem ihm schon am 24. Juli vom Prinzen Albert ertheilten Auftrage: „Wenn Sie eine Gelegenheit haben, so wäre es mir lieb, wenn Sie dem Könige, Ihrem Herrn, in meinem Namen Gladstone's Briefe an Lord Aberdeen über Neapel schicken wollten. Es ist doch gut, daß der Herr den ganzen Umfang der europäischen Reaction an dem dortigen Beispiele studiren kann."

Der römische Hof will sich vor Allem der Erziehung, nicht blos der Geistlichkeit, sondern auch des Volkes bemächtigen; dies ist nicht möglich, ohne mehr oder weniger die bestehenden staatlichen Einrichtungen umzustoßen oder zu untergraben. So wie der Katholicismus vor 300 Jahren in den Romanismus, so ist jetzt der Romanismus übergegangen in den Jesuitismus. Mit diesem im Frieden zu leben, ist nicht möglich.

Der römische Hof will ebenso zugeständlich die Verhältnisse des Papstes zu der römisch-katholischen Geistlichkeit in den Ländern Europas so nahe als möglich dem Verhältnisse bringen, welches in den Vereinigten Staaten Amerikas besteht, nämlich durch Hinwegräumung aller staatlichen Schutzmaßregeln. Dabei will er aber keineswegs irgendeinen der Vortheile aufgeben, welche der katholischen Kirche in Europa aus ihrem Verhältnisse zur Staatsgewalt entsprungen sind und noch zufließen. Was sie erhalten hat, nimmt sie als eigenes Recht in Anspruch; was sie bewilligt oder anerkannt hat, will sie nur als Zugeständniß für eine Zeit angesehen wissen, wobei sie ihre Zusagen jesuitisch auslegt, so wie sie dieselben auf Schrauben gestellt gegeben. Offenbar ist Beides ein Kampf auf Leben und Tod, insbesondere für England und Preußen als die beiden protestantischen Großmächte. Katholische Dynastien können wähnen, in dem Jesuitismus eine Stütze gegen Revolution und Unglauben zu finden; evangelische Regierungen abdiciren, wenn sie hiernach handeln wollen. Sie verlieren die Achtung selbst der katholischen Laienschaft, welche so wenig als die protestantische von den Pfaffen geknechtet sein will, und sie machen die Evangelischen den Regierungen abwendig und in sich selbst muthlos oder erbittert. Unter solchen Umständen kann weder Entschluß noch Erfolg zweifelhaft sein, wenn nur der Kampf vom Standpunkte der vollkommenen Religionsfreiheit geführt, und in wahrhaft christlichem, also evangelischem Sinne den Katholiken gegenüber der Hauptpunkt festgehalten wird, daß die katholischen Laien gänzlich sichergestellt werden müssen. Die Regierung trete in den Kampf mit den hierarchischen Uebergriffen nicht gegen die Bevölkerung, sondern vielmehr für sie.

Die englische Regierung fängt an, diese Wahrheiten einzusehen. Sie hat in dem Gefühle der Unvermeidlichkeit des Kampfes die hingeworfene Herausforderung des Papstes aufgenommen; sie denkt ebenso die nämliche der Ultramontanen unter den englischen Bischöfen aufzunehmen. Es ist einfach der Plan des Papstes wie der neulich in Dublin versammelten Ultramontanen, die Formen der constitutionellen Freiheit zu benutzen, um die Uebermacht der Hierarchie zu befestigen und zu sichern.

Die dem Parlament vorgelegte Zusammenstellung der bestehenden Rechtsverhältnisse aller europäischen Regierungen in ihren Beziehungen mit dem päpstlichen Hofe und der römischen Hierarchie in ihren Landen hat in Verbindung mit dem, was im Lande selbst vorgefallen, mehrere wichtige

Punkte zur Sprache gebracht. Dahin gehört vor Allem die Schutzmaßregel gegen Misbrauch des Kranken- und Todtenbettes zur Erbschleicherei für katholische Kirchen und Schulen, oft mit Hintansetzung der Sorge für die Nachgelassenen. Es gibt sich hierbei ein schlagender Unterschied zwischen der üblichen festländischen und der seit Peel bestehenden englischen Gesetzgebung kund.

Die eine ist despotisch im Princip, gehässig in der Ausführung, und deshalb für eine constitutionelle und evangelische Regierung praktisch fast unwirksam. Die andere ist unangreifbar, unbedenklich und wirksam.

Nach der besonders durch Frankreich sehr allgemein gewordenen Sitte des Festlandes behält sich die Regierung bei jedem einzelnen Falle die Bestätigung oder Ungültigkeitserklärung des Vermächtnisses vor. Eine solche Bevormundung ist weder vereinbar mit der Natur eines freien Staates, noch mit der zarten Stellung einer evangelischen Regierung ihren katholischen Unterthanen gegenüber.

Auf der anderen Seite erscheint es als nicht allein gefährlich, sondern auch unvereinbar mit den Pflichten gegen die eigenen Unterthanen und die evangelische Kirche, den allbekannten und in unserer Zeit schamlos geübten Erbschleichereien der katholischen Hierarchie freien Spielraum zu geben.

Die englische Gesetzgebung nun sichert sich und das Volk dagegen in einer ebenso genialen als wirksamen Weise. Sie erklärt jede an sich zu Recht bestehende letztwillige Verfügung zu Gunsten von Kirchen und Schulen (ohne Unterschied) für gültig, wenn sie sechs Monate vor dem wirklich erfolgten Ableben gemacht ist.

Ich habe die Wirkung dieser Maßregel seit vielen Jahren hier beobachtet, und halte es für meine Pflicht, zu versichern, daß diese Maßregel die einzig praktische, aber auch eine unbedingt nothwendige ist. Die irländische Geistlichkeit hat bald gefühlt, daß sie aufhören müsse dagegen zu wüthen, weil sie dadurch nur ihre bösen Absichten und Umtriebe verräth.

Was aber das Drängen des römischen Hofes und der Hierarchie auf unbedingte Emancipation der Geistlichkeit vom Staate angeht, so hat man sich hier, Sir Robert — — auf der einen und Lord Aberdeen und Lord John Russell auf der anderen Seite, dahin geeinigt, bei allen solchen Forderungen für die evangelische Kirche vom Papste dieselbe Reciprocität zu fordern. Noch näher liegt die auf demselben Princip wurzelnde Formel: den römischen Hof und die hierarchisch gesinnte hohe Geistlichkeit fortdauernd darauf aufmerksam zu machen, daß sowol nach dem Staatsrechte der katholischen wie dem der evangelischen Staaten die der Hierarchie zugestandenen Rechte und zugesicherten Einkünfte nur unter der Voraussetzung jenes Oberaufsichtsrechts und jener Schutzmaßregel gegeben und erhalten sind.

Hierzu möchte ich besonders die Anmuthung rechnen, „daß die Regierung verpflichtet sei, die Gemeinden zu nöthigen, durch Gemeindeumlagen

alle die Gelder aufzubringen, welche die katholische Geistlichkeit für gut finden mag, von ihnen für die Instandhaltung oder Herstellung der Pfarrkirchen zu fordern, und daß sie demgemäß für die Eintreibung das brachium saeculare hergebe". Die englische Regierung thut nichts dergleichen, und es fällt auch Niemanden ein, ihr dies zuzumuthen. Es wäre auch ganz unrichtig, diese Besteuerung der Gemeinden für kirchliche Zwecke in dieselbe Kategorie zu stellen mit ähnlichen Besteuerungen der protestantischen Bevölkerung für kirchliche Zwecke. Denn bei dieser hat die Laienschaft, als Mitregierung der Gemeinde, den entscheidenden Einfluß, hier haben Beide gar keinen. Der Kirchenrath ist vom Gemeinderath gänzlich getrennt und besteht nur aus Mitgliedern der Hierarchie. Dergleichen fällt in England Niemanden ein, und Cardinal Wisemann wird sich hüten, dergleichen zu fordern.

Ueber den Zweck dieser Denkschrift und mehrere andere ähnliche Versuche äußert ein Brief Bunsen's an den Prinzen Albert vom 20. September 1851:

Ich fühlte mich zu dem kirchlich-religiösen Nothrufe im Gewissen angetrieben durch die immer zunehmenden Misgriffe in dieser gefährlichen Sphäre. Herr von Raumer ist ein durchaus unwissender und unfähiger Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, und blindes Werkzeug der pietistischen Junkerpartei, welche den König umgibt. Durch dieses falsche Prisma wird jeder Gedanke des Königs verzerrt, und der Gedanke selbst ist wol nicht immer der richtige. Alle Besucher der Ausstellung melden die wirklich thörichten Besorgnisse der protestantischen Bevölkerung.

... Der Bericht darüber hat den König offenbar zu der neulichen Ansprache an den Treubund bewegt, ich sehe nicht ein, wozu das helfen soll.*) Es ist eine leidige Täuschung, daß die Demokraten solche Gerüchte verbreiten; also sei Jeder, welcher solche Besorgniß hegt, ein Demokrat, ein Gottesleugner, Königsmörder.**)

---

*) Auf denselben Punkt bezieht sich der gleich folgende Brief Bunsen's an den König selbst vom 16. October 1851.

**) In demselben Briefe spricht Bunsen bezüglich des Schlusses der Industrieausstellung die folgende Ansicht aus: „Sehr allgemein und stark ist das Verlangen nach einer religiösen Feier zum Schlusse der Ausstellung.... Ich gestehe, mir scheint, ohne Dank und Klang wegzugehen, nachdem man den so innig und feierlich erflehten Segen in so reichem Maße empfangen, nicht «recht und würdig». Einfacher kann nicht leicht etwas sein als die Einweihungsfeier; darf etwas Anderes als Händel's «Tedeum» (nicht eins seiner großen Werke, obwol natürlich großartig) gegeben werden, so wäre Mendelssohn's «Hymn of Praise», wie man ihn in England gibt, und mit solchem Erfolge! das passendste. Sie wissen, daß er in dem Texte den Kampf und die Wehen der neuen Zeit (zum Jubiläum der

Doch zog wenigstens die Gefahr der völligen Zurücknahme der Verfassung (wie sie unter Anderm von Victor von Strauß in seinen „Briefen über Staatskunst“ gefordert wurde) an Preußen vorüber. Bunsen schreibt darüber abermals an den Prinzen Albert am 4. October 1851:

Bei uns werden die schwarzen Wolken vorbeiziehen; der König, aufs äußerste gedrängt von Kaisern und Junkern, hat sich auf Gewissen und Ehre zurückgezogen, und Friedrich Wilhelm IV. wird aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen.*)

Wie Bunsen seinem Könige persönlich in dieser Zeit gegenüberstand, ergibt sich aus einem Briefe von ihm an den Monarchen vom 16. October 1851, aus dem die folgende Aeußerung mitgetheilt werden kann:

Da Handlungen und Thaten keinen Zweck erreichen können, wenn sie sich nicht an das anschließen, was in Gottes Wirklichkeit besteht und in den besten und edelsten Herzen der Gemeinde allgemein lebt, also sich als Geist Gottes kundgibt, so müssen alle Manifestationen und Demonstrationen nothwendig auf dieser Basis ruhen. Ein König muß, ganz besonders in geistlichen Dingen, aller persönlichen Liebhaberei, Vorliebe, Privatansicht sich entäußern und als christlicher Staatsmann keine andere Sprache sprechen wollen als die jenes Geistes. „Personne n'a plus d'esprit que tout le monde“ sagte Talleyrand seinem Kaiser; ich sage es meinem christlichen, gottesfürchtigen Könige. Unsere liturgischen Ansichten oder unser Episkopalismus können auf guten Gründen ruhen; allein in Augenblicken wie der jetzige sind das Privatansichten, bis sie oder etwas Analoges sich Bahn brechen. Unterdessen aber ist es dringend nothwendig, daß etwas geschehe. Ew. Majestät haben es hier wahrlich nicht mit Demagogen, Freigemeindlern, Schwindelmännern zu thun, sondern mit dem Kerne der Nation; der spricht sich aber nur in gänzlich unabhängigen und selbständigen Männern aus (und wie wenig gibt es deren in irgendeiner Hofatmosphäre!) und in freien Versammlungen.

Buchdruckerkunst 1840), das Ringen des Geistes nach Freiheit und Licht hat ausdrücken wollen. Und wie hat er es ausgedrückt! Ich halte den «Lobgesang» für sein eigenthümlichstes Werk, weil es das ganz aus der Gegenwart und der persönlichen Eigenthümlichkeit geschöpfte ist, ohne alles Vorbild.“

*) Aus demselben Briefe sei auch noch eine andere Mittheilung erwähnt: „Humboldt hat am dreiundachtzigsten Geburtstage den Schlußbogen des dritten Bandes des «Kosmos» im Drucke revidirt und den Entschluß gefaßt, in einem vierten Bande seine letzten Worte über Welt und Menschheit auszusprechen. Er hat mir dies wenige Tage nachher, schon mitten in der Arbeit, in einem jugendfrischen, sehr merkwürdigen Briefe mitgetheilt.“

Bunsen's Urtheil über die Gesammtlage tritt hinwiederum in dem folgenden Briefe von ihm an den Prinzen Albert vom 26. August 1851 zu Tage:

Das Jahr 1851 ist das Jahr des Unterganges der Hoffnungen der Deutschen meines Geschlechts gewesen; mögen Ew. königl. Hoheit und Ihre Kinder die Morgenröthe eines besseren Tages sehen. Er wird kommen! aber vielleicht blutig!

Der gegenwärtige Augenblick ist entsetzlich.

Es raucht aus allen Dächern und Spitzen; man verstopft die Rauchfänge, damit der Rauch die Augen derer nicht beiße, welche am Tage nicht sehen und die leuchtenden Zeichen der Zeit nicht verstehen.

Die Antwort ist, daß die Feuerwärter den Schornstein schließen und den Rauch in die Herzen treiben.

Die Junker der Mark Brandenburg, die hierher kommen (um Hunde zu kaufen und Jagdpferde zu besehen), sagen offen, der König werde von ihnen auf dem Landtage gebeten werden, die (von ihm natürlich nur mit Vorbehalt beschworene) Verfassung aufzuheben. Aber gottlob! ich höre auch bessere Stimmen. Herr von Auerswald ist endlich gekommen, ebenso Geheimrath von Hollweg und sein Schwiegersohn, der muthige Graf Pourtalès. Alle sind voll Muth und heiligem Eifer. Hollweg und Pourtalès wollen mit dem von Frankfurt vertriebenen Grafen Goltz (der bei der Bundestagsgesandtschaft war) in Berlin eine conservativ-constitutionelle Zeitung gründen.... Alle sind sittlich empört wie politisch erschreckt durch die letzten Ereignisse.

Das Katholisiren wird ein offenes Jesuitisiren. In Mecklenburg geht der Adel zum Katholicismus in hellen Scharen; der König ist von reagirenden Pietisten umlagert; die Kreuzzeitungs-Rundschau preist die Zeit darum glücklich, daß sie den Triumph des Katholicismus sehen solle.

Die äußere Politik Preußens beschränkte sich inzwischen auf die Wiederaufnahme der Neuenburger Frage. Ein Brief Bunsen's vom 16. October 1851 tritt dem aufs neue entgegen:

Ich kann Alles in dieses eine Wort zusammenfassen: Abwarten....

Solange Palmerston am Ruder sitzt, ist durchaus nichts zu thun. Das steht mir so fest wie das Einmaleins. Aber ich muß als treuer Diener, meines Eides eingedenk, auf das ernsteste bitten und ermahnen, die ganze Angelegenheit nur als Staatsmann und vom Standpunkte der preußischen und allgemein europäischen Politik anzusehen, und sich vor Gott die Frage zu stellen: ob die neuenburger Sache in die Wagschale der Politik und namentlich in der herannahenden Krise von Süd- und Westeuropa geworfen werden darf?

Schon am 9. October 1851 hatte er in ausführlicherer Weise die Schwierigkeiten und Gefahren des in Berlin gehegten verhängnißvollen Planes hervorgehoben:

Meine erste Pflicht ist, die Schwierigkeiten unverhohlen auszusprechen, welche sich überhaupt, solange Lord Palmerston noch Minister ist und zwar insbesondere während der gegenwärtigen Krise Frankreichs, dem Beitritte Großbritanniens zu irgendeinem Schritte entgegensetzen, welcher die Trennung Neufchâtels von der Schweiz als integrirenden Theiles der Eidgenossenschaft zum Zwecke haben würde.

Zuvörderst protestirt Lord Palmerston dagegen, daß Preußen geltend mache: der König hätte es im Jahre 1849 in seiner Gewalt gehabt, Neuenburg zu erobern. Lord Palmerston erklärt, ein Einfall in die Schweiz sei zu jeder Zeit eine Kriegserklärung gegen das übrige Europa, als Bruch eines der wichtigsten Punkte der europäischen Verträge von 1815, nämlich der unverletzlichen, ewigen Neutralität der Schweiz; und er sei überzeugt, der König wolle sich kein Verdienst daraus machen, einen so schweren Fall nicht herbeigeführt zu haben.

Diese Auffassung Lord Palmerston's nun (und des ganzen Cabinets) bietet jedoch eine gute Veranlassung (die ich auch wiederholt in Gesprächen benutzt habe), die Verpflichtung der übrigen Mächte zu begründen, eine kräftige Vermittelung eintreten zu lassen, sobald, wie im vorliegenden Falle nachgewiesen werden kann, eine entschiedene Rechtsverletzung vorliegt.

Lord Palmerston leugnet nun aber, daß hier ein Fall internationaler Rechtsverletzung vorliege, welcher den König berechtigen könnte, an einem der Grundpfeiler des politischen Systems Europas zu rütteln. Neufchâtel (sagte er) hat durch eine innere Revolution das feudale Band zerrissen, welches diesen Canton mit dem königlichen Haupte des Hauses Hohenzollern verknüpfte. Dies ist nicht eine That der Eidgenossenschaft, sondern des Cantons. Die mir zugekommenen und noch zugehenden Berichte beweisen, daß diese neue Ordnung der Dinge die Zustimmung der Mehrheit der Bevölkerung hat, und es ist die allgemeine politische Ansicht in der Schweiz, welche ich auch theile, daß jenes frühere Doppelverhältniß nicht wieder hergestellt werden kann, ohne die größte Gefahr für den europäischen Frieden und die Sicherheit der Schweiz. Die neue zu Recht bestehende Bundesverfassung, welche ich für eine große Verbesserung halte im Belange des europäischen Gleichgewichts, weil sie die Centralmacht verstärkt, ist mit jenem Verhältnisse unvereinbar. Ich erkenne nur den Anspruch des Königs auf genugthuende Erklärung und Entschädigung an, und sobald der König auf diese Ideen eingehen will, bin ich bereit, im Namen Großbritanniens zu einer Verständigung mitzuwirken, damit Se. Majestät jede nur mög-

liche Genugthuung empfange, und jede Entschädigung, die er für recht findet, zu verlangen. Bis dahin aber nicht.

Die politischen Gründe, welche Lord Palmerston bestimmen, jede Trennung Neufchâtels von der Schweiz für einen großen politischen Fehler zu halten und sich ihr deshalb mit allen Kräften entgegenzusetzen, sind folgende zwei. Erstlich formell: das Bedenken, in den europäischen Verträgen, welche die Schweiz betreffen, irgendetwas zu ändern. Zweitens materiell: die Nothwendigkeit, zu verhüten, daß Frankreich, was es bei europäischen Verwickelungen mit Deutschland binnen 24 Stunden bewerkstelligen könne, das Fürstenthum besetze und dadurch einen der wichtigsten Angriffspunkte gegen die Schweiz gewinne, oder ein Mittel sich sichere, dieses Land unter seinen Einfluß zu bringen. Diese Erwägung war es, sagt Lord Palmerston, welche im Jahre 1815 alle Cabinete, namentlich das großbritannische, bestimmte, Neuenburg aus einem bundesverwandten Staate zu einem integrirenden Theile der Eidgenossenschaft zu machen. Die allgemeine Unverletzlichkeit der Schweiz allein kann es, nach Lord Palmerston, verhindern, daß Neuenburg und dadurch die Schweiz in französische Abhängigkeit gerathen.

Indem Preußen zu jener Doppelstellung seine Zustimmung gab, hat es die nothwendigen Folgen eines Conflicts auf sich genommen: nämlich, daß das europäische Staatsinteresse dem dynastischen vorgehen muß. Denn jene Rücksicht, nicht diese ist der bewegende Grund jener Einrichtung gewesen. Der politische Gedanke war: die Schweiz und durch ihre Unverletzlichkeit Europa gegen Frankreich zu verstärken.

Lord Palmerston hat außerdem in vertraulichen Gesprächen diesem Argument noch folgende Betrachtung hinzugefügt: „Da der König jenem Lande und seinen Bewohnern eine so innige Theilnahme gewidmet hat, so wird es seinem landesväterlichen Herzen um so leichter werden, das Opfer zu bringen, welches Europa von ihm fordert, weil dieses Opfer die Bedingung der Bewahrung der Selbständigkeit dieses Ländchens und der Freiheit seiner Bewohner ist. Es spricht also für das Aufgeben des unmittelbaren Rechts Sr. Majestät ebensowol ein Beweggrund des Herzens als die Motive der höchsten politischen Weisheit und einer edeln und großmüthigen Besorgniß, die politischen Verwickelungen Europas zu vermehren.“

Worin Bunsen übrigens der Romantik der „Neuenburger Frage“ gegenüber die Aufgabe der preußischen Staatspolitik sah, zeigt eine briefliche Aeußerung vom 16. October 1851 an den König selbst:

Halten Ew. Majestät unterdessen als vierten Glaubensartikel Ihrer Politik fest: der Zollverein ist die Basis der europäisch-deutschen Stellung und des Einflusses Preußens; die das Gegentheil sagen, verstehen von

der Politik, in der ich Greis geworden bin und die mir mathematische Gewißheit hat, gar nichts.

Aus dem Ende des Jahres 1851 ist ferner noch Bunsen's Urtheil über den französischen „Staatsstreich“ vom 2. December zu erwähnen. Ein Brief von ihm, vom 3. December 1851, sagt:

Seit gestern Mittag, wo die von Paris hierher telegraphirten ungeheuern Nachrichten eintrafen und sogleich bekannt gemacht wurden, ist die öffentliche Aufmerksamkeit ausschließlich durch diese Ereignisse und ihre möglichen Folgen in Anspruch genommen. Die englischen Fonds fielen in den ersten Stunden fast ebenso viel als 1830, nämlich fast 3 Procent.

Trotz aller Anzeichen hatte man weder eine so schnelle Krisis, noch eine so entscheidende Maßregel erwartet. Lord John Russell äußerte mir seine Bestürzung über die absolute Verletzung der beschworenen Verfassung.

Mir scheinen aber zwei andere Punkte nicht weniger gefahrdrohend und schwanger mit unheilvoller Zukunft.

Der erste ist die dem Heere gegebene Stellung und die Auferweckung der militärischen Erinnerungen an Napoleon.

Der zweite, hiermit eng zusammenhängende, ist der heillose Versuch, imperatorische Militärherrschaft mit einem für den Augenblick nothwendigen unbedingten demokratischen Wahlrechte zu verbinden....

Die Folgen können nicht ausbleiben; entweder napoleonische Gelüste und napoleonische Politik, oder Sieg der Demokratie und Anarchie.

Uebrigens zeigt sich nirgends hier eine Theilnahme an den leitenden Männern der Nationalversammlung, am wenigsten an Thiers, den man als schmählichen Intriguanten verachtet.*)

Die Folge des Staatsstreiches für England war bekanntlich der Sturz Lord Palmerston's als Minister des Auswärtigen. Ueber die Veranlassung desselben sagt eine Mittheilung Bunsen's vom 25. December 1851:

Lord Palmerston hat sich selbst gestürzt.

Nachdem das Cabinet eine expectative Politik als Grundlage der Politik Frankreich gegenüber und Basis der an Lord Normanby zu gebenden Instructionen einstimmig angenommen, ließ er sich durch seine politische Leidenschaftlichkeit und seinen persönlichen Haß gegen die orleanistischen Staatsmänner hinreißen, in seinen Aeußerungen gegen den französischen Botschafter über diese Linie entschieden hinauszugehen. Dies kam bald in

---

*) Ein Brief Bunsen's vom gleichen Datum an die Großherzogin Stephanie spricht ebenfalls unverhohlen seine ernsten Bedenken gegen das neue napoleonische „Programm“ aus.

Paris zur Sprache; es wurden Erklärungen verlangt und Lord John Russell sah sich genöthigt, da diese Erklärungen nicht befriedigend ausfielen, Lord Palmerston aufzufordern, bei der Königin um seine Entlassung einzukommen. Dies geschah Freitag, den 19. dieses. Die Entlassung ließ nicht auf sich warten, infolge derselben wurde Montag, den 22., ein Ministerrath gehalten, nach welchem der Ministerpräsident noch an demselben Abend sich nach Windsor Castle begab. Die mit Lord Granville angeknüpften Unterhandlungen waren indessen so weit vorgeschritten, daß er morgen das Siegel aus der Hand der Königin empfangen wird.

Es wird diese Mittheilung noch durch eine ausführlichere Aufzeichnung vom gleichen Tage ergänzt*):

Die Königin bemerkte alsbald nach dem pariser Ereignisse eine bedeutende Aufregung bei Lord Palmerston in Bezug auf dasselbe. Sie erließ deshalb bereits am 6. dieses ein Cabinetsschreiben an Lord John, worin sie die Gründe auseinandersetzte, weshalb Ihrer Majestät eine exspectative Politik Frankreich gegenüber geboten zu sein schiene, und weshalb Ihre Majestät sich sowol durch das Gefühl der eigenen Würde als durch die Bedeutung der dortigen Ereignisse und die Unberechenbarkeit ihrer Folgen aufgefordert sehe, nach dieser Ansicht zu handeln. Die neue Lage der Dinge in Frankreich sei noch ungewiß, sie sei herbeigeführt durch bedenkliche Mittel und durch gefahrdrohende Werkzeuge; das Gelingen des unmittelbaren Zweckes des Staatsstreiches entscheide noch nichts über die Stellung, welche der Präsident der Nation und Europa gegenüber werde einnehmen wollen und werde behaupten können, wenn er zu einem gesetzmäßigen Zustande übergehe. Ihre Majestät wünsche also hierüber die Ansicht Ihres Cabinets zu wissen, da Ihr darüber nichts vorgelegt sei.

---

*) Wie die politischen Freunde Bunsen's die neue Situation auffaßten, dafür ist unter Anderm auch ein Brief Camphausen's vom 27. December 1851 bezeichnend: „Seit Ende November muß ich in der sogenannten Ersten Kammer noch einen vielleicht letzten politischen Kelch trinken, und da zeigen sich doch manche scheinbar entschlafene Geister wieder lebendig. Mehr noch als eine lange Reihe geschwundener Hoffnungen bekümmern mich in diesem Augenblicke unsere geheimen Verpflichtungen gegen Oesterreich, die das Verderben und den Verfall Preußens in ihrem Schos tragen. Nur wenige Mittel stehen dem Privatmanne noch zu Gebot, für eine gesunde Politik der Regierung zu wirken, und ich ging eben mit mir zu Rathe darüber, als der Rücktritt Palmerston's gemeldet und ich stutzig wurde, inwiefern damit eine Schwankung in England bevorstehen könne. Ich construirte mir die natürliche englische Politik so: Freundschaft mit Frankreich und ernste Zügelung jedes Conflicte drohenden Gelüstens; andererseits Abwehr der unbedingten Hegemonie Oesterreichs in Italien und im äußersten Falle eher mit Frankreich gegen Oesterreich und Rußland, als mit Oesterreich und Rußland gegen Frankreich. Ob im Gegentheil die gegenwärtige Wendung zu dem Fehler einer innigeren Verbindung Englands mit Oesterreich und Rußland führen könnte, ist die Frage."

Es wurde hierauf sogleich von Lord John Russell der Ministerrath für den 8. zusammenberufen. Am folgenden Tage, als am 9. dieses, sandte Lord John Russell das Protokoll des Ministerrathes ein, welches aussagt: „das Cabinet habe einstimmig beschlossen, das von Ihrer Majestät formulirte Programm der gegen Frankreich einzuhaltenden Politik als Grundlage der Normanby zu gebenden Instructionen anzunehmen.“ Lord Palmerston versprach nun, diese Instruction sogleich abgehen zu lassen. Allein fünf Tage gingen vorüber, ohne daß sie vorgelegt wurde. Da ergab sich, daß Lord Palmerston vorerst nur einen Privatbrief an den Botschafter gesandt und ihm in diesem die Ausfertigung der Instruction in Aussicht gestellt habe.

Lord Normanby hatte dies sogleich Herrn Turgot mitgetheilt, von diesem aber hören müssen, es bedürfe deren ja nicht weiter, da Lord Palmerston bereits dem Grafen Walewski mündlich die Bereitwilligkeit der großbritannischen Regierung erklärt habe, den Präsidenten nach erfolgter Wahl sogleich anzuerkennen. Lord Normanby meldete dieses natürlich in der Depesche. Sobald die Königin dieselbe erhalten und gelesen, erließ sie ein zweites Cabinetsschreiben und verlangte Erklärung: wie es sich mit der Behauptung des französischen Ministers verhalte? Lord John Russell forderte Lord Palmerston zu dieser Erklärung auf. Dieser konnte keine befriedigende Erklärung geben, und so sah sich Lord John genöthigt, ihn im Namen des Cabinets aufzufordern, die Königin um seine Entlassung zu bitten, da das Cabinet unter vorliegenden Umständen Ihrer Majestät den Rath ertheilen müsse, sie zu ertheilen. Lord Palmerston hatte nun keinen anderen Ausweg und gab seine Entlassung am 19.

Lord John Russell verliert übrigens Lord Palmerston in mancher Beziehung ungern. In dem Schreiben, worin er den Austritt Lord Palmerston's anzeigt, fügt er die merkwürdigen Worte hinzu: es werde sich nun zeigen, ob die Feindseligkeit der großen Mächte wirklich der persönlichen Feindschaft und dem Mistrauen gegen Lord Palmerston zuzuschreiben, und nicht vielmehr die Wirkung eines gegen die freien Institutionen, den Handel und Wohlstand des Landes gerichteten Hasses sei.

Dritter Abschnitt.

Die letzten Jahre diplomatischer Thätigkeit.

(1852—1854.)

Blick auf Deutschland. — Bunsen's Werk über „Hippolytus". — Usedom über das Londoner Protokoll. — Besuche in Glasgow und Inverary. — Auslegung der Genesis. — Die Diakonissinnen in England. — Leichenbegängniß des Herzogs von Wellington. — Bunsen über den Grundgedanken der Versöhnungslehre. — General Scharnhorst. — Das französische Kaiserreich. — Ministerwechsel in England. — Edinburger Doctordiplom. — Krystallpalast. Kölner Männergesangverein. — Ninivitische Forschungen. — Flottenschau in Spithead. — Widmung des „Hippolytus". — Besuch in Cuddesdon. — Radowitz' Tod. — Ausbruch des Krimkrieges.

Politische Lage nach dem Pariser Staatsstreich. — Versuche zum Umsturz der preußischen Verfassung. — Religiöse Verfolgungen in Toscana und Preußen. — Veränderungen in der Stellung der Großmächte im Winter 1852/1853. — Oesterreichische Pläne gegen die Schweiz und Sardinien. — Anfänge der orientalischen Krisis. — Geheimpolizei und Tischrücken. — Fürst Menschikoff in Konstantinopel. — Westmächtliches Bündniß. — Zwiespalt im englischen Ministerium. — Occupation der Donaufürstenthümer. — Erregung der öffentlichen Meinung in England. — Doppelstellung der preußischen Politik. — Steigerung der Kriegsgefahr. — Palmerston's Austritt aus dem Ministerium Aberdeen. — Pourtalès' Sendung nach London. — Aberdeen's österreichische Politik. — Intriguen gegen den Prinzen Albert. — Stellung der Mächte zueinander im Januar und Februar 1854. — Bunsen's Denkschrift vom 2. März 1854. — Entscheidung der berliner Politik am 5. März 1854. — Badischer Kirchenstreit und neupreußische Orthodoxie.

Unter Bunsen's Briefwechsel im Jahre 1852 nehmen zunächst seine damaligen Briefe an Baron Stockmar ein weiteres Interesse in Anspruch. Wir theilen daraus folgende Auszüge mit:

London, Neujahr 1852.

Glück und Heil zum großen und drohenden Jahr 1852, meinem theuren Freunde Stockmar! ist mein erster Gruß am heiligen Jahresanfange.

Ich sage Amen zu dem, was Sie mir für C. schreiben. Ich glaube an Gott, und an Deutschland, und dann auch an die Lebenskraft der Principien der englischen Verfassung: und Niemand jauchzt mehr über die edle und hohe — übrigens auch seit Wilhelm III. einzige — Erscheinung des königlichen Paares auf dem Throne Großbritanniens. England und

Deutschland verbündet, und was kann der Teufel thun? — Auch in dem Hasse gegen das Princip des Todes im prätorianischen Imperialismus und demokratischen Polizei-Centralisationsstaate sind wir einig. Endlich wollen wir auch Beide mit Kräften dagegen wirken, daß weder Aberglaube noch Unglaube, weder Pfaffenthum noch Atheismus, weder Pietismus noch Sittenlosigkeit im Volke herrsche.

Daß uns dazu das Licht von oben werde, durch welches das starre Reich des dunkeln Selbst *) gebrochen und die wahre Freiheit geboren wird, daneben, daß uns und denen, die uns lieb und theuer sind, Gesundheit bleibe, wünscht aus voller Seele seinem theuren Freunde, mit herzlichem Danke für alle Liebe und Güte B.

Sonntag Morgen, 18. Januar 1852. Als ich gestern früh zu Ihnen kam, um Abschied zu nehmen, eilte der Prinz zu Ihnen, und so bin ich weggegangen, ohne Ihnen zu sagen, wie sehr mich das Zusammenleben mit Ihnen in den letzten Tagen erfrischt hat. Sie werden das schon fühlen, wenn Sie bedenken, daß ich mir über den Stand der Dinge in Berlin und in Europa keine Täuschungen mache. Sie werden es noch besser verstehen, wenn Sie lesen, was der Geist mich gedrungen hat über die Verwirrung und Noth auf dem geistigen (nicht blos geistlichen) Gebiete in ganz Europa zu sagen. Mein Gefühl war gestern früh schon feierlich. Ich ging vor dem Frühstück auf und ab in dem schönen Corridor, und sah die Sonne mit dem heitersten blauen Himmel über den Zinnen und Thürmen des Schlosses. Vor meinem Geiste stand das Glück, was in diesen Mauern wohnt, gegründet auf Vernunft und Redlichkeit und Liebe, ein Musterbild des geordneten und innerlich kräftigen und blühenden Lebens rings umher bis zu den Küsten der großen Insel. Und dahinter hörte ich den Sturm brausen, der jetzt über das Festland hinzieht — und unser ewig geliebtes Vaterland bedroht. Auch in ihm wohnt ein edles Volk, ein großes Volk, erhabener Erinnerungen und künftiger Lebenskeime voll — und ein König, von so vielen schönen und edeln Strebungen, — und doch zieht uns Alles herunter in den Wirbel des Taumels und der Verwirrung und Zerstörung, der die Welt ergreift! — Segen über die Mauern, und was in ihnen lebt, und was sie umgibt! Es ist ein Trost, daß es einen solchen Fleck auf dieser Erde gibt, und ich hoffe, ich bin dankbar dafür, ihn gesehen zu haben, und für alle Güte und Liebe, die mir dort widerfährt!

Dienstag früh, 20. Januar 1852. X. erzählt, als er Gesandter in Wien gewesen, habe Schwarzenberg eines Tages ihn rufen lassen, und ihm gesagt:

Der Präsident bietet durch Persigny (gegen die Rheingrenze und Belgien) Preußen: Hannover und Oldenburg, Oesterreich: Moldau und

---

*) Bezugnahme auf Rückert's Uebersetzung eines Verses von Dschelaleddin Rumi „Das Ich, der dunkele Despot“.

Walachei, Rußland: Konstantinopel. Wirklich hat Nikolaus dem Lamoricière dasselbe gesagt. Beide zuckten die Schultern.

Freitag, 23. Januar 1852. Ich habe gestern Abend das unendlich lehrreiche Gemälde der Reise vom Mai 1851 gelesen und betrachtet, und sage über Frankreich dieses: Viele Schelme: Wenige Ehrenmänner: Kein Prophet.

Es ist ein Trost, daß es einer unredlichen und unsittlichen Nation doch noch schlimmer geht als einer redlichen und an sittliche Verantwortlichkeit glaubenden.

Wir hatten zwar auch keine rettenden Staatsmänner, aber doch Propheten: also haben wir eine Zukunft.

Mittwoch, 4. Februar 1852. Ich hatte die „Geistesworte"*) mit dem Gedanken an Sie in drei Exemplaren gekauft, und wußte vorher, daß Sie das, welches ich Ihnen gab, nicht aus den Händen geben würden. So wollen Sie es denn behalten, wie es Ihnen zugedacht war! Ich lasse ein ganzes Dutzend dieser japhetischen Bibel kommen.

Ich habe Lord J. R. und Lord P. gehört. Das Haus war getheilter Empfindung: doch bin ich überzeugt, daß, wenn Haus und Volk die Actenstücke verdaut haben werden, P.'s Unrecht anerkannt und er verdammt und „shelved" werden wird.

Aber das Ministerium ist zu Ende ohne neue Kräfte. Das ist der Eindruck, mit welchem ich gestern um 8½ Uhr weggegangen bin, um in dem (selbst mit Hinblick auf Ludwig Tieck) unvergleichlichen Vorlesen des „Sommernachtstraum" durch die genialste Person Englands, Mrs. Fanny Kemble, mit Mendelsohn'schen Zaubertönen, das ganze Elend einige Stunden zu vergessen.

Mir ist aufgefallen, daß nur über Einen Punkt Alle einig waren, „The protestant principle." Das ist die jetzt anklingende Seite.

Bunsen's wissenschaftliche Hauptarbeit in dieser Zeit war sein „Hippolytus".**)

Als eine bedeutsame Selbstkritik dieses Werkes ist der folgende Brief an Archidiakonus Hare von Belang:

Hatchford, 22. März 1852.

Wenn Sie kommen, um das Register meines „Hippolytus" durchzusehen, so fürchte ich, Sie werden lächelnd sagen, daß ich eine Universal- und Kirchengeschichte hineingestopft habe, cum quibusdam aliis. Dennoch werden Sie finden, daß ich dem Titel innerhalb des möglichst kleinen Kreises habe Gerechtigkeit widerfahren lassen. Als ich zu dem Ueberblick über die

*) Es sind Lancizolle's „Geistesworte aus Goethe's Werken" gemeint.

**) „Hippolytus und seine Zeit" (englisch 4 Bde., London 1851; deutsch 2 Bde., Leipzig 1852—1853).

1500 Jahre Kirchenverfassung kam, widerstand ich der Versuchung, oder besser, dem Rechte des Gegenstandes, und ging nicht ein auf das, was zwischen Hippolytus und unseren modernen Zeiten vorgefallen ist. Aber als ich versuchte, die 1500 Jahre zwischen dem päpstlichen Opfer der Gläubigen zu Rom unter Severus und Alexander und unserer armen Ecclesia pressa in der nämlichen „gläubigen Stadt" auf dem Capitol, zu der Zeit, wo ich dort sub Pio, Leone et Gregorio lebte, in gleicher Weise zu überspringen, trat mir der Geist in den Weg und hielt mich zurück.

Bei dieser Gelegenheit las ich Palmer's „Origines Liturgicae", dieses Buch jesuitischer Gelehrsamkeit aus zweiter Hand.

Ueber den Zweck desselben Werkes spricht sich ein etwas späterer Brief Bunsen's an den Prinzen Albert dahin aus *):

Es ist eine der schwer zu überwindenden Schwierigkeiten der Zeit, daß man über gewisse Gegenstände, wenigstens zum ersten mal, nicht schreiben kann, ohne den Leser zu der Quelle unseres Wissens zu führen, und ihm von dem Unterbau der neuen Gelehrsamkeit mehr zu zeigen, als namentlich den großen Herren angenehm ist. Es gehen so viele Lügen ungescheut in der Welt umher, daß ein ehrlicher Forscher es verschmähen muß, etwas ohne Beweis zu sagen, was zu seinem System wesentlich gehört. Eben wie die Forschung hat nun aber auch das Denken seine dunkeln Gänge: die Oberflächlichkeit der französischen Schriftsteller dieses und des vorigen Jahrhunderts, und die rein empirische Richtung der Engländer haben diese dunkeln Gänge verdeckt, und gehen umher auf der Oberfläche, als wäre nichts darunter. Die deutschen Denker nun scheinen mir der Welt, seit Lessing und Kant, eine wahrhaft göttliche Wohlthat erwiesen zu haben, indem sie jene Schichten geöffnet, beleuchtet und gesäubert haben.

---

*) Von den Urtheilen Anderer über das Werk sei hier nur das des Herrn von Usedom angeführt, der am 17. April 1853 an Bunsen schreibt:

„Ich habe vor einigen Tagen den «Hippolytus» erhalten und lese und lerne eifrigst darin. Sie können es wol selbst in der englischen Wahrheitsatmosphäre (gleichviel wie beschränkt, doch immer ehrlich) gar nicht so fühlen, welche Wohlthat Sie denen erwiesen haben, welche in der Lügenatmosphäre leben (gleichviel wie geschminkt und geputzt). Die Herstellung ursprünglichen, eigentlichen Christenthums ist ja doch immer die höchste Aufgabe theologischer und kirchenhistorischer Forschung, die einzige Weise, wie wir aus den Gezänken der Streitgeister und der Beklemmung der festgewachsenen Kirchenformen in Wahrheit und Liebe heraustreten können. Ich habe in letzter Zeit die neu entdeckten Katakomben von S.-Calisto und S.-Nereo ed Achilleo gesehen und bin wahrhaft erbaut worden von der antiken Formenschönheit und ursprünglich-christlichen Einfachheit der Wandmalereien. Es ist genau dasselbe, was Sie im Wissen und Leben jener ältesten Kirchengemeinde nachweisen."

Sie sind aber so tief hineingestiegen, daß gar nicht, oder nicht allgemein verständlich, zur Wirklichkeit zurückgekehrt sind.

Etwas der Art fühlte ich, als im Juni vorigen Jahres eine offenbar höchst wichtige Entdeckung zu meiner Kenntniß kam. Ich entschloß mich, zu versuchen, ob man den Engländern die Richtigkeit und Nothwendigkeit unserer deutschen Forschungs- und Denkensmethode an einem Gegenstande deutlich machen könnte, mit dem sie offenbar wenig anzufangen wüßten: für mich selbst aber stellte ich die Aufgabe auf gut englisch: die Wahrheiten, die ich gefunden haben möchte, bis in das Herz der Wirklichkeit zu verfolgen, also im vorliegenden Falle in die Fragen, welche uns beschäftigen über das Verhältniß des Urchristenthums zu uns, zu unserem Gottesdienste, unserer Kirchenverfassung, unseren Bekenntnissen, unseren socialen Verhältnissen. Bei der Gelegenheit wollte ich denn auch versuchen, ob man nicht eine englische metaphysische Kunstsprache bilden könnte, die allgemein verständlich wäre.

Die Ausführung hätte mich bald erdrückt. Mich hielt aber aufrecht der Grundgedanke meines hiesigen Lebens: den englischen und deutschen Geist möglichst zu einigen und beiden Völkern zu zeigen, wie das Eine das Andere ergänzt, und wie nur aus ihrer einträchtigen und treuen Zusammenwirkung das Heil für diese Zeit und für unsere Kinder und Kindeskinder, menschlicherweise zu reden für die ganze Welt, hervorgehen kann.

Die gelehrtesten Bischöfe, und der Erzbischof von Canterbury selbst, eben wie die Häupter der übrigen Religionsparteien, haben mir sehr freundlich und anerkennend über das Buch geschrieben: ich empfinde auch hier wieder, daß die Engländer im Ganzen (die Papisten und Puseyiten natürlich ausgenommen), als ein edles und christliches Volk, es mir eher zum Verdienst als zur Schuld anrechnen, daß ich Vieles gesagt, was Niemand zu sagen wagt, obwol Manche es denken, und daß ich manche zarte Punkte berührte, vor denen sich jeder geborene Engländer fürchtet. Das nächste Geschlecht wird mir danken, daß ich die Neigung des Materialismus, den Unglauben an den Geist, und die daraus fließende Unwissenheit aufgedeckt habe, und dies gethan mit Liebe und Ehrfurcht. Die Gegner sollen den einmal eingedrungenen Keil nicht wieder heraustreiben, weder durch Angriff, noch durch Ignoriren. Ich bin aber selbst erstaunt, wie ruhig manche freie Aeußerung aufgenommen wird, die man selbst Arnold nicht verziehen haben würde, dessen Andenken ich den reconstructiven, praktischen Theil gewidmet habe (Band III).

Unter der Oberfläche des alltäglichen Lebens und seiner mannichfaltigen Interessen und Beschäftigungen bereiteten sich inzwischen Ereignisse vor, welche der allgemeinen Geschichte angehören und deshalb hier nicht vollständig dargestellt noch im Einzelnen erklärt werden können. Der

Lauf der gewöhnlichen Tagesbegebenheiten führt jetzt zu dem 8. Mai 1852, dem Tage bitterer und schmerzlicher Erinnerung für jedes deutsche Herz, inbesondere für Bunsen, an welchem das verhängnißvolle Londoner Protokoll unterzeichnet wurde, welches die Aenderung der Thronfolge für die Herzogthümer Schleswig-Holstein feststellte. Bunsen hatte unaufhörlich dagegen protestirt, und wenn er schließlich seine Unterschrift nicht mehr verweigern konnte, so geschah dies doch erst, als er vom Könige den besonderen ausdrücklichen Befehl dazu erhalten hatte. Daß es trotzdem Bunsen's Charakter mehr entsprochen haben würde, wenn er seine Stelle niedergelegt und sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen hätte, anstatt sich zu fügen und das Werkzeug eines Actes zu werden, dessen Ungerechtigkeit er fühlte und dessen gefährliche Folgen er voraussah, wurde auch in seiner eigenen Familie — und man kann vermuthen auch von ihm selbst — nicht verkannt, als die damaligen Unterhandlungen später aus einer gewissen Zeitferne heraus überblickt werden konnten. Doch kann dies nur als Vermuthung hingestellt werden; eine Frage über diesen Gegenstand hätte ja geradezu als ein Vorwurf gegen ihn erscheinen können; und sie wurde um so weniger an ihn gerichtet, weil er immer beabsichtigte, die Geschichte seines öffentlichen Lebens selbst zu schreiben, und versprochen hatte, mit dem letzten Theile zu beginnen.

Als eine authentische Darstellung des Verlaufs kann hier aber ein Brief des Grafen Usedom an Herrn Georg von Bunsen mitgetheilt werden, da er von einem Manne kommt, der mit dem ganzen Gegenstande gründlich bekannt war und der den Geist und Charakter Bunsen's so genau kannte, wie es nur bei einem vieljährigen Freunde und einer solchen Persönlichkeit zu erwarten ist:

Turin, 23. August 1864.

Mein theuerster Bunsen! Sie wünschen zu erfahren, was mir von dem Antheile Ihres seligen Vaters an dem Londoner Vertrage vom 8. Mai 1852 und den vorgängigen Verhandlungen erinnerlich ist. Die langjährige Freundschaft, die mir Baron Bunsen geschenkt, macht es mir zur Pflicht, seinem Andenken darin gerecht zu werden: es geschieht vielleicht nur unvollständig, weil ich, von meinen Papieren getrennt, mich allein auf mein Gedächtniß verlassen muß.

In Ihrem Briefe an die „Times" vom 18. Juli haben Sie schon den Punkt hervorgehoben, auf den es vornehmlich ankommt: ich meine Herrn Layard's Erwähnung eines berliner Protokolls vom 4. Juli 1850 und eines geheimen Artikels, worin Preußen die dänischen Wünsche auf Abänderung der Erbfolge zu unterstützen versprochen hätte. Sie haben

bereits in der „Times" bemerkt, wie unwahrscheinlich diese geheime preußische Zusage sei: ich will Ihnen noch weitere Beweise geben.

Zunächst war erst zwei Tage vorher auf Befehl des Königs und im vollen Einvernehmen mit Baron Schleinitz und dem gesammten Staatsministerium der Berliner Friede vom 2. Juli 1850 unterzeichnet worden, den ich selbst, wie Sie sich erinnern, zu unterhandeln und abzuschließen hatte. In diesem Vertrage wurde für Deutschland der ganze rechtliche Status quo ante gewahrt; es ward ferner in einem bei der Unterzeichnung übergebenen Mémoire diesseits noch ausdrücklich erklärt, daß darunter insbesondere der Rechtsbestand des Bundesbeschlusses vom 16. September 1846 verstanden sei. Dieser Beschluß aber hatte, dem Offenen Briefe Christian's VIII. entgegentretend, das gesammte alte Landesrecht Schleswig-Holsteins, gerade auch hinsichtlich der Erbfolge, sichergestellt und von Dänemark anerkennen lassen. Eine Zusage auf Abänderung aber widerspräche allem Dem durchaus, und wie wäre ein solcher Umschlag binnen zweier Tage denkbar?

Dem Friedensinstrumente vom 2. Juli war allerdings ein Ausführungsprotokoll beigegeben, desgleichen ein sogenannter geheimer Artikel, worin Preußen seine Theilnahme an künftigen Verhandlungen über die dänisch-schleswig-holsteinische Erbfrage verheißt. Aber auch nichts mehr. Diesen Artikel hat man bisweilen als eine Zusage Preußens gedeutet, die Succession im dänischen Sinne abändern zu helfen, zumal da dies nach zwei Jahren wirklich geschah: in der That aber war der Sinn damals vielmehr ein entgegengesetzter. Wohl hatten zwar die dänischen Friedensunterhändler anfangs eine Redaction vorgeschlagen, welche die gedachte Zusage für Preußen stipulirte. Dies widersprach jedoch dem diesseitigen Grundsatze intacter Conservirung des deutschen und schleswig-holsteinischen Rechts auf dem Status von 1846; es ward also auf den dänischen Vorschlag nicht eingegangen und der Passus aus der Redaction gestrichen. So wie er stehen blieb, war der Artikel völlig unverfänglich; von europäischen Unterhandlungen, wie diese, durfte sich Preußen als Großmacht ohnehin nicht ausschließen, und über die Tendenz der Betheiligung war nichts bestimmt. Wollte man interpretiren, so ließ sich nach obigem Verlauf der Negotiation eher darauf schließen, Preußen werde auf der künftigen Conferenz nicht auf dänischer Seite stehen, die dänischen Successionsabsichten nicht unterstützen. Von einem anderen geheimen Artikel als dem erwähnten habe ich aber nie gehört.

Ich bin vielmehr der festen Ueberzeugung, daß sich Preußen noch in den ersten Monaten des folgenden Jahres hinsichtlich der Erbfolgefrage an nichts gebunden hielt; es erhellt dies aus einem Umstande, den ich nicht erwähnen würde, wäre er nicht schon bekannt. Im Februar 1851 brachte Graf Sponneck die betreffenden dänischen Successionsvorschläge noch in

ziemlich allgemeiner Fassung nach Berlin, und der hochselige König forderte aus eigener Veranlassung, aber auf officiellem Wege, von mir deren Begutachtung. Ich erlaubte mir, außer derselben noch ein Privatschreiben an Seine Majestät zu richten, welches hernach auf unbekannte Weise in die Oeffentlichkeit gelangt ist; es sollte darlegen: die sogenannte Integrität Dänemarks sei bis dahin weder ein Recht noch ein Factum, sondern nur erst ein Wunsch, den zu erfüllen Preußen kein Interesse habe. Wäre nun, nach Herrn Layard's Angabe, Preußen bereits im Geheimen gebunden gewesen, wie sollte der König noch die Begutachtung einer Sache befohlen haben, die schon seit acht Monaten erledigt war?

Läge der Layard'schen Enthüllung, wie es nach Obigem scheinen könnte, etwa nur eine unbedeutende Verwechselung von Datum und Sinn des vorhandenen geheimen Artikels zum Grunde, so möchte man kein Wort weiter darob verlieren. Ein britischer Unter-Staatssecretär hat mehr zu thun, als vierzehn Jahre alte Daten und Details archivalisch genau zu memoriren. Allein Herr Layard bezieht sich ausdrücklich auf eine „wunderliche geheime Geschichte", die Preußens angebliche Verpflichtung aus einem Protokoll vom 4. Juli 1850 erklären soll; hiermit würde also jenes Doppelspiel Preußens und Ihres Vaters analoge Rolle doch wieder historisch aufrecht erhalten. Doch um die „Geschichte" zu schätzen, müßten wir sie erst kennen. Bis obige Beweise entkräftet, ist sie uns keine Thatsache, sondern ein on-dit, eine pikante Mythe, ein Zierschnörkel, der „Klio's reine Schrift entstellt". Die Politik ist reich an solchen Zugaben.

Es ist wohl bekannt, theuerster Bunsen, daß manche Gegner des Londoner Vertrags, aber Freunde Ihres Vaters, vorgezogen hätten, seine Unterschrift nicht unter einem Actenstücke zu sehen, dem seine Billigung fehlte; man meint, er hätte eher quittiren, oder sich wenigstens ad hoc einen Geschäftsträger substituiren sollen. Allein im Jahre 1852 stand der Entschluß Preußens bereits unumstößlich fest, die Unterzeichnung war also nur noch Form. Konnte irgendjemand ernsthaft wünschen, einen Staatsmann wie ihn deshalb gehen zu sehen? Die Substituirung des Chargé d'affaires aber ist mir stets als eine dürftige Ausflucht erschienen. Denn nach allen dienstlichen Traditionen hat ein Bevollmächtigter, welcher entgegenstehende Ueberzeugungen jahrelang mit Freimuth dargelegt, seiner Pflicht genügt; dem Befehle seines Cabinets kann er sich schließlich nicht entziehen. Er hat hier nur ein Amt und keine Meinung.

Mir ist aber in jener Zeit ein Wort Ihres seligen Vaters glaubhaft zugekommen, was für mich die Sache vollständig erklärt: „er wolle zeichnen, um dem Könige sein Opfer nicht noch schwerer zu machen." Zu den Eigenschaften Friedrich Wilhelm's IV. gehörte, wie man weiß, vor Allem ein unwandelbares menschliches Wohlwollen; herzliches Mitgefühl war ein Grundzug seines Charakters. Gab auch die Politik die Herzogthümer preis,

so ward der Entschluß dem Könige menschlich doch sehr schwer. Denn auf das gutgemeinte Wort eines dänischen Unterhändlers von 1850: „die dänische Restauration werde dort ein Reich der Liebe stiften", mochte er nicht viel bauen. Entzog nun Bunsen dem Document seinen Namen, so konnte er wol dem eigenen Selbstgefühle damit eine scheinbare Satisfaction bereiten: dem königlichen Entschlusse gegenüber blieb es eine tadelnde Demonstration. Wer möchte ihm verdenken, daß er sie unterließ?

In dem Urtheile Ihres Vaters, das kann ich bezeugen, ist der Londoner Vertrag, vor und nach der Unterschrift, immer das geblieben, was er ihm von Anfang war: eine pragmatische Sanction durch viele Unbetheiligte gegen Rechte, Bedürfnisse und Wünsche der eigentlich Betheiligten, kurz gegen die Natur der Dinge künstlich aufgebaut. Es gehörte dazu die gewaltige Strömung, die nach 1850 in den Cabineten Europas vorherrschte und die von dänischem Geschick zu diesem Resultat geführt ward. Geschickt gewonnen — unweise benutzt! Man kann es sich heute kaum mehr vorstellen, wie schlimme Zeiten für die Herzogthümer und ihre Freunde jene Jahre gewesen sind. Noch 1860, wo doch nach dem russischen und italienischen Kriege sich schon Manches an der europäischen Lage geändert, erregte z. B. die Erwähnung deutscher Rechte hinsichtlich Schleswigs kraft der Stipulationen von 1851—1852 stets allgemeinen Unwillen gegen den Ruhestörer.

Baron Bunsen sollte leider das Jahr 1864 nicht mehr erleben, welches seine Meinung über das londoner Vertragswerk sehr gründlich bestätigt hat: denn diese pragmatische Sanction, der Natur zum Trotz, wie einst der Eispalast der Newa, aufgeführt, ist vor der Naturkraft der Dinge zerflossen. Jene Länder, vom langen Existenzkampfe erlöst, können sich nun höheren Zielen zuwenden, und dies zu sehen, hätte Ihren Vater sehr glücklich gemacht.

Hier haben Sie, lieber Bunsen, was ich im Wesentlichen über den Gegenstand Ihnen zu sagen weiß.

Leben Sie bestens wohl. Ihr ganz ergebener Usedom.

Von Bunsen's eigenen Briefen aus dem Sommer 1852 mag noch der folgende an einen Sohn gerichtete hier Aufnahme finden:

23. Juli 1852. Da mir Mr. Strachey die Ehre erweist, meine Meinung über Rawlinson's Uebersetzungen der „Babylonischen Inschriften" wissen zu wollen, so kann ich nur sagen, daß ich sein System für erwiesen halte; was die Uebersetzungen selbst betrifft, so müssen wir die Veröffentlichung der „Inschrift von Bisutun" mit dem Alphabet abwarten. Ich habe eine Anzahl Blätter gesehen, die bereits fertig sind; aber wir werden das Ganze nicht eher bekommen, als bis einige andere Nachforschungen

Rawlinson's weiter fortgeschritten sein werden. Dennoch hege ich die Hoffnung, daß Alles vor Ablauf dieses Jahres der Welt vorgelegt, und daß durch diese babylonischen Nachforschungen über verschiedene Fragen der Alterthums- und Geschichtsforschung neues Licht verbreitet werden wird. Was indessen die Propheten anbelangt, so halte ich dafür, daß sie selbst der beste Schlüssel zu ihrem rechten Verständniß sind, sobald Du sie (aber nicht jüdische und christliche Rabbinen) über drei folgende Punkte befragst, — wann sie lebten, an wen und über wen sie geschrieben. Wir haben diesen Weg in Deutschland vor nun 70 Jahren versucht, und ich glaube, daß es hinsichtlich dieser drei Fragen nicht einen Punkt gibt, der durch die Sprachforscher und Geschichtschreiber nicht genügend aufgeklärt wäre. Ewald's Commentar zu den Propheten und seine „Geschichte des Volkes Israel" liefern die letzten, kurz zusammengefaßten Ergebnisse. Was Hengstenberg's Vertheidigung der traditionellen Ansicht über den Verfasser und das Zeitalter des „Anhangs" zu unserem Jesaia (Kap. 40—66) anbelangt, so kennt natürlich Mr. Strachey die streitigen Punkte, welche von Kitto *) nur sehr unvollkommen und ängstlich wiedergegeben sind. Wir haben in dem nach Jesaia genannten Buche statt eines zwei Propheten, von denen der eine noch größer und erhabener ist als der andere; und um die Propheten in Fleisch und Blut vor uns zu haben, müssen wir nothwendigerweise damit anfangen, uns über diesen Punkt klar zu werden. Hinsichtlich der Echtheit existirt kein Zweifel; der eine Text ist ebenso authentisch wie der andere, genau, wie Christus selbst ihn gelesen. Aber Esra's Synagoge und ihren Makkabäischen Nachfolgern Unfehlbarkeit beizulegen, ist noch schlimmer, als sie für die Päpste zu verlangen — reines Rabbinenthum oder Vorurtheil.

Ein Rückblick auf die Sommermonate des Jahres 1852 läßt das Bild eines durch Vorgänge mannichfaltigster Art bewegten Lebens erkennen, bis im August die Familie aufbrach, um in verschiedenen Gruppen und nach verschiedenen Richtungen hin Ausflüge zu unternehmen. Bunsen selbst stattete zuerst mit seiner Frau und seiner jüngsten Tochter bei Sir Harry und Lady Verney zu Claydon einen dreitägigen Besuch ab; von dort setzte er seine Reise fort nach Lilleshall in Shropshire zu seinem ältesten Sohne, worauf er schließlich noch mit seinem jüngsten Sohne (Theodor) den Herzog und die Herzogin von Argyll in Inverary besuchte. Unterwegs blieb er einen Tag bei Sir Archibald Alison in Possil House bei Glasgow. In Inverary selbst hätten ihn die Liebenswürdigkeit des Herzogs und der Herzogin und manches

*) Herausgeber der „Pictorial Bible".

Interessante, was dort sich ihm darbot, schon zu einem längeren Aufenthalte veranlassen können; aber es war eine seiner Eigenthümlichkeiten, die mit jedem Jahre entschiedener hervortrat, daß er sich unbehaglich fühlte, wenn er von seinem eigenen Zimmer, von seinem eigenen Schreibtische und besonders von der lebendigen Umgebung in seinem Hause getrennt war, sodaß er sich nie ohne Widerstand längere Zeit von ihnen fern halten ließ, und hätte er auch in der anziehendsten Gesellschaft verweilt. Dies macht es erklärlich, warum er während seines zwölfjährigen Aufenthaltes in England so wenig Zeit auf dem Lande verlebte, wo ihn jederzeit so viel angenehme Gastfreundschaft erwartete. Bei gegenwärtiger Veranlassung nahm er sich nur noch Zeit zu einem kurzen Besuch bei Lord Ellesmere in Worsley und bei dem Bischof von Manchester, auf der Rückkehr zu seinem Sohne in Lilleshall, wo er wieder mit seiner Frau und seiner jüngsten Tochter zusammentraf und außer ihnen auch Lepsius vorfand, sodaß er bei der Feier seines Geburtstages am 25. August wieder von einem ihm ganz zugehörigen Kreise umgeben war.

Auf Bunsen's wissenschaftliche Thätigkeit in dieser Zeit bezieht sich der folgende Brief an Lücke:

Lilleshall, 13. August 1852.

... „Hippolytus und seine Zeit" habe ich nun eben, nach dreizehnmonatlicher angestrengter Arbeit, in vier Bänden englisch und deutsch vollendet. Der deutschen Ausgabe habe ich ein geharnischtes Vorwort vorgesetzt, für Regierungen und Volk. Einer meiner praktischen Zwecke war und ist, die Engländer aufzurütteln in ihrem geistigen Schlafe und Materialismus, ehe der große Kampf der Geister, und vielleicht auch der Völker beginnt. Und insofern ist das Buch ein Kampf für Deutschland, für unser einziges, unzerstörbares Eigenthum, innere Religiosität und Geistesfreiheit. Meine englischen Freunde waren anfangs so erschrocken über die Dinge, die ich ihren Landsleuten sagte, daß sie für mich in allem Ernste fürchteten. Allein ich kenne das englische Volk besser als sie und habe mehr christlichen Muth, weil mehr Ueberzeugung, als sie. Wenn man nach einem ernsten Leben und Forschen das sechzigste Jahr erreicht hat, muß man Ueberzeugungen haben statt Meinungen, und den Muth, sie auszusprechen, ja die Anmaßung, weiser zu sein als die „Stümper" des heranwachsenden Geschlechts. In meinem „Leben Jesu" fasse ich die einzige Persönlichkeit Jesu von Nazareth als eine rein und wahrhaft göttliche im Geiste, weil als eine rein und wahrhaft menschliche in der Erscheinung, in der irdischen Wirklichkeit. ... Das neue Geschlecht bei uns ist theils ungläubig, theils verstockt. ... Der Muth und die Begeisterung fehlen, die große Aufgabe unseres Geschlechtes durchzuführen. ...

Hier lebe ich, im Herzen eines großen Volkes, das mich liebt und ehrt, als Deutscher und als Christ des Vaterlandes Schlachten schlagend, und dem Könige von Preußen (dessen Liebe zu mir ungetrübt ist, trotz Verschiedenheit der Ansichten) mit Treue, aber mit Freiheit dienend. *)

Von Bunsen's Reisen während des Augustmonats, sowie seinen Beschäftigungen nach der Rückkehr nach London geben die folgenden Briefe an seine Frau Bericht:

---

*) Für die ununterbrochene Geistesgemeinschaft zwischen Bunsen und seinem trefflichen wahrheitstreuen Jugendfreunde ist auch (außer den noch später zu erwähnenden Briefen Bunsen's selbst) ein Brief Lücke's vom 26. December 1852 bezeichnend, in dem es heißt:

„Ich hoffe, daß Dir mein Commentar zu dem Evangelium des Johannes bereits eingehändigt ist. Die Untersuchungen sind seitdem schärfer geworden, die Zweifel schlimmer und schneidender. Ich würde jetzt anders schreiben müssen. Ich glaube, daß ich nicht mehr zu einer neuen Auflage komme, ich habe noch Anderes zu thun und werde dazu wol noch kaum Zeit im Leben haben. Das rheumatische Uebel hat diesen Winter wieder zugenommen. Seine Nässe und der stete Wechsel sind ihm günstig und so leide ich sehr. Gott, wenn ich gesund wäre, ich eilte im Frühjahr zu Dir und erfrischte mich an Deiner Frische, an Deiner heiteren Jugend im Alter. Ich hätte auch so Manches zu sagen und zu fragen. Deine «Aphorismen» habe ich mit Andacht, Studium und Beistimmung gelesen. Es sind alte und neue Geistesklänge für mich aus schöner Zeit. Dein scharfer Angriff auf das traditionelle englische Kirchenthum ist mir aus der Seele geschrieben. Es thäte jetzt dergleichen auch bei uns noth. In der Neander'schen «Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben» habe ich mich einmal darüber hergemacht, und den Wühlern für halb und schwächlich-katholisches Kirchenthum im preußischen Vaterlande einen Spiegel vorgehalten, wohin sie es bringen werden. Aber das Volk läßt sich nichts sagen, bis das Unheil da ist und der an die Wand gemalte Teufel der geistlosen und herzlosen, mehr und weniger unehrlichen modernen Orthodoxie erschienen ist. . . .

„So weit für diesmal. Je mehr ich auch in diesen Tagen wieder die Gnade Gottes in Christo erwogen habe, desto mehr bin ich in meiner Ueberzeugung von neuem gestärkt worden, daß nur die echte, universalhistorische Betrachtung des Christenthums zu einer wahren Theologie und Kirche führt, und daß, wenn die Dinge nicht πνευματικως gerichtet werden, die Tiefen und Herrlichkeiten in Christo und die Schätze der Weisheit uns verborgen bleiben. Was vom Fleisch kommt, ist Fleisch. Das lehrt die Kirchengeschichte auf allen Blättern. Nur der Geist, der arbeitsame, fleißige, der den Wegen und Offenbarungen Gottes sinnend nachgeht, frei und frisch, — ist's, der lebendig macht und der Kirche und Theologie wahres Leben gibt. Mag die ganze Welt anders lehren. Ich bleibe dabei bis zum letzten Athemzuge.

„In diesem Bekenntnisse laß mich schließen, und Dir ein schönes, neues Jahr wünschen von Gott, — für Deine Familie und Dich, und für das Vaterland und das Reich des Herrn hier und dort!"

Possil House bei Glasgow, 16. August 1852, 7 Uhr morgens.

Da es sich ergab, daß wir unser Gepäck erst später erhalten würden, so entschloß ich mich, die den Alisons zugedachte Begrüßung sogleich stattfinden zu lassen. Sir Archibald hatte mich, als ich ihn in seinem amtlichen Hause besuchte, aufs angelegentlichste eingeladen, und ich hatte ihm für Freitag dieser Woche den Abend zugesagt. So aber zog ich sogleich um 4 Uhr hinaus und überraschte ihn. Possil House ist auf einer schönen Anhöhe gelegen, prächtiger Park und sehr schönes geräumiges Haus. Da haben wir denn bisjetzt die Zeit köstlich zugebracht; ich habe unendlich viel von Schottland gelernt und habe sehr liebe Leute gefunden. . . . Alison schreibt an seiner „Geschichte Europas seit 1815", und ich habe also die Gelegenheit benutzt, zu sehen, daß er die deutschen Angelegenheiten gut auffaßt. Er ist, wie Du weißt, der einzige Torygeschichtschreiber, der preußisch ist und nicht österreichisch; er hat eine kerngesunde protestantische Ansicht und das bewahrt ihn vor dem Geschwätze von Mahon, Brougham und dergleichen, in Beziehung auf Friedrich den Großen und die preußische Monarchie. Daneben hat natürlich „Hippolytus" auch sein Plätzchen gefunden, und wir haben uns gestern Nacht mit dem Gefühle getrennt, daß aus unserer Bekanntschaft eine Freundschaft geworden ist. Sie erklären aber, sie wollten mich nicht zum zweiten male haben, wenn ich Dich nicht mitbrächte. . . .

In den Zwischenstunden habe ich Rawlinson's babylonische Entzifferungen gelesen mit unbeschreiblicher Freude. Die Sache ist in der Hauptsache klar und sicher. Die noch nicht gelösten Räthsel sind höchst anziehend. Ich überzeuge mich immer mehr, daß alle Keilschrift nichts als eine übereinkömmlich in keilförmige Striche aufgelöste urbabylonische Hieroglyphik ist. Es gibt 246 Zeichen, theils Silbenzeichen, theils ideographische; in jenen steckt auch das reine Alphabet, gerade wie bei den Aegyptern; man vermißt aber bisjetzt die weise Anordnung, wodurch die Aegypter ihr System so sicher und verhältnißmäßig leichtverständlich machten.

Um 8½ Uhr sind wir auf dem Clyde, fahren den ganzen Firth hinunter und gelangen so nach Loch Goil-head; 7 Millien Fahrt im Wagen bringen uns zu einer Fähre, welche uns nach Inverary übersetzt, wo ich gegen 3 Uhr zu sein hoffe.

Inverary Castle, Dienstag früh, 17. August 1852.

Gestern Nachmittag gegen 3 Uhr kam ich hier an, nach einer sehr regnigen Fahrt, und eine am Ufer bereit stehende Kutsche brachte mich in das nahe Schloß. Herzog und Herzogin empfingen mich mit der herzlichen Freundschaft, die sie mir immer erwiesen haben. Das Wetter hatte sich seit einer Stunde aufgeklärt und der offene Wagen wurde zu einem Spazier-

gange bestellt durch den unbeschreiblich schönen Park (Glen-Ary), welchen der Gebirgsfluß Ary (woher Inver-Ary, d. h. Mündung des Ary) durchströmt, mit vielen Wasserfällen, davon einer sehr bedeutend und höchst malerisch ist. So kehrten wir sehr heiter zurück und der Herzog führte mich in das schöne Gemach neben dem Empfangszimmer der Herzogin, wo ich wirklich wie ein König hause, mit dem schönen Arme des Meeres und den herrlich belaubten Bergen vor mir. Um 7 Uhr begrüßte mich der Pibroch*) vor meinen Fenstern, der hier doch ganz anders klingt als in London. Beim Essen, um 7½ Uhr, war die Schwester des Herzogs gegenwärtig (Lady Emma Campbell), die voll heiterer Laune und schottischer Derbheit ist. Die Kinder begrüßten mich vor dem Essen, die kleinste, Lady Edith, verspricht wirklich eine große Schönheit zu werden....

Der Herzog hat in seinen Feldern ein reiches Nickel- und Kobalterz entdeckt in weggeworfenem Schwefeleisenerz. Seine chemischen Kenntnisse setzten ihn in den Stand, den Werth zu erkennen.

Inverary Castle, Mittwoch Morgen, 18. August 1852. ... Natürlich regnete es gestern den einen Theil des Tages und war nicht sehr hell den übrigen, doch hatten wir eine herrliche Spazierfahrt nach dem Bergwerke durch den schönen Wald und zurück längs dem Seeufer. Abends war Sir E. Coffin von Oban als Gast da; er steht an der Spitze der Auswanderungscommission unter den Hochländern, eine Privatunternehmung, zu der aber die Königin, der Herzog von Sutherland und andere Große beitragen. Die Hochländer wollen nur auswandern, wenn sie ihre Aeltern und ältern Verwandten mitnehmen können; dies ist ausnahmsweise für sie zugestanden. Die Regierung bezahlt aus den Geldern der Colonie die Ueberfahrt, etwas mehr für die Alten und für die ganz jungen Kinder. Ein Pfund Sterling wird für jede Person niedergelegt, für zwei Pfund werden sie gekleidet und ausgerüstet; von diesen Kosten trägt der Eigenthümer (wie der Herzog zum Beispiel) ein Drittel, das Uebrige wird von dem allgemeinen „Stock" bestritten; 1300 sind bereits eingeschifft, man hofft zusammen 5000 dieses Jahr auszurüsten. Sie gehen, die großen Heerden zu hüten und stellen vor der Abreise eine rechtsgültige Verpflichtung aus, das Geld — also drei Pfund Jeder — hierher zurückzuzahlen für weitere Auswanderungen.

Also auch hier dieselbe große Erscheinung: der Celte geht weg, der Deutsche zieht ein, wo er gutes Land findet, und läßt die nackten Berge dem Wild und Jäger. Die Moore bringen jetzt schon manchem Besitzer mehr ein als Weideland, da die reichen Engländer einander überbieten, für deer-stalking, die Mode des Tags, und grouse-shooting**), diese sehr

---

*) Die wilden kriegerischen Melodien der Hochländer.

**) Die Jagd auf Rothwild und Haselhühner.

nützliche alte Sitte, deren ich mich hier täglich bei Tisch erfreue, ebenso wie des Heringsfanges, der fast vor meinen Fenstern getrieben wird. Bei Inverary liegt eine ganze Flotte von Heringsfischern.

Die „cottages" am Walde und Moor sind ärmlich, die Leute aber ganz gut gekleidet (Füße natürlich nackt), die Kinder sprechen schon untereinander nur englisch, eine Folge der Schulen. Die Alten reden noch gälisch im Hause, die Kirche ist in zwei Abtheilungen gesondert, wo gleichzeitig gälischer und englischer Gottesdienst gehalten wird.

Ich habe der Versuchung widerstanden, eine gälische Grammatik vorzunehmen, wobei mir die Anziehungskraft der unbeschreiblich lehrreichen babylonischen Inschriften in Rawlinson's hierher mitgebrachten Abhandlung sehr zu statten gekommen ist. Das Babylonische ist die ältere Form des späteren Chaldäischen, doch schon eine jüngere Bildung als das classische Hebräisch; dieselbe chaldäische Sprache, welche in Palästina fest wurde, ehe eine zweite weitere Umbildungsperiode in die semitischen Sprachen kam, welche viel ausgebildetere Conjugationsformen hervortrieb. Aber viele Erscheinungen, die man im Hebräischen als Trümmer findet, erhalten durch das Chaldäische und besonders durch dieses ältere ihre Erklärung.

Mit diesen Studien und mit der schottischen Geschichte beschäftige ich mich, wenn ich nicht herumlaufe oder Briefe lese und schreibe.

Die lieben jungen Leute*) sind fortdauernd von der größten Liebenswürdigkeit.

Abbey Lodge, Sonnabend Morgen, 27. August 1852.

So habe ich am Morgen ein edles und glückliches Haus unserer Kinder verlassen und bin am Abend in ein anderes Kinderhaus gezogen, wo mich Liebe und Glück ebenfalls umgibt. Wir machten sogleich einen Spaziergang durch den Park**) nach dem Botanischen Garten (in der ganzen Länge und Breite) und zurück; dann las ich die angekommenen Briefe und ein Buch, welches ich Dir gleichzeitig mitschicke. Es wird Deinem und Heinrich's Herzen gutthun, zu lesen, wie liebevoll mein theurer Jugendfreund Lücke über mich und unser Zusammenleben vor 40 und mehr Jahren sich ausspricht. Heute werde ich eine wichtige Conferenz mit Lord Malmesbury haben über die neuenburger Angelegenheit. Am 1. geht die Feldjägerabfertigung von statten, bis dahin werde ich alles Kleine und Störende abgemacht haben und dann sogleich an „Aegypten" gehen.

---

*) Herzog und Herzogin von Argyll.

**) Der Regents-Park in London, an dessen Eingang das einem Sohne Bunsen's gehörige Abbey Lodge liegt.

X. kommt jetzt zum ersten mal in eine christliche Thätigkeit, im Sinne der wahren Mission, welche jeder Christ in seiner Zeit und in seinem Vaterlande hat. Das ist mehr werth als Alles. Es schlummert in ihm ein ganzer Himmel christlicher Liebe und Weisheit, leicht überdeckt durch die gesellschaftlichen Verhältnisse in den höheren Kreisen und die Anziehungskraft weiblicher Gönnerinnen. Wichern ist der Mann für ihn, Beide achten und lieben sich.

Als wir (Perponcher, Ch. Buxton und Lepsius mit uns) bei Tische saßen, gegen 9 Uhr abends, wer läßt sich anmelden? „Präsident von Gerlach", der den Minister von Raumer hierher begleitet hat, um ihn in das Unterrichtssystem Englands einzuweihen. Heute Morgen kommt der Minister zu mir; er will noch heute nach Schottland abreisen.

London, 1. September 1852.

Tausend Dank für die lieben Briefe aus Lilleshall und Llanover! Gott sei gelobt, daß Du glücklich (obwol als „unprotected female") quer durchs Land gereist und mit Sack und Pack angekommen bist. Nicht weniger, daß Du den ersten schmerzlichen Eindruck der Abwesenheit der ewig unvergeßlichen Mutter überwunden hast. Ich denke ihrer bei jedem Ereigniß unseres Lebens, insbesondere bei jedem freudigen. Wer fühlte so mit uns wie sie? Wer folgte mit so zärtlicher Liebe und so frommer Freude allem Glücklichen, das uns begegnete, uns, die sie vereinigt hatte! So laß uns in dem Andenken an ihre Liebe und einzige Liebenswürdigkeit fortleben, Geliebte, wie wir im Genusse derselben ein Menschenalter hindurch zu leben das seltene Glück gehabt!

Ich sende Dir unter Anderm den Brief eines merkwürdigen Amerikaners, Dr. Hamilton aus Mobile, Alabama, welcher die buchstäbliche geschichtliche Wahrheit der ganzen Urgeschichte in der Genesis vertheidigt hat in einem gelehrten Buche, dabei aber, nach Lesung von mir und Lepsius, seiner Gemeinde (einer presbyterianischen) erklärt, er müsse unsere Zweifel selbst prüfen und uns und Aegypten sehen, worauf sie ihm Urlaub und Geld gegeben haben. Das Erste hat er nun hier erlangt; ich lud ihn zu Ernst ein und las ihm Hippolytus' Rede über die Inspiration vor. Der Mann sagte: „Es muß doch Alles buchstäblich wahr sein, sonst glaube ich gar nichts." Da ergriff mich der Geist und ich sagte ihm: „Er sei mir ein christlicher Bruder im Herrn, aber nach seinem System sei er nicht ein Freund, sondern ein Feind von Moses, ein Mohammedaner oder Rabbiner, und werde seinen Glauben nur in der deutschen aus Glauben hervorgegangenen Forschung wiederfinden." „I must see myself," antwortete er, „send me «Hippolytus» to the Pyramids, whither I go. If I am wrong, I give up my place; what shall I preach to my people? May

God help me!"*) — Ich kann gar nicht sagen, wie mich der Mann rührte. Lepsius meint, er würde wahrscheinlich toll, wenn er seinen jüdischen Glauben aufgeben müsse; ich meine aber, ein Angloamerikaner und Presbyterianer, der einmal ans Forschen gekommen, muß durch, sonst wird er sicher verrückt, denn die Ansicht ist zum Verrücktwerden.

Die Frage von der Chronologie hängt in den Vereinigten Staaten mit der Sklavenfrage zusammen. Lepsius wird dort angeführt als der Verschiedenheit der Menschenstämme und ihrer ursprünglichen Verschiedenheit zugethan; mich haben einige Stellen in meinem „Aegypten" davor bewahrt, aber die Leute wissen nicht recht, was sie mit mir anfangen sollen. Hamilton hält mir Alles zugut, wegen der Stelle über Moses und „die große Nacht" in meinem „Aegypten". Nun, will's Gott, das sollen sie binnen Jahr und Tag wissen!

Windsor Castle, 22. October 1852.

Ich bin hier sehr glücklich und sehne mich demzufolge, zu Dir und den Kindern zurückzukehren. Die Königin ist äußerst gnädig gewesen, sie ließ mich ihren Namen und den meinigen in den ersten Band des „Hippolytus" schreiben, und machte mir ein Geschenk von drei schönen Kupferstichen nach Winterhalter, vom Prinzen Alfred, der Prinzessin Alice und dem Prinzen Arthur. Dann verbrachte ich diesen Morgen zwei Stunden mit dem Prinzen, eine mit der Herzogin von Kent zu Frogmore und zwei mit der Fürstin von Hohenlohe. Ungeachtet dieser Besuche ist es mir gelungen, eine Epistel über die bischöfliche Synode von zwölf Seiten an Shaftesbury und eine von acht Seiten an G. für die morgige Post zu schreiben.

St. Giles (bei Lord Shaftesbury), Donnerstag Morgen, 28. October 1852.

Hier bin ich, frisch und gesund, herzlich aufgenommen, hübsch untergebracht, in einem schönen Hause, von wohlgepflegten, nur etwas flachen Spaziergängen umgeben. Ich darf sagen, daß ich mich sehr behaglich fühle und froh bin, hier zu sein; aber wo kann ich mich ganz behaglich fühlen, ausgenommen in unserem eigenen Hause, wo Du bist und Dich bewegst und waltest mit all den lieben guten Gesichtern um mich. Ich glaube daher, daß ich morgen Abend gewiß zurückkehren werde.

Wie sehne ich mich, den lieben Heinrich zu sehen! Ich kann es nicht ausdrücken, wie sehr ich das Glück empfinde, einen Sohn zu haben, der es versucht, einen der Lieblingswünsche meines Lebens zu verwirklichen. Das Diakonissinneninstitut muß mit besonderer Beziehung auf England reformirt

*) „Ich muß selbst sehen. Senden Sie mir den «Hippolytus» zu den Pyramiden, wohin ich gehe. Wenn ich im Unrecht bin, so gebe ich meine Stelle auf; was soll ich meinen Leuten predigen? Gott helfe mir!"

werden. Die armen Mädchen oder Witwen, die sich der Pflege der Kranken und dem Beistand der Hülflosen widmen, dürfen nicht, wie es gegenwärtig der Fall ist, durch übermäßige Anstrengungen zu Grunde gerichtet werden; sie müssen in den Stand gesetzt werden, im Dienste Christi (in den Personen seiner leidenden Brüder) zu leben, nicht aber zu sterben. Die Quelle des Lebens muß und kann nur Glauben und Hingabe sein, wie sie aus dankbarer Liebe entspringt, deshalb muß christliche Begeisterung da sein, aber weder Schwärmerei noch Muckerei....

Der Vicar dieses Ortes erzählte uns gestern Abend, daß ein Kaplan von einem Colonialbischof das wohlbekannte Lied des Bischofs Ken, das in einem Verse „Reinigung von Sünden durch das Blut Jesu Christi" erfleht, in etwas wie „durch Thränen täglicher Buße" verändert hat. Diese Tendenz ist der Fluch des Systems.

In dieselbe Zeit wie die vorhergehenden Briefe Bunsen's an seine Frau gehört auch der folgende an einen Sohn:

London, 7. October 1852 (Abbey Lodge).

Ich bin wie Antäus neugestärkt, nachdem ich die letzten vierzehn Tage meine alten physiologischen Studien wieder aufgenommen mit des unvergleichlichen Johannes Müller's Buche; ich habe mir die Hauptpunkte ausgearbeitet und damit eine große Lücke für mein Kapitel „Anfänge des Menschengeschlechts" ausgefüllt. Der Menschheit Entwickelung ist nichts als die Nachbildung des größten, ewigen Schöpfungsprocesses. Die Sprachbildung vom Sinesischen zum Sanskrit ist wie die Naturbildung von den Erdstoffen durch das Pflanzenreich zum Menschen. Meine weltgeschichtlichen Formeln haben nun ihre Naturbasis und stehen ganz anders da. Sobald ich „Hippolytus" in die Welt geholfen, gehe ich (mit Owen) zu Cuvier's „Anatomie composée" und mache so ein vor vierzig Jahren unter Blumenbach begonnenes Studium zu etwas Wirklichem. Es liegt eine ganz wunderbare Kraft in dem Leben mit der Natur.

Aus dem Winter 1852/1853 lassen sich ferner die folgenden Auszüge aus Tagebüchern einer Tochter hier mittheilen:

22. October 1852. ... Vater unterhielt uns mit der Erklärung eines merkwürdigen hieroglyphischen Manuscripts, welches durch Mr. de Rougé übersetzt worden ist. Es erweist sich als ein Roman, das Werk eines Privatsecretärs des Königs Seti II., und ist deshalb nicht später als zwanzig Jahre nach Moses. Die Geschichte ist romantisch, sie handelt von zwei Brüdern und ihren Liebesangelegenheiten; nur bildet sie einen Gegensatz zu den modernen Romanen durch den Mangel eines Schlusses sowol als durch die Theorie der Seelenwanderung; die Handlung schließt nicht mit dem Tode der Betheiligten, sondern kann ins Unendliche ausgesponnen

werden. Nach 10 Uhr las Vater uns einige von Carriere's herrlichen „Religiösen Reden" vor.

25. October. Vater sprach über das wundervolle Problem der Schöpfung, welches er von neuem zu erwägen veranlaßt worden war, besonders durch die Wiederaufnahme der naturwissenschaftlichen Studien, welche er, seit er die Universität verlassen, nicht mehr betrieben hatte. Er ist sehr entzückt über Burmeister's „Geschichte der Schöpfung" und vor Allem über Johannes Müller's „Principien der Physik". Er sagte, es sei wunderbar, daß, wenn man versuche, den verschiedenen Schritten der Schöpfung zu folgen, man es unmöglich finde, eine Erklärung über die Schöpfung des Menschen zu geben; es sei albern, zu sagen, er sei eine Vervollkommnung des Thieres, als ob der Mensch eine verbesserte Auflage des Affen sei; ebenso aber auf der andern Seite, daß er von der Erde komme, weil er durch seinen Organismus innig mit den niedrigeren Thieren verwandt ist; mit einem Worte, es sei unmöglich, zu irgendeiner Folgerung zu gelangen, wenn man nicht einfach die Unfähigkeit des menschlichen Geistes, die Tiefen der göttlichen Weisheit zu messen, einräumt und die ganze Triebfeder der Schöpfung einer göttlichen Ursache zuschreibt, nach welcher jedes geschaffene Wesen als nach seiner höchsten Vollkommenheit hinstrebt, während gleichzeitig Alles in einer Kette zusammenhängt, in welcher der Mensch das letzte und höchste Glied ist.

Abends kam Mr. Penrose und zeigte und erklärte uns die Architektur des Parthenon, wo er über die Curve nicht blos der Säule, sondern auch des Querbalkens einige interessante Entdeckungen gemacht. Wenn dieser wirklich horizontal wäre, wie er zu sein scheint, so würde er dem Auge eine Einsenkung darstellen; aber da er in Wirklichkeit nach oben geht durch eine beinahe unmerkliche Biegung, so bildet er für das Auge eine völlig gerade Linie. Dieses beweist die bewundernswürdige Kenntniß der alten Griechen in der Mathematik und Optik und ihrer Anwendung auf die Architektur. Er entwarf uns aus dem Gedächtniß einen Umriß der Nordseite der Akropolis.

Freitag, 12. November. Der heutige Tag, der zur Besichtigung des in Chelsea Hospital auf dem Paradebette ausgestellten „großen Herzogs" (von Wellington) bestimmt war, schien auch seinerseits der Anordnung des Hofmarschallamtes, daß Alles in Trauer erscheine, nachkommen zu wollen, denn so wie heute hat es fast nie geregnet. Wir machten uns trotzdem um halb 10 Uhr auf den Weg, der bereits von einer Wagenreihe eingenommen war; nachdem wir endlich Chelsea Hospital erreicht hatten und in dem bedeckten Eingange ausgestiegen waren, gingen wir langsam nach der achteckigen Vorhalle, welche durch einen einzigen großen Kronleuchter erleuchtet wurde; die entfalteten Fahnen und Standarten waren hier aufgestellt, und die Wache haltende Garde bildete eine Linie längs der schwarzbekleideten

Wände. Von da traten wir in den Saal, an dessen äußerstem Ende die Bahre stand, von riesenhaften Wachskerzen beleuchtet und prunkvoll mit reichverzierten Tüchern bedeckt; oben darauf lagen die Orden und Insignien des Verstorbenen. Die Truppen, welche hinter den leuchtenden Kerzenreihen aufgestellt waren, nahmen sich auf dem dunkeln Grunde der geschmackvoll verzierten Wände sehr schön aus. Die ganze Todesscene war so voll kräftigen Lebens. Die Zuschauer schritten langsam und stillschweigend am Katafalk vorüber, und man würde die feierlichen Töne eines Chorals willkommen geheißen haben, welche das tödliche Schweigen unterbrochen hätten, das den Erguß der Gefühle zu ersticken schien. Die Aeltern erinnerten sich dabei an die Ausstellung der Ueberreste des Cardinals Consalvi vor beinahe 30 Jahren; sie fühlten sich damals durch den schmucklosen, aber volltönigen Gesang des „Dies irae“ erleichtert....

Samstag, 13. November. Carlyle kam, um Vater zu besuchen und sprach dabei mit Wärme von seiner Reise in Deutschland, wohin er gegangen war, um die Schlachtfelder des Großen Friedrich sowol als andere Punkte von geschichtlicher Bedeutung zu besuchen. Mit besonderer Begeisterung sprach er von der Wartburg: „Mich däucht, daß jenes kleine Zimmer, in welchem Luther die Schlacht Gottes gegen die ganze Welt kämpfte, der heiligste Platz auf der Erde ist!“

Ehe wir uns für die Nacht trennten, las Vater einige der Lieblingslieder aus seiner Sammlung vor zur Vorbereitung für die bevorstehende Leichenfeier.

Sonntag, 14. November. Noch immer Regen und Düsterheit. Vater las uns eine Predigt von Tauler vor, statt in die Kirche zu waten. Später, am Nachmittag, war es möglich, Graf Nostitz einen Besuch zu machen, welcher mit General Massow (und General Scharnhorst, der morgen erwartet wird) abgeordnet worden ist, um dem Leichenbegängniß des Herzogs beizuwohnen.

Donnerstag, 18. November. Das ganze Haus war schon vor 6 Uhr lebendig und um 7 Uhr strömten Gäste in die auf die Terrasse sehenden Zimmer. Haufen von Personen der mittleren Stände, welche die Erlaubniß hatten, auf das Dach des Hauses zu gehen, stürzten die Hintertreppe hinauf, und die Terrasse war angefüllt bis zu dem für unsere Freunde abgesonderten Platze, der streng von einem Polizeibeamten bewacht wurde. Um $^3/_4$ 8 (von welcher Zeit an die Geschütze von Minute zu Minute regelmäßig abgefeuert wurden) waren Alle, die wir eingeladen hatten, gut untergebracht, während die Salonfenster von einigen Personen besetzt wurden, welche die Morgenluft fürchteten. Trotz aller schlimmen Vorzeichen wurde das Wetter schön. Die Sonne ward eben sichtbar und erleuchtete den Saum der Wolken, als die dunkelgekleideten Scharfschützen aus der Kaserne der Horse=Guards hervortraten und mit gesenkten Gewehren den

Zug eröffneten; dann folgte das alte Kriegspferd des Herzogs, das in so vielen Schlachten ihn getragen hatte und nun gleichsam als der erste Leidtragende an der Spitze so vieler wahrhaft Trauernden geführt in feierlichem Schmucke langsam dahinschritt; — es war ein herzergreifender Anblick, der unvergeßlich bleiben wird. Die Wirkung der feierlichen Klänge des Händel'schen Todtenmarsches bei der Stille des Morgens und dem Schweigen der unzählbaren Menge kann schwer beschrieben werden; und als die ersten Klänge in der Ferne erstorben waren und das nächstfolgende Bataillon den Trauermarsch wieder aufnahm, schien sich die gewaltige Klage einer großen Nation in einem einzigen Weheruf kundzugeben. So begleiteten die ergreifendsten aller Töne den Leichenwagen, bis er die St.-Paulskirche erreichte.

Vater fuhr mit mir als seiner Begleiterin nach der St.-Paulskirche, Graf Perponcher und Herr von Langen waren ebenfalls im Wagen; da uns Dekan Milman ein Eintrittsbillet gegeben hatte, gelangten wir schon um 10 Uhr zur Kirche. Der ganze Anblick war von dem für das diplomatische Corps abgesonderten Platze aus höchst feierlich und ergreifend. In einer uns gegenüberliegenden Abtheilung befanden sich die vornehmsten Offiziere, meist ergraute Krieger, darunter die Brüder Napier (Sir Charles mit seinem classisch großen Gesichte und weißem buschigen Haar und Bart), Lord Gough, Lord Anglesea und Andere an der Spitze. Daneben in einer andern Abtheilung saßen die Peers mit dem Lord-Kanzler an ihrer Spitze; ihnen gegenüber und ganz in unserer Nähe das Haus der Gemeinen mit seinem Sprecher; innerhalb dieser Abtheilung und in der Nähe meines Platzes war ein sehr liebenswürdiges Parlamentsmitglied, welches mich mit den Namen berühmter Persönlichkeiten bekannt machte, wogegen ich ihn über die Fremden unterrichtete, die viel Neugierde erregten, besonders der alte Graf Nostitz, der eine prächtige Uniform trug.

Ungefähr um ½ 12 Uhr begannen einzelne Abtheilungen der Procession sich hereinzubewegen; gegen 1 Uhr zog die Geistlichkeit vorbei mit dem Bischof von London und Dekan Milman an der Spitze, um die Bahre abzuholen; sie kehrten nach einiger Zeit mit derselben zurück, wobei der voranschreitende Chor das Textwort sang: „Ich bin die Auferstehung und das Leben", ohne irgendeine Orgelbegleitung. Dieser feierliche Zug war großartig, aber der ergreifendste Augenblick trat ein, als der Sarg mittels einer unsichtbaren Vorrichtung in das Gewölbe hinabgesenkt wurde; alle Generale, die Zeitgenossen des Herzogs, umstanden die Bahre und senkten die Banner über die sterblichen Ueberreste dessen, der so lange an ihrer Spitze gestanden hatte, während allmählich der Sarg ihren Augen entschwand; — es war ein erschütternder Anblick, diese Männer mit ihren eisernen Zügen Thränen vergießen zu sehen....

Das Verhalten der zahllosen Menge draußen war musterhaft; nichts störte

die allgemeine Theilnahme, welche durch das Bewußtsein eines stolzen Besitzes und eines unersetzlichen Verlustes getragen wurde. Die Berechnung der Zeitungen über die Millionen, die sich an diesem Tage in London zusammengefunden hatten, war merkwürdig; alle Züge aus allen Richtungen führten neue Ankömmlinge herbei, und jedes Privathaus enthielt Gäste, die hier übernachteten; dennoch floß der lebendige Strom ein und aus, ohne Aufenthalt oder Hinderniß.

Abends spielten wir auf dem Pianoforte und der Orgel Theile des Mozart'schen „Requiem". General Massow erzählte Anekdoten, und bevor sich die Gesellschaft trennte, spielten wir auf Vaters Verlangen den schönen Choral „Wachet auf", den wir in St.-Paul gehört hatten.

Demselben Monat gehört der nachfolgende Brief Bunsen's an eine Dame an:

London, 13. November 1852.

Sie haben mir gestern Ihr christliches Herz in einer Stunde der Weihe ausgeschüttet, und mir dadurch einen Beweis Ihrer christlichen Liebe und Ihres Vertrauens gegeben, der mich tief rührt.

Sie fühlen den Zorn Gottes, des Gerechten, mehr als die Liebe Gottes; wenn ich Sie recht verstehe, so ist das eine Folge der natürlichen Reaction Ihres Herzens und Ihrer Vernunft gegen einseitige Formeln unserer neuen Theologie, einer Reaction, durch welche wir Alle, die freien Kinder dieser Zeit, hindurchgehen. Sie können sich weder mit der calvinistischen noch mit der evangelical Formel für die Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre zufriedengeben. Ihr Gewissen sagt Ihnen, wie jedem Christen, von der Sünde und der dadurch unterbrochenen Vereinigung mit Gott; Ihre Vernunft zieht daraus unerschrocken den Schluß, daß jede Sünde ins Unendliche hin (denn Sie haben kein Recht abzubrechen) Böses erzeugt und nach der ewigen Gerechtigkeit Gottes, wie Sie die sittliche Weltordnung nennen, Strafe herbeiruft; und nun knüpfen Sie hieran, ohne es sich klar bewußt zu sein (wie es mir scheint), zugleich die Idee, daß diese Strafe, jetzt oder in Zukunft, in diesem oder einem andern Leben, die Sünde abbüßen soll. Die Genugthuung durch Christus empfinden Sie nicht, sie widerstreitet Ihrer Vernunft in der Form, in welcher sie Ihnen geboten wurde.

Zürnen Sie mir nicht, wenn ich Sie misverstehe; dies aber scheint mir die unabweisbare logische Folgerung aus Ihrer gestrigen Mittheilung zu sein. Meiner Ueberzeugung nach aber ist der Glaube an Christus wesentlich gar nichts Anderes als die Lösung dieses Räthsels, welches die Menschheit seit soviel tausend Jahren in und auf dem Herzen trägt. Das Aufblicken zu Jesus als Muster und Vorbild ist so wenig Christenthum, ja nur Religion überhaupt, als das Hinblicken aus dem Sumpfe, in welchen

Jemand versunken ist, auf den frei am jenseitigen Ufer Stehenden eine Rettung, und der Versuch, sich durch die Kraft des Selbst, das ist der sich getrennt von Gott betrachtenden Creatur, zu retten, ist wirklich nicht einen Pfennig weiser, als die bekannte Erzählung Münchhausen's, der in der oben angedeuteten Lage sich bei dem Zopfe ergriff und daran heraushob.

Das nun ist nicht Ihre Religion. Sie glauben an Christus, Sie leben ein Leben schwesterlicher Liebe für seine Brüder und in seinem Namen, aber Sie können mit Ihrer Vernunft nicht die Brücke bauen von Ihrem Gewissen und dem Ausspruche der Vernunft über die ewigen Folgen des Bösen zu dem Erlöser. Mit andern Worten: Sie fühlen nicht, daß in jenem Bewußtsein der Sünde und der Selbstverdammung, die darin eingeschlossen ist als gläubiger Reue, uns Allen schon die Erlösung liegt, welche eben die Lösung des Räthsels und das Loswerden vom Fluche des Gesetzes (Gewissens) ist, vom „Wahne der Sünde", wie Novalis sagt. Es ist, als wenn Jemand, der in der freien Gottesluft aus einer nahenden Erstickung erwacht, an der rettenden Kraft der ihn umgebenden Luft zweifelt, weil er sie weder sehen noch greifen kann.

In diese geistige Gottesluft nun hat uns Jesus versetzt, nicht blos dadurch, daß er uns Gott als die ewige Liebe verkündet, sondern wesentlich vielmehr dadurch, daß er die That der Erlösung durch seine vollkommene liebende Hingabe beweist und für die ganze Menschheit vollzogen. Es ist dadurch in Gottes ewiger Natur nichts verändert, denn die i s t Liebe, aber in unserem Bewußtsein von ihm, als unseres Lebens Mittelpunkt und beseligendem Ziel all unseres Verlangens, als die wir „in ihm leben, weben und sind".

Dieses Bewußtsein und das unserer sittlichen Verantwortlichkeit sind, evangelisch und philosophisch, die ewigen, allgemeinen und einzig sicheren Grundlagen der Rechtfertigungslehre, und der Grund unserer ewigen Seligkeit, des ewigen Lebens (Joh. XVII, 3), in dem wir jetzt schon leben, wenn wir uns ihm nicht verschließen. Der Weg dahin aber liegt eben darin, daß wir Jesu Leib essen und sein Blut trinken (Joh. VI), d. h. unsere Selbstsucht in sein göttliches, bruderliebendes, hingebendes Leben verwandeln, uns aneignen in fortschreitender Selbstentäußerung.

Sagen Sie mir, ob ich Sie misverstanden oder ob Sie mir beistimmen?

Ueber den letzten Theil des November sowie den Decembermonat 1852 geben wieder nachstehende Auszüge aus dem Tagebuch einer Tochter Bericht:

Mittwoch, 1. December. ... Mittagessen und Abendgesellschaft zu Ehren der drei preußischen Generale, wobei auch der Herzog von Cambridge anwesend war ... eine halb ministerielle, halb militärische Gesellschaft,

in welcher viel Förmlichkeit beobachtet werden mußte, aber welche dem Anschein nach gut abgelaufen ist. Abends war das diplomatische Corps anwesend, beinahe vollzählig, und die „Haute-Volée" in Hülle und Fülle. Das frisch decorirte Haus nahm sich in der hellen Gasbeleuchtung sehr gut aus, besonders auch die Abgüsse von Rauch's Meisterwerk „Friedrich der Große und seine Thaten". Unter der Veteranengesellschaft, die bei dem Essen zugegen war, fiel Lord Anglesea mit seinem schönen Kopfe auf, der in jugendlicher Frische trotz unaufhörlicher und heftiger Schmerzen seine Heiterkeit beibehielt. Er sagte über den Tisch hinüber: „Lord Derby, trinken wir ein Glas Wein miteinander. Ich bekämpfe Sie im Oberhause und muß Sie wieder bekämpfen, aber hier wollen wir gute Freunde sein." Und die Herausforderung wurde herzlich angenommen. . .

Donnerstag, 2. December. (Dies war der Tag der Proclamation des Kaiserreichs in Frankreich; von Madame Walewski gestern Abend zum voraus gefeiert, indem sie weißgekleidet mit einem Veilchensträuße erschien, wie ihn Napoleon bei Gelegenheit seiner Proclamation ebenfalls trug.) Die Generale nahmen Abschied von England, nur General Scharnhorst will als unser Gast bleiben; da er aber wünscht, incognito zu sein, ging er zuerst auf zwei Tage nach Oxford.

Freitag, 3. December. Da Vater genöthigt ist, das Bett zu hüten, mußte er zu seinem Bedauern das Frühstück bei Mr. Milnes aufgeben, zu welchem er als „Vater Hippolytus" eingeladen worden war. Der neue österreichische Gesandte Graf Buol und seine Gemahlin machten ihren ersten Besuch; sie kommen direct aus Paris unter dem frischen Eindruck des Staatsstreichs. Mutter mußte sie wegen Vaters Unwohlsein allein empfangen. Daß der Gesandte die Handlungsweise des neuen Kaisers Louis Napoleon vollständig billigte, überraschte uns sehr. Er sagte: „Enfin, c'est qu'on ne vient à bout de dominer cette canaille, qu'en leur inspirant de la peur; c'est là aussi notre politique à nous, en Autriche." *) Lord und Lady Palmerston, welche ebenfalls kürzlich von Paris zurückkehrten, schienen ganz durch Louis Napoleon gewonnen zu sein und sprachen offen ihre Ueberzeugung dahin aus, daß er seine Aufgabe lösen werde.

Sonntag, 12. December. General Scharnhorst bestand darauf, von Ernst nach dem Versammlungshause der Quäker mitgenommen zu werden, um seine Kenntnisse über die gesellschaftlichen Verhältnisse Englands zu vervollständigen; aber er hatte nicht viel von dem, was dort geredet wurde, weil er wenig hörte und nichts davon verstand.

---

*) Man kann schließlich nur auf dem Wege das Gesindel beherrschen, daß man ihm Furcht einflößt; es ist dies auch unsere Politik in Oesterreich.

Montag, 13. December. Als der Regen und Nebel aufgehört hatte, erfreuten wir uns des Frühlingswetters, indem wir mit Vater auf der Terrasse spazieren gingen. Meine Brüder schreiben, daß am Rhein die Aepfelbäume zu blühen anfangen. Vater studirte mit dem General Geographie. Später rief er mich zu sich und zeigte mir die verschiedenen Bände „Aegyptens"; einige Tabellen für den zweiten Band gab er mir zum Abschreiben und sagte mir, daß er sich jetzt zwanzig Jahre mit diesem Werke befaßt habe. — Es war nämlich im September 1832 in Rom, als ihm eines Samstags abends der Gedanke kam und er sogleich den Entwurf dazu niederschrieb; am nächsten Morgen in der Frühe hatte er mit Abeken eine so lange Unterredung darüber, daß sie erst spät in die Kirche kamen, und gerade als sie in die Kapelle auf dem Capitol eintraten, sang die Gemeinde den Vers: „Auf, laß Aegyptens eitles Wesen, die Stoppeln und die Ziegeln stehen."

15. December. Beim Frühstück sprach Vater über die frühesten christlichen Zeiten, und bemerkte, daß er es im Allgemeinen wahr gefunden habe, was Goethe in seiner „Farbenlehre" sagt: „daß mündliche Ueberlieferungen nach drei Generationen aufhören, und daß bei der vierten Generation Alles entweder eine Mythe ist oder beurkundete Geschichte wird." Er habe diesen Grundsatz auf die frühesten Zeiten des Christenthums angewandt und gefunden, daß die wirklichen apostolischen Ueberlieferungen möglicherweise durch sieben Generationen verfolgt werden könnten; nachher wären sie infolge der Beschlüsse der Concilien und Päpste verschwunden. Die erste Periode von 30 bis 65 habe er das petrinisch-paulinische Zeitalter genannt; die zweite von 60 bis 100 das johanneische; die dritte bis 130 das ignatianische; die vierte bis 160 das polykarpische; die fünfte bis 200 das irenäische; die sechste bis 230 das Zeitalter des Hippolytus; und die siebente bis 260 das des Origenes.

Freitag, 17. December. Die Zeitungen kamen erst um halb zehn, ein Zeichen (wie Vater richtig errathen hatte), daß die Debatte über das Budget bis spät gedauert haben mußte. Und so war es: die Sitzung im Hause der Gemeinen wurde erst um vier Uhr aufgehoben, und das Ministerium war einer Mehrheit von neunzehn Stimmen unterlegen. Vater bestellte in großer Aufregung den Wagen, um Lord Hardinge aufzusuchen und mit ihm über die Sache zu sprechen.

17. December. Die Aufregung Vaters über den Fall des Ministeriums verdoppelte sich, als er die Debatte gelesen und ersehen hatte, daß es Mr. Gladstone war, welcher D'Israeli eine Niederlage beigebracht hatte, durch eine prächtige Rede, in welcher er das Budget durchging und als unausführbar erwies. Es ist erst das zweite mal, daß Gladstone seit dem Bestehen des Ministeriums Derby-D'Israeli gesprochen hat; er wurde eines Tages von Vater gefragt, warum er nicht häufiger spreche, worauf

er zur Antwort gab, daß er durch ein gewisses Mistrauen in sich selbst davon zurückgehalten werde, indem er fürchte, es würde ihm zu viele Schwierigkeiten verursachen, innerhalb der Grenzen christlicher Mäßigung zu bleiben, im Bestreben, die Wahrheit rücksichtslos auszusprechen und dennoch Alles zu vermeiden, was persönlich genommen werden könnte.

Samstag, 18. December. Um elf Uhr mußten wir von dem freundlichen General Scharnhorst Abschied nehmen. Mutter gab ihm zum Andenken ein verschließbares Buch, um Erinnerungen niederzuschreiben, worüber er sich zu freuen schien, ohne jedoch daran das Versprechen zu knüpfen, dieser Aufforderung nachzukommen. Vater begleitete ihn nach der Eisenbahn. Er war ein alter römischer Freund aus dem Jahre 1825, wo er mit dem Palazzo Caffarelli in täglichem Verkehr lebte, wie er es jetzt mit Carlton Terrace gethan. — Vater theilte uns heute die gute Nachricht mit, daß der Ankauf des Palazzo Caffarelli für die preußische Gesandtschaft in Rom zum Abschluß gekommen sei, ein wichtiges Geschäft, für dessen Zustandekommen er sich lange bemüht habe.

Dienstag, 21. December. Vater erhielt eine Nummer des „Journal des Débats", die ihm zugesandt wurde, weil sie den ersten einer Reihe von Artikeln über den „Hippolytus" enthielt; er ist von M. Laboulaye, und der Geist, in dem er geschrieben, zeigt so viel ernstes Streben nach Wahrheit und so viel eingehende Würdigung der Ideen Vaters, wie der wichtigsten, religiösen Fragen des 19. Jahrhunderts, daß wir ebenso erstaunt wie erfreut waren.

Abends schrieb Vater an seinem „Aegypten" bis beinahe zehn Uhr, dann kam er noch zu uns herauf ganz frisch und in heiterer Stimmung.

Mittwoch, 22. December. Nachdem ich für Vater geschrieben hatte (die Abschrift seines Neujahrsbriefes an den König), wurde Florence Nightingale angemeldet, welche auf der Durchreise eine Nacht bei uns zubringen wollte.

Freitag, 24. December. Beim Frühstück las Vater Laboulaye's Artikel über „Hippolytus" vor — und knüpfte Bemerkungen daran über das bewunderungswürdige Talent der Franzosen, die Meinungen und Ansichten Anderer so zusammenzufassen und auszudrücken, daß dieselben in veredelter Gestalt reproducirt erschienen. Das sei hier der Fall, sagte er, denn die Meinungen seien die seinigen, aber in einer gedrungenen, eleganten Form wiedergegeben, die sich von der seinigen ganz und gar unterscheide. Er entzückte Miß Nightingale, indem er ihr mittheilte, daß er jetzt die ägyptischen Dynastien geordnet und Joseph seine Stelle ausfindig gemacht habe.

Aus den letzten Wochen des Jahres 1852 und dem Anfang 1853 schließen sich einige Briefe Bunsen's an Baron Stockmar an:

Mittwoch, 15. December 1852.

Ich hoffe auf ein Wort aus Berlin über die Idee eines anglo-preußischen Bündnisses mit Belgien und Holland. Meine Ansicht ist: Laß Preußen mit Belgien und Holland abschließen, nachdem es sich in Deutschland durch Zollverein und weise Mäßigung wieder Ansehen erworben hat, und dann erst komme man zu England. Allora sarà altra cosa!

Ich sende Ihnen einen kleinen Ausflug ins Gebiet der Zeit von 1813—1830, bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe von Niebuhr's „Life and Letters".

London, 2. Januar 1853.

Ich muß meinem geliebten Freunde einen Lebensgruß am schönen Sonntagmorgen senden, um ihm für seinen lieben Brief zu danken: und da fällt mir ein, daß die eingeschlossenen Worte Rückert's *), welche, nach Eckermann, Goethe sich oft vorsagen ließ, Ihnen auch Freude machen werden. Ich lebe übrigens der Hoffnung, daß Sie uns recht gestärkt hierher zurückkommen. Zur Aufrichtung des Gemüthes von den Sorgen des Lebens möchte ich Ihnen das soeben erschienene Meisterwerk Kingsley's „Hypatia" dringend empfehlen. Es ist ein beispiellos herrliches und tiefes Gemälde der Elemente, welche im Anfange des 5. Jahrhunderts um die Weltherrschaft rangen: der Schauplatz Alexandria als Mittelpunkt aller philosophischen und religiösen Richtungen: die Heldin eine historische Person, eine heidnische Philosophin, die vom christlich-jüdischen Pöbel zerrissen wurde (s. Gibbon); der Zeitpunkt zehn Jahre nach der Einnahme Roms durch Alarich, und kurz nach der Plünderung Athens durch die Gothen. Da ist Poesie, und da ist freies Christenthum!

London, Montag Abend, 17. Januar 1853.

Mit vielem Dank stelle ich Ihnen Montalembert's Buch zurück. Es ist sehr beredt, aber doch das unwahrste Buch eines unwahren Menschen. Der Schlüssel liegt in Kap. VI—VII, und was folgt. Des Pudels Kern ist der Aerger, daß sein Klerus sich so schamlos dem Despotismus anschließt, den er haßt, und der ihn vernichtet und höhnt. Er sieht voraus, was man daraus gegen seine Lieblingslüge oder Illusion (das ist mir gleich) folgern würde, für Vergangenheit und Zukunft. Aber es ist doch so: keine Freiheitsliebe ohne Vaterlandsliebe: der katholische Klerus aber hat kein Vaterland, schon deswegen, weil er keine ehelichen Kinder haben kann: dann aber auch, weil die Rechte aller übrigen „Mitbürger" ihm im Wege sind, als solche (oder seinem Herrn, dem Papste), sobald das Denken über-

*) Rückert's berühmtes Lied: „Um Mitternacht hab' ich gewacht Und aufgeblickt gen Himmel."

handnimmt. Die ersten Kapitel sind voll von Lügen: ich wollte hier und da mit Bleistift einige anzeichnen, es sind ihrer aber zu viele.

Ueber der Abreise Eduard Vogel's nach Afrika berichten die folgenden Tagebuchauszüge einer Tochter:

Samstag, 12. Februar. Diesen Abend soll das afrikanische Diner stattfinden, zu Ehren der Reisenden, die sich nachträglich den Gefahren der Expedition in der Hoffnung, nützliche Entdeckungen zu machen und weiterhin die Civilisation zu fördern, anschließen wollen. — Lord und Lady John Russell, Graf Kielmannsegge, Sir John Herschel, Sir R. Murchison, Mr. und Mrs. Addington, Colonel und Mrs. Sabine, Petermann und Vogel und unsere Hausgenossen setzten sich zu Tisch. Gegen zehn Uhr versammelte sich eine weitere zahlreiche Gesellschaft, welche um Mitternacht eilfertig und in größtem Entsetzen verschwand, als entdeckt wurde, daß es — Sonntag morgen wäre.

Freitag, 18. Februar. Zu Abbey Lodge wurde Vogel, der Samstag nach Southampton abreisen wird, um am Sonntag nach Malta zu segeln, das europäische Abschiedsessen gegeben. Nach dem Essen hielt Vater eine kurze Rede über die afrikanische Expedition und trank auf Vogel's Gesundheit; Mr. Gurney schloß sich mit ein paar herzlichen und würdigen Ausdrücken christlicher Theilnahme an.

20. Februar. Gerade zwölf Stunden, nachdem Vogel London verlassen hatte, brachten die langersehnten Briefe aus Afrika die traurige Mittheilung von Overweg's Tode am Ufer des Tschadsee am 27. September vorigen Jahres. Vater war lange mit Petermann beschäftigt, welcher nach den ihm von Dr. Barth zugesandten Mittheilungen eine Landkarte ausarbeiten will. Nachmittags kam Baron Stockmar, und Vater las ihm nebst Allen, die in der Bibliothek waren, die Vorrede zu seinem neuen Werke vor.

Dem Monat März gehören die beiden nachstehend auszugsweise mitgetheilten Briefe Bunsen's an, der erste an seinen Jugendfreund Agricola (damaligen Consistorialpräsidenten in Gotha), der zweite an einen seiner Söhne gerichtet:

London, 3. März 1853.

(An Agricola.) Ich werde in Zukunft nur deutsch schreiben, Gelegenheitsschriften abgerechnet, aber für die englische Lesewelt, und für die deutsche Nachwelt: denn in Allem, was Wirklichkeit und Leben betrifft, ist England ein Jahrhundert voraus.

Deutschland habe ich in einem Charfreitagsgrabe bestattet, des Ostermorgens sicher: ich werde ihn aber nicht mehr sehen.

22. März 1853.

(An einen Sohn.) Die ganze deutsche Studienart ist unvernünftig, weil keine Brücke von Theorie zu Praxis da ist, und das Allgemeine, Menschliche ersetzt werden soll durch antiquarisches Fachwissen.

Ende März 1853 erhielt Bunsen von der Edinburger Universität die juristische Ehrendoctorwürde, mit einem außerordentlich ehrenden Diplom. *)

Für die folgenden Monate bieten weitere Auszüge aus dem Tagebuche einer Tochter den Faden der Ereignisse:

Freitag, 8. April 1853. Vater erhielt von Mr. Birch eine ihn sehr erfreuende Mittheilung: daß er nämlich auf dem Grabe eines Beamten aus der Zeit des Sesortesen eine Inschrift gefunden habe, welche auf die große Hungersnoth, die damals stattgefunden, anspielte, — eine Bestätigung der von Vater seit Jahren gehegten Ansicht, daß Joseph gerade unter jenem Könige gelebt habe.

Montag, 19. April. Vor dem Frühstück Spaziergang auf der Terrasse mit Vater. Er sagte, daß er heute seine chinesischen Studien beendigen und beiseitelegen und sich dann auf „Aegypten" werfen wolle. Vater ging um vier Uhr ins Haus der Gemeinen, und kehrte erst um halb elf zurück. Gladstone hatte fünf und eine halbe Stunde gesprochen, und seine Rede, wiewol sie nur den wenig erquicklichen Gegenstand der Steuern betraf, soll äußerst interessant und unterhaltend gewesen sein und sich in vortheilhafter Weise von der letzten Rede über das Budget unterschieden haben.

Samstag, 18. Juni. Vater war eingeladen, den Krystallpalast in seinem noch immer unbeendigten Zustand zu sehen; wir begleiteten ihn. Mr. Philipps, Mr. Layard und Mr. Owen Jones führten uns nebst einer zahlreichen Gesellschaft durch dieses wundervolle Gebäude, welches ein Aladdins-Palast zu werden verspricht. Von der Galerie aus ist die Aussicht sehr schön; sie gewährte den achtzig kölner Sängern, die Mr. Mitchell herübergebracht hatte, ein augenscheinliches Vergnügen. Es hatten sich gerade nach und nach sämmtliche Besucher (400—500) in einer verhältnißmäßig kleinen Galerieecke versammelt, als die Achtzig plötzlich zu singen

*) Der lateinische Text lautet: „Christianum C. J. Bunsen, Regi Borussorum a consiliis secretis ab eoque in Britanniam Legatum missum, Reginae, Senatui Populoque nostro acceptissimum, qui in studiis quae ad humanitatem pertinent imprimis versatus nihil fere in iis intentatum reliquit, nihil quod tetigit non auxit et ornavit, quique doctus sermones utriusque linguae et in vernacula sua et in nostra de rebus antiquis, historicis, ecclesiasticis, copiose, accurate et luculenter disseruit, Juris Utriusque Doctorem" etc.

anfingen. Ihre Stimmen klangen wirklich großartig und elektrisirten die Arbeitsleute aller Sprachen und Nationen, sodaß sie zu hämmern aufhörten und mit lautem Hurrah einfielen, sobald das erste Lied zu Ende war. Nach dem zweiten Liede rief die Mittagsglocke die Tausende von ihren verschiedenen Arbeitsplätzen zusammeu; sie glichen einem Bienenschwarm, als sie von allen Seiten herbeikamen. In diesem Augenblicke stimmten die achtzig Sänger das „God save the Queen" an und jeder Arbeiter blieb den Hut in der Hand haltend stehen, wo er sich gerade befand, bis sie am Schlusse des Gesanges in ein zweites lautes Hurrah ausbrachen. Es war eine herzerhebende Scene.

Sonntag, 19. Juni. Wir bekamen noch zur rechten Zeit einen Wink davon, daß die kölner Sänger uns abends zum Abschied mit einem Choral zu überraschen beabsichtigten. Ungefähr um halb neun Uhr fingen sie an hereinzuströmen; sie wurden in den ersten Stock geführt, wo sie sich bald über die Zimmer und Balkone vertheilten; unsere kleine Gesellschaft mischte sich unter die Sänger, und war bemüht, sie so gut wie möglich zu unterhalten. Dann ordneten sie sich in der unteren Treppenhalle, während wir uns auf den Stiegen und der oberen Galerie aufstellten: ihre Stimmen klangen prächtig. Pastor Wallbaum, Professor Larson, Dr. Osiander, Dr. Ranke, der Prinz Salm-Salm und Mr. und Mrs. Gladstone waren außer uns die einzigen Zuhörer. Nachdem sie gesungen hatten, führte sie Vater durch die Bibliothek ins Eßzimmer, wo Punsch, Wein und andere Erfrischungen aufgestellt waren. Vater brachte den ersten Toast auf den König aus, der mit dreimaligem Hoch aufgenommen wurde. Dann trank einer von ihnen (Dr. Weyden) nach einigen freundlichen Worten auf Vaters Gesundheit, der in seiner Antwort „dem Sängerbund und Köln" Glück und Erfolg wünschte und mit einem „Alaaf Köln!" schloß, in das Alle begeistert einstimmten. Zuletzt sprach Benedikt mit Beredsamkeit und Geschmack über die Einheit und den Unterschied der beiden großen Zweige der germanischen Rasse, und endigte mit einem „Hoch" auf die Königin von England, dem alle Anwesenden in stürmischer Weise sich anschlossen; als jetzt die Sänger „God save the Queen" anstimmten, wirkte dessen unvergleichliche Melodie so ergreifend, daß es den Zuhörern schwer wurde, sich der Thränen zu erwehren.

Dienstag, 28. Juni. Vater ging um sechs Uhr zur Taufe (in der Kapelle des Buckingham Palastes) des kleinen Prinzen Leopold George Duncan Albert, und war nachher bei dem prächtigen Banket. Um zehn Uhr war eine kleine Gesellschaft bei Hof; Mutter sah bei dieser Gelegenheit mit besonderem Vergnügen unsere Prinzessin Luise*), die während der letzten zwei Jahre viel schöner und größer geworden ist.

*) Die jetzige Frau Großherzogin von Baden.

Mittwoch, 6. Juli. Vater las beim Frühstück das Manifest des Kaisers Nikolaus vor, welches die Pforte des Treubruchs beschuldigt und einen Kreuzzug und heiligen Krieg ankündigt! Vater sagte, daß sogar der Angriff Napoleon's gegen Spanien kaum so alles Grundes baar gewesen sei, wie dieser Act, den er als ein muthwilliges Rennen des Kaisers in den Untergang bezeichnete. Nach dem Frühstück ging Vater mit mir in die Bibliothek, wo er sich nicht enthalten konnte, noch einmal von dem außerordentlichen Ereigniß anzufangen; er sprach darüber mit großer Bewegung, wie wenn er gefühlt hätte, daß großes Unheil nahe bevorstehe.

Samstag, 21. Juli. Mr. Layard kam zum Frühstück mit Kapitän Jones, der sechsundzwanzig Jahre im Orient, und darunter sechszehn Jahre in Mesopotamien war. Er brachte selbstentworfene Pläne über Mossul und die Lage von Ninive mit, wo er den Boden beinahe zollweise ausgemessen hatte und so zu Hause war, daß er sich in der Wildniß Londons ganz fremd und einsam fühlt. Seine Pläne und Erklärungen setzen uns in den Stand, uns einen Begriff von jenen alten Städten zu machen, was immer schwierig ist, solange man durch die modernen Vorstellungen von einer Stadt verleitet wird, die in einem weniger oder mehr geordneten Steinhaufen bestehen, mit dicht zusammengedrängten Straßen, worin es kaum Platz gibt für die Circulation der Luft, aber noch viel weniger für Felder, Bäume und Ackerbau. Es ist klar, daß wir uns Ninive, Babylon, Ekbatana als eingeschlossene Plätze vorstellen müssen, mit wohlbefestigten und widerstandsfähigen Mauern, innerhalb deren ein weiter Raum liegt, der mehr einer Provinz als einer Stadt gleicht, worin Rinder- und Schafheerden gehalten und ernährt werden können, worin sich schattenreiche Bäume und Felder zum Ackerbau befinden, und worin die Gebäude in Gruppen liegen, die völlig voneinander getrennt sind, wie es uns die Ruinen beweisen. Die so befestigten Städte gewährten wenigstens eine Sicherheit gegen die Einfälle der Nomadenstämme, die wol auch nicht die größten Mächte des Alterthums unbelästigt gelassen haben mögen, bis die Römer auch ihnen das streng durchgeführte System ihrer absoluten Herrschaft auferlegten. M. Laboulaye und sein Sohn kamen zum Luncheon, bei dem der Graf de Circourt viel erzählte. So bemerkte er unter Anderm, daß die Person, die den meisten Einfluß (in Frankreich) neben dem Kaiser habe, der Jesuitengeneral sei.

Aus dem Juli 1853 ist folgender Brief an Bunsen hier anzuschließen:

London, 25. Juli 1853.

Ich hatte einen Besuch von — —. Sie war voll von Erzählungen, die sie von der walisischen Amme des Prinzen Arthur, der Frau eines Maurers zu Rhyl in Flintshire, erhalten hatte; ihre zahlreichen Bemer-

kungen und Details über das Hofleben hatte dieselbe mit dem Ausdruck beschlossen, „die Königin sei eine gute Frau — und ganz befähigt, sowol die Frau eines armen Mannes als eine Königin zu sein". Ein solches Compliment ist nicht oft gemacht oder verdient worden; es bewies die Ueberzeugung der Frau von dem inneren Werthe, dem Pflichtgefühl und der vielseitigen Thätigkeit der Königin. Sie machte auch die Bemerkung, daß die königlichen Kinder „in der That sehr knapp gehalten würden" — nur ein Stück gebratenes Fleisch und vielleicht ein einfacher Pudding.

Für den August folgen wir wieder dem Tagebuche der Tochter:

Freitag, 5. August. Meine Aeltern speisten im Palast, wo sie außer dem Herzog und der Herzogin von Argyll die einzigen Gäste waren. Die Königin sieht viel besser aus, seit sie die Masern gehabt hat, die man so lange als gefährlich für sie gefürchtet hatte; ihr Aussehen ist viel klarer.

Dienstag, 9. August. Meine Aeltern erhielten eine amtliche Einladung, der großen Flottenschau bei Spithead am 11. beizuwohnen. Vater und Ernst gingen nach Dover, um den Prinzen von Preußen abzuholen, der nach Osborne kommt, um ebenfalls bei der Flottenschau zugegen zu sein.

Donnerstag, 11. August. Da Mutter durch ein starkes Unwohlsein ans Bett gefesselt wurde (sie war die Letzte unter uns Allen, da wir sammt und sonders, meinen Vater voran, die Uebermüdung und Aufregung gebüßt haben), erhielt ich die Erlaubniß, ihr Billet zu benutzen und fuhr mit Vater und Ernst um sechs Uhr nach London Bridge, wo Peers, Gemeine und die Mitglieder des diplomatischen Corps von allen Rangklassen in wirrem Durcheinander in dem letzten Extrazug nach Gosport Platz suchten, wohin wir von Sir Edward Cust geführt und wo wir in Boote untergebracht wurden, die uns nach unseren verschiedenen Bestimmungsorten hinruderten. Der „Bull Dog" und „Stromboli" waren für die Peers und Gemeinen und der „Vivid" für das diplomatische Corps bestimmt. Der Tag war prächtig, — herrlicher Sonnenschein und eine leichte Brise — das Meer ganz ruhig und glänzend. Als wir weiter hinaus kamen, gewährten uns die ungeheueren und großartigen Kriegsschiffe (der „Herzog von Wellington", der „Agamemnon" u. s. w.) ein einziges Schauspiel, während der Hintergrund von Hunderten von Jachten angefüllt war, deren Segel im Sonnenschein glänzten. Um zehn Uhr erreichten wir unser Schiff. Als bald darauf „Victoria and Albert" in Sicht kam, wurde von allen Schiffen salutirt. Gewaltig war der Donner der Geschütze und großartig der Anblick der in Dampf gehüllten Schiffe. Wir hielten uns beständig in der Nähe des königlichen Schiffes, und konnten auf diese Weise Alles wahrnehmen, was auf demselben vorging; wir sahen unter Anderm, wie die ganze königliche Gesellschaft, darunter auch unser Prinz, den „Herzog

von Wellington" besuchte. Als wir einmal an dem preußischen Schiffe „Gefion" vorbeikamen, wurden die Raaen dieses Schiffes bemannt, ein ganz überraschender Anblick und die höchste seemännische Ehrenbezeigung; die Musik auf der „Gefion" spielte preußische Nationallieder. Ungefähr um zwölf Uhr wurde das Signal gegeben, in die hohe See auszulaufen; wir gingen bei zwölf Meilen südlich von Portsmouth vor, bis wir den „Feind" zu Gesicht bekamen, und jetzt begann das Feuer (um drei); aber zu meiner Enttäuschung (denn die Wirkung war erschreckend großartig) dauerte es nur funfzehn Minuten! Nach verschiedenen dem Uneingeweihten unverständlichen Bewegungen ließen wir vom Feinde ab und wandten um; dies war mir mit mehreren Andern eine erfreuliche Nachricht, denn obgleich der Kapitän der Meinung war, daß das Meer vollkommen ruhig sei, so war doch die Bewegung stärker, als sich mit der Behaglichkeit vereinbaren ließ. Dennoch kam es nur ein paarmal vor, daß mein schwindlicher Kopf mich in dem vollen Genuß dieses großartigen Schauspiels störte. Wir erreichten Portsmouth um sechs Uhr und waren um elf Uhr zu Hause; dabei konnten wir von Glück sagen, denn Lady Clarendon und Andere wurden bis ein Uhr aufgehalten. So endete ein denkwürdiger Tag.

Samstag, 13. August. Vater erhielt gestern Abend spät eine Meldung von Osborne, daß der Prinz von Preußen heute hier absteigen und am Abend vor seiner Abreise nach Dover mit uns speisen würde. So waren wir Alle mit Vorbereitungen beschäftigt. Der Prinz traf um zwölf Uhr ein, mit den Grafen Pückler und Goltz: er begrüßte uns wie gewöhnlich sehr freundlich, und scherzte darüber, daß wir am Fuße der Treppe standen, um ihn zu empfangen: er begab sich in den Salon, sprach mit Entzücken von der Flottenschau, und erzählte, daß die Königin mit ihm die „Gefion" besichtigt habe. Er nahm das Frühstück im Eßzimmer ein, wobei er noch immer über den Donnerstag plauderte; dann fuhr er aus, um einige Einkäufe zu machen und nahm dann in Mivart's Hotel bei der Kronprinzessin von Würtemberg ein zweites Frühstück ein. Er kehrte um sieben Uhr zum Essen zurück, wozu der Herzog von Cambridge, Prinz Eduard von Sachsen-Weimar und Lord Hardinge für ihn eingeladen waren. Vater trank auf die Gesundheit des Prinzen, worauf dieser in französischer Sprache einen Toast auf die Königin ausbrachte. Er erwähnte dabei zweier besonderer Umstände: erstens, daß er mit dem Könige, seinem Vater, und dem nun regierenden Könige bei der letzten Flottenschau im Jahre 1814 gewesen und wol von allen damaligen Augenzeugen der Einzige sei, der dieser zweiten großen Flottenschau beigewohnt habe; zweitens, daß er das Vergnügen hätte, an seiner Seite einen General zu sehen, der mit Blücher gekämpft habe, in der großen europäischen Schlacht, durch die das Festland von der Tyrannei befreit und die so bald nach jener ersten Flottenschau geschlagen worden sei. Um acht Uhr reiste der Prinz mit seinem Gefolge ab.

Aus dem September ist der folgende Brief Bunsen's an seine (in High Wood bei Lady Raffles befindliche) Frau einzuschalten:

St. Leonards, 11. September 1853.

Ich ging gestern viermal und heute dreimal aus. Seit Neapel sah ich niemals wieder einen so herrlichen, klaren und sonnigen Tag. Ich konnte das Funkeln des Lichtes gleich feurigen Ausdünstungen über den Wellen die ganze Bucht entlang sehen, oder bildete mir dies wenigstens ein. Gestern trieb mich der Geist, die Widmung an Hare für den ersten Band zu schreiben, und die Verse flossen mir so leicht und frei, daß ich sie sogleich ins Reine schrieb und heute in die Presse schickte. Es ist acht Uhr und ich habe seit meinem Abendspaziergang vier Briefe geschrieben, sodaß ich jetzt Feierabend machen und zu dieser wahrhaft guten und freundlichen Familie hinuntergehen will.

Grüße an das Viergespann, oder Viergestirn und an meine theure Lady Raffles; die Tage, die ich in ihrem Hause verlebte, bilden die hellsten Lichtpunkte der letzten Monate.

Laß mich bald wieder etwas von Dir hören! Ich sehe Dich immer in Deiner unermüdlichen, wohlgeordneten Thätigkeit, und freue mich, wenn ich daran denke, wie Du diesen späten, aber deshalb um so willkommenern Sommertag genossen haben wirst. Lies, bitte, Goethe's „Geistesworte", sie sind wundervoll.

Die hier erwähnte Widmung der zweiten Auflage von Bunsen's englischer Ausgabe des „Hippolytus" an Julius Hare *) lautet:

Unser Weg geht über Gräber, wenn wir auf die Erde schaun,
Unser Weg geht unter Sternen, blicken wir zu Himmels Au'n;
Viele sind hinweggeschieden uns aus der geliebten Zahl,
Theure Todte früher Zeiten decket manches alte Mal.

Laß den Blick uns denn aufrichten, wo uns winkt die Ewigkeit,
Leben wir doch schon im Ew'gen, mitten in der ird'schen Zeit.
Wenn wir sinnen, wenn wir lieben, wenn anbetend wir vergehn,
Im Gedanken dieser Schöpfung, in des Geistes heil'gem Wehn.

Denen ist es nur verschlossen, die um Lohn das Gute thun,
Die mit ew'gen Qualen schrecken Seele, die in Gott will ruhn:
Blinde sind sie, die vom Zwielicht wandern in die Dunkelheit,
Kehrend Geistes ewig Walten in endlose Zeitlichkeit.

Freund, im Ew'gen laß uns leben, zu den Geistern schaun empor,
Dort in Gottes eignem Lichte strahlt uns der Heroen Chor,

*) „Christianity and Mankind, their beginnings and prospects" (London 1854). Der Vorrede vorgedruckt und zwar deutsch, obgleich das ganze Buch englisch geschrieben ist.

Die in engen Erdenschranken hier gekämpft mit Gottes Muth,
Für der Menschheit ew'ge Sache hingeopfert Gut und Blut.

Was begeistert sie erstrebet, glänzet als ihr Ew'ges dort,
Leuchtet ungetrübt von Schwächen, durch der Zeiten Nebel fort:
Durchgebrochen sind die Bande dort der armen Knechtsgestalt,
Sel'ge Geister reden zu uns mit des Geistes Vollgewalt.

An seine Frau sind auch die folgenden beiden Briefe Bunsen's gerichtet, der erste aus London, während sie in Llanover war (wohin er zur Feier des Cymreiggyddion und der damit verbundenen Preisvertheilung zu kommen versprochen hatte), der zweite aus dem Hause des Bischofs von Oxford:

London, 10. October 1853.

Ich kann nicht kommen — es ist eine eventuelle Kriegserklärung an Rußland abgegangen, falls es nicht formell das zusagt, was die andern Mächte zugesagt haben wollen — d. h. das Gegentheil dessen, was es gesagt hat. Ich habe tägliche Conferenzen — Telegramme und Depeschen sogar zweimal täglich. Mein Spruch als Preisrichter wird eben ins Reine geschrieben.

Palast von Cuddesdon, Freitag Mittag, 12. November 1853.

Hier bin ich sehr gemächlich eingerichtet, im warmen Zimmer, nachdem ich von neun bis neun ein halb dem Morgengottesdienste mit Homilie beigewohnt, dann von zehn bis elf gefrühstückt und gesellig gewesen, endlich mit Lady Raffles von elf bis zwölf im Garten spazieren gegangen. Sechzehn Geistliche waren beim Essen, darunter alte Freunde (ein Mr. Lloyd, der mit Arnold 1827 in Rom war) und ein herrlicher englischer Missionar Brotherton, der siebzehn Jahre in Madras für die „Propagation of the Gospel Society“ mit Segen gewirkt hat, und ein großer Verehrer von Schwartz und Freund der deutschen Missionare ist. Dazu kommt, daß der Bischof*) sehr liebenswürdig und geistreich ist, und in der Maurice-Angelegenheit sehr thätig und mittheilsam.

Es mögen hier gleichzeitig die von Bunsen bei dieser Gelegenheit in das Album des Bischofs eingetragenen Worte angeführt werden:

Dominus habitat in viris amantibus pacem, et enim vera pax in caritate est: a contentiosis viris et perditis malitiâ longe abest. Reddite igitur ei Spiritum integrum sicut accepistis.**)

Hermae „Pastor“.

---

*) Samuel Wilberforce, der bekannte Bischof von Oxford, — jetzt (1869) von Winchester.

**) „Der Herr wohnt in den Männern, die den Frieden lieben, denn der wahre Friede ist in der Liebe, von den Streitsüchtigen und durch Bosheit Verderbten bleibt er fern. Gebet ihm daher einen reinen Geist zurück, wie ihr empfangen.“

Ausgang ist gut, Einkehr ist besser.

Tauler's Predigten.

Indem ich Ihnen, mein theurer Lord-Bischof, als eine tessera hospitalitatis diese Zeilen hinterlasse, die den beiden Werken entnommen sind, welche mich während der letzten Tage vor Allem beschäftigt haben, wünsche ich Ihnen gleichzeitig meinen aufrichtigen Dank auszusprechen für alle materiellen und geistigen Genüsse, die mir unter Ihrem gastlichen Dache geworden sind.

Aus dem Briefe einer Tochter von demselben Orte möge noch die folgende Stelle hier Platz finden:

Cuddesdon Palace, 11. November 1853.

Vater hatte eine Einladung hierher angenommen, und ich wurde zu seiner Begleiterin gewählt. Es gewährt mir großes Vergnügen, die Bekanntschaft eines gänzlich neuen Ortes und Hauses und einer ebenso neuen Lebensweise zu machen. Da die liebe Lady Raffles auch hier ist, fühle ich mich unter ihrem Schutze ganz wie zu Hause. Wir kamen gestern Abend um sieben Uhr hier an, nach einer Fahrt von acht Meilen von Oxford aus, wo die alten Gebäude der Colleges in der Dämmerung zwischen den glänzend erleuchteten Läden äußerst feierlich und ehrwürdig aussahen. Der Bischof ist als Wirth sehr freundlich und liebenswürdig und seine Unterhaltung ist äußerst anziehend. Um neun Uhr morgens und zehn Uhr abends versammeln wir uns in der einfachen und recht hübschen Kapelle, wo er mit drei andern Geistlichen den ganzen Gottesdienst hält: diesen Morgen fügte er nach dem zweiten Theil eine kurze, aber äußerst eindrucksvolle Ansprache hinzu. Was ich vermisse, ist ein musikalischer Laut; denn wir haben hier weder eine Orgel noch Gesang — wäre dies dabei, dann wäre es vollkommen. Man zeigte uns ein ganz in der Nähe liegendes Gebäude, das für die Aufnahme der Candidaten bestimmt ist; diese sind jetzt einstweilen im Hause des Bischofs aufgenommen, der zu diesem Zweck eine Anzahl netter kleiner Zimmer hat herrichten lassen. Die vielen Geistlichen aus der Nachbarschaft, die hier als Gäste verweilen, sind beinahe alle jung, und sehen alle gleich schwarz, ernst und ultrakirchlich aus; ich habe aber doch einige herausgefunden, mit denen man sich unterhalten kann. Von Cuddesdon kann man wirklich sagen, was Lady Eastlake beim Abschied in das Album schrieb, „weit zu suchen — angenehm zu kennen — schwer zu verlassen — nicht zu vergessen.“ Als ich im Begriffe war, am Samstage mit Vater zurückzukehren, nöthigten mich der Bischof und Mrs. Sargeant bis Montag zu bleiben, wo mich Lady Raffles dann heimbringen würde; und ich blieb um so lieber, da ich dadurch Gelegenheit erhielt, Oxford noch einmal zu sehen. Der Bischof brachte mich am Sonntage hin, wo er in der Peterskirche eine ausgezeichnete und schöne Predigt hielt.

Dem Ende des Jahres 1853 sind die beiden folgenden Briefe Bunsen's an seine Freunde Usedom und Stockmar entnommen:

London, 8. December 1853.

(An Herrn von Usedom.) Zuerst wegen des Kommens (nach Berlin). Ich bin in einer Cur, deren Zweck ist, mich von einem chronischen Leiden zu befreien. Ich kann mir jetzt sehr wenig Bewegung auf einmal machen — und doch ist Bewegung eine Bedingung des Besserwerdens. Was mich hier gesund hält, ist: 1) strenge Diät; 2) häufige, aber kurze Spaziergänge (auf der Terrasse oder im anstoßenden Park); 3) gemäßigtes Klima, welches diese häufigen, täglichen Spaziergänge von zwanzig Minuten möglich macht. Hierfür bin ich hier eingerichtet: in Berlin kann ich nicht so leben, wie ich sollte. Hoffentlich, meint Sir Henry Holland, wird es bis April besser.

Zweitens, wer sollte hier die Geschäfte führen? Ich sehe Clarendon fast täglich: er nimmt mich in seinem eigenen Hause in den Frühstunden an: nachmittags lese ich auf dem Foreign Office was ich will; bei Aberdeen habe ich ebenso die petites entrées: beim Prinzen Albert zu jeder Stunde, wo er im Palast ist, — regelmäßig, wenn in London, gegen elf morgens, gegen sechs abends. Walewski, der eine Macht ist, freut sich, mir Alles persönlich mitzutheilen: desgleichen Musurus und Buchanan. Nur bei Colloredo und Brunnow könnte ein Stellvertreter mich vertreten. Einfluß aber auf Cabinet und Ministerium kann Niemand hier ohne lange Zeit ausüben: ich glaube, daß ich allen Einfluß habe, den unsere Politik möglich macht. . . .

London, Sylvesterabend 1853.

(An Baron Stockmar.) Glück, Heil und Segen Ihnen und den Ihrigen zum neuen Jahre! „Would he was here!"*) schließt das Schreiben des Sir G. Cooper, mit welchem er mir den einliegenden Brief zustellt. „Would he was here!" schallt mir aus allen Theilen und Schichten des Schlosses entgegen. „Would he was here!" finde ich täglich in meinem Herzen, und oft auf meiner Lippe.

Der Winter ist, der Kälte nach, der von 1812: wird der Frühling auch der von 1813 sein für Preußen und Deutschland? — Ich hoffe es, seit Pourtalès hier ist, der mir auf meinen Vorschlag, da ich selbst nicht nach Berlin kommen konnte und wollte, hierher gesandt wurde, und sich mir zu Weihnachten bescherte. Ein Befreiungskrieg damals und jetzt! . . . Pourtalès ist, ebenso wie Usedom, „in highest spirits". Der erste kehrt in acht Tagen nach Berlin zurück. . . . Der Prinz sieht mich, so oft ich es wünsche, und ist kräftiger, aber auch ernster als je.

Ein Schicksal entwickelt, ein Verhängniß erfüllt sich. Die Flügel der Nemesis rauschen. L'Europe ne deviendra pas cosaque.

---

*) „Ich wollte, er wäre hier!"

Aberdeen kann sich nicht lange mehr halten. Seine Unpopularität ist es, die Palmerston zum mächtigsten Mann Englands, und zum Liebling des Volkes gemacht hat! Er hat seit 1815 in der auswärtigen Politik nur das gelernt, daß er, post factum, einsieht, daß er sich geirrt, weil die Welt nicht mehr ist wie 1815 — sie sein sollte!

Gott erhalte das Vaterland, das ewig theure und große!

Dem Beginn des folgenden Jahres 1854 gehören dagegen bereits die folgenden Tagebuchauszüge einer Tochter an:

1. Januar 1854. Vor dem Schlusse des alten Jahres erhielten wir die lang erwartete Nachricht von dem gerade im Weihnachten eingetretenen Tod des theuren Generals Radowitz! Wir haben eine schöne Erinnerung bewahrt an die vielen denkwürdigen Tage, die wir mit ihm verlebten, als er vor drei Jahren in unserem Hause verweilte. — Beim Frühstück wurde nur von Radowitz gesprochen. Er wurde in einem Jesuitencollegium erzogen, und man könnte von ihm sagen, daß sich seine ganze Geistesrichtung auf dasjenige gründete, was der Vorsteher der Jesuitenschule in Wien meinem Vater als die Grundlage des jesuitischen Erziehungssystems bezeichnet hat — Religion (im Sinne der Jesuiten, d. h. die unbeugsame, bindende Regel) und Mathematik. Aber sein Herz war golden. . . .

Mittwoch, 25. Januar. Zum Frühstück kamen Sir Charles Trevelyan, Sir J. Herschel, Mr. Arthur, Professor Owen, später auch Mr. Vane und verschiedene Missionare und Gelehrte, um eine längstverabredete Conferenz zur Prüfung der zwei für die Umschreibung aller Alphabete vorgeschlagenen Systeme abzuhalten; nach Max Müller's System würde die italienische Currentschrift die Stelle aller Accente, Striche und Punkte vertreten, die in dem von Lepsius angewendet worden sind. Die Conferenz dauerte ununterbrochen bis halb zwei Uhr. Zum Mittagessen kamen Sir George Staunton und Dr. Bowering, Letzterer ist im Begriffe, als Gesandter nach China zu gehen. Er erzählte uns viel über die Chinesen in seiner sehr unterhaltenden Weise. . . .

Dienstag, 31. Januar. Bischof Thirlwall speiste bei uns zu Mittag und das Gespräch zwischen ihm und Lepsius (welcher am 27. angekommen war), sowie zwischen Max Müller und Vater war recht lebhaft. Die Unterhandlungen über das Alphabet werden einen Tag um den andern stattfinden.

Sonntag, 5. Februar. Baron von Roggenbach ist eben von Paris angekommen. . . . Später sprachen Vater und Roggenbach über die russische Politik. Vater sagte, daß der Kaiser, als er im Jahre 1844 in England war, bereits die Ansichten äußerte, von welchen seither mancherlei Versionen gemacht worden sind. „Il y a dans mon Cabinet deux opinions sur la Turquie: l'une, qu'elle est mourante; l'autre, qu'elle est

morte — la dernière est la mienne. Il serait ainsi bien, que nous nous entendions sur la manière de faire ses funérailles."

Dienstag, 7. Februar. Beim Frühstück las Vater die von Lord Clarendon gestern Abend im Hause abgegebene Erklärung vor, „daß die Verhandlungen abgebrochen und die diplomatischen Beziehungen mit Rußland aufgehoben sind".

Auch nach dem pariser Staatsstreich drehte sich die äußere Politik Preußens nach wie vor um die Wiederherstellung der Legitimität in Neuenburg.*) Da die Argumente für und wider dieselben bleiben wie früher, so können wir hier von weiteren Mittheilungen über diese Frage absehen, um statt dessen aus Bunsen's Aeußerungen über die Bedeutung der französischen Umwälzung und die nunmehrige Stellung der andern Großmächte zu Frankreich zu zeigen, wie er die Aufgabe der preußischen Politik in dieser Zeit auffaßte.**)

---

*) Die hier folgenden politischen Mittheilungen schließen sich der Zeit nach an.

**) Auch mit seinen Collegen Hatzfeldt in Paris, Gerolt in Washington, Seckendorff in Brüssel steht Bunsen gerade in dieser Zeit in regem politischen Briefwechsel. Statt anderer Ausführungen sei hier nur aus einem Briefe des Letzteren an Bunsen (vom 18. März 1852) die folgende Stelle angeführt, die ebenso wie die Briefe Hatzfeldt's unzweideutig darthut, daß die Gesandten Preußens im Auslande, die mit der Wirklichkeit rechneten, in allen Hauptfragen denselben Standpunkt einnahmen:

„Was soll man zu der Infamie eines alten Bundesgenossen sagen, der uns mit den Waffen in der Hand zum Eintritt in einen Zollverein zwingen will! Hier darf man gewiß das «quousque tandem» ausrufen und eine Stellung einzunehmen suchen, welche der Politik: «avilir et puis démolir» die gehörigen Grenzen setzt. Lassen wir uns solche Schmach ruhig gefallen, werden wir bald noch mehr von der künstlichen Höhe einer Großmacht herabsinken und froh sein können, wenn man uns auf gleiche Linie mit Baiern stellt, welches, uneingedenk der vielen Wohlthaten, die es von uns empfangen, und seiner Rettung durch uns, jetzt zu unserem Sturze die Hand bietet, sich aber doch das Ansehen gibt, als wenn es gezwungen worden wäre. So schlimme Früchte hat sich wol Niemand von Olmütz erwartet. Endlich werden doch wol unsern Staatsleitern die Augen aufgehen."

Derselbe Brief enthält folgende Mittheilung über die inneren Zustände Belgiens:

„In den belgischen Zuständen hat sich neuerdings wenig geändert. Die katholische Partei hat mehrere Versuche gemacht, das liberale Ministerium zu untergraben, doch waren sie sämmtlich so ungeschickt, daß sie den Urhebern mehr geschadet als genutzt haben. In der Kammer wenigstens verstärkt sich das Häuflein der sogenannten Conservativen nicht, ob außerhalb derselben, müssen die neuen Wahlen im Juni lehren. Ein Theil dieser Partei rechnet offenbar in doppelter Hinsicht auf

Eine Aufzeichnung Bunsen's vom 1. Januar 1852 enthält unter Anderm die folgenden Ausführungen:

Die ungeheure Größe des Ereignisses in Frankreich beginnt hier selbst die Stumpfsinnigen aufzuregen. Frankreich, ohnmächtig seit 1848, hat eine Regierung und zwar eine stärkere als es seit Napoleon's Sturz gehabt....

Der Präsident hat den unerschütterlichen Glauben eines Propheten oder vielmehr eines Seïden an seinen göttlichen Beruf, das Napoleonische System herzustellen, und an dessen unfehlbaren Erfolg. Es ist wichtig, scheint es mir, daß man sich von diesem Punkte urkundlich überzeuge, denn das ganze europäische System wird sich jetzt um Frankreich und seine Politik drehen, und diese Politik ist Ein Mann mit einem Namen, welcher schon allein das französische Volk und ein Heer von 400000 Mann begeistert.

Die Erklärungen und Bekenntnisse der „Idées Napoléoniennes" haben daher nicht etwa ein literarisches Interesse, sondern ganz unmittelbar ein politisches. Der Präsident ist nicht allein der Verfasser, sondern der Mann des Buches und er verfügt jetzt über ein einheitliches Reich von 36 Millionen....

Die beiden entscheidenden Kapitel sind das dritte und vierte. Ich begnüge mich hier, aus beiden zuerst einige leitende „Glaubensartikel" zusammenzustellen:

p. 100. Napoléon est le chef suprême de l'état, l'élu du peuple, le représentant de la nation.

Note: Paroles de l'empereur en 1808:

„Dans l'ordre de notre hiérarchie constitutionnelle, tout pouvoir venant de la nation, son pouvoir représentant est l'empereur, le second le sénat, le troisième le conseil de l'état, le quatrième le corps législatif."

Also: Volkssouveränetät als oberster Grundsatz, imperatorische Autokratie als Wirklichkeit; das Ganze „constitutionelles System".

p. 101. Il y a deux chambres: le sénat et le corps législatif.

Also: wiederum zwei gänzlich imperatorische Institutionen, abhängige und machtlose, also auch unkräftige Schöpfungen unumschränkter Gewalt werden als Glieder eines constitutionellen Systems dargestellt; sie heißen „Kammern".

Frankreich, einmal nämlich insofern, als Ludwig B. sich auf klerikale Elemente ebenfalls stützen zu wollen scheint und dann wegen der Sympathie, die sein bisher ziemlich gut inspirirter Absolutismus einzuflößen geeignet ist. Durch ihre Rechnung haben nur die Decrete vom 22. Januar einen bösen Strich gemacht, die natürlich dem König Leopold auch wenig gefallen und für immer eine Scheidewand zwischen ihm und dem französischen Machthaber gezogen haben."

p. 103. Le corps législatif est nommé par les collèges électoraux des départements, les membres de ce corps sont rétribués pendant les sessions.

Folgen die Einzelheiten, wobei das Tribunat ausgelassen ist; ob aus einer Art Scham?

p. 113. Pour résumer le système impérial on peut dire que la base en est démocratique, puisque tous les pouvoirs viennent du peuple: tandis que l'organisation est hiérarchique, puisqu'il y a dans la société des degrés différens pour stimuler toutes les capacités.

Also volles Bewußtsein der heuchlerischen Mischung demokratischer Phrasen und Scheinformen mit dem durchgeführtesten Despotismus, den die Welt gesehen hatte; nämlich bis dahin, da leider seit der Restauration die meisten restaurirten Regierungen utiliter acceptirt und für die Legitimität ausgebeutet haben, was die Usurpation des Generalerben der Französischen Revolution erfunden hatte, allerdings ohne das demokratische Aushängeschild, aber auch ohne die Großartigkeit des Systems und ohne das Gute und Treffliche, was sie in Südeuropa namentlich gethan hat.

Das System Napoleon's ist unverbesserlich; es kann weder eine legitime Herrschaft gründen, noch eine legitime Freiheit.

Die gesetzmäßige Freiheit nicht, weil das System sich auf die Volkssouveränetät stützt und die Regierung als die erste Dienerin des Volks darstellt. Die Freiheit nicht, weil sie dieselbe nur als Gleichheit ansieht, und jede wirkliche politische Freiheit nicht nur, sondern auch die Ausbildung dazu durch ein vollendetes System der Beamtenherrschaft unmöglich macht.

Es sind die beiden unheilbaren Gebrechen, welche die Restauration und Louis Philipp gestürzt haben und nach den ewigen Gesetzen, die Gott in die Dinge gelegt, stürzen mußten. Napoleon II. wird sie nicht heilen, er kann es nicht und er will es auch nicht.

Soviel vom Glaubenspunkte des Präsidenten, wie er denselben formulirte, als er im Exil lebte. Was nun die Ausführung betrifft, so sagt er in jener Schrift allerdings: was in dem System der Centralisation und in der Praxis Despotisches sich finde, hätte Napoleon selbst abgeschafft, wenn die Kämpfe mit dem Auslande es erlaubt; jedenfalls könne und müsse das System im Sinne der Freiheit ausgebildet werden.

Die beiden Manifeste vom verflossenen Jahre: „Qu'est ce que c'est que le retour à l'empire?" (Februar 1851) und „De la révision de la constitution" (1. December 1851), besonders das letzte — gleichsam die dritte sommation légale — geben nun das Nähere über eine solche Ausbildung.

Allerdings nicht der Senat, aber das Corps législatif soll den „Knopf auf den Beutel halten" (hold the purse strings). Entweder ist dies gemeint im ehrlichen Sinne des englischen Ausdrucks, oder es ist eine Spiegel-

fechterei. Im ersten Falle wird eine mit dieser parlamentarischen Machtvollkommenheit ausgerüstete Versammlung auch überhaupt ein Parlament sein wollen und dies im ersten möglichen Augenblicke zur Bedingung ihres guten Willens machen. Dann fällt die ganze napoleonische autokratisch-bureaukratische Regierungs- und Erpressungsmaschine in Stücke. Oder es ist nicht so gemeint, und das Ganze ist nur eine Spiegelfechterei. Dann wird das Corps législatif von Napoleon II. ebenso ohnmächtig bleiben, so unkräftig wie das von Napoleon I., und wird dem Neffen ebenso wenig eine Stütze sein, als es dem Oheim war, der Senat ihm höchstens einmal denselben Dienst leisten, den er diesem leistete: ihn abzusetzen. Ueberhaupt jede wirkliche Freiheit wird das prätorianische Polizeisystem sprengen oder bei ihrer ersten Regung erstickt werden.

Aber die auswärtige Politik des neuen Korans, im vierten Kapitel, bedarf noch einiger Aufmerksamkeit (p. 132 und fg.).

Die erste Thatsache ist sehr furchtlos so gestellt:

„Une politique qui offre franchement l'alliance de la France (d. h. das Protectorat à la Rheinbund) à tous les Gouvernements qui veulent marcher avec elle dans les intérêts communs, c'est celle que l'Empereur a mise en pratique durant toute sa carrière."

In der Ausführung sagt er über Preußen (p. 137): daß Napoleon Preußen gern groß gemacht hätte, wenn es ihn nicht gezwungen, es zu vernichten.

Ueber England (p. 143):

„Toutes nos guerres sont venues de l'Angleterre."

Grundgedanken aller Eroberungen (p. 146):

„L'Empereur fait participer toutes les nations dont il fut le maître aux bienfaits d'une administration éclairée."

Belege: p. 151. „L'Allemagne méridionale, affranchie du joug de l'Empire Germanique, voit la civilisation s'avancer sous les auspices du Code Napoléon. La Westphalie, opprimée par tous les abus de la féodalité, reçoit des institutions qui consacrent l'égalité de tous les citoyens etc. En Bavière le roi donne une constitution etc. La Saxe reçoit la liberté de la conscience." ...

p. 173. „Vous hommes d'Etat du congrès de Vienne, vous avez dit avoir délivré les nations et assuré leur repos. Elles vous ont cru un moment; mais on ne bâtit rien de solide sur un mensonge et sur une erreur. Napoléon avait renfermé le gouffre des révolutions: Vous l'avez rouvert en le renversant. Prenez garde que ce gouffre ne vous engloutisse."

Die Zukunft (sechstes Kapitel, Seite 176 fg.).

Alle Nationen bedauern den Fall Napoleon's, nicht blos Italien und Spanien; p. 181. „La Belgique en 1830 a manifesté hautement son

désir de redevenir ce qu'elle était sous l'Empire. Plusieurs pays d'Allemagne réclament les lois que Napoléon leur avait données. Les Cantons Suisses préférent l'acte de médiation de 1803."

Eine solche politische Religion wird ihr Bekenner und gewissermaßen ihr Prophet und zweiter Urheber zu verwirklichen suchen, sobald er die Gewalt in Händen hat, auch wenn die Mittel und Organe, durch welche er den imperatorischen Thron besteigt, ihn nicht dazu zwingen.

In welcher Verfassung ist Europa mit seinen unermeßlichen Heeren, um dem unvermeidlichen Kampfe entgegenzutreten?

Ein Brief Bunsen's vom folgenden Tage meldet über die Stellung Englands zu dem neuen „Empire":

Gestern Abend habe ich eine lange, ganz vertrauliche politische Besprechung mit Lord Granville gehabt. Sie fand statt im Salon des französischen Botschafters, angesichts des darin am Ehrenplatze zum ersten mal aufgestellten lebensgroßen Bildnisses des Kaisers Napoleon..

Ich machte Lord Granville aufmerksam auf die unglaublichen Worte des Decrets über die Herstellung der einundzwanzig Militärdivisionen Frankreichs. Er hielt dieselben für unmisverständlich, eben wie ich; auch glaubte er, daß Vorstellungen in Brüssel gemacht seien, um die Kosten des antwerpener Kriegszuges einzuklagen. Jenes könne jedoch nur eine leere Phrase sein, gerade weil man dergleichen nicht zu sagen pflege; dieses eine Ermahnung zur freundnachbarlichen Beaufsichtigung und Ausweisung der französischen Flüchtlinge. Der Präsident erkläre wiederholt, seine ganze Sorge werde auf die Verbesserung der Finanzen und der inneren Zustände Frankreichs gerichtet sein; auch werde die Verfassung wahrscheinlich viel liberaler ausfallen, als man glaube, und also wol vorerst wenigstens keine neueren Bewegungen veranlassen, welche die Regierung zum Kriege treiben könnten. Graf Flahault werde wahrscheinlich das Ministerium des Auswärtigen übernehmen und Graf Walewski in London bleiben; jener General habe ihm und Lord John Russell ganz im Sinne des Friedens gesprochen. Ueber die Verhältnisse zum Ausland habe der Botschafter ihm außerdem eine ganz befriedigende Depesche vorgelesen, ohne jedoch Abschrift davon zu geben. Er fragte mich, ob ich etwas von den in Berlin gemachten französischen Eröffnungen über diesen Punkt wisse?

Ich erwiderte darauf, daß ich nächstens wichtigen politischen Mittheilungen entgegensähe, bisjetzt aber nichts wisse, als was die öffentlichen Blätter melden oder vermuthen. Ich zweifle aber nicht, daß der Präsident auch in Berlin solche beruhigende Mittheilungen gemacht und daß dort wahrscheinlich dasselbe Circular vorgelesen sein werde.

Uebrigens gestand ich Lord Granville, daß ich mich mit jener beruhigenden Ansicht über eine so unerhörte Demonstration wie die gegen Deutsch-

land, und also gegen Verträge und Frieden Europas keineswegs einverstanden erklären könne.

Ich fragte ihn alsdann, ob er nicht glaube, es wäre ein guter Freundesrath, im Sinne des allgemeinen Friedens, wenn England dem Präsidenten die Idee an die Hand gäbe:

Europa eine allgemeine Entwaffnung (Zurückführung der Heere auf den Fuß von 1848) vorzuschlagen?

Es gäbe keine so sichere Bürgschaft für den Frieden oder wenigstens für friedliche Gesinnung als eine solche Entwaffnung; für Frankreich wie für Oesterreich werde sie zugleich das einzige Mittel sein, Ordnung in den Finanzen herzustellen. Von Frankreich müsse jedoch der Vorschlag ausgehen, das Nationalgefühl im Lande würde durch eine Aufforderung von außen zu sehr verletzt werden. Aber eine vertrauliche Anregung könne von außen kommen — warum nicht von England?

Der Minister versprach, diesen Gedanken zu beherzigen.

Er äußerte nun in seiner zarten und freundlichen Weise die Besorgniß des Cabinets:

über den traurigen politischen Zustand Deutschlands.

Das Cabinet müsse auf die Erhaltung der Integrität Deutschlands und auf die Selbständigkeit Belgiens, der Schweiz und Sardiniens den größten Werth legen. Alle diese vier Punkte seien bedroht, Sardinien doppelt. Eine geheime Sendung des Neffen des Marchese Azeglio habe Lord John Russell in ganz vertraulicher Weise in Kenntniß gesetzt:

daß Oesterreich auf Abschaffung der Constitution dringe.

Der dafür gewählte Ausdruck sei:

die Verfassung auf die Regierungsform des übrigen Italiens zurückzuführen.

Der Sinn könne aber natürlich durchaus kein anderer sein. Frankreich sei bereit, Sardinien zu unterstützen um den Preis Savoyens.

Ich gestand ihm, daß diese Thatsachen mich nicht im geringsten überraschten und ich müsse die österreichische Politik bedauern, welche Sardinien in die Arme Frankreichs treibe; denn man werde lieber Savoyen aufgeben, welches man doch nicht gegen Frankreich vertheidigen könne, als die Verfassung, welche allein der Regierung und dem Lande eine Stellung gebe.

In der inneren Politik Preußens stehen in derselben Zeit die Versuche der olmützer Partei zum völligen Umsturz der Verfassung im Vordergrund, und wir haben derselben hier um so mehr zu gedenken, da gerade Bunsen diesen lichtscheuen Intriguen hemmend in den Weg treten durfte.

Im Februar 1852 war nämlich der Cabinetsrath Marcus Niebuhr im Auftrage des Königs nach England gereist; er hatte Bunsen die dem Könige unterbreiteten Vorschläge, welche unter dem Scheine

eines Weiterbauens der Verfassung dieselbe völlig ihres constitutionellen Gehaltes entkleiden sollten, zur Begutachtung vorzulegen.

Wir theilen zunächst den Wortlaut dieser (vom 8. Februar 1852 datirten) Vorschläge mit:

Die Restaurationen der Provinzial- und Kreisstände sollten die Grundlage bilden zu einer Umgestaltung der Repräsentativprincipien der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 zu ständischen Formen und Principien echt germanischer Art.

In diesem Sinne sollte zunächst eine Umgestaltung der Wahlbezirke und der Wahlformen der Zweiten Kammer — deren Namen folgerecht auch einem deutschen hätte Platz machen müssen — angestrebt werden. Wenn es schon als einer der wenigen Gewinne der königlichen Botschaft vom 7. Januar 1850 anerkannt werden mußte, daß die Vertretung nach dem alleinigen Princip der Kopfzahl einer Vertretungsweise Platz gemacht hatte, deren Hauptgrundlage die Kreise und die größeren Städte waren, so konnte doch hierbei nicht stehen geblieben werden. Denn nur für die Stadtbezirke war eine gesunde Repräsentation möglich; in den Kreisen, in denen kleine Städte, ländliche Fabrikanten und Handwerker, Rittergutsbesitzer, Bauern und kleine Grundbesitzer zusammen wählten, blieb die Kopfzahl, nur modificirt durch einen principienlosen Census, unbesiegt und allein der Zufall entschied über die Vertretung. Für die Kreise mußte also nothwendig ein anderes Vertretungsprincip geschaffen werden, indem die drei ihrem Wesen nach noch immer unzerstörten Stände: Grundbesitz mit obrigkeitlicher Natur und von dem Umfange, daß der Besitzer nicht mit Hand an die Arbeit legt (Rittergüter), der bäuerliche und kleinere Grundbesitz und der Gewerbstand (Städte und die den städtischen Corporationen anzuschließenden Gewerbtreibenden auf dem Lande), ihre wirkliche Vertretung fänden. Grundbedingung dazu wäre aber Bildung größerer Wahlbezirke gewesen, da die Kreise durchschnittlich jetzt nur einen Abgeordneten senden, und eine Vermehrung der Abgeordnetenzahl bis zum Dreifachen keineswegs wünschenswerth sein würde. Zu diesem Zwecke war es beabsichtigt, auf die in den meisten Provinzen noch lebendigen Landeseintheilungen, als Samland, Oberland, Ermeland, Pomeranien, Litauen, Pomerellen u. s. w., Casubrien, Hinterpommern, Altvorpommern, Neuvorpommern und Rügen, Ukermark, Priegnitz, Havelland, Barnim u. s. w., die Lausitzen, die schlesischen Fürstenthümer, zu recurriren.

Auch aus der Ersten Kammer (Herrencurie) sollte nicht allein die unziemliche Beschränkung der Krone in ihren Ernennungen, sondern auch überhaupt jedes Wahlprincip herausgebracht werden. Und indem es der Wunsch war, aus der Verfassungsurkunde jede Vorschrift für die Bildung der Herrencurie zu entfernen, sodaß dieselbe ganz allein dem Könige über-

lassen bleiben sollte, so war es gleichzeitig die Absicht, die Curie so zu componiren, daß sie eine Vertretung aller Obrigkeiten im Lande sein sollte.

In unmittelbarem und nothwendigem Zusammenhange mit allen diesen Absichten stand nun auch eine Wegräumung aller revolutionären Principien von Theilung der Gewalten und eine Zurückführung der Stände auf ihr altgermanisches, wesentlich auf der Steuerbewilligung beruhendes Princip.

Dann die Wegräumung des in der gegenwärtigen Verfassungsurkunde liegenden Vertragsprincips und die Zusammenfassung aller die Verhältnisse der Stände betreffenden Principien in einem königlichen Freibrief, während alle nicht auf diesen Gegenstand bezüglichen Bestimmungen der gegenwärtigen Verfassung entweder ganz weggelassen oder in gewöhnliche Gesetze zusammengefaßt werden mußten.

In diesen Plänen hat zuerst die Aufhebung der österreichischen Verfassung, dann und in viel entschiedenerer Weise der Gewaltstreich des Präsidenten Bonaparte einen Stillstand eintreten lassen.

Nach diesen Vorgängen erschien eine misverständliche Deutung jeder auf Abänderung der Verfassung gerichteten Initiative der Regierung so unvermeidlich, daß beschlossen wurde, für jetzt von jeder Initiative zur principiellen und Gesammtrevision der Verfassung abzustehen.

Wären Anträge darauf von den Kammern ausgegangen, so würde allerdings die Regierung nicht abgelehnt haben, darauf einzugehen. Dies ist aber nicht der Fall gewesen.

Aus den Kammern sind nur einzelne Anträge auf Abänderung einzelner Bestimmungen der Verfassung hervorgegangen, die, sofern sie mit den Principien der Regierung übereinstimmen, auch nicht ohne deren Unterstützung bleiben. Es sind deren bisjetzt siebzehn eingegangen, von denen einige indessen schon abgelehnt worden sind.

Auch ihrerseits Abänderung einzelner Bestimmungen der Verfassung zu fordern, die nach der Ueberzeugung der Regierung mit gesunden Regierungsprincipien gänzlich unverträglich sind, wird die Regierung bei vorkommender Gelegenheit nicht unterlassen.

Die einzelnen Abänderungen, welche dabei im Auge zu behalten sind, sind namentlich folgende:

1) Abänderung des Art. 65 der Verfassung über Zusammensetzung der Ersten Kammer.

2) Statt der jährlichen Sitzungsperioden nur alle zwei bis alle drei Jahre Sessionen.

3) Zwei- bis dreijährige Budgets.

4) Abänderung des Art. 105 über die Gemeinde-, Kreis- u. s. w. Verfassung.

5) Wegräumung aller Misverständnisse über die Verantwortlichkeit der Minister.

6) Aufhebung eines jeden Eides auf die Verfassung.

7) Aufrechthaltung der Lehen und Fideicommisse.

8) Endlich Ausführung des in der Verfassung vorbehaltenen Staatsgerichtshofes.

Durch solche Abänderungen würde nun die Verfassungsurkunde dermaßen durchlöchert werden, daß eine neue Redaction durchaus nothwendig würde. Diese Nothwendigkeit einer neuen Redaction soll nun benutzt werden, um weiterhin und vielleicht nicht eher als für die nächste Sitzungsperiode:

1) die Verfassungsurkunde in einen Freibrief umarbeiten zu lassen, wovon formell die Folge sein wird, daß eine große Zahl anstößiger Ausdrücke beseitigt werden: materiell, daß eine Anzahl Dispositionen herauskommen, die mit der Form eines Freibriefes unverträglich sind. Bei dieser Umarbeitung würde darauf Bedacht genommen werden, außer dem ganz mit der Form eines Freibriefes Unverträglichen, auch alle allgemeinen, blos dispositiven Bestimmungen zu streichen, deren Erledigung durch besondere Gesetze theils schon erfolgt ist, theils nicht erfolgt ist und voraussichtlich auch nicht erfolgen kann. Im Uebrigen aber würden alle materiellen Veränderungen sorgfältig vermieden werden.

2) Neben dieser Redaction würde eine andere auszuarbeiten sein, in der alle von der Regierung unumgänglich für nothwendig gehaltenen materiellen Abänderungen zusammengefaßt würden.

Die Regierung würde mit der Redaction ad 1 vor die Stände treten, vor denselben ihre Absichten motiviren und die Vortheile hervorheben, welche die neue Redaction der Verfassung für die sichere Entwickelung derselben haben würde.

Dann aber würde sie bei der Berathung dieses Projectes successiv mit den einzelnen in dem Entwurfe ad 2 zusammengefaßten Abänderungsvorschlägen hervortreten und deren Berathung verlangen.

Der Aufsatz des Professors Walter: „Ueber die Revision unserer Verfassung", der im Wesentlichen mit diesen Gedanken coincidirt, wird vielleicht noch zu einer Modification im Einzelnen und namentlich zu einem Zusammenfassen der Materien der Verfassung in verschiedenen Gesetzen führen.

In scharfem Gegensatz zu diesen Vorschlägen entwarf nun Bunsen sofort (am 22. Februar 1852) ein „Politisches Gutachten über den Entwurf einer Umwandlung der preußischen Verfassung von 1850". Dasselbe lautet wie folgt:

Die menschlichen Dinge entwickeln sich nicht nach der Absicht der dabei handelnden Personen, sondern nach den in ihnen liegenden ewigen Gesetzen.

Jede politische Handlung muß also in der Politik nicht aufgefaßt werden nach der Absicht, sondern nach ihren nothwendigen Folgen.

Die beabsichtigte Abänderung der Verfassung ist die Aufhebung der bestehenden und beschworenen Verfassung, formell (durch Substituirung einer als Freibrief dargebotenen Charte) und materiell (durch die dem Freibriefe nachzusendenden abändernden, besonderen Gesetze).

Offenbar soll die parlamentarische Form mit der ständischen eines Landtages vertauscht, das Berathungs- und Beschließungsgesetz der Kammern in einen ständischen Beirath bei Gesetzen verwandelt werden, wofür jährliche oder auch zweijährliche Berufungen unnütz sind; mit dem Eide auf die Verfassung soll die Ministerverantwortlichkeit im parlamentarischen Sinne verschwinden. Die Steuerbewilligung (mit mehrjährigen Budgets) soll die Basis des ständischen Rechts werden, wobei als sich von selbstverstehend angesehen werden muß, daß diese Bewilligung entweder nur auf Erhöhung (oder Umänderung) der bestehenden Steuern beschränkt, oder im Nothfalle durch Ordonnanzen ersetzt werden soll.

Dies ist ein System der Regierung, aber sicherlich ist es nicht das, was England seit 1688 besitzt. Schwerlich auch, was die deutschen Völker und die Staatsmänner der großen Periode von 1813, wie Stein, Niebuhr, W. von Humboldt, angestrebt; nicht das, was dem Volke zugestanden, wie das Volk, Deutschland, Europa es verstanden.

Es gibt nur zwei wirkliche Regierungssysteme für die großen Staaten Europas:

I. Das parlamentarische, mit allen wesentlichen Rechten des englischen Parlaments und mit freier Selbstverwaltung in Städten und auf dem Lande.

II. Das absolute monarchische Regiment.

Dieses ist vereinbar sowol mit dem militärischen Despotismus eines Polizeistaates, als mit Municipal- und ständischen corporativen Institutionen und Rechten. Das Wesentliche aber ist, daß es neben der monarchischen Gewalt in keiner Sphäre der Regierung eine andere Autorität, d. h. definitiv maßgebende, selbständige Gewalt gibt. Es folgt daraus nicht, daß alle Formen der absoluten Monarchie gleich sind, als gleich absolutistisch, wohl aber, daß alle unvereinbar sind mit dem parlamentarischen System, im Sinne Englands und principienmäßig. Nach dieser europäischen Ansicht haben sich die politischen Wörterbücher der gebildeten Nationen gestaltet, und es hat dadurch sich ein Sprachgebrauch und eine Ideenverbindung festgesetzt, deren Umänderung unmöglich ist. Hiernach nun ist die preußische Verfassung wesentlich eine parlamentarische. So kann man also mit unbedingter Gewißheit vorhersagen, daß, solange die Verfassung Preußens und die verfassungsmäßige Berathung besteht, sich nie eine Zweite Kammer finden werde, deren Mehrheit in eine solche Umwandlung willigen werde. Nach den bestehenden Ideen könnte nichts Aergeres erfolgen, wenn, im Ablehnungsfalle, die Verfassung durch einen Staatsstreich abgeschafft würde;

weshalb sollte sie also das Gehässige und die schwere Verantwortlichkeit übernehmen wollen? Es ist möglich, daß bei Einzelnen revolutionäre Leidenschaften mitwirken könnten, aber die große Mehrheit in Kammer und Volk würde aus Gewissensgründen dagegen stimmen.

Was das Urtheil der Geschichte betrifft, so kann dieses ebenso wol dahingestellt bleiben wie das des übrigen Festlandes; in England aber würde vom Herzog von Wellington und Lord Aberdeen bis zum Lord Palmerston, und von der Königin bis zum Bürgersmann das Urtheil nur dieses sein:

der König von Preußen hat, wie der Kaiser von Oesterreich, die Verfassung abgeschafft, und zwar die nach Bewältigung der Revolution vom Cabinet ausgegangene und von Ihm beschworene.

Hierauf kann Jeder Kopf und Ehre verpfänden, der in der Wirklichkeit lebt und Europa kennt. Also wäre es besser, die Verfassung einfach durch ein Manifest aufzuheben und Alles, was man an die Stelle setzen will, als Gesetz des absoluten Königs zu verkünden, als etwas Unmögliches zu versuchen, oder mindestens etwas, das die Krone und die heilige Person des Königs in die Alternative setzt: entweder mit Gewalt zu endigen, nachdem die Leidenschaften, aufgeregt durch die Verhandlungen, die ganze Nation durchdrungen haben, oder im letzten Augenblicke zurückzutreten, ohne das in Grund und Boden vernichtete Vertrauen wiederherstellen zu können. Es gäbe kein schlimmeres Vermächtniß für den Thronerben.

Schon jetzt ist das Rechtsbewußtsein der Nation sehr erschüttert, und dies im Angesichte unberechenbarer Ereignisse, bei denen nichts sicher ist als dies: an den beiden Enden stehen zwei große erobernde Weltmächte unter Waffen, und das südwestliche Deutschland ist zum großen Theil der Hut der Rheinbundsfürsten anheimgegeben, die keine andere als eine antinationale (also anti-preußische) Politik haben können, sobald Frankreich droht, und denen gegenüber Preußen ohne leitenden Einfluß ist, seitdem die große deutsche Bewegung in Erfurt und im berliner Fürstencongreß sich in den Sand verlaufen hat.

Nach dem Vorhergehenden ist also die ganze vorgeschlagene Veränderung (anzufangen mit den jetzt in Gang gebrachten Vorbereitungen) vom politischen Standpunkte aus aufs entschiedenste abzurathen:

1) weil die Ausführung entweder unmöglich oder nur durch die für die Monarchie und die geheiligte Person des Königs gefährlichsten Mittel durchzusetzen sein würde;

2) weil, hiervon abgesehen, die politische Räthlichkeit einer solchen Umwandlung der Basis des gegenwärtigen Rechts, nach ihrem inneren Werthe, um so zweifelhafter sein muß, als alle wesentlichen, d. h. für conservativ-monarchische Ausbauung und Ausbildung der Verfassung nothwen-

digen Punkte sich, bei der gegenwärtigen Zweiten Kammer und der jetzigen Weltlage, innerhalb der Formen und Principien des constitutionellen Systems erreichen lassen.

Außer der Uebersendung dieser Denkschrift wandte sich Bunsen gleichzeitig an den König persönlich, um den die ganze Zukunft der Monarchie in Frage stellenden Intriguen entgegenzutreten. Aus seinem Briefe an den König vom 23. Februar 1852 möge folgende Stelle hier Platz finden:

Indem ich die mir durch Niebuhr zugekommenen Mittheilungen als Beweise des ungeschwächten gnädigen Vertrauens mit innigstem Danke erkannte, ward mir vor Gott klar, daß ich Ew. Majestät nicht ein Echo sein soll (daran fehlt es Königen nie, am wenigsten so beredten und ins Herz eindringenden), sondern, soweit die menschliche Natur es zuläßt, ein reiner Spiegel. Nur solche Räthe verdienen Ew. Majestät Vertrauen, welche sich bemühen, dies zu sein. Ich fühle mich nicht frei von dem Wunsche, Ew. Majestät zu sagen, was Ihnen im Augenblicke Freude macht, allein ich habe das sechzigste Jahr hinter mir und gehe der Ewigkeit und meinem Richter entgegen. Meine dankbare Liebe gegen meinen unaussprechlich geliebten königlichen Wohlthäter, dem und dem allein ich die Mittel verdanke, mir eine freie und unbefangene Weltanschauung haben erwerben zu können, verbietet mir aber, ebenso wol als mein Gewissen, anders zu reden, als ich es klar als das Rechte und Wahre erkenne. Niemand kann mehr thun, als sein Leben daransetzen, zu dieser Erkenntniß zu gelangen; ich darf mir das Zeugniß geben, dies in aller menschlichen Schwäche, aber treu und bewußt gethan zu haben in einem langen, thätigen und vom Schicksal begünstigten Leben.

Das, was ich Ew. Majestät über die Verfassungsfrage zu sagen habe, besteht aus zweierlei Betrachtungen:

Die ersten sind politischer Art; Ew. Majestät finden sie auf den anliegenden Blättern verzeichnet; jedes Wort ist wohlerwogen und ich bin gewärtig, es vor Gottes Richterstuhl vertreten zu können.

Die zweiten Betrachtungen, die des Herzens und Gewissens, habe ich diesem Briefe vorbehalten. Indem ich Ew. Majestät von jenen Schritten aufs ernsteste abrathe, weiß ich, daß ich dadurch und nur dadurch Ew. Majestät Stellung vor Europa, vor Mit- und Nachwelt sichere. Gott weiß, daß es immer meines Herzens Freude und Lust gewesen und geblieben ist, mein Scherflein beizutragen, damit Ew. Majestät so vor beiden dastehen mögen, wie es eine fast vergötternde Liebe und Anhänglichkeit wünscht, wie Ew. Majestät in meinem Herzen gelebt haben und noch leben. Aber jetzt steht Ew. Majestät Ehre vor Mit- und Nachwelt auf dem Spiele. Ich glaube im Stande zu sein, von meinem Standpunkte aus unbefangen

und also gewissermaßen unfehlbar urtheilen zu können im Großen und Ganzen.

Allein Ew. Majestät Seele und Seligkeit liegt mir unendlich mehr am Herzen als alle Ehre dieser Welt. Allerdings ist die Weltgeschichte im Großen das Weltgericht und ihr Urtheil auf die Länge unbestechlich.

Gott kennt das edle Herz und die reinen Absichten Ew. Majestät. Er kennt die unendlichen Schwierigkeiten Ihrer Lage. Er hat ja selbst die schweren Geschicke und Verwickelungen über die Welt geführt, welche ebenso viele Prüfungen und Gefahren sind, selbst für die Auserwählten. Er wird auch danach Ew. Majestät richten an dem Tage, wo alle Kronen im Staube liegen, wo Alles verstummt neben Gott außer dem Gewissen. Der große Tag ist aber für den Einzelnen der Tag des Todes; die Stunde des Sterbens lichtet schon oft den Vorhang, der uns, als Magie des Lebens, die Ewigkeit verhüllt und den gottgegebenen klaren Blick verdunkelt.

Nach meinem Gewissen (und danach allein darf ich rathen, da Gott mich nach meinem Gewissen allein richten wird) ist der Plan, welcher mir vorgelegt worden, selbst wenn er nicht so unmöglich und gefährlich wäre, für die Monarchie und für Ew. Majestät deshalb verwerflich, weil dessen Ausführung, ja dessen bewußtes Anbahnen unvereinbar ist mit der Bewahrung Ihres feierlichen Eides, mit dem Halten Ihres frei, schon vor der Revolution und wiederholt nachher gegebenen Versprechens, Ihres, Gott und dem Volke verpfändeten Wortes, wie es Europa verstanden hat. So helfe mir Gott. Amen!

Andererseits bin ich fest überzeugt, daß das, was Ew. Majestät nur zur Sicherung des Thrones und zum Besten der Monarchie — nicht aus selbstsüchtigen, dynastischen Beweggründen, noch aus persönlichem Rachegefühl für erlittene Kränkungen wollen, Alles, was wirklich in conservativ-monarchischem Sinne wünschenswerth sein mag, erlangt werden kann, ohne einen Umsturz der Verfassung. Ew. Majestät glauben an die rettende Kraft der Freiheit, an die Wahrheit der englischen Verfassung. Aber wer um Sie her, außer Ihnen?

In einem kurz nachher geschriebenen Briefe an eine andere fürstliche Persönlichkeit (vom 20. März 1852) äußert sich Bunsen über die ganze Episode folgendermaßen:

Die Sendung Niebuhr's hat mich einen schreckhaften Blick thun lassen in die Pläne, in welche die nächste Umgebung den edeln Monarchen hineinzuziehen sucht.

Ich lebe der Hoffnung, daß diese Pläne an der Gewissenhaftigkeit und Weisheit des Königs und an dem treuen Rathe des Prinzen von Preußen gescheitert sind.

Um übrigens der Pflicht des Audiatur et altera pars bei einer so wichtigen Krise im vollen Maße nachzukommen und das politische Wörterbuch der damals herrschenden Partei sich selbst kennzeichnen zu lassen, theilen wir noch aus einem Briefe von Marcus Niebuhr selbst, den er noch vor seinem Besuch in England (am 31. December 1851) an Bunsen schrieb, folgende Ausführung mit:

Wenn Ew. Excellenz sagen: „Europa sei fortan in die beiden großen Lager des Absolutismus und des englischen Constitutionalismus gespalten," so wird man Preußen im letzten Lager sehen, und das durch den Willen des Königs und die Anstrengungen der Leute, die man bisher als „Despotenknechte" u. s. w. beschimpfte.

Allerdings versteht der König und die Regierung die Fahne des englischen Constitutionalismus nicht so, wie der Haufe sie versteht. Nach ihrer Auffassung ist es richtiger zu sagen: Die Fahne der englischen Freiheit.

Denn wie man fest entschlossen ist, die Verfassungsurkunde nicht anders zu ändern als auf dem verfassungsmäßigen Wege, so ist man ebenso fest entschlossen, dahin zu arbeiten, aus ihr diejenigen Bestimmungen zu beseitigen, welche ein festes und fertiges Regiment unmöglich machen, und den Kammern das Streben nach Omnipotenz einpflanzen, das Land in Wirbel versetzen, ohne im geringsten einer wahren Freiheit zu dienen, während Alles unangetastet bleiben soll, was die Willkür der Regierung unmöglich macht. Daß man dabei in Manchem hinter dasjenige zurückgehen muß, was England jetzt hat, ist gewiß, aber ebenso gewiß, daß, was einem Lande frommt, das eine Insel ist und seit Jahrhunderten ein parlamentarisches Regiment hat, unserem Lande, dessen parlamentarisches Regiment drei Jahre alt ist, und in einer wüsten Revolution entstanden, und das meist aus Fragmenten zusammengesetzt ist, nicht frommt. Man will z. B. längere Dauer der Parlamente, längere Budgetsperioden. Bei Behandlung des Budgets befolgt man jetzt ganz streng das englische Muster, hinsichtlich der Zusammensetzung des Unterhauses wird man Deputirte der Kreise (Counties) und der Städte scheiden.

Neben dieser geschriebenen Verfassung haben wir nun aber eine ungeschriebene, die nur zum Theil schriftlich aufgefaßt ist: die corporativen Freiheiten der Provinzen, Kreise, Städte und Landgemeinden. Diese zu beseitigen war großentheils das Ziel der Revolution, und ihre Rettung ist ein Hauptziel der Regierung. Man sieht in diesem Streben vielfach ein freiheits- und verfassungsfeindliches Streben — gerade umgekehrt. Denn wie die Freiheit in der Mannichfaltigkeit besteht, kann nichts förderlicher sein, als dieses mannichfache und aus sehr verschiedenen Principien hervorgehende corporative Leben. Und die Regierung will die alten Stände, welche in Preußen, der Mark, Pommern und Sachsen viele Jahrhunderte

alt sind, nicht aus Bequemlichkeit für sich retten, denn sie werden der Regierung mehr Schwierigkeiten bereiten, als die neumodischen unorganischen Provinzial- und Kreisversammlungen, sondern um das Recht nicht zu kränken und einen lebendigen Staat zu haben, der nicht aus 16 Millionen einzelnen Menschen besteht, sondern aus Provinzen, Kreisen und Gemeinden.

Gerade hierin erblicken wir eine Gewähr für eine englische Freiheit. Die englische Freiheit besteht doch großentheils in dem mannichfaltigen Leben nebeneinander, darin, daß nicht organisirt wird, sondern man das Leben sich entwickeln läßt, daß ein neues nicht das alte tödtet, sondern das alte neben dem neuen fortlebt; sie besteht nicht im Parlamente allein, sondern in den freien Gemeinden und in der Menge einzelner freier, selbständiger Männer.

Diese beiden letzten Elemente besitzen wir aber in einem reicheren Maße als irgendein anderes Land auf dem Continent. Der kleine, nicht reiche, in seiner Gesinnung sehr selbständige Adel der östlichen Provinzen, die wahre Kraft unseres Heeres, hat eine unverkennbare Verwandtschaft mit der Gentry. Kein Land der Welt außer Sachsen und Piemont hat einen solchen nüchternen, unabhängigen Adel, dessen Lebenselement die Ehre ist. Schon der mecklenburgische und hannoverische haben einen ganz anderen Charakter.

In der Provinzial-, Kreis- und Gemeindeverfassung beruht für jetzt unsere Freiheit weit mehr als in der Landesvertretung. Letztere muß erst nach und nach in ihren Beruf hineinwachsen und sich selbst erziehen. Einen solchen Ernst und eine solche Gewissenhaftigkeit, wie sie sich auf den letzten Provinziallandtagen gezeigt hat, sucht man in den Kammern vergebens, obwol man den letzteren auch seine Anerkennung nicht versagen darf.

Es ist vielleicht Ew. Excellenz unbekannt, daß im September sehr bestimmte Anforderungen von seiten Oesterreichs an uns ergangen sind, seinem Beispiele nachzufolgen, und daß wir erwidert haben: „Für uns wäre ein Umsturz durchaus revolutionär; unsere Aufgabe sei, die Verfassung auf historischen Grundlagen auszubilden", und daß die neuen Feindseligkeiten Oesterreichs von dieser Antwort her datiren. Dies wird unsere Auffassung bleiben.

Die Revolution sehen wir nicht in freien Formen, sondern in dem Brechen mit einer historischen Entwickelung, in einem Lösen der Bande, welche den Menschen im Staate nicht zu einem einzelnen Urwähler, sondern zu einem Gliede vielfacher Körperschaften machen, und in dem Ignoriren der gegebenen Verhältnisse, um zu einem theoretischen Ziele zu gelangen. Aber freilich müssen wir auch wünschen, daß man anderswo nicht Zügellosigkeit mit Freiheit verwechselt und Verbrecher für Reformatoren hält. Wenn England die Demokratie unterstützt, tödtet es sicherlich alle Freiheit auf dem Continent und auch bei uns.

Von Bunsen selbst mögen hier noch zwei gleichzeitige briefliche Aeußerungen über die preußische Verfassungskrisis angeführt werden.

Am 29. Januar 1852 schreibt er:

Wir sind alle hier in einer ängstlichen Spannung hinsichtlich Preußens. England sucht nach einer engeren Allianz; die Erklärungen, welche ich hier gemacht, daß der König bei der Verfassung bleiben und den Ausbau der Verfassung nur auf verfassungsmäßigem Wege vornehmen werde, verbunden mit dem Aufgeben der Flüchtlingsfrage, hatten einen guten Eindruck gemacht. Allein das verlorene Vertrauen kommt so leicht nicht wieder; die hierher gelangenden Nachrichten stimmen alle in der Schilderung des Unglaubens und Unmuthes der Bevölkerung überein, und die unentschiedene Stellung des Ministeriums zu den zahllosen Revisionsanträgen, endlich die Reactivirung des Staatsraths steht meinen Bemühungen sehr im Wege.

Die definitive Organisation der Ersten Kammer und die Erledigung der Gemeindeordnungs- und Provinzialverfassungsfrage wird über das Schicksal der Verfassung und der Monarchie entscheiden.

Es ist mir sehr schmerzlich, so schiefe und falsche Ansichten über die englische Verfassung bei Gelegenheit der ersten dieser Fragen lesen zu müssen. Alles wird im Parteigeiste ausgebeutet. Ein absoluter Gegensatz der beiden Kammern ist der Tod der Verfassung. Das Wesen der englischen Pairie besteht in zwei Punkten:

1) daß die Pairie eine Wahrheit und Wirklichkeit, eine selbständige Körperschaft ist, unabhängig von Krone und Volk;

2) daß sie eine nationale Körperschaft ist; der älteste Sohn des ersten Herzogs ist Commoner, und läßt sich ins Haus der Gemeinen wählen.

Was nun den ersten Punkt betrifft, so läßt sich ein Haus aus erblichen Pairs nun einmal in Preußen nicht bilden; mit allen Curiatstimmen der alten Landtage kommt man doch nicht über 40 bis 50 Stimmen hinaus.

Man muß also Pairs auf Lebenszeit haben. Ernennt diese die Krone allein, so werden die Ernennungen nothwendig immer den Stempel des zeitigen Ministeriums tragen, falls die Verfassung eine Wahrheit werden und bleiben soll. Das allein gibt keine Macht, welche dem Unterhause die Wage halten kann. Es bleibt also, da Volkswahlen für die Erste Kammer ein Unsinn sind, nur übrig: entweder die Wahl durch adeliche Bürgerschaften in den Provinzen, oder die Wahl durch die Provinzialstände. Ist es nöthig, zu beweisen, daß das Zweite das allein Richtige ist? daß so auch der Centralisationstendenz der Verwaltung wie der Kammern eine wirksame und wohlthätige Macht gegenübergesetzt wird? Dies ist der Grundgedanke meines Vorschlages von 1844.

Ein Brief vom 2. April 1852 enthält über dieselbe Frage noch die folgende Bemerkung:

Es gibt nichts Unadelicheres als Mangel an Patriotismus, wie er sich bei dem egoistischen Junkerthum kundgibt. Aber verwundern kann ich mich freilich darüber nicht, wenn ich die Geschichte der letzten 40 Jahre ansehe: so oft jene Partei Einfluß gehabt, hat sie an Niemanden gedacht als an sich selbst. Der Große Kurfürst und manche seiner Vorfahren haben auch eine Geschichte davon zu erzählen!

Wer anders als jene Partei hat sich während jener Zeit den conservativsten Maßregeln entgegengesetzt, als z. B. der Aufhebung der Immunität von der Grundsteuer gegen volle Entschädigung, wie sie 1827 vorgeschlagen war? Wer der Einrichtung einer wahrhaften und nationalen, besitzenden und einflußreichen Gentry, wie sie schon 1808 und später 1844 vorgeschlagen wurde? Wer endlich hat den Adel verhaßt gemacht, als ihr maßloser Egoismus?

Während des Sommers 1852 nahm dieselbe Reactionsbewegung, welche in Berlin die Verfassung umzustürzen suchte, in andern Ländern den Charakter religiöser Verfolgungssucht an. Die Verurtheilung des Madiai'schen Ehepaares in Toscana machte auf das warmfühlende Herz König Friedrich Wilhelm's IV. einen lebhaften Eindruck, und so entspann sich über diese Frage ein neuer Briefwechsel Bunsen's mit seinem Monarchen.*) Wir theilen aus Briefen Bunsen's über diese Frage die folgenden Stellen mit, die auch als eine Vorgeschichte der „Zeichen der Zeit" Interesse erwecken, insofern sie zeigen, wie Bunsen schon jetzt mit derselben Entschiedenheit jede Art religiöser Verfolgung

*) Zur Kennzeichnung des brieflichen Verkehres zwischen Bunsen und seinem königlichen Herrn möge hier noch ein Brief des Ersteren vom 10. December 1852 angeführt werden:

„Ew. Majestät wollen und müssen Alles wissen, was von ehrlichen Leuten im Stillen gedacht wird über des Landes Wünsche. Das einliegende Blättchen ist Ausschnitt aus der «Kölnischen Zeitung» von der letzten Woche: von Arndt über Scharnhorst. Ew. Majestät bekommen es gewiß nicht zu Gesicht, wenn ich es nicht einsende. Ich habe dazu noch eine besondere Veranlassung.

„Des großen Vaters biederer Sohn wohnt jetzt, nachdem er officiell abgereist ist, bei mir, wie er vor 23 Jahren auf dem Kreuzzuge nach Griechenland in Rom that. Er genießt hier der ausgezeichnetsten Aufnahme seitens des Militärs und der Männer der Wissenschaft; beide bewundern den Umfang und die Genauigkeit seines geographischen und historischen Wissens; Prinz Albert hat ihn vor allen Andern ausgezeichnet, auch besonders seiner Freimüthigkeit wegen. Wie sehr er Ew. Majestät ergeben ist, wissen Sie vielleicht kaum; denn er ist nun einmal ein seltsamer Kauz und Schmoller und von dicken Lippen."

perhorrescirt, möge sie auf katholischem oder protestantischem Boden und unter diesem oder jenem Vorwande stattfinden.

Am 14. September 1852 berichtet Bunsen aus London:

Die Verfolgungen in Toscana sind der Gegenstand wiederholter Besprechungen schon mit Palmerston gewesen, dann mit Malmesbury und Derby. Die Vorstellungen, welche Reumont im Auftrage des Königs in Florenz gemacht, haben ein williges Echo in fast allen hiesigen Blättern gefunden und sind nach Gebühr gewürdigt. Bulwer ist mit ähnlichen Instructionen dorthin gereist. Aber er richtet dort nichts aus. Er findet nicht allein den päpstlichen Einfluß gegen sich, der, durch die Religionsfreiheit in Piemont beunruhigt und erbittert, wenigstens im übrigen Italien keine Ketzerei dulden will, sondern ein unverhohlenes politisches System, welches von Oesterreich ausgeht und von Toscana wie von Neapel als Rettung begrüßt wird. Der absolute, militärische Despotismus, mit welchem man die dynastische Gewalt zu halten entschlossen ist, fordert die absolute Priestergewalt und den Jesuitismus zum Bundesgenossen.

Dazu kommt aber der geheime Zustand der Geister in Italien und namentlich in Toscana, der Lombardei und Piemont. Das junge Geschlecht sehnt sich nach dem Evangelium. Schon im vorigen Frühjahr wurde hierher gemeldet, daß zwei Bischöfe und über dreihundert Priester bereit sind, für das Evangelium den Tod zu leiden, und daß an ihrer Spitze die edelsten, in frommem Leben ergrauten Männer stehen.*) Die Polizei, in

*) Ueber diese merkwürdige Erscheinung berichtet eine Aufzeichnung Bunsen's vom 2. April 1852 folgendes Nähere:

„Drei Bischöfe, der von B., ein anderer im Venetianischen und ein dritter in Piemont, mit 335 Priestern sind seit Jahr und Tag im Stillen über eine Reform der Kirche einig geworden. Sie wollen die Grundsätze der englischen Kirche annehmen, das Episkopat erhalten, den Papst auch als Patriarchen von Italien anerkennen, wenn er damit zufrieden sein will. Zu dem Ende haben sie zwei gelehrte, frommen und angesehenen Familien angehörige Männer hierher gesandt: einen Abbate — — und einen in Monte-Cassino erzogenen Neapolitaner, Abbate — —. Der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von London haben sogleich in aller Stille ein Comité zuverlässiger Männer gebildet, um die Sache zu untersuchen, und da sie Alles in Ordnung gefunden, auch von dem evangelischen Ernste jener Männer sich überzeugt, haben sie ihnen eine Antwort an die drei Bischöfe mitgegeben, worin sie dieselben zur größten Vorsicht ermahnen, im Uebrigen ihnen brüderliche Theilnahme aussprechen und jeden möglichen Beistand zusagen.

„Soviel ich habe erforschen können, hängt diese ernste Bewegung zusammen mit der in den Jahren 1830—1834 beginnenden, an deren Spitze der ehrwürdige Herausgeber des «Educatore» stand, Abbé Lambruschini in Toscana, Neffe des Cardinals.

„Leider ist vorauszusehen, daß der militärisch gestützte Jesuitismus, welcher in Frankreich wie in Oesterreich die Völker zusammenhalten soll, sehr bald Kerker und

welche ja der jetzige dynastische und imperialistische Despotismus die ganze Regierungskunst auflöst (wie die Neronen es thaten, nur mit kindlich unvollkommenen Mitteln, ohne Centralisation, ohne Eisenbahnen und Telegraphen, und mit 30,000 Prätorianern, statt mit Hunderttausenden von Bajonneten). Die geheime Polizei der Oesterreicher weiß dieses Alles, wenngleich gewiß mit falscher Färbung; sie fürchtet sich vor der Bibel, während sie geheime politische Verbindungen anzufeinden vorgibt. Und sie hat ganz recht, eben wie es der Teufel immer hat; Jesus Christus, Evangelium und Duldung sind unvereinbar mit dem System, sie zerstören es um so sicherer, weil von innen. Nicht ein einziger jener Männer ist Republikaner.

Man muß sich also vom politischen Standpunkte sagen, daß England und Preußen nichts ausrichten können, wie die Sachen jetzt stehen, durch Vorstellungen, und deshalb sich aller öffentlichen Demonstrationen enthalten müssen. Ein Religionskrieg aber ist gerade, was die Jesuiten und Despoten wollen, und also schon deshalb müssen wir Alles thun, um ihn unmöglich zu machen. Außerordentliche Gesandte zu schicken und Forderungen zu machen, die nichts helfen, schadet nur dem Ansehen.

Dies ungefähr ist die Ansicht der hiesigen Staatsmänner und meine eigene persönliche, unbedingte Ueberzeugung.

Ich würde aber in diesem Augenblicke meine Pflicht weder als Diener des Königs noch als Christ erfüllen, wenn ich nicht mit aller Ehrfurcht, aber auch mit aller Offenheit ausspräche, wodurch man sogleich und mit elektrischer Wirkung, ohne einen einzigen Fürsten oder Pfaffen um einen Gefallen zu bitten, dem Evangelium Luft schaffen, den Evangelischen Trost, den Gegnern und Abgünstigen Ehrfurcht einflößen, vielleicht sogar, aus Klugheit, Milde abgewinnen kann.

Der König gebe seiner hochherzigen und wahrhaft evangelischen Begeisterung und seinem Glauben an die göttliche Kraft der wahren Religion und der wahren Freiheit wieder ungetrübt und ungeschwächt Raum. Ich kenne die Tiefe, die Reinheit, die geistige und geistreiche Freiheit dieser Gesinnung seit nun (am 15. October) einem Vierteljahrhundert. Aber Männer wie der Präsident von Gerlach und Herr von Raumer, die ich neulich hier gesehen, und von denen ich den Letzteren als einen aufrichtigen Pietisten habe kennen lernen, sind wahrlich nicht die rechten öffentlichen Organe dieser königlichen Gesinnung; noch ist die „Evangelische Kirchenzeitung" so wenig als die Kreuzzeitung das geeignete Mundstück; am allerwenigsten aber sind engherzige, auf gänzlich unhaltbaren Ansichten des siebzehnten Jahrhunderts ruhende Polizeiverordnungen, wie die gegen die Baptisten, die richtigen politischen Demonstrationen. Umgekehrt, sie nehmen

---

Vertreibung anwenden wird, um die Reformation, wie im sechzehnten Jahrhundert, in ihrem Blute zu ersticken."

im Inlande wie im Auslande allen protestantischen Demonstrationen ihre Kraft und ihre Wirkung. Es gibt jetzt nur zwei kirchliche und politische Systeme; zwischen beiden sich aufstellen ist unmöglich.

In wenigen Wochen wird mein ernstes Vorwort zum deutschen „Hippolytus" erscheinen. Ich habe in diesem Vorwort, welches nicht Uebersetzung, sondern von mir für die deutsche Ausgabe geschrieben ist, mit der Offenheit gesprochen, welche mein Alter und meine Stellung nicht weniger als der Gegenstand und die Noth der Zeit mir zu fordern schienen. Wenn man 60 Jahre des Lebens und 40 der männlichen Forschung hinter sich weiß, hat man nicht mehr Meinungen, sondern Ueberzeugungen, und ist entweder ein ehrlicher Mann oder ein Schelm. Erfahrungen, wie ich sie gehabt, können wenige Menschen dieser Zeit sich erfreuen; ich habe den Beruf gehabt, meine Ansichten unter den verschiedensten Männern und Völkern und Verhältnissen zu prüfen.

Nun habe ich aber die Ueberzeugung, daß im Grunde des Herzens Niemand dem, was ich in jenem Vorworte Regierungen wie Völkern gegenüber ausgesprochen, näher steht als der König selbst, von welchem die Begeisterung und den Anstoß wie die Mittel der Erforschung und Aeußerung für viele jener Ansichten erhalten zu haben ich mir wohl bewußt bin.

Auf die polizeilichen Bedrückungen der Baptisten in Preußen bezieht sich weiter der folgende Brief Bunsen's an Markus von Niebuhr, vom 9. October 1852:

Sie begreifen, daß mich Ihre sehr wichtigen Mittheilungen über die Baptisten mehr belehren als befriedigen. Es ist eben die alte Polizeiplage und die alte Priesterunduldsamkeit, welche gebrochen werden muß, wenn religiöse Freiheit nach dem Gesetze herrschen soll. Das Verbot der Oeffentlichkeit der Taufe begreife ich nur, wenn vom Taufen im Freien die Rede ist; denn jede Gottesverehrung im geschlossenen Raume ist ihrer Natur nach, wenn frei, öffentlich, und das ist das Heilsame dabei für den Staat. Nun aber frage ich: wie verbirgt man die Taufe im Fluß und See, als daß man ohne Aufsehen an möglichst abgelegene Orte geht? Man kann ja keine Mauer oder keinen Cordon um sich ziehen! Kurz die beiden Systeme, das des siebzehnten und das des neunzehnten Jahrhunderts, sind nicht zu vereinigen. Will man dieses, so muß man jenes fahren lassen, man setzt sich sonst zwischen zwei Stühle. Gott gebe, daß wir nicht dies auch in der Zollsache thun!

Der Zusammenhang beider von demselben Princip ausgehenden Verfolgungen ist dann noch näher erörtert in einem Briefe Bunsen's an den König selbst, vom 2. November 1852:

Ich glaube, daß der Großherzog die Madiais jetzt nicht freigibt. Einmal hat er soeben dieses dem Gemahl der Königin Victoria abgeschlagen, und zweitens erlaubt die mit dem Papste und Oesterreich für Italien verabredete, und vom Beichtvater als Gewissenssache behandelte und betriebene Politik hinsichtlich des Protestantismus dem Großherzog keinen andern Weg. Das biblische Christenthum, welches mit Bibel und Glauben der Priester-Religion und ihren äußeren Satzungen entgegentritt, ist in den südeuropäischen Ländern nothwendig ein Todfeind für die Pfaffen und die mit ihnen verbündeten Fürstenhäuser. In ihrer kurzsichtigen Reactionspolitik, und ihrer leidenschaftlichen Blindheit glauben sie, nur durch die Jesuiten sich halten zu können; diese aber wollen weder Bibel noch Glauben, sondern Kirche und Gehorsam, und Fürst Schwarzenberg hat auf dieses System das Siegel gedrückt. Man kann noch nicht verbrennen; es ist unmöglich, das alte Lügenlied des dreißigjährigen Friedens mit Erfolg länger zu singen, daß jene evangelische Regung mit der Revolution zusammenhänge; und doch brennt das göttliche Feuer, welches der Herr angezündet und welches Er sich sehnte allenthalben brennen zu sehen (zur Zerstörung wie zum Leben), schon durch ganz Oberitalien, und die ehrwürdige waldenser Kirche erhebt ihr von sechshundertjährigem Blute triefendes Haupt nicht allein in den Thälern der Märtyrer, sondern in der Königsstadt selbst. Es ist hart zu sagen: allein jene Pfaffen und Dynastien können, nach dem angenommenen System, nicht anders handeln, und ihre Regierung kann nur ein durch mildere Sitte oder auch durch allgemeine Gleichgültigkeit gemäßigter, durch wahnsinnige Revolutionen und Anarchie unterbrochener, eiserner Despotismus mit sinesisch-byzantinischer Civilisation sein. Der Herr geht schwere Wege mit Europa, an denen alle irre werden müssen, welche des wahren Glaubens an die göttliche Weltordnung in Christus entbehren.

Also aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach wird die Deputation nicht den beabsichtigten Erfolg haben. Aber erfolglos wird sie wahrlich nicht sein. Reumont hat sich durch die toscanischen Minister und seine natürliche Furchtsamkeit verleiten lassen, an Lord Shaftesbury's Bruder, den er vor kurzem in Florenz gesehen, einen abmahnenden Brief zu schreiben: „man möge doch Alles thun, damit die Deputation zu Hause bliebe, sie werde nur erbittern und verwickeln, helfen könne sie nichts". Dies zeigt, daß man in Florenz durch diese nicht erwartete Regung des Protestantismus in Verlegenheit gerathen ist. Man hatte gehofft, die Elenden im Lande ganz stille zu unterdrücken, den Diplomaten weismachend, es seien nur Sektirer „im Zusammenhange mit der von den Anhängern von Jeanne Souchot (Johanna Southcote) 1792 in Paris gestifteten Bibelgesellschaft"*):

*) Worte des toscanischen Generalprocurators in den Anklageacten.

Fanatiker, um welche sich keine protestantische Kirche oder Regierung bekümmere. Aber nun regt es sich, und britische Peers und die angesehensten Männer des Festlandes werden als Fürbitter für jene Elenden angekündigt: der Gemahl der Königin von England hat schon geschrieben, und König Friedrich Wilhelm IV. nimmt sich der Sache persönlich an. Man wäre der Menschen gern los, um nur den Lärm zu verhüten; allein Beichtvater und Papst sind unerbittlich, und die Ehre erlaubt kaum, so schnell umzukehren. Wird der Großherzog die leicht zu formulirende Antwort, von Gericht und Urtheilsspruch, von altem Gesetz und heiliger Sitte u. s. w., selbst geben oder durch seine Minister geben lassen?

Dann aber geht der Lärm erst recht los. Hier wartet Lord Shaftesbury mit vielen Andern nur auf die Eröffnung des Parlaments, um von den Hallen Westminsters den Großherzog die Stimme schonungslosen Unwillens hören zu lassen, da er die des christlichen Flehens und demüthigen Bittens nicht hat hören wollen. In Irland hat schon ein angesehener, eifriger Katholik öffentlich erklärt: wenn die Verfolgung der Madiais wahr sei, verdiene der Großherzog nur, daß jeder Katholik seinen Namen mit Abscheu nenne. Und wenn der Großherzog denn doch am Ende die Gnade der Verbannung eintreten läßt, um dem Lärmen ein Ende zu machen, so wird man mit Luther singen und sagen:

Und keinen Dank dazu han.

Und so wird dieses Vorspiel blutiger Verfolgungen endigen. . . .

Nun muß ich, wie Ew. Maj. es befehlen, auf die Baptistensache antworten, oder vielmehr mich verantworten über das, was ich Niebuhr geschrieben. Hier muß ich mir nun aber vor Allem die Erlaubniß erbitten, dem Könige und nicht dem Theologen antworten zu dürfen. Beides geht nicht zusammen. Ew. Maj. mögen persönlich über die Taufe denken mit der Concordienformel oder mit der alten Kirche, welche nur Erwachsene, später auch Heranwachsende, nie Neugeborene taufte (d. h. im Wasser begrub durch Eintauchung): das, wie mir scheint, darf den König von Preußen nicht im geringsten abhalten, nach beschworenem Rechte und Gesetze zu handeln. Ich weiß nicht, ob Christus und Johannes und Jakobus und Petrus und Andreas, als sie an einer Jordansfurt sich vom Täufer in den Jordan einsenken ließen, eine Leibbinde trugen oder nicht, glaube es jedoch gern; daß die Baptisten aber Männer und Frauen mit einem langen Badekleide umgeben und einen Kreis um die Aussteigenden bilden, damit unheilige Augen davon abgehalten werden, das weiß ich von den hiesigen Baptisten und solchen, die ihren Taufen beigewohnt. Ebenso weiß ich, daß sie ebenso wenig wie der selige Minister von Rochow sich gern einen Schnupfen im Wasser holen, und seiner Medicinal-Ministerial-Abmahnung vor solchen lebensgefährlichen Unternehmungen, besonders im Winter und bei kaltem Winde, nur zu gern Folge leisteten, wenn sie Geld hätten,

Baptisterien zu bauen, allenthalben, wo sie Jünger finden. Ihnen bis dahin das Taufen im Fluß- oder Seewasser unbedingt verbieten, ist mit der zugesicherten Religionsfreiheit, nach meinem Gewissen, nicht vereinbar, sondern reine Verfolgung, wie die der Madiai, im Princip.

Ebenso denke ich hinsichtlich des fortgesetzten und durch Hinckeldey und seine Helfershelfer auf den höchsten Grad getriebenen Polizeisystems. Diese Plackerei ist mit der Religionsfreiheit ebenso wenig vereinbar als mit der politischen, sobald die Polizei über ihre Grenzen geht, und administrativen Despotismus an die Stelle des richterlichen Ausspruches setzt. Daß eine Dissentergemeinde einer „Licenz" für ihre Kapelle bedürfe, wie hierzulande (jeder Friedensrichter verabreicht sie auf schriftliche Eingabe um 5 Sh.), das finde ich in der Ordnung; aber daß jedesmal, wie unter Napoleon III., eine besondere Anzeige bei der (dem umherziehenden Prediger und seinen ungebildeten Jüngern oft gar nicht rechtzeitig auffindbaren) Ortsbehörde gemacht werden muß, und die Verspätung mit schweren Strafen gebüßt — das ist und bleibt ein Stück von dem System, welches Ew. Maj., und Gott sei gelobt! nicht blos als König des auf Geistesfreiheit und Gerechtigkeit gebauten Preußens, sondern als Friedrich Wilhelm, persönlich bekämpfen und mit Eifer und Beharrlichkeit im Sinne der milderen Sitten des Jahrhunderts angreifen.

Sind Baptisten politische Agitatoren, so bestrafe man sie: aber es widerstrebt doch wahrlich dem edeln und großmüthigen Herzen meines geliebten Herrn, protestantische gläubige Dissenter, so sehr sie auch irren mögen, wenn sie die Kindertaufe verwerfen, deshalb mit der Anti-Demokraten-Zuchtruthe behandeln zu lassen, weil es zu unserer Zeit so viele politische Agitatoren gibt.

Die große Weltstellung, welche Ew. Maj. in dem Kampfe für das verfolgte Evangelium zu nehmen und zu behaupten entschlossen sind, ist mit jenem System Ludwig's XIV. und Napoleon's III. (der zwölf christliche Colporteure auf Verlangen des Bischofs am 3. December 1851 hat aufpacken und nach Cayenne verschwinden lassen, wie mir der fromme Pastor — — aus Paris vor einigen Wochen vertraut) und mit Allem, was dem anhängt und verwandt ist, nun und nimmermehr vereinbar. Es gibt nur zwei Wege, im Kirchlichen wie im Politischen: gesetzliche Freiheit oder Despotismus; je größer aber die Stellung ist, welche ein Monarch nimmt, desto mehr muß er mit großen Buchstaben schreiben; kleine Schnörkel, mögen sie Verzierungen sein oder nicht, verwirren, Flauseln zerstören den Glauben an die Aufrichtigkeit des Fürsten und stiften tödliches Mistrauen. Jedes der beiden Systeme hat seine eigenen Gefahren und seine eigenen Unbequemlichkeiten: aber der Weg der Freiheit und der Liebe und des Vertrauens ist doch der rechte, denn er ist der Weg Gottes mit seiner Welt und mit unseren Herzen.

An Markus von Niebuhr schreibt Bunsen weiter am 12. November 1852:

Ich kann mir nicht helfen, in den ernsten Thatsachen eine volle Bestätigung zu sehen von dem Princip, das ich aufgestellt: man trenne religiöse Gesellschaften, die eine ernste religiöse Basis darbieten, gänzlich von den politischen, und befreie sie dann redlich und großmüthig von allen polizeilichen Plackereien.

Ich halte dieses (und nichts weniger als dieses) für nicht mehr als Erfüllung der großherzigen Absichten und erleuchteten Ansichten Seiner Majestät ebenso wol als der Bestimmungen der Verfassung. Aber ich bin auch überzeugt, daß ohne eine durchgreifende, unmisverständliche, also nicht verclausulirte und verbrämte Erklärung und Verordnung dies nie wird erreicht werden. Polizeieifer und Geistlicheneifer bieten sich die (heiligen?) Hände, und bringen die hülflosen Menschen in solche Verlegenheit und Verwirrung, daß sie der Strafjustiz in die Hände fallen und mitten in einem protestantischen Staate zu Märtyrern werden, während man sie des gnädigsten Schutzes versichert.

Und das in einem Augenblicke, wo Preußen von Jesuiten- und Cardinalsnetzen umzäunt ist! wo wir uns zu gewärtigen haben, daß der Papst und seine Bischöfe Preußens Pfandgläubiger werden in Grund und Boden (eine jetzt zu widerwärtige und höchst gefährliche und gehässige Form), ohne daß der evangelischen Landeskirche ein Pfennig für ihre außerpfarrlichen Bedürfnisse zu Gebote steht, und während strenggläubige Christen protestantischen Bekenntnisses gequält und gestört werden. Diese Combination wird entschieden in Deutschland wie in England gemacht werden. Den Pfaffen wird der Kamm wachsen, und die entsetzliche fortschreitende Entmuthigung der Protestanten Gott weiß wohin führen! Die protestantische Kirche, „die Landeskirche", sinkt in die Stellung der protestantischen Gemeinden Frankreichs, wo ja die Pfarrer auch besoldet werden, während das katholische Episkopat Miteigenthümer der Posten wird für die Sicherung der Bedürfnisse, welche die evangelische so gut hat wie sie, während das französische Concordat mit der inscription des rentes zufrieden ist. Ich füge hinzu, daß es dem Cardinal Consalvi nicht eingefallen sein würde, jene Pfandverschreibung zu fordern, oder wenigstens ernsthaft und dringend darauf zu bestehen, noch Ihrem seligen Vater und Hardenberg, sich damit einverstanden zu erklären, sobald eine Garantie erfunden wäre, daß man nicht durch Cabinetsordre die eingeschriebenen Zahlungen hemmen noch durch revolutionäre Kammerbeschlüsse sie tilgen könne.

Kurz, wie dem auch sei, jetzt ist dergleichen ein gefährlicher politischer Fehler, dem Lande und dem Auslande gegenüber. Wir leben religiös und kirchlich in der Zeit von 1580—1617: und das mit einem Napoleoniden zur Seite, der jeden Augenblick die Fahne der „Demokratie und Religions-

freiheit" gegenüber allem Mittelalterlichen zu entfalten bereit ist, nachdem er sich im eigenen Lande zum absoluten Herrn gemacht hat.

In denselben Gedankenkreis gehört endlich noch ein Brief Bunsen's über den „Hippolytus" an seinen katholischen Freund Radowitz vom 27. October 1852:

Beim zweiten Bande Ihres Werkes habe ich ausgerufen wie Aeneas: Infandum jubes renovare dolorem.

Ich weiß, die Lesung des Buches wird tiefe Wunden wieder aufreißen, und um das zu ertragen, muß ich erst größere innere Sammlung gewinnen. . . . Bis dahin hoffe ich alle Nachwehen der Geburt meines Vierlings „Hippolytus und sein Zeitalter" überwunden zu haben, welches jetzt dem englischen Publikum als ein nicht leichtes, den meisten unbequemes Räthsel vorliegt, und mir unglaublich viel Schreiberei und Antworten auf (im Ganzen sehr freundliche) Zuschriften auf den Hals gezogen. Der zweite Theil (des ersten Bandes) enthält Studien und Auszüge von Grundlinien der Philosophie der Geschichte der Menschheit, und Umrisse der Geschichte dieser Philosophie (von Abraham bis Hegel), ein Werk, welches mir aus dem Schutte Aegyptens hervorgewachsen ist, und dessen zweite Abtheilung die „Anfänge des Menschengeschlechts" behandeln wird (Sprachdenkmäler und Ueberlieferungen). Beide waren, wie ich Ihnen (glaube ich) gesagt, als Sie hier waren, ursprünglich Theil des fünften Buches von „Aegypten". Sie sind aber dieser harten Schule entwachsen, und sollen für sich selbst, als allgemeines Lesebuch, in die Welt treten. Als Einleitung habe ich meine philosophischen Studien wieder aufgenommen, die ich 1812 bei Blumenbach machte. Welch ungeheueren Fortschritt stellt Johannes Müller's Physiologie dar! Dieses Buch, Liebig's „Chemische Briefe", und (vor Allem) Burmeister's bewundernswürdig geschriebenes Buch, die „Geschichte der Schöpfung", haben mir ein Antäusgefühl gegeben, das Gefühl der physischen Wahrheit meiner Weltanschauung, insbesondere auch der Philosophie der Sprache, als der ungetheilten und ersten Nachschöpfung der Menschen in der Zeit.

Aber die Physiologie und die Chemie sprechen, so wenig als die Astronomie, ihr eigenes letztes Wort aus: das können nur Philosophie und Glaube. Die erste erkennt, daß das Werden von A aus angenommen werden muß, weil Welt und Menschheit da sind; aber daß das Werden unerklärlich ist, indem, was als Stufe der Entwickelung dasteht, unveränderliche Gattung ist, und Thier so wenig aus Pflanze als Mensch aus Affe erklärt werden kann. Und doch fällt der Anfang beider in die Zeit, unterliegt also den Gesetzen der Endlichkeit! Die beiden möglichen Annahmen, Naturentwickelung und eigentliche unmittelbare Gottesschöpfung, erweisen sich beide als Unmöglichkeit; und die Wirklichkeit zeigt, daß das

Unmögliche vor unseren Augen steht. Welch Unglück, daß Schelling und Hegel nicht die Wirklichkeit schärfer ins Auge gefaßt! Unterdessen liegt im Gewordenen der Natur und der Geschichte und im noch Werdenden genug der Glaubensstärkung an die einzige Wesenhaftigkeit des Geistes vor, und am klarsten in der Geschichte der Menschheit. Und wann war eine Zeit, wo diese im höchsten Sinne religiöse Betrachtung der Weltgeschichte, wie die Propheten und die Tragiker sie gleichmäßig anschauten und gläubig verkündigten, uns nöthiger wäre, als in diesem Augenblicke einer entsetzlichen Krisis für Europa! Welche Glaubensprüfung in Frankreich, wo das schamloseste Gaukelspiel der Gewalt Wahrheit und Freiheit lügt! Vieler Glaube wird Schiffbruch leiden: aber es ist auch Vieles zu läutern und zu büßen. Am besten fängt jedes Volk und jeder Einzelne bei sich an. Entselbstung ist doch das letzte Wort wie des Glaubens so der Philosophie, und gewiß auch der Schlüssel der Schöpfung und Geschichte. Aller Entselbstung Grund aber ist die ewige Liebe. *)

Mit dem Ende des Jahres 1852 treten die eigentlich politischen Fragen wieder mehr in den Vordergrund, durch die Umwandlung der französischen Republik in das Kaiserreich. In Bezug auf die Stellung Englands zu dieser Umwandlung schreibt Bunsen am 15. November 1852:

---

*) Wie innig die beiden innerlich religiösen und wahrhaft deutschgesinnten Staatsmänner trotz ihrer confessionellen Divergenzen verkehrten, beweist auch Radowitz' Brief an Bunsen vom 23. Mai 1853:

„Mein theurer Freund, ich habe meinen besten Dank für den «Hippolytus» aufgehoben, weil ich den dritten und vierten Theil «Gesammelter Schriften» beifügen wollte, deren Ausgabe sich bis heute verzögert hat.

„Sie haben ein sehr bedeutendes Werk begonnen und große Schwierigkeiten überwunden. Daß Ihnen zahlreiche Gegner und zwar von mannichfachen Seiten entgegentreten würden, war vorauszusehen. Auch ich habe manches Bedenken, manche Ausstellung, aber ich verkenne keinen Augenblick weder den Ernst und die Treue Ihres Strebens noch die hohe Bedeutung der Resultate. Wir werden freilich noch vor manchem Räthsel stehen bleiben, bis die Binde von den Augen fällt!

„Meine Bände sind, da sie einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren umfassen, gleichsam eine Selbstschau. Ich habe nichts geändert, denn ich scheue mich nicht, offen darzulegen, was die Zeiten und die Erfahrungen, die mir aus ihnen erwachsen sind, in meinen politischen Auffassungen berichtigt haben. Die sogenannte Consequenz hat nur dann einen Werth, wenn sie ein Beharren in der Wahrheit ist.

„Mein jetziger Beruf läßt mich fern von der Politik und ich halte die Scheidewand streng aufrecht. Dennoch höre und sehe ich genug, um von dem Schmerze der gegenwärtigen Zeiten nicht verschont zu bleiben. Ich würde es als Trost und Genuß betrachten, wenn mir einmal wieder vergönnt wäre, unsere Betrachtungen auszutauschen. Die Feder genügt nicht und verbürgt nicht.

Von Herzen stets der Ihrige Radowitz."

Die Frage der europäischen Politik ist, in Beziehung auf die Lage des englischen Ministeriums, diese:

Gibt diese Lage eine Bürgschaft für die Politik Englands, dem neuen Napoleonischen Kaiserreiche gegenüber?

Die Beantwortung dieser Frage wird, scheint es mir, davon abhängen müssen: ob ein liberales Whigministerium, oder auch das jetzige mit Lord Palmerston im Cabinet dem Kaiserreiche gegenüber eine andere Stellung nehmen würde als das jetzige? Diese Frage nun glaube ich entschieden verneinen zu müssen, in Beziehung auf den Hauptgrundsatz: den Angriff auf den jetzigen Territorialbesitzstand, wie er durch die wiener Verträge feststeht, wo er auch stattfinde, als eine Kriegserklärung gegen die übrigen Mächte anzusehen und dafür gerüstet zu sein. Ich stütze diese meine Ansicht auf einen unleugbaren und entscheidenden Umstand.

Die Nationalansicht geht dahin, daß der Einfall in England, sei es als Anfangspunkt (was mir unwahrscheinlich), sei es infolge einer Kriegserklärung Großbritanniens wegen anderwärtigen Einfalles, der Grundgedanke des hergestellten Kaiserreiches sei.

In dieser Annahme stimmen alle Parteien so sehr überein, daß jedes Ministerium die angefangenen Rüstungen fortsetzen und einer Defensiv-Allianz mit den nordischen Mächten beitreten würde.

Wenn Lord Palmerston z. B. persönlich das gute Verhältniß mit dem Kaiser in jeder Hinsicht durch die freundlichsten Formen würde aufrecht zu erhalten suchen, in der Ansicht, ihn dadurch von kriegerischen Planen abzubringen, so sind Lord Derby und seine jetzigen Collegen nicht weniger sorgsam, jeden Conflict zu vermeiden. Lord Palmerston seinerseits würde die Defensiv-Solidarität Europas gegen Frankreich so bestimmt festhalten wie Lord Derby, und eine andere würde dieser auch nie ins Auge fassen.

Vom 1. December 1852 findet sich eine Aufzeichnung Bunsen's über die Lebensfragen der **preußischen Politik**:

Es ist Jammer und Schade, daß aus den so günstig angebotenen Conferenzen nichts hat werden können.

Für eine defensive Quadrupelallianz aber ist der gegenwärtige Augenblick nicht geeignet.

Ich warne aber aufs allerernsteste gegen jede Triplealliianz auf gegenseitige Garantie der Besitzungen. Preußen ist dabei in jeder Hinsicht im Nachtheile. Freiheit der Handlung ist das einzige Mittel, sich bei einem Cabinet, wie das österreichische ist, in Respect zu setzen und Gerechtes und Billiges für sich und Preußen zu erlangen.

Will sich Oesterreich in und für Italien verbluten, der Polizeigewaltherrschaft, dem Papste und den Jesuiten zu Liebe, so mag es thun, wohin sein Geschick und die blinde Leidenschaftlichkeit seiner Führer es treiben.

Der Kampf wird nie durch Einfall veranlaßt werden, sondern dadurch, daß Frankreich eine ausgebrochene (augenblickliche) Revolution in Neapel oder Rom oder Toscana unter seinen Schutz nimmt und Intervention als casus belli bezeichnet.

Es ist möglich, daß alles Dieses unter Umständen geschieht, welche England und Preußen mit Belgien und Holland bestimmen, trotz der gehässigen Gewaltherrschaft, trotz des Papstes und trotz der Jesuiten Oesterreich beizutreten und den Krieg nach Deutschland zu ziehen.

Allein es ist der Tod Preußens, sich dazu im voraus zu verpflichten.

Die Uebereinkunft in Königingrätz ist mit den Umständen, die sie veranlaßten, eine Antiquität geworden; sie ist, da sie ohne Vertrag geblieben, nie bindend für Preußen gewesen; sie jetzt erneuern zu wollen (wohin Oesterreich und Rußland trachten müssen), wäre von Preußen Abdication seiner Stellung und der Ruin Deutschlands; es wäre ein Kreuzzugsgelübde nach dem Grabe, aber nach dem eigenen....

Die wahre Politik Preußens in den nächsten Jahren wird nie die Politik Haugwitzens, noch überhaupt die der Jahre vom Baseler Frieden bis 1809 sein; diese Politik ist von der Geschichte gerichtet und von Gott gestraft.

Allein sie dürfte der Politik geistverwandt sein, welche den Großen Friedrich zum großen Bunde führte.

Die tolle Eifersucht der deutschen Dynastien gegen Preußen wird sich legen wie Schaum, der sich aufgeblasen; der Zollverein wird hoffentlich mit voller Freiheit für 1860 erneuert werden ohne Differentialzölle für Manufacturen; Hannover wird beruhigt werden durch den Beitritt der drei andern Könige und diese selbst werden doch finden, daß der Rheinbund ihnen nicht winkt, sondern droht.

Das arme zerrissene Deutschland außerhalb Preußens und der ehemaligen deutschen Lande Oesterreichs hat jetzt gar keine Politik; Preußen muß ihm die einzige geben, welche Fürsten und Land retten kann, sonst werden entweder Frankreich oder Oesterreich und Rußland ihm die ihrige aufdrängen; denn 17 Millionen im Mittelpunkte Europas können nicht ohne europäische Politik bleiben. Das Zusammenhalten Deutschlands vom jetzigen Bunde erwarten zu wollen, würde eine harte Täuschung sein.

Wie man auch über die jüngste Vergangenheit denken mag, es liegt Preußen jetzt eine herrliche große Zukunft vor, zunächst im Inneren, dann in Deutschland, dann in Europa; diese Zukunft hat nur eine Vorbedingung im Inneren: Versöhnung auf dem Boden der Verfassung, und nur eine im Aeußeren: volle Freiheit des Handelns für künftige europäische Verwickelungen.

Ueber die hier entwickelten Vorschläge sagt ein Brief Bunsen's vom 6. December 1852:

Meine nackte Darstellung der Wirklichkeit wird den König vielleicht verletzen, der „kaiserlichen apostolischen Majestät“ Gegenwart wird auch nicht spurlos vorübergegangen sein, die Camarilla ist und bleibt österreichisch und beide Kaiserhöfe haben nichts mehr am Herzen, als Preußen abzuhalten, seine selbständige Politik zu verfolgen. Deshalb will man Preußen von England und Holland und Belgien und von Deutschland selbst abziehen; isolirt, sind wir gezwungen, im Schlepptau der beiden Doppeladler zu gehen.

Ueber die innere Entwickelung Englands schreibt Bunsen am 1. Januar 1853:

Die allmähliche Kräftigung des monarchischen Elements im Laufe der gegenwärtigen Regierung macht sich immermehr bemerklich. Der Thron gelangt mehr und mehr wieder zu voller Ausübung seiner gesetzmäßigen Rechte.

Natürlich war der Uebergang zu einer neuen Dynastie an sich, dazu das Geschlecht und die Jugend der Königin und die daraus hervorgehende Nothwendigkeit eines „Prince Consort“ eine Schwächung dieses monarchischen Elements. Dazu kommt aber der Umstand, daß das Haus Hannover, nachdem Georg III. auf eine kurze Zeit Selbstherrscher gewesen war, nie eine wahre nationale Stellung gehabt, und die Aristokratie eine überwiegende Stellung dem Throne gegenüber eingenommen hatte. Seit Wilhelm III. ist nie ein Monarch so einflußreich und selbständig gewesen, als es die Königin Victoria nach einer vierzehnjährigen Regierung geworden ist. Sie ist die erste, welche nichts weder zu verbergen, noch von den Ministern für sich und das königliche Haus zu verlangen hat. So steht sie dem aus der Aristokratie gebildeten Ministerium viel freier gegenüber als ihre hannoverischen Vorgänger.

Das nationale Element, welches in der Presse und der öffentlichen Meinung hervortritt, ist nun außerdem seitdem so verstärkt und so über seine Stellung zum Throne aufgeklärt, daß die Königin jetzt schon im Stande ist, die Dienste der anerkannt Tüchtigsten und Berufensten unter ihrer Aristokratie für einen von ihr erkannten nationalen Zweck zu erlangen, ohne daß die Einzelnen sich auf Familientraditionen oder einzelne persönliche Meinungen berufen, oder sich durch dieselben gegen ihre Parteigenossen gebunden halten.

Die Monarchie steht also da, wie sie dastehen soll nach der englischen Verfassung, als Beschützerin des aristokratischen sowol als des demokratischen Elements, und kann insbesondere die Aristokratie abhalten, sich selbst den Hals zu brechen, sei es durch zeitwidrige Ansprüche, sei es durch Demokratisirung.

Die Erhaltung und Verstärkung dieser Stellung setzt allerdings fortgesetzte, ernste und folgerechte Thätigkeit und geregelte Anstrengung voraus;

allein diese wird durch die jährlich wachsende Reife und Erfahrung der Königin und ihres Gemahls erleichtert.

Die unerschütterliche Basis dieser steigenden Erstarkung des königlichen Ansehens, welche ganz und gar im Sinne der englischen Verfassung ist, liegt aber in der Treue und Wahrhaftigkeit des Charakters der Königin und der Reinheit aller Familienverhältnisse des königlichen Hauses. Hierbei steht der Charakter und die Einsicht des Prinzen Albert in erster Linie.

Aus diesen Thatsachen allein folgt schon, wie kurzsichtig diejenigen Cabinete und Politiker des Festlandes sind, welche auf einen inneren Verfall Englands und seiner Monarchie, seiner Aristokratie und seines Wohlstandes rechnen und, wie Graf Ficquelmont und Graf Buol, darauf ihre Pläne bauen. England, welches weder von der großen Französischen Revolution von 1789, noch von den Fluten der europäischen Bewegungen von 1848 über den Haufen geworfen, tritt in den bevorstehenden Kampf stärker, als es je gewesen. Das vorige Jahr hat nach dem Abschlusse vom 5. d. M. einen Ueberschuß von fast 1 Million Pfund Sterling Einnahme über das vorige Jahr gegeben, trotz (und zum Theil vermöge) bedeutender Ermäßigungen der Stempel- und anderer Steuern. Unermeßliche Rüstungen zur See und sehr bedeutende Verstärkungen der Landmacht werden in diesem Jahre mit erhöhter Energie gemacht. England verlangt keine Hülfe, kann sie aber gewähren.

An einen deutschen Fürsten schreibt Bunsen endlich unter dem gleichen Datum:

Die dictatorische Stellung Rußlands ist das Werk außerordentlicher Umstände, die im Vorübergehen begriffen sind. Die jetzige politische Ohnmacht Oesterreichs und Preußens, auf welcher diese Dictatur ruht, kann nicht immer dauern; sie hört für Preußen mit dem Tage auf, wo der preußische Einfluß in Deutschland, den Oesterreich nun einmal nicht üben kann, den es aber uns zu verderben vermag, hergestellt ist. Aber in diesem Augenblicke haben wir allerdings in Europa keine Stimme; wir gehen im Schlepptau, England weiß es und Napoleon läßt es uns schmählich empfinden.

Ueber die innere Lage Preußens in derselben Zeit schreibt Bunsen in einem Briefe vom 15. Februar 1853:

Wird der Kampf wirklich unvermeidlich, so fürchte ich den Ausgang nicht, unter der Voraussetzung, daß es dem Könige gelingen möge, recht bald dem Volke das Gefühl eines gesicherten politischen Rechtszustandes zu geben. Der Mangel des Glaubens an einen solchen ist unser größtes Unglück. Es mag unsere Verfassung noch mancher Verbesserungen fähig sein, aber es ist vor Allem wichtig, daß man abschließe und die Verfassung

nicht als ein drückendes Uebel ansehe. Da ich nun glaube, daß eine Regierung stärker ist, wenn sie durch Gesetze als durch Ordonnanzen regiert, so gestehe ich offen, daß ich wünschte, die Regierung gäbe nicht durch Bestehen auf zweijährigem Zwischenraum der ordentlichen Kammersitzungen dem Scheine Raum, daß sie durch Gesetzgebung mit den Kammern sich beengt fühle.

Ich möchte darauf anwenden, was Sie mir ganz aus dem Herzen gesprochen haben, wenn Sie sagen, daß man die Mühen und Kämpfe nicht scheuen muß, welche auf dem Gebiete der Regierung mit einer parlamentarischen Verfassung bei uns liegen. Aller Anfang ist schwer und vieles Unbequeme und Unangenehme floß doch aus der bisherigen Art der Zusammensetzung der Kammern, sowie aus der Nothwendigkeit, grundgesetzliche Bestimmungen zu erörtern zu haben. Ich sehe es hier deutlich vor Augen, welche Kraft die Regierung, finanziell und politisch, in den parlamentarischen Formen hat, und wie viel leichter sind die Preußen zu regieren als die Engländer!

Von demselben Tage mag auch eine Aufzeichnung über ein politisches Gespräch mit Thiers hier mitgetheilt werden:

Bei der neulichen Anwesenheit des Herrn Thiers in London (November und December v. J.) hat Herr S. ihn über seine politischen Ansichten ausgefragt und das Wesentliche dieser Unterhaltungen aufgeschrieben.

Herr Thiers glaubt entschieden an einen Krieg in 1854, wo nicht gegen England, doch mit Drohung gegen dasselbe, wenn es sich in einen Continentalkrieg mischen sollte. Er hält die großen französischen Dampfschiffe und namentlich den „Napoleon" für das Muster der Vollkommenheit, zweifelt übrigens nicht, daß die französischen Flotten den Kürzeren ziehen werden.

Seine Hauptgründe für die Unvermeidlichkeit eines Krieges sind drei: erstlich die Schwäche Deutschlands (über dessen Zustand er die schwärzesten Vorstellungen hat); zweitens die diabolische Natur des französischen Volkes; endlich die Persönlichkeit und Geschichte des Machthabers. Den zweiten Punkt, die Teufelsnatur der Franzosen, malt er mit solcher Liebe aus, daß man sieht, er ist recht eitel auf die übermenschliche Auszeichnung....

Hinsichtlich des Papstes sagt Herr Thiers: seine weltliche Macht könne höchstens nur 10 Jahre dauern, denn die Pfaffen trieben es zu arg, selbst für Philosophen.

Herr S. hat in dem Laufe dieser Unterredungen sich noch bemüht, einige dunkle Punkte aus der Geschichte der europäischen Krisis von 1840 aufzuhellen.

Herr Thiers behauptet, Frankreich würde sich haben halten können, denn er habe mit dem Grafen Apponyi die geheime Uebereinkunft geschlossen

gehabt, daß Oesterreich keinen Mann für die Orientalische Frage verwenden solle, wenn der Krieg ausbräche, wogegen Frankreich versprochen, Italien nicht anzugreifen.

Von Bonmots aus der Zeit von 1848 hat Herr Thiers Folgendes erzählt. Guizot habe einmal gesagt:

„Si je dois sortir du ministère pour une lâcheté qu'on veut faire, ce sera pour M. Molé: si c'est pour une folie, ce sera pour M. Thiers", worauf dieser dem Berichterstatter gesagt: „On ne lègue cependant, que ce qu'on possède."

Uebrigens versichert Herr Thiers, unter keiner Bedingung Napoleon dienen zu wollen: „quant à ce qui peut arriver sous une autre dynastie, — nous verrons."

Aus dem Beginn des folgenden Monats verdient zunächst wieder ein Brief Bunsen's über die politische Stellung Preußens Beachtung:

Wir werden zwei Dinge nicht vergessen dürfen. Erstlich, wir haben uns das Vertrauen auf selbständige, preußische, protestantische Politik nicht zu erhalten, sondern wiederzugewinnen. Zweitens, daß man in England sowenig in der Politik wie im Handel mit Worten bezahlen kann; Handlungen werden verlangt, Thaten. Preußen gilt für einen Appendix von Rußland. Nun stellen Sie sich den Eindruck vor, welchen neue verschärfte Polizeimaßregeln gegen reisende Engländer hier hervorbringen werden! Will man alle Engländer mit „Signalement" oder gar mit Caution reisen lassen, weil Mazzini (den die französische und preußische Polizei genug Gelegenheit gehabt kennen zu lernen, und der als „physiognomie extraordinaire" unter 100,000 Menschen kenntlich ist) wahrscheinlich mit einem englischen Passe gereist ist, den einer seiner hiesigen Bewunderer ihm abgetreten? Die „Times" bemerkt ganz richtig: „Da er jetzt in der Schweiz sitzt, so fangt ihn dort auf, oder haltet ihn in Preußen oder Frankreich fest, je eher er gehängt wird, desto besser! Aber wie könnt ihr es uns zum Verbrechen machen, wenn wir mit unseren insularischen Einrichtungen nicht verhindern können, was ihr mit euerer tausendäugigen Polizei nicht im Stande seid zu verhindern oder auch nur zu entdecken?" Die englischen Zeitungen sind voll von unseren Plackereien. Alles dies: cui bono? Der Dolch Lebenyi's ist nicht hier geschärft, wenngleich Kossuth jetzt, ohne die geringste Achtung und Bedeutung, hier lebt! Die Proclamationen Mazzini's sind von der Schweiz aus verbreitet! Ein Staatsmann kann doch nicht in den Hinckeldey'schen Wahn verfallen, daß man Ideen, wahre oder falsche, durch Pässe und Polizeiplackereien aus dem Lande halten oder besiegen könne! Des Königs Natur ist von aller unmännlichen Furcht persönlich frei, aber in welchem Lichte lassen ihn dergleichen Maßregeln erscheinen! Schelme finden immer Pässe und kommen immer durch; sollten schlichte Leute deshalb geplagt werden?...

Große und schwere Ereignisse werden kommen. Erhält sich Preußen die volle Freiheit seiner Handlungen für die Zukunft, verfolgt es nur edle und große Zwecke, und acceptirt es „de grand coeur" seine constitutionell-monarchische Stellung, so wird man von allen Seiten uns umwerben. England wird das selbständige, constitutionelle, protestantische Preußen als den langgesuchten, treuen und mächtigen Bundesgenossen begrüßen; es fehlt dazu hier wahrlich nicht an gutem Willen.

Die Ultras und Pietisten können sich bei uns nicht halten, wenn ihnen die wahre preußische Politik entgegengesetzt wird und der wahre vernünftige und duldsame Protestantismus.

Auch die ersten Vorzeichen der nahenden orientalischen Krisis werden bereits in einer Aufzeichnung Bunsen's vom 15. März 1853 vermerkt:

Nach den hier eingegangenen geheimen Berichten von Petersburg hegt doch der Kaiser Nikolaus ernste Besorgnisse, daß Frankreich Krieg im Orient anfangen werde. „Frankreich will um jeden Preis", hat er Sir Hamilton Seymour am 14. v. M. gesagt, „Rußland isoliren, deshalb will es nach dem Orient; Oesterreich wird durch die Besorgnisse für seine adriatischen Häfen von Rußland abgedrängt."

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat er dem englischen Gesandten in jener Audienz weiterhin folgende merkwürdige Erklärung gemacht:

„Ich kann und will mich auf Niemanden stützen als auf England. Dieses Land allein kann mit mir im Mittelmeer gemeinschaftliche Sache machen. Ueberhaupt lehne ich mich in dieser Krisis an Niemanden an als an England. England allein steht fest. Ich weiß sehr gut, was daraus folgt; ich muß mich mit England hinsichtlich der Türkei verstehen. Lassen Sie mich Ihnen zuerst sagen: ich habe nicht die Gelüste Katharina's der Zweiten. Ich sehe für Rußland viel mehr Gefahr in der Ausdehnung des Reiches. Allein ich wiederhole, was ich 1845 in London gesagt: «La Turquie est mourante, nous ferions bien de nous entendre sur ses funérailles. Je connais bien les raisons, qu'on oppose en Angleterre à des propositions qui se rapportent à des éventualités, et je respecte ces raisons. Mais le cas en question forme une exception. Si la Turquie se meurt, j'occuperai Constantinople, non comme propriétaire, mais comme dépositaire.»"

Der Wunsch, sich an England anzulehnen, ist sehr gründlich ausgeführt in einer geheimen Denkschrift, welche Graf Nesselrode dem Freiherrn von Brunnow zugesandt hat.

Aus allen diesen Umständen geht hervor, daß der Kaiser nur sehr ungern an den Gedanken geht, den überwiegenden Einfluß, welchen er ohne einen Schwertstreich durch Demonstration und Diplomatie gewonnen,

durch die Waffen zu behaupten; daß er aber doch im Hintergrunde einen für ihn unvermeidlichen Krieg sieht, wenn er sich ihn erhalten will.

Nach einem früheren geheimen Berichte des englischen Gesandten hatte sich der Kaiser unzufrieden geäußert über den Besuch des Kaisers von Oesterreich in Berlin:

„Je le vois bien: on veut s'émanciper de moi" sind die Worte, welche von ihm gemeldet werden.

Im März 1853 wurde durch die Drohungen Oesterreichs und Rußlands gegen die Schweiz wieder eine schweizer Flüchtlingsfrage auf die politische Tagesordnung gebracht. In Berlin sah man auch jetzt diese Frage wieder aus dem „Sehwinkel der neuenburger Legitimität" an. Ueber die dortige Anschauung sagt eine gleichzeitige Mittheilung:

Oesterreich hat den Hauptmitgliedern des Deutschen Bundes vertraulich vorgeschlagen, eine Blokade der Schweiz längs der ganzen Grenzlinie von Deutschland, von Bregenz bis Basel, einzuführen, für den Fall, daß die schweizerische Regierung die Anforderungen Oesterreichs in Bezug auf die politischen Flüchtlinge nicht erfüllen sollte.

Der König von Baiern hat schon vor seiner Abreise nach Italien seine Zustimmung zu einem solchen „cordon militaire" gegeben; die Regierung von Würtemberg hat ähnliche Verpflichtungen übernommen.

Um Preußens Zustimmung ist mittels einer Depesche des Grafen Thun vom 13. v. M. angehalten worden; es hat unter dem 23. seine Bereitwilligkeit erklärt, nähere Mittheilungen über diesen Gegenstand in Empfang zu nehmen.

Es wird von Oesterreich vorausgesetzt:

„daß eine solche Blokade durch sich selbst die erwünschten inneren Veränderungen in der Schweiz herbeiführen werde, ohne directe Intervention".

Es ist unmöglich, zu erwarten, daß Preußen sich einem solchen Plan widersetzen sollte, solange die Schweiz nicht einmal den guten Willen zeigt, eine ihm zugefügte Unbilde wiedergutzumachen. Oesterreich hat versprochen, Preußen in seinen gerechten Ansprüchen zu unterstützen; Preußen kann seinerseits nicht verweigern, Oesterreich zu helfen, Genugthuung und Garantien für ein gutes nachbarliches Verhältniß von der Schweiz zu erlangen, solange dem Unrecht, welches Preußen erlitten hat, nicht abgeholfen wird.

Im Ganzen ist es unmöglich, von Preußen zu erwarten, daß es mit freundlichem Auge auf eine Constitution blicke, deren Einführung den König muthwillig seines Fürstenthums und seiner getreuen Unterthanen eines ihnen theuren Bundes beraubte, indem sie den Act eines freventlichen Einfalls von Fremden in Neuenburg sanctionirte.

Preußen hat infolge dessen jene Constitution nie anerkannt; Oesterreich und Rußland nehmen an, daß die Schweiz im Princip durch diese Veränderung das Recht auf die ihr garantirte Neutralität verwirkt habe.

Der König hat erklärt, daß er niemals seinen Anspruch auf das Fürstenthum aufgeben werde, und zwar weder für Geld, noch in Betracht anderer Interessen.

Wenn dem Könige die wahrscheinliche Aussicht eröffnet würde, daß die Bundesregierung willens sei, seinem Vorschlag beizupflichten, daß Neuenburg seine eigene Municipalverfassung wiedergegeben würde, so möchte der König von Preußen in einem solchen Arrangement einen Beweis der loyalen Absichten der schweizer Regierung erblicken, und in den deutschen Bundesberathungen zu milderen Maßregeln gegen die Schweiz rathen.

Wenn die Schweiz irgendwo ihre Neutralität von 1815 unterstützt zu sehen wünscht, so muß sie die einem so ausnahmsweisen Privilegium entsprechenden Pflichten erfüllen, und vor Allem sich beeilen, ein Unrecht wiedergutzumachen, das von Europa als ein solches förmlich anerkannt worden ist. Will sie ihr ungesetzliches Verfahren aufrecht erhalten, so wird sie wenigstens Millionen für die Bewahrung ihrer Unabhängigkeit auszugeben haben, und bei der ihrem besten continentalen Freund zugefügten Beleidigung fortwährend die Gewißheit vor sich sehen, daß die nächsten europäischen Verwickelungen mit Gefahren für ihre Existenz verbunden sein werden.

Gegen diese, österreichischerseits in Berlin gemachten Vorstellungen tritt Bunsen bereits am 16. März 1853 auf:

Ich gestehe, daß die Naivetät der Motivirung der österreichischen Vorschläge noch das Unglaubliche der Politik an sich übersteigt. Preußens Mitwirkung wird gehofft, weil Preußen weniger Grund hat, sich zu beklagen, und doch am empfindlichsten England zwicken kann.

Sehr viel Licht wirft auf die Sache ein vertraulichstes (inspirirtes) Schreiben des Fürsten — —, der ganz ins österreichische Interesse gezogen ist! Er stellt die Grundidee des österreichischen Cabinets, welche von einem großen Theile von Europa getheilt werde, so vor:

„Die Zeit ist gekommen, die Revolution zu exterminiren, d. h. also zugleich die constitutionelle Monarchie, welche auf dem Festlande mit der Revolution unzertrennlich verbunden ist, in England aber geradezu eine angreifende Stellung gegen die Monarchie genommen hat. Da nun England das constitutionelle System mehr und mehr begünstigt, so muß man es isoliren."

— — bemerkte darauf, wie mir scheint, sehr treffend, es fehle nur noch das Wort: „Der Protestantismus, als die wahre Wurzel alles Uebels, müsse auch ausgerottet werden."

Ich möchte noch vorschlagen, Vernunft und Gewissen und zuletzt den lieben Gott selbst abzuschaffen, oder wenigstens unter polizeiliche „surveillance“ zu setzen, was ja mit den beiden ersten bereits im Uebermaße geschehen ist.

Lange kann diese Tollheit nicht andauern. Kaiser Nikolaus ist ganz still, Kaiser Napoleon süßer und schmeichelhafter als je. Er spricht gegen Lord Cowley mit Spott von dem Wahnsinn des wiener Cabinets.

Ein auf geheimem Wege hierhergelangter Brief des Grafen Mensdorff aus Petersburg gibt das Geheimniß des plötzlichen Nachgebens gegen Preußen. „Man rechnete so entschieden auf den Bruch mit der Türkei, daß man vorher mit Preußen sich gut stellen mußte.“ Dies heißt mit dem englischen Ausdruck: „Die Katze aus dem Sack lassen.“ Das Motiv ist klar: die Türken sollen Dank haben!

Der nächste, längstvorbereitete, nicht sehr fein gesponnene Plan ist offenbar, die Bundesversammlung zur Katzenpfote zu machen: ein Netz jesuitischer Polizei und aller Plackereien, welche ein Volk zur Verzweiflung und zum Unglauben führen, über Deutschland zu werfen, von Frankfurt aus. Hier wenigstens sieht man dies im nächsten Hintergrunde stehen und rechnet darauf, daß Preußen auch in Frankfurt seine Aegide über Deutschland halten werde. Ich stimme durchaus nicht mit Gervinus' Ansicht über die Zukunft überein; allein wo ist es bisjetzt vorgekommen, daß man ein historisches Werk zerstört, welches die Thatsache durchführt, daß in den letzten 300 Jahren das demokratische Element mächtiger geworden!

Wir hören, daß, während man das Buch in Baden zerstampft, Oesterreich in Prag es frei verkaufen läßt, und daß der großherzoglich darmstädtische Abgeordnete vorschlägt, England in den Bann zu thun, Herr von Prokesch aber den Eifer mit weiser Mäßigung dämpft.

Man wird die Welt damit ebenso wenig täuschen als Napoleon mit dem Börsenmanöver der Verabschiedung der 50000 Mann, wenige Monate ehe sie entlassen werden mußten, um 80000 Rekruten Platz zu machen.

Am 31. März schreibt Bunsen sodann über die Ansicht des englischen Cabinets hinsichtlich der Idee einer Blokade der Schweiz:

Die letzten Mittheilungen haben mich in den Stand gesetzt, die ganze Politik der Schweiz an sich und auch zum Vortheile der neuenburger Angelegenheit gründlich und, wie ich hoffe, nicht ohne Erfolg mit Lord Clarendon zu besprechen. Auch bei dieser Unterredung habe ich mich überzeugt, daß England in Lord Clarendon den geschäftskundigsten Diplomaten als Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten besitzt, und Preußen den wärmsten Freund und Anhänger.

Was die französische Politik angeht, so traut man ihr auch in Beziehung auf die Schweiz gefährliche Absichten zu. Der Paralogismus:

Oesterreich sieht sich genöthigt, die neutrale Schweiz zu besetzen, also:

Frankreich hat die Verpflichtung, das neutrale Belgien zu besetzen, war hier noch neu, man kannte nur die Formel in Beziehung auf die Orientalische Frage, und hatte Lord Cowley beauftragt, darüber gelegentlich mit dem Kaiser zu reden. Im Allgemeinen glaubt man, daß dieser jetzt nur die beiden östlichen Kaiser einschüchtern will, weil er bis zum September keinen Krieg haben darf und will, wegen der Reise des Papstes.

Man theilt jedoch ganz die Ansicht, daß jene Aeußerung eine sehr ernste und bezeichnende Warnung einschließe, Frankreich keinen Vorwand zu einem Kriege zu geben. Lord Clarendon ist der Ansicht, daß Mächte, welche, wie Preußen und England, es ehrlich mit der Schweiz meinen und die Erhaltung ihrer Selbständigkeit im Belange des europäischen Gleichgewichts wünschen, mehr als je darauf zu sehen haben werden, daß kein Schritt geschehe, welcher dieselbe nöthige, sich in die Arme Frankreichs zu werfen.

Das englische Cabinet findet, daß Oesterreich in seiner Note an die schweizer Regierung keine einzige Beschwerde aufgestellt, welche die Erwiderung derselben vom 22. nicht aufgeklärt und beseitigt hätte. Lord Clarendon hat in diesem Sinne vorgestern an Herrn Christie geschrieben: „angenommen, daß die angeführten Thatsachen nicht erlogen seien (was unmöglich sei), so müsse er gestehen, daß die Rechtfertigung der schweizer Regierung unangreifbar erscheine". Man glaubt entschieden an den guten Willen der leitenden Männer in der schweizer Regierung, Alles zu thun, was mit Recht gefordert werden kann, und hat überhaupt keinen geringen Begriff von ihrem staatsmännischen Verstande.

Eine andere Aufzeichnung Bunsen's vom gleichen Tage behandelt die Ansicht des londoner Ministeriums über die Verfassung der Schweiz überhaupt:

Die Frage ist, wieweit die Ansicht hier Eingang findet, daß die jetzige mehr centralisirte Verfassung der Schweiz theils als eine in den Verträgen von 1815 nicht vorhergesehene oder ihnen widersprechende, theils als eine gefährliche, weil die Schweiz mehr und mehr Frankreich assimilirende Veränderung anzusehen sei.

Was meine Collegen von Oesterreich und Rußland betrifft, so ist jener Gesichtspunkt seit mehreren Jahren die ausgesprochene Ansicht beider Cabinete. Graf Colloredo spricht darüber gerade wie Graf Buol, und Freiherr von Brunnow hat mir nie verhehlt, daß der Kaiser, sein Herr, glaube, die Schweiz habe durch jene Veränderung die 1815 erhaltene Garantie der Neutralität verwirkt. Der russische Gesandte ist jedoch ein zu

guter Diplomat, um diese Ansicht jetzt auszusprechen, wo sie vielleicht von Frankreich ausgebeutet werden könnte.

Was den Grafen Walewski betrifft, so hat er mir wiederholt ausgesprochen, Frankreich habe Geduld mit der Schweiz, da ihre Selbständigkeit dem Kaiser ganz besonders am Herzen liege. „Eine Einmischung in die schweizer Angelegenheit", damit pflegt er gewöhnlich zu enden, „ohne Frankreich würde eine Kriegserklärung sein nach der Ansicht des Kaisers." Wahrscheinlich ist dies Alles eine vorsichtige Andeutung der bekannten eingestandenen Grundidee des Kaisers, Frankreich müsse sich das Protectorat über die Schweiz wieder erringen.

Hier ist also eine entschieden divergirende Ansicht.

Die oben aufgestellte Ansicht ergibt sich folglich vom hiesigen Beobachtungspunkte als die der Cabinete von Wien und Petersburg; die französische Politik wartet darauf, in der Hoffnung, jetzt, nachdem die Gefahren der rothen Republik überwunden sind, aus den Fehlern der anderen Regierungen Vortheil zu ziehen.

Ganz anders als beide habe ich die einstimmige Ansicht des hiesigen Cabinets und Hofes gefunden.

Ohne irgendeine Vorliebe für die schweizer Radicalen, welche man vielmehr gründlich haßt, hält man es für die erste Pflicht Englands:

zu verhüten, daß die Schweiz nicht in ihrer Selbständigkeit angegriffen werde durch eine Einmischung in ihre innere Verfassung, welche vollkommen zu Recht bestehe.

Zweitens aber hält man dafür, daß die jetzige Verfassung insofern in Friedenszeiten einen Vortheil für die anderen Staaten von Mitteleuropa darbiete, daß es jetzt möglich sei, sich über Handelsverträge und Weltstraßen zu verständigen; im Falle eines Angriffes von Preußen aber, durch die größere Gewalt der Centralbehörde, der Schweiz eine größere Widerstandskraft sichere.

Drittens glaubt man die im Hintergrunde lauernde ultramontane Partei nicht begünstigen zu dürfen, ohne den Grundsätzen der englischen Politik, als einer protestantischen, untreu zu werden.

Endlich hält man sich für überzeugt, daß man mit allem Dem, was Oesterreich jetzt gegen die Schweiz thut und anräth, nur Frankreich in die Hände arbeite.

Niemals also scheint ein ungünstigerer Augenblick gewesen zu sein, um hier sich über die schweizer Politik auf jener Basis zu verständigen. Die Kunde der vorgeschlagenen Blokade der Schweiz würde hier eine allgemeine Misbilligung und Misstimmung hervorrufen, welche gegen Preußen als Unwillen hervortreten würde, weil man von Preußen als constitutioneller und protestantischer Macht etwas ganz Anderes erwartet.

Gleichzeitig mit den gegen die Unabhängigkeit der Schweiz gerichteten Versuchen der österreichischen Politik erfolgten ähnliche Machinationen in Bezug auf Italien. Bunsen fand sich dadurch veranlaßt, die Stellung Englands zu der italienischen Frage in einer Denkschrift von demselben 31. März 1853 folgendermaßen zu erörtern*):

Das Gemälde, das ich zu zeichnen habe, ist nicht ermuthigend, was die Zukunft der italienischen Regierungen angeht, und noch viel weniger schmeichlerisch für den König von Neapel. Aber es hat das Verdienst, wahr zu sein, und ich fürchte, daß es noch in unseren eigenen Tagen geschichtliche Thatsache wird.

Es ist leicht möglich, daß die jungen Napoleoniden in Paris, den Prinzen Murat eingerechnet, und ihre großsprecherischen Freunde sich in Redensarten ergehen, die sowol ihre ehrgeizigen Wünsche verrathen, aus denen sie übrigens nie ein Geheimniß gemacht haben, als ihre abenteuerlichen Hoffnungen, wie sie sich durch den unerhörten Erfolg ihres Familienhauptes gesteigert. Es versteht sich von selbst, daß sie nach wie vor auf Kosten Englands gerade so viel Liebenswürdiges ersinnen werden, als ihnen für ihre Absichten nützlich erscheint.

Derartige Gerüchte haben auch hierher ihren Weg gefunden, obgleich Lord Cowley es verschmäht hat, sie in seinen Berichten zu erwähnen. Das Vorhandensein französischer Intriguen in ganz Italien ist dem Cabinet von Saint James nicht zweifelhaft. Was aber Neapel anlangt, so ist es keinem politischen Beobachter in diesem Lande entgangen, daß der König seit seinem Siege über die Revolution gerade so handelt, als wenn er von seinem usurpatorischen Thronnebenbuhler dafür bezahlt wäre. Diese Reaction, die weniger blutig ist, aber viel grausamer in die Länge gezogen wird, wie die von 1799, und auf allgemeine Zerstörung ausläuft; diese zahllosen Verhaftungen, diese endlosen und rechtswidrigen Processe, diese grauenerregenden Gefängnisse, diese beschimpfenden Strafen, die Personen auferlegt werden, welche blos nach den Befehlen des Königs gehandelt; endlich alle diese Grausamkeiten, von denen Gladstone in seinen Briefen an Lord Aberdeen noch ein viel zu schwaches Bild zeichnete, die sich dabei stützen auf eine Armee, die gegen die Franzosen keinen Schuß abfeuern würde (die Schweizerregimenter allein ausgenommen), auf ein Polizei- und Corruptionssystem, das man Regierung nennt, und auf ein Gewebe von Jesuitismus, das man Religion nennt: — alles Dieses kann nach den unveränderlichen Gesetzen des Weltalls nur neue Elemente einer blutigen Revolution erzeugen, wie sie die Verzweiflung gebiert. Der Name Murat's ist in Neapel sogar populär geworden, nicht sowol durch den Erfolg Napoleon's,

---

*) Diese wie die folgende Denkschrift waren französisch abgefaßt.

als zufolge des Regierungssystems des Königs selbst. Niemand zweifelt hier daran, daß der Kaiser Napoleon auf diese beklagenswerthe Sachlage speculirt, um ihre Früchte zu ernten, sobald sich die Gelegenheit dazu darbietet. Früher oder später wird, sagt man sich hier, diese Schreckensherrschaft, die auf der unglücklichen Halbinsel von den Abhängen der Alpen bis nach Reggio herrscht, dort irgendwo eine Revolution hervorrufen. Frankreich wird sich auf den Boden der Nichtintervention stellen, wenn die Revolution außerhalb der Lombardei ausbricht, wie es wahrscheinlich ist, oder aber auf den der bewaffneten Observation, wenn es in der Lombardei zur Revolution kommen sollte. Dann wird man zugleich jene Candidaten des Bonapartismus losbrechen lassen.

Das einzige Hülfsmittel gegen diese Gefahr besteht in einem bessern Regierungssystem, dessen Herstellung mir aber noch unmöglicher erscheint, als es Graf Bernstorff zu glauben scheint. Er erblickt Unfähigkeit in der Bevölkerung, die jedoch, und zwar in Sicilien noch ganz neuerdings, politische Institutionen hatte, deren Zerstörung das Signal des Elends und einer endlosen Corruption gewesen ist. Nach Allem, was ich während eines zweiundzwanzigjährigen Aufenthalts in Italien gesehen, erblicke ich die größten und die einzigen wirklich unüberwindlichen Schwierigkeiten in dem Egoismus, den Leidenschaften und der Bigoterie der Dynastien, und in der grauenhaften Verkommenheit der Höfe, die sie umgeben.

Was die Haltung Englands Italien gegenüber betrifft, so ist es nur vom Horizont Neapels aus möglich, ernstlich zu glauben, es würde mit Vergnügen oder auch nur mit Gleichgültigkeit den französischen Einfluß in diesem so wichtigen Theile des Mittelländischen Meeres zunehmen sehen. Aber ebenso würde man auch nur in Neapel, wie mir vorkommt, je darauf rechnen zu können glauben, daß das England von 1850 sich mit dem Geschick dieser Dynastien so weit identificiren wolle und könne, um zu ihrer Vertheidigung die Waffen zu ergreifen, falls es nicht durch andere Ereignisse und politische Conjuncturen dazu gezwungen wird, die stärker sind als sein Wille.

Niemals wird man hier die politische Idee gelten lassen von der Solidarität des Thrones Großbritanniens mit solchen Regierungen, die ein System verfolgen, welches von der achtenswerthen öffentlichen Meinung der ganzen Welt so verabscheut und von den conservativsten Staatsmännern Großbritanniens so bedauert wird, — mit Regierungen, welche sowenig Rücksichten für diese Macht gezeigt haben, und welche sie noch mehr verabscheuen als die Revolution und die republikanische Anarchie, und gerade deshalb, weil seine constitutionelle Monarchie von der Krise des Jahres 1848 nichts gelitten, sondern vielmehr neue Elemente des Lebens und der Energie aus ihr geschöpft hat.

Das unsinnige Geschrei, welches sie gegen England erhoben wegen

der Flüchtlinge, die dort ein Asyl finden, hat schließlich sowol das Volk wie die Regierungen dieses Landes erzürnt.

Seit den letzten beklagenswerthen Ereignissen in Italien hat Lord Clarendon auf die strengste Weise die Glieder des „leitenden Revolutionscomité“ beobachten lassen, die man ihm als Ursache aller Uebel zu bezeichnen liebt, oder wenigstens ebenso sehr wie die Verschwörungsherde in der Schweiz und in Sardinien. Und was ist das Resultat dieser Beobachtungen gewesen? Lord Clarendon theilt mir eben mit allen Einzelheiten mit, daß er zu seiner größten Ueberraschung gefunden habe, daß 25 bis 27 Personen, die zur Hälfte Arbeiter sind, sich unter diesem furchtbaren Namen alle vierzehn Tage in einer elenden Schenke versammeln, um dort für 6 Sous pro Kopf zu speisen, und sich ihren Tiraden zu überlassen gegen die despotischen Regierungen, die sie gern der republikanischen Freiheit und Brüderlichkeit und Gleichheit zum Brandopfer darbringen möchten. Ihre Häupter haben weder ein anderes Publikum, noch andere Hülfsmittel; einige tausend Thaler, die vor zwei Jahren aus den Vereinigten Staaten kamen, sind unter die Bedürftigsten vertheilt worden und haben keine Nachfolge gefunden. Die für Frankreich, Ungarn, Italien, Preußen und Rußland gefertigten Assignaten sind werthloses Papier geblieben und haben nicht einmal die Kosten ihrer Herstellung gedeckt. Behaupten, daß die Welt ruhig sein würde, wenn England diesen Elenden nicht erlaubte, sich zu versammeln und ihre verbrecherischen Thorheiten und ihre hohlen und abgenutzten Declamationen zum Besten zu geben; behaupten, daß es der Aufenthalt dieser verachteten Menschen in England sei, welcher das Feuer der Revolution in Ungarn und Italien am Brennen erhalte, das heißt behaupten, daß die Pulvermagazine in Komorn und in Mantua Gefahr laufen in die Luft zu fliegen, weil die englische Polizei gestattet, daß man in Regent-Street Cigarren raucht.

Die Gefahr besteht, sie ist nur zu wirklich; aber sie hat ihren Grund in dem Brennstoffe, der sich in diesen Ländern aufgehäuft hat. Es gibt überall Narren und verbrecherische Narren, aber nicht überall sind sie gefährlich. Das Uebel, worüber man sich beklagt, ist durchaus ein einheimisches, ein inneres Uebel. Die Gefahren für Länder wie Italien liegen in den Bevölkerungen, die in Elend und in Verzweiflung verkommen. Man schürt dort Verschwörungen an, aber erzeugt und verbreitet werden sie durch die einheimische Luft. England erkennt, wie Lord Aberdeen öffentlich gesagt hat, die Pflicht an, im Namen des Völkerrechts erhobenen Reclamationen in gerichtlicher Form nachzukommen. Das gegenwärtige Ministerium wird vor dieser Pflicht nicht zurückschrecken, es wird sie peinlich erfüllen, selbst der neapolitanischen Regierung gegenüber. Es wird weder direct noch indirect Revolutionen und Revolutionäre ermuthigen, aber es wird die Schätze und das Blut Englands weder opfern wollen

noch können, um diese Dynastien vor Gefahren zu retten, die sie selbst auf sich heraufbeschwören und zwar trotz der freundschaftlichen Rathschläge derselben Macht, die jüngst in so ungeeigneter Weise verleumdet, beleidigt und in den Koth gezogen ist.

Um das Resultat in wenig Worten zusammenzufassen: England wird sich, soviel es kann, jedem Angriff auf das in Europa bestehende Territorialsystem widersetzen; aber es wird sich nie für verpflichtet halten, fremde Regierungen gegen die Folgen ihrer eigenen Handlungsweise zu vertheidigen, falls daraus Revolutionen und Verwickelungen entstehen möchten.

Dieser Denkschrift Bunsen's über Neapel gesellt sich eine weitere über Sardinien, speciell über die von Oesterreich an diesen Staat gestellten Forderungen hinzu, vom folgenden Tage, 1. April 1853 datirt, in der es heißt:

Lord Clarendon beklagt die verhängnißvolle Verblendung eines Staatsministers, der sich so weit vergessen kann, um so etwas zu sagen, wie es Graf Buol Herrn von Revel in der Conferenz vom 9. März gesagt hat (ich habe wirklich selbst die Depesche des sardinischen Gesandten vom 11. gelesen, die dies erzählt): „Sie sprechen mir immer von Legalität, die Legalität tödtet uns. Ja, die Maßregel ist illegal, aber sie ist nothwendig." In der Conferenz vom 10. hat er diese betrübende, um nicht zu sagen verbrecherische These aufrecht erhalten; blos hat er das nicht wiederholt, was er Tags zuvor hinzugefügt hatte: „die Maßregel ist mehr als illegal, sie ist feindlich." Da die sardinische Regierung hierauf den freundlichen Rath Englands eingeholt hat über die Frage, ob sie nicht den königlichen Gesandten von Wien abberufen müsse, so hat man von hier aus gerathen, nicht mit Ueberstürzung zu handeln; man sieht jedoch einen Schritt dieser Art kommen, dessen praktisches Resultat kein anderes sein würde, als die Verlegenheiten Oesterreichs zu vermehren. Es kann ja Sardinien nicht bekriegen, ohne Frankreich nach Italien zu rufen, und die Sprache des Grafen Buol hätte somit Oesterreich blos compromittirt. Das letzte Resultat wird jedoch immer das sein, Sardinien in die Arme Frankreichs zu werfen; denn wenn Oesterreich nicht zu den Grundsätzen der Vernunft und Gerechtigkeit zurückkehrt, und wenn England und Preußen Sardinien nicht helfen können, so bleibt diesem nichts Anderes übrig, als sich unter die Protection Frankreichs zu stellen.

Unterdessen verliert hier Oesterreich alle seine politischen Freunde, und die Worte, mit welchen der heutige sehr bemerkenswerthe Artikel der „Times" schließt (die heute mehr wie je das Blatt der großen Politik ist), sind nur das Echo von dem, was ich in sehr hohen Kreisen sagen hörte: „Die Grundsätze, nach denen die österreichischen Minister gegen die Schweiz und

Sardinien handeln, sind die des Wohlfahrtsausschusses von 1798." Es ist Revolution in dem Munde eines monarchischen Ministers.

Die Italienische Frage fand bekanntlich keine Lösung bis zum Jahre 1859, das Bunsen's Vorhersagungen bestätigte. Dafür kam jedoch die Schweizer Frage zu einem vorläufigen Abschluß. Bunsen berichtet darüber am 14. April 1853:

Die Verwickelung der Verhältnisse zwischen Oesterreich und der Schweiz nähert sich nach den hiesigen Berichten und Beobachtungen einer friedlichen Lösung. Man glaubt hier, daß die vereinten Schritte Englands und Frankreichs in Wien wie in der Schweiz nicht ohne Einfluß dabei gewesen sind.

Nach den letzten Nachrichten belief sich die Zahl der politischen Flüchtlinge in der Schweiz auf 29, wovon 14 längst naturalisirte Schweizer sind. Die übrigen 15 waren sämmtlich ins Innere gewiesen, und man suchte sie durch Zureden und Geldunterstützungen (und zwar sehr reichliche) zur Auswanderung nach Amerika zu bewegen. Oesterreichs Deserteure hatte man bereits aus Ticino entfernt und mit Reisegeld hierher gesandt, zur Ueberschiffung nach Amerika. In der That sind sie hier in den letzten Tagen angekommen.

Unter jenen 15 politischen Flüchtlingen sind, nach den hier vorliegenden Berichten, keine namhaften italienischen Revolutionäre.

Nach reiflicher Prüfung der vorliegenden Thatsachen hält die britische Regierung dafür, daß die schweizer Regierung eine glimpflichere Behandlung verdiene, und die französische stimmt ihr darin bei, daß kein Grund vorliege zur Aufrechthaltung einer strengen militärischen Absperrung.

Die Aeußerungen des Grafen Buol gegen den englischen Gesandten sind in der letzten Zeit überhaupt viel beruhigter gewesen. Aber auch hinsichtlich der Schweiz insbesondere hat Graf Buol sich weniger gereizt geäußert.

Man scheint hier zu wünschen, daß Sardinien und die Schweiz sich auf den Grundsatz der Aufrechthaltung ihrer Selbständigkeit und Freiheit verständigen und eng verbinden möchten. Man verspricht sich von der sardinischen Regierung einen sehr wohlthätigen Eindruck auf die Schweiz.

In einem engen Schutzbündniß zwischen beiden erblickt das hiesige Cabinet aber auch eine Schutzmauer, nicht allein gegen despotische Uebergriffe Oesterreichs, sondern auch gegen das hinterlistige Protectionsgelüst Frankreichs. Aus diesen Gründen wird diese politische Idee ohne Zweifel festgehalten werden.

Ich glaube, daß sie in Turin und Bern sehr großen Anklang finden und in beiden den Einfluß Englands verstärken werde.

Jemehr England sich seiner eigenen Stärke und Sicherheit bewußt

wird (und Wenige glauben jetzt hier an unmittelbare feindselige Absichten Napoleon's gegen England, Niemand an das Gelingen einer Landung), desto mehr sucht es das Princip der Aufrechthaltung der Selbständigkeit der constitutionellen Mittelstaaten zu verstärken. Und dabei erscheinen ihm Sardinien und die Schweiz als bedeutende Glieder einer Kette von nachhaltiger Widerstandsfähigkeit bei einem künftigen Zusammenstoße der politischen Principien. Denn man glaubt allerdings, daß Rußland und Oesterreich dem constitutionellen System den Tod geschworen haben und die Anfeindung der Demokratie nur ein Vorwand ist. Frankreich aber wünscht diese Demokratie mit bonapartischem Militärdespotismus auszubeuten, welchen manche Völker allerdings dem Feudaldespotismus vorziehen.

Inzwischen spitzte sich die Orientalische Frage immermehr zu. Wie früh Bunsen ihre gefahrdrohende Wendung vorhersah, beweist seine Denkschrift vom 24. März 1853 „Ueber die Stellung Großbritanniens zu einem Kriege gegen Rußland oder gegen Rußland und Oesterreich“:

Nachdem Fürst Schwarzenberg und Graf Buol mit den Jesuiten Alles gethan haben, um Oesterreich mit England zu verfeinden, tritt der öffentlichen Meinung in England die Besorgniß entgegen, es möge die sehr pomphafte Sendung des Fürsten Menschikoff nach Konstantinopel ebenfalls auf eine Demüthigung Englands berechnet sein. Die Regierung hat mit großer Weisheit Alles gethan, um diese Besorgnisse zu mäßigen. Unterdessen haben die Schritte Oesterreichs und Rußlands in der Orientalischen Frage zu einer Verständigung zwischen England und Frankreich über diese nämliche Frage geführt, und obgleich der Schritt des Obersten Rose hier nicht gebilligt wird, so werden doch gleichzeitig alle Maßregeln getroffen, um die englische Seemacht im Mittelmeere mehr als zu verdoppeln.

Es wird also nicht unzweckmäßig sein, bei dieser Gelegenheit die sehr bemerkenswerthe Stimmung der öffentlichen Meinung gegen Rußland und Oesterreich, und die Tragkraft der englischen Seemacht in der orientalischen Angelegenheit etwas näher zu beleuchten.

Man hat sich in einem großen Theile des Festlandes einer doppelten Täuschung hingegeben:

1) nimmt man an, England sei so mit seinen eigenen Angelegenheiten und dem Fortschritte seines Gewerbfleißes und seines Handels beschäftigt, daß es sich um dergleichen Fragen wie die der Erhaltung des türkischen Reiches gar nicht kümmere;

2) bildet man sich ein, Englands Seemacht sei im Verfall, und was da sei, reiche kaum hin zur Vertheidigung des Landes.

Hierbei läßt man zuvörderst außer Acht, daß es keiner Vertheidigung bedarf, außer gegen Frankreich, und also alle seine Kräfte auf das Mittel-

meer verwenden kann, sowie es mit Frankreich im Einverständniß handelt. Dann aber ist die ganze Annahme eine durchaus falsche. Selbst die Landesvertheidigung ist jetzt schon achtungswerth und wird, da kein Geld gespart wird, lange vollendet sein, ehe an die Möglichkeit eines Einfalles gedacht werden kann.

Es ist kaum anzunehmen, daß die Sendung des Fürsten Menschikoff alle Versicherungen des Kaisers Nikolaus Lügen strafen werde. Es ist nicht zu glauben, daß das russische Cabinet mit einem so bewährten Staatsmanne wie Graf Nesselrode an der Spitze das Werk von 20, ja 30 Jahren selbst zerstören werde.

Seit 1815 und ganz besonders seit 1830 ist der leitende politische Gedanke des petersburger Cabinets in Beziehung auf die londoner Gesandtschaft gewesen, der englischen Regierung die Ueberzeugung zu geben, daß der Kaiser auf ein freundschaftliches Verhältniß mit England den größten Werth legt. Es ist noch nicht möglich, klar zu sehen, was in diesem Augenblicke reactionärer Leidenschaft und Verblendung selbst ein so kluges Cabinet zu thun geneigt machen könne. Jedenfalls wäre es der größte politische Fehler, welchen jenes Cabinet machen könnte, wenn es gegen England unfreundlich auftreten wollte. England war nie mehr antifranzösisch gesinnt als seit dem 2. December 1851, und zum ersten male in der Geschichte erregt die Aussicht auf eine vielleicht vorzubereitende Versetzung des türkischen Serails nach Asien weder Schrecken noch Entrüstung im englischen Volke. Beide Thatsachen liegen unwidersprechlich vor.

Wenn gewisse Cabinete, deren politische Anschauung gänzlich von Furcht und Mistrauen beherrscht wird, von einer Zustimmung Englands zu den Plänen Napoleon's in Italien träumen, so liegt solcher Annahme blos Eine richtige politische Auffassung zu Grunde: nämlich daß England seine Macht und seine Schätze nicht zur Verfügung des Königs von Neapel, oder des Papstes, oder des Großherzogs von Toscana, oder auch zur Aufrechthaltung der österreichischen Schreckensherrschaft in der Lombardei zu stellen sich geneigt fühlt. Einen Einfall Napoleon's in Italien, wie die Karl's VIII. oder der Republik in 1796, würde man allerdings sehr ernst ansehen. Sollten aber (infolge von Auflehnungen gegen die Schreckens- und Gewaltherrschaft, die seit Besiegung der Revolution in ganz Italien, mit Ausnahme Sardiniens, von den Alpen bis nach Reggio und in Sicilien, ohne alles Gefühl von Billigkeit, Menschlichkeit und Weisheit, als bleibendes Regierungssystem geltend gemacht wird) die Franzosen, welche einen Theil der Halbinsel besetzt halten, das Nichtinterventionsprincip gegen Oesterreich aufstellen, als gegen die einzige Regierung, welche, sich selbst überlassen, im Stande ist, sich zu halten, so würde England eine beobachtende Stellung einnehmen, aber entschieden keinen Theil am Kampfe zwischen Frankreich und Oesterreich nehmen.

Allerdings schien sich, wie in solchen Fällen fast herkömmlich, die politische Lage bald darauf wieder friedlicher zu gestalten. Dieser Phase gibt denn auch Bunsen Ausdruck in einem Aufsatz über die Orientalische Frage vom 14. April 1853:

Lord Clarendon hat mir in der gestrigen Conferenz mitgetheilt, daß noch keine genauen Nachrichten über die vom Fürsten Menschikoff an die Pforte gestellten oder zu stellenden Forderungen eingegangen seien. Man verlasse sich jedoch ganz auf die vom Kaiser hier gegebenen Zusicherungen. Der englische Gesandte bestätigt in seinem letzten Berichte aus St.-Petersburg Alles, was Herr von Brunnow hier gesagt, mit dem Zusatze, der Kaiser werde die Rüstungen in Südrußland, welche das Mistrauen aufrecht erhalten, wahrscheinlich sofort einstellen lassen. Die Bestätigung dieser Nachricht trifft soeben hier ein.

Das englische Cabinet hat geglaubt, diese Gelegenheit benutzen zu müssen, um sich über die türkische Frage ein festeres System zu bilden, und ohne Aufsehen bei den übrigen Mächten für die Annahme derselben Grundsätze zu wirken, wie denn Frankreich sich bereits mit denselben einverstanden erklärt hat.

Diese Grundsätze sind:

1) Die Erhaltung der Türkei ist für die Vermeidung ernster Verwickelungen in Europa nothwendig.

2) Sie ist aber unmöglich, wenn die eine oder andere Macht die türkische Regierung in einer Weise behandeln will, daß der Sultan alle noch übrige Achtung bei seinen Unterthanen verliert.

3) Es ist zur Vermeidung jener Verwickelungen höchst wünschenswerth, daß, wenn einzelne Mächte Forderungen an die Türkei zu stellen haben, sie die übrigen Mächte davon gleichzeitig in Kenntniß setzen. Der Türkei gegenüber wird aber England ferner dahin wirken, daß sie statt Scheinverbesserungen wirkliche mache, und namentlich die christliche Bevölkerung zufriedenstelle.

Dieser Grundsatz trägt, wie die vorigen, den Charakter staatsmännischer Weisheit an sich: man darf sich nur dabei nicht verhehlen, daß wahre politische Verbesserung gewissen Regierungen ebenso unmöglich ist, wie manchen Kranken physische Besserung, und daß Ermahnungen, sich zu bessern, in dem einen Falle so wenig helfen als in dem anderen.

Was die Grundsätze für das Verfahren der christlichen Mächte selbst betrifft, so kann man auch sich nicht verhehlen, daß dadurch eine Art europäischer Vormundschaft über die Türkei principiell festgesetzt wird. Aber diese einverstandene europäische Vormundschaft soll eben die Vormundschaft einzelner Mächte, Frankreichs so gut wie Oesterreichs, ganz besonders aber Rußlands, möglichst beseitigen. Denn diese Bevormundung verfolgt nur

selbstsüchtige Zwecke, und nur von ihr kann die Gefahr schwerer Verwickelungen ausgehen. Praktisch heißt jener Grundsatz so viel: England (und Frankreich jetzt mit ihm) werden nicht zugeben, daß Rußland mit oder ohne Oesterreich der Türkei es unmöglich mache, zu bestehen, also sie allmählich vernichte. Die Türkei wird also entweder fortbestehen, oder ihre Auflösung wird so erfolgen, daß das europäische Gleichgewicht dadurch nicht gestört werde. Der russische Kaiser hat hier 1845 erklärt: „er könne verhindern, daß man in Konstantinopel ein byzantinisches Reich gründe.“ Jetzt antwortet England darauf: „und wir können verhindern, daß Rußland von Konstantinopel aus regiere.“ In der Zwischenzeit werden beide Parteien die christliche Bevölkerung zu gewinnen suchen: England durch den Versuch, ihr eine bessere politische Lage zu verschaffen, Rußland durch die kirchlichen Interessen der großen Mehrheit der Bevölkerung. Aber an die christliche Bevölkerung appelliren beide. Rußland ist jetzt allerdings hinsichtlich des Kirchlichen im Vortheile, Frankreich besonders gegenüber, obwol hinsichtlich des Politischen es gegen alle im Nachtheile steht. Die Ansicht hat sich unter der christlichen Bevölkerung mit Ausnahme des griechischen Klerus mehr und mehr geltend gemacht, daß das Joch der Türkei im Ganzen leichter sei als das Rußlands. Aber auch im Kirchlichen könnte sich das Blatt bald wenden. England wird jenem kirchlichen Einflusse Rußlands nicht allein den politischen entgegenstellen, durch die Aussicht auf Verbesserung des bürgerlichen Verhältnisses durch seinen Einfluß, sondern auch den der allgemeinen religiösen Freiheit, und also insbesondere der Freiheit für die Predigt des Evangeliums, wonach Millionen verlangen, nicht blos Tausende. Hier steht Rußland natürlich noch feindlicher als der Papst gegenüber, denn es tritt die politische Feindschaft zur kirchlichen. Der Protestantismus in der Türkei ist Rußland in politischem Sinne ebenso gut wie im kirchlichen nothwendig viel verhaßter als der Romanismus. Von jenem hat es für die Zukunft Alles zu fürchten, von diesem nichts. Es ist ja dieselbe Manufactur: der Unterschied zählt nur nach dem Gewichte, und da hat Rußland neunzig Procent gegen zehn. Bei dem Protestantismus hingegen, als Predigt des Evangeliums, tritt ein neues Princip ein. Der Haß Rußlands gegen den Protestantismus muß und wird so lange dauern und zunehmen, als Rußland seinen eigenen Weg gehen kann. Der Protestantismus hat keinen so unerbittlichen Feind in der Türkei als Rußland, ebendeswegen, weil er mit der Bibel in der Hand auftritt, mit der Bibel in der Landessprache, und mit der Bibel als Evangelium, welches auf die Dauer mit der politischen Knechtschaft ebenso unvereinbar ist als mit der Sklaverei.

Englands Grundsatz ist also in jeder Hinsicht mit Rußlands Politik, wie man sie jetzt treibt, unvereinbar. Das weiß man im englischen Cabinet ebenso gut, als daß der Kaiser Nikolaus ein gegebenes Wort nicht

brechen wird. Niemand aber weiß es besser als Lord Stratford, der sich mit der antirussischen Politik in der Türkei identificirt hat.

Das englische Cabinet verhehlt sich also auch nicht, daß das von ihm aufgestellte Princip den Untergang der Türkei nicht werde auf die Länge verhindern können, und daß ganz unvorgesehene Verwickelungen eintreten und alle politischen Vorkehrungen vereiteln können. Man weiß sehr wohl, in Buckingham Palace und in Downing Street, daß große Verwickelungen im Westen, wodurch namentlich England und Frankreich gelähmt würden, höchst wahrscheinlich eine zu schwere Versuchung für die beiden östlichen Kaiser werden könnten, sich einseitig mit der Zukunft der Türkei zu beschäftigen. Allein man sorgt für das, was vorliegt. Auch glaubt man, daß Oesterreich mit der Zeit von der russischen Politik in der Türkei sich wieder lossagen werde. . . .

Es ist ein trauriger und beschämender Zustand der sogenannten Christenheit, daß die Hoffnung der christlichen Bevölkerung im Orient auf der Fortdauer der Herrschaft des Nachfolgers Mohammed's über die sonst gesegneten Länder der Wiege des Christenthums beruht. Aber es ist dem wirklich also, und ich gestehe, daß ich nicht einsehe, wie man jene Ansicht des englischen Cabinets, welche entschieden die des ganzen Landes ist, bestreiten könnte. . . .

Das englische Cabinet tritt nach vielseitigen Verunglimpfungen sehr ehrenvoll aus der Krise. Es hat Frankreich nicht abhalten können, eine unnöthige Demonstration mit seiner Flotte zu machen, noch Rußland, mit seiner Diplomatie und seinen vorgeschobenen Streitkräften dasselbe zu thun. Aber es hat beide abgehalten, den Frieden Europas zu stören. Es hat die Türkei nicht im Stiche gelassen, wie gewisse ebenso kurzsichtige als heuchlerische Politiker behaupteten. Es hat ihr umgekehrt gezeigt, daß Malta näher ist als Sewastopol, und London weder in Petersburg noch in Paris ohne Einfluß. Es hat sich nicht zu einer unnöthigen Demonstration bewegen lassen, um die Türkei aus einer Verlegenheit zu ziehen, die sie sich durch Schwäche und Doppelzüngigkeit selbst bereitet hatte: aber es gab ihr die Mittel an die Hand, sich vor ähnlichen falschen Schritten zu hüten. Seine Achtung wird in Konstantinopel steigen, während es durch seine Mäßigung eine verdiente Anerkennung in Petersburg erhalten und selbst in Wien erzwungen hat. Später oder früher wird die öffentliche Meinung (wo eine solche noch besteht) ein Urtheil in demselben Sinne aussprechen.

Am gleichen Tage schreibt Bunsen wieder über die Stellung Preußens zu England:

Prinz Albert sagte neulich: „Preußen kann und muß sich auf Englands Ehre und Redlichkeit verlassen, sowie auf die Mittel, über die es gebieten kann: kein englischer Minister kann eventuell etwas versprechen.

Jeder muß suchen, zu Hause stark zu sein und zu bleiben, und eben den Freunden vertrauen. England ist nicht wehrlos: am Ende des Jahres wird es gerüsteter sein als je seit 1816: aber man glaubt auf dem Continent, oder sucht glauben zu machen, Englands Reichthum und Interesse für den Frieden mache es abgeneigt und sogar unfähig, einen Krieg zu führen: man könnte aber vielleicht, wenn man es ferner zerrt und mishandelt, an einem schönen Morgen sich vom Gegentheil beim Lichte brennender Flotten überzeugen."

Preußens Stellung wird sich, England gegenüber, sehr heben, wenn einmal die Verfassungsfrage im Sinne eines redlichen offenen Constitutionalismus abgeschlossen sein wird, und anderntheils der verlorene Einfluß in Deutschland, namentlich im Süden, sowol bei den Höfen als in der öffentlichen Meinung wiedergewonnen und verstärkt sein wird. Aber auch die protestantische Seite der Entwickelung Preußens, in freisinniger Auffassung der kirchlichen Verhältnisse, wird von großer Bedeutung sein; die protestantische Seite der Allianz ist die stärkste.

Die berliner politischen Kreise waren in dieser Zeit vorwiegend durch polizeiliche Entdeckungen geheimer Verschwörungen in Anspruch genommen.*) Gleichzeitig spielte die Epidemie des Tischrückens eine große Rolle in der Gesellschaft.

In Beziehung auf den ersteren Punkt schreibt Bunsen am 21. April 1853 an einen deutschen Fürsten:

Hinsichtlich der politischen Wichtigkeit der in Berlin und anderwärts gemachten Entdeckungen der Polizei erwarte ich das Ergebniß der Untersuchungen. Was aber auch herauskommen möge oder nicht herauskommen, — ich kann einen tiefen Schmerz nicht überwinden, den theuren König mit vollen Zügen aus einem Becher trinken zu sehen, der schon so vielen Fürsten und Königen das ganze Leben verbittert, manche aber ihrer eigenen Natur entfremdet hat. Ungestraft trinkt ihn Keiner.

Es hat viele Weise gegeben, welche gesagt, das große Nadelöhr des Evangeliums sei, daß die Fürsten die Wahrheit erführen: ich möchte aber sagen: die schwerste Aufgabe für die Könige sei, sie vor Menschenverachtung zu bewahren, und das sicherste, unfehlbare Mittel, in diesem Abgrund zu versinken, sei das Schöpfen der Welt- und Menschenkenntniß aus Polizei-

*) Wie dies in Berlin selbst der Fall war, so auch mit Bezug auf die Gesandten im Auslande. Eine längere Correspondenz Bunsen's bezieht sich z. B. auf die Thatsache, daß General G. einen nach London abgehenden Gesandtschaftssecretär zu geheimen Berichten über seinen Chef aufgefordert hatte. Die Ehrenhaftigkeit des Betreffenden ließ diesen Anschlag nicht zur Ausführung kommen. Dagegen wurden späterhin mehrfache vollständig erdichtete Denunciationen gegen Bunsen von Berlin aus wirklich ins Werk gesetzt.

berichten. Die Umtriebe und Ränke der demokratischen Partei hatten die geheime Polizei gewissermaßen als Nothwehr aufgedrungen, ich sage gewissermaßen: denn ich bin fest überzeugt, eine offene Politik hätte größere Wirkung hervorgebracht. . . .

Entweder lügt alle Geschichte und alle meine Erfahrung in einem fünfunddreißigjährigen diplomatischen Leben, und Niebuhr, mein großer Lehrer, war ein Lügenprophet — oder es gibt kein Beispiel, daß ein Fürst, der seine Minister unter Polizeibeobachtung setzt, je ehrliche Männer zu Ministern gehabt hat, noch einen wahren Freund nach seinem Tode. Viele Fürsten, die ein besseres Los verdient hätten, sind daran untergegangen. . . .

Gott im Himmel, welch ein Zustand in Deutschland! Gervinus wegen eines rein historischen Buches als Hochverräther verfolgt, das Buch verboten! Ich halte die politische Grundanschauung für vollkommen falsch: das thun gewiß Viele: aber wer kann gegen ihn schreiben, nachdem die Polizei gegen ihn eingeschritten? Alle fremden Bücher sollen von der Polizei eingezogen werden können! Alle Justiz wird in Polizei verwandelt!

Auf die Tischrückerei bezieht sich ein Brief Bunsen's vom 22. April 1853:

Auch hier rücken die Tische, so gut wie in Bonn und Berlin. Sie wollen das Urtheil des Doctor theologiae darüber. Nun, er sieht nicht ein, weshalb er verrückt werden sollte, weil die Tische durch Menschenhände gerückt werden. Er sieht darin nur eine Abzweigung dessen, was er und viele Andere als Biological Magnetism hier und in Edinburgh gesehen haben, Sir David Brewster, der große Naturforscher und Humboldt's Freund, unter Anderen. Da nimmt ein Mensch (z. B. ein Grenadier und ein Oberst in der schottischen Garde) ein Stück Metall in die Hand (welches for humbug's sake galvanisirt wird) und läßt sich bereden, es 5—20 Minuten starr anzusehen, worauf in der Hälfte der Fälle ihm die Sinne vergehen, und er, gegenüber dem Magnetisirenden, in die Sklaverei der Hellsehenden geräth. Gegen seinen halbwachen Willen macht er nach, was der Andere ihm vormacht: sieht, z. B. in einem Klavier ein Pferd und betastet es, gibt dem Bataillon, wovon man ihn gestehen läßt, er sehe es vor sich, den militärischen Befehl und dergleichen.

In denselben Nervenreiz oder unwillkürlichen Bewegungstrieb gerathen nun auch Leute, die mit ihren Händen so lange eine Kette um einen leichten Tisch bilden, bis sie unbewußt zu schieben beginnen, welches ansteckend wirkt wie das Gähnen; einmal angefangen, kann man nicht sogleich aufhören. Warum sollte nun (fragt der Doctor der Theologie weiter) ein also geschobener Tisch nicht im Kreise sich bewegen?

Was nun zweitens die „Rapping Spirits" betrifft, so haben wir das hier bereits durchgemacht, und darin einfach eine Gaukelspielerei entdeckt.

Unter zehn malen gelingt es einmal, und dann nur, wenn der Fragende durch sein Gesicht, Ton, Mienen verräth, was ihm am oder im Herzen liegt. Das Klopfen ist eine am Tische angebrachte Vorrichtung.

Drittens, die Todtenaufweckungen in Paris sind gerade so gut Teufelswerke wie alle das Heilige beanspruchende jongleries: ich habe schon vor mehreren Jahren von Engländern dergleichen erzählen gehört, die es in Paris gesehen haben; einen Vater, eine Geliebte, einen Freund „à cinq francs la pièce." Das ist Teufelsspuk, nämlich durch Menschen, wie aller Spuk.

Dabei ist nur zweierlei ernsthaft: 1) daß dergleichen in der Weltgeschichte immer vorkommt, wenn der Menschheit sich der Glaube bemächtigt, daß die bestehenden politisch-religiösen Zustände im Untergehen begriffen sind und eine neue Welt kommt; 2) daß unterdessen die rettenden Zeichen der Zeit übersehen werden und also auch die vernünftige Lösung der auffallenden Phänomene.

Ich habe seit 1813 der Theorie und Praxis des thierischen Magnetismus bei Dr. Stieglitz in Hannover, Dr. Brandis in Kopenhagen, Schelling in München und Anderen, und für mich selbst nachgeforscht; später aber (in London) während dreier Jahre Beobachtungen angestellt und Erfahrungen gemacht (und niedergeschrieben), welche Alles, was glaubwürdig von Wirkungen des Magnetismus in Büchern erzählt wird, weit hinter sich zurücklassen.

Und was ist das Resultat? Daß der Mensch die Sinne hat, damit er nicht mehr von dem Hörbaren und Sichtbaren um sich her (d. h. in der Welt, deren Bewußtsein in ihm ist) gewahr werde, als er mit Besonnenheit und Vernunft in sich aufnehmen kann. Sinken diese Wächter und Vermittler der Vernunft mit der Außenwelt in tiefsten Schlaf, so erwacht das Naturbewußtsein, für welches Raum Nichts ist und Zeit keine unübersteigliche Schranke. Entsetzlich, aber wahr: doch warum entsetzlich?

Aber Magnetisiren aus der Ferne, Erscheinungen hervorrufen und dergleichen sind nur Selbsttäuschungen oder Betrügereien. Zauberei heißt in der Schrift dergleichen Misbrauch des göttlichen Geheimnisses im Menschen; das Teuflische liegt im Menschen und seinem verkehrten Willen. Wunderbarer als alles äußerlich Wunderbare ist die Menschenseele und die Kraft ihres Schauens, und glücklicherweise ist das Wahrhafte darin dem Bösen verborgen. Wer mit bösen Absichten nach etwas fragt, erfährt nur den Ausdruck seiner inneren Wünsche und Vorstellungen. Der Spiegel der Seele läuft an, wie der Krystallspiegel, vom Anhauche. Niemand aber begebe sich leichtsinnig oder aus Neugierde in dieses geheimnißvolle Gebiet; ich habe mehr als einen Menschen darin untergehen sehen.

Bald mußten selbst für die berliner Politik alle anderen Fragen zurücktreten gegenüber der durch Menschikoff's Sendung „acut gewordenen“ orientalischen Krisis. Vor Allem wurde das westmächtliche Bündniß der oberste Gegenstand aller diplomatischen Erwägungen. Bunsen's Stellung im Mittelpunkte der hohen Politik setzte ihn in den Stand, die mancherlei politischen Phasen, die bis zum wirklichen Ausbruche des Krieges verliefen, aufs genaueste zu verfolgen; und wir können auf Grund seiner Aufzeichnungen der ganzen Vorgeschichte des Krimkrieges nachgehen.

Ueber die unmittelbaren Ergebnisse von Menschikoff's Auftreten in Konstantinopel sagt eine (französisch geschriebene) Aufzeichnung vom 26. Juni 1853:

Gestern hat mir Lord Clarendon die sechs Artikel des Conventionsentwurfes zu lesen gegeben, welche von Fürst Menschikoff gefordert und am 10. d. M. von der Pforte verworfen worden sind.

Der erste Staatssecretär erkannte an, daß, wenn man nicht die Vortheile, die in diesem Entwurfe zu Gunsten der griechischen Kirche, besonders in Jerusalem, gefordert sind, als Concessionen und Bürgschaften ansehe, die von Seiten des Sultans seinen Unterthanen dieser Confession gegeben würden, der Entwurf nicht so bedenkliche Punkte enthielte, daß man ihn nicht zur Grundlage von Unterhandlungen machen könnte. Auch in dieser Form aber wären zwei Bemerkungen über den Gegenstand selbst zu machen, die einer gewissen Wichtigkeit nicht entbehrten.

1) Daß der Wortlaut des ersten Artikels, der von den Rechten und Privilegien der griechischen Kirche redet, eine erschreckende Unbestimmtheit enthält durch den Zusatz „ab antiquo“ und durch die in den folgenden Artikeln wiederholten Ausdrücke „nach der stricten Observanz“.

2) Daß nach dem Eingeständniß des vierten Artikels selbst die beiden Fermans, der von 1852 und der andere, welchen die Pforte über diesen Gegenstand zu geben sich bereit erklärt hat, bereits die wesentlichsten Punkte enthalten mit Bezug auf die griechische Kirche in Jerusalem und im Heiligen Lande überhaupt. Es gäbe folglich kein ostensibles Ziel, das wichtig genug wäre, um in einer so brüsken Weise Hand an die Türkei zu legen.

Ganz besonders ist es indessen der Charakter einer Convention, welcher Lord Clarendon die schlimmsten Gefahren zu bieten scheint, sowol für die Türkei wie für das christliche Europa. Diese Form würde von Anfang an Rußland hinstellen nicht blos für jetzt als den Urheber, sondern auch für alle Zukunft als den Garanten dieser Concessionen. Es würden Concessionen sein, die viel eher Rußland gemacht wären als den griechischen Unterthanen der Pforte. Die Convention würde jederzeit Rußland das Recht geben, sich zum Schiedsrichter aufzuwerfen zwischen der Pforte und dem

Patriarchen, der sozusagen Souverän von Konstantinopel wäre, und sie würde dem russischen Gesandten und seinen Agenten in den Provinzen eine executive Autorität beilegen in all den Differenzen, die zwischen den türkischen Paschas und Gouverneuren auf der einen und den griechischen Bevölkerungen auf der anderen Seite entstehen könnten.

Die ganze Türkei würde somit in eine Lage gebracht werden, welche der der Donaufürstenthümer analog wäre, sie würde folglich als unabhängige Macht vernichtet werden.

Diese Erwägung macht schon für sich allein die von dem Fürsten Menschikoff aufgeworfene Frage zu einer europäischen.

Es wäre daher zu hoffen (fügt Lord Clarendon hinzu), daß der russische Kaiser diese Angelegenheit nicht weiter triebe.

Die Abreise des Fürsten Menschikoff betreffend, so hätte sie wahrscheinlich am 17. d. M. stattgefunden.

Eine chiffrirte telegraphische Depesche, die vorgestern Abend beim französischen Gesandten einging, läßt dies annehmen auf Grund eines Telegramms von Konstantinopel vom 16.

In der That melden die gestern Abend eingegangenen telegraphischen Nachrichten aus Paris die Abreise des Fürsten und zugleich, daß dem Admiral Lahure der Befehl gegeben sei, in die Dardanellen einzulaufen.

Die englische Regierung wird keinerlei endgültigen Entschluß treffen vor der Ankunft der definitiven Berichte Lord Stratford's, die kaum vor Ende des Monats hier ankommen können. Bis dahin wird die englische Flotte im Mittelländischen Meer um 200 Kanonen verstärkt sein. Außerdem könnte sich bis dahin auch das in Malta befindliche Geschwader in gewissen Eventualitäten nach Besika begeben als einem näher gelegenen Observationspunkt.

Die englischen Fonds haben sich vorgestern und gestern aller dieser Gerüchte ungeachtet fest erhalten. Dagegen fanden an der heutigen Börse die fremden Fonds wenig Käufer.

Ueber die weiteren politischen Folgen des russischen Schrittes berichtet eine Aufzeichnung Bunsen's vom 12. Juni 1853:

Die letzten Tage haben gezeigt, daß die hiesige Politik eine wesentlich friedliche ist, was den Zweck betrifft, aber eine sehr ernste, was die Mittel der Unterhandlungen angeht, von welchen man die Erhaltung des Friedens hofft.

Sie haben zugleich dargethan, daß man sich nicht an Frankreich angeschlossen, sondern vielmehr das Entgegenkommen desselben angenommen hat, um die Stellung Frankreichs in dieser Krise für die Erhaltung des Friedens und der Unabhängigkeit Europas nicht allein gefahrlos, sondern auch nützlich zu machen. Man hat weder Erfurt vergessen noch Polignac,

noch auch die geheimen Eröffnungen und Anerbietungen Persigny's, noch endlich die verdächtigen, wenn auch übertrieben aufgefaßten Andeutungen des Herrn His de Butenval in Brüssel. Daß bei steigenden Verwickelungen in diesen Vorgängen eine Versuchung ebensowol für das russische Cabinet liege als für Frankreich, verhehlte man sich ebensowenig. Gleichzeitig beobachtete man (was auch die Lord Clarendon und mir gemachten vertraulichen Mittheilungen des Herzogs von Broglie bestätigten), daß der Kaiser Napoleon jetzt entschieden unter der Leitung der Friedenspartei steht, und keinen Krieg will, weil er für die Finanzen und damit für sein Reich fürchtet.

Was die Ansicht über die politische Frage selbst betrifft, so verdammt man einstimmig das Verfahren des Kaisers Nikolaus. Man glaubt die Gewißheit zu haben, daß die unheilvolle Thorheit Napoleon's und Lavalette's hinsichtlich der sogenannten Heiligthümer nur der Vorwand gewesen sei, einen lange gehegten Plan und einen großartig vorbereiteten Schlag gegen die Türkei auszuführen, dessen letzte Folge die Zerstörung des türkischen Reiches wenigstens in Europa sein soll.

Um Konstantinopel nun ist man ferner einstimmig der Ansicht einen Krieg zu machen, und auf jede Bedrohung desselben durch die Verbrennung der Flotten und Werften von Odessa und Sewastopol zu antworten.

Es ist auch darüber Einstimmigkeit im Cabinet, daß die Veränderung der Form, welche man seit dem 21. Mai hat eintreten lassen, hinsichtlich des Zieles, welches Rußland verfolgt, in der Sache nichts bessere. Die sechs Artikel des abgelehnten Vertrags finden sich buchstäblich im Ferman, den man jetzt verlangt, und diese Artikel begründen ein unwiderstehliches Protectorat über drei Viertel der europäischen Unterthanen des Sultans. Denn indem sie dem Patriarchen, welcher der Form nach eigentlich ganz die geistliche Macht des Papstes hat, freie Hand gibt, die geistliche Gewalt auszuüben, stellt sie Rußland selbst bei jedem Conflict zwischen geistlicher und weltlicher Macht als Schiedsrichter auf.

Man ist endlich auch darüber einig, daß es ein Spott sein würde, wollte man diesen Schlag von der Türkei abwehren und die übrigen christlichen Mächte dadurch entschädigen, daß man Frankreich und Oesterreich das Protectorat über 300000 Katholiken, und etwa allen europäischen Mächten zusammen das Protectorat über die Armenier und Kopten übertrüge. Erstlich würde man alsdann ein Princip anerkennen, welches man als mit der Würde und Selbständigkeit eines Reiches unvereinbar bezeichnet, und zweitens würde der Gegenstand selbst als Gegengewicht gegen das Schutzrecht von zwölf Millionen griechischer und großentheils slawischer Christen von lächerlicher Geringfügigkeit sein.

Daß der russische Kaiser aber das Protectorat über die griechische Kirche theilen könne mit dem übrigen Europa, fällt natürlich Niemandem

im Traume ein, abgesehen davon, daß man das Princip selbst hier als tödlich für ein Reich anerkennt, welches man erhalten will.

Es gab sich jedoch über einige andere Punkte eine Verschiedenheit der Ansicht im Cabinet kund. Lord Aberdeen, Lord Clarendon, der Herzog von Argyll und Gladstone waren und sind entschieden der Ansicht, daß man Rußland die Möglichkeit geben müsse, falls die Pforte (wie man annimmt) das Ultimatum verwirft, gleichzeitig mit Besetzung der Fürstenthümer Unterhandlungen anzuknüpfen, welche die gefährdete Würde des Kaisers decken und einen Vergleich möglich machen.

Lord John Russell und Lord Palmerston mit mehreren ihrer Collegen waren dagegen der Ansicht, daß man der Türkei nicht im Wege sein solle, die Besetzung der Fürstenthümer als casus belli zu betrachten und auf dieselbe hin ihrer Einladung Folge geben müsse, die Flotte von Tenedos nach der Mündung des Bosporus vorrücken zu lassen. Die Zulassung der Besetzung der Fürstenthümer sei die Billigung eines Raubzugs und eine darauf gegründete Nachgiebigkeit und Bewilligung die Belohnung einer räuberischen Rechtsverletzung, welche Europa in die Zeiten Napoleon's zurückwerfe.

Dessenungeachtet hat man sich um des allgemeinen Friedens willen über zwei Maßregeln geeinigt: der Pforte ist gerathen, die Besetzung der Fürstenthümer nicht als casus belli anzusehen, und die Flotte soll bei Tenedos bleiben, solange man bei der durch die letzten russischen Depeschen vorgezeichneten Demonstration bleibt.

Dies ist die vollständige Darstellung dessen, was hier hinsichtlich der Türkei berathen und beschlossen ist.

Es tritt nun eine ängstliche Zeit der Erwartung ein. Man kann die Entscheidung der Pforte, welche unwiderruflich in den Händen Lord Stratford's liegt und gegen den 16. erfolgen muß, thatsächlich erst gegen den 23. erfahren und geschäftlich nicht wohl vor dem 27. dieses Monats.

Ich theile die Gewißheit nicht, mit welcher man hier der Ablehnung des Ultimatums entgegensieht. Sollte die Pforte Festigkeit und der schwache Sultan physischen und moralischen Muth haben, sich im Augenblicke der Entscheidung dem Einfalle eines mächtigen Heeres auszusetzen, gegen welches man wehrlos ist, wenn man der Pforte nicht mehr zusagt, als Lord Stratford zusagen kann? Allerdings erklärt die Pforte nach den letzten Berichten, „sie wolle lieber rühmlich im Kampfe sterben, als sich die Adern öffnen lassen, um allmählich und schmählich zu verbluten". Allein Reden und Thun sind zweierlei.

Auf der anderen Seite fühle ich mich nicht im Stande, diese individuelle Anschauung dem einstimmigen Urtheile eines so einsichtsvollen und so gut unterrichteten Cabinets entgegenzustellen. Außerdem ändert eine solche Verschiedenheit nichts in der Stellung zur Zukunft.

Man kann sich nicht verhehlen, daß die jetzige ängstliche Pause auffordert zur möglichst schleunigen Verständigung der übrigen vier europäischen Großmächte über die zweckmäßigsten Maßregeln zur Erhaltung des Friedens.

Mit diesem Gedanken ist man auch hier sehr ernst beschäftigt.

Einverstanden mit Frankreich und sicher des Einverständnisses der beiden deutschen Großmächte, daß Alles vermieden werden müsse, was den Kaiser von Rußland erbittern könne, hält man doch eine Anknüpfung des vorliegenden Falles an die in dem Vertrage von 1841 gesicherte Selbständigkeit der Türkei und festgestellte europäische Verhandlung aller bedeutenden türkischen Fragen für ebenso unanstößig als unvermeidlich. Es fragt sich nun aber, in welcher Form England hierbei vorgehen soll?

Lord Clarendon hat mir am Freitag Abend und dann in der Conferenz von vorgestern, Sonnabend, den Gedanken entwickelt:

den Repräsentanten der drei Mächte einen ihren Höfen zu berichtenden Vorschlag zur Eröffnung von Verhandlungen über die Anwendung des Buchstabens und Geistes jener Verträge zu machen, und hierauf Berathungen eintreten zu lassen, nachdem die Repräsentanten mit Instructionen versehen sein würden.

Natürlich liegt es in der Absicht, falls die beiden deutschen Mächte hierauf eingehen, Conferenzen in London zu eröffnen, zu welchen Rußland eingeladen würde.

Abgesehen nun davon, daß der Kaiser Nikolaus den londoner Conferenzen seit 1832 und 1840 entschieden abgeneigt ist, weil die Nähe von Paris bei der Entfernung von Petersburg ihn in Nachtheil setze, bieten sich mancherlei Bedenken gegen einen solchen Plan im gegenwärtigen Augenblicke dar.

Erstlich läßt es sich nicht bezweifeln, daß der Kaiser einen solchen Schritt allen vier Mächten übelnehmen, den beiden deutschen Großmächten aber als eine feindliche Verbindung gegen ihn nachtragen würde.

Man glaubt hier von Petersburg zu wissen, daß Graf Nesselrode voller Sorgen und Betrübniß über die kriegerische Politik des Kaisers ist, aber seinen Einfluß auf die Entschlüsse des durch die beispiellosen und wohlfeilen Erfolge der letzten Jahre aufgeregten und übermüthig gewordenen Kaisers in dieser Angelegenheit verloren hat. Er will in seinen Forderungen nichts als das unbezweifelte Recht, ja eine für die Türkei und Europa gänzlich gefahrlose religiöse Pflichterfüllung sehen und hält Jeden für seinen Feind, der nicht in dieses Horn bläst. Daß die Nachricht von der Vereinigung der beiden Flotten an der Mündung der Dardanellen diese Stimmung nicht verbessern werde, läßt sich ohne Prophetengabe vorhersehen. Man glaubt hier, der Kaiser sei durch die Berichte des Freiherrn von Brunnow in der Ansicht bestärkt worden, England werde sich nicht zu einem gemeinschaftlichen Handeln mit Frankreich herbeilassen.

Man begreift also vollkommen hier, daß die beiden deutschen Großmächte Rußland gegenüber eine große Vorsicht nöthig haben, ist aber außerdem nach den hiesigen Berichten und den gleichlautenden von Paris sehr zweifelhaft, ob Oesterreich wirklich den redlichen Willen habe, mitzuwirken. Die trostlose Lage der Finanzen und das unter der Asche fortlodernde Feuer des Aufruhrs in Ungarn und Italien, die Unzufriedenheit fast aller Provinzen kann sehr leicht im gegenwärtigen Augenblicke die Bedenken überwiegen, welche die vollständige Trennung der Fürstenthümer von der Türkei und die volle Herrschaft Rußlands über die Donau sonst doch Oesterreich erwecken müßte.

Zu diesen Bedenken kommt nun aber nach meiner Ansicht noch ein anderes. Wenn auch Oesterreich ebensowol als Preußen die Vorschläge Englands mit Vertrauen und Geneigtheit entgegennimmt, so stellt sich doch die Sache anders, wenn England und Frankreich mit einem collectiven Vorschlage auftreten. England wird dann erscheinen als mit ihm identificirt, ja vielleicht durch dasselbe zu dieser Maßregel aufgefordert.

Es sind diese Bedenken, welche mich bewogen haben, dem Lord Clarendon heute Morgen vorzustellen:

Ob es nicht besser sein würde, daß er die drei Gesandten morgen oder später, einzeln, und zu verschiedenen Zeiten sähe? und ob er nicht besser thäte, in Berlin und Wien vorerst ohne Frankreich (single-handed) aufzutreten? ...

13. Juni, Montags. Ich komme soeben von Lord Clarendon zurück, der ganz meiner Ansicht beistimmt. Er hat bereits mit Graf Colloredo im Sinne der mir gemachten Mittheilung gesprochen.

Diese geht also dahin, daß England glaubt, es sei für die Erhaltung des europäischen Friedens von der größten Wichtigkeit, daß die vier Mächte sich über die friedlichen Mittel verständigten, wodurch der Ausbruch eines Krieges zwischen Rußland und der Pforte verhindert und eine solche Erledigung der schwebenden Fragen zwischen beiden Mächten herbeigeführt werden könnte, welche billigen Forderungen Rußlands jede Rechnung trüge, die mit der Unabhängigkeit der Pforte vereinbar sei.

In einem Briefe vom gleichen Tage sagt Bunsen:

Gibt der Kaiser nicht noch der Stimme der Mäßigung Gehör, so wird die Geschichte auf ihn das prophetische Wort anwenden, welches Louis Philippe, als ihm die Tragweite der „Spanischen Heirathen" klar wurde, ausgerufen haben soll: „celà va fausser la politique de tout mon règne." Jedenfalls wird ihn die Nemesis ereilen. Sind wir hier recht unterrichtet, so hat die Pforte im gegenwärtigen Augenblicke bereits Europa bewilligt, was Europa wünschen muß, insofern es wirklich nicht blos getauft,

sondern christlich ist: volle Religionsfreiheit aller seiner christlichen Unterthanen. Das Protectorat würde Rußland Alles geben, und den Uebrigen nichts. Selbst der Türkei ist nicht mehr zu helfen als durch volle, wirkliche Religionsfreiheit.

Am Schlusse einer Aufzeichnung vom 17. Juni 1853 heißt es noch:

Soeben erfahre ich Folgendes. Der Kaiser hat dem englischen Gesandten in Petersburg bei dem neulichen Empfange gesagt: „Je sais bien que vous pouvez brûler ma flotte dans la Mer Noire: mais vous ne m'empêcherez pas de prendre Constantinople par terre."

Sir H. Seymour hat ihm darauf erwidert: „Sire, Vous ne pouvez exécuter ce plan: si nous sommes maîtres de la Mer Noire, nous coupons les vivres à votre armée." Der Kaiser hat hierauf große Erbitterung verrathen, aber geschwiegen.

Sichere (oder sicher scheinende) Briefe aus Petersburg sagen, Niemand glaube dort an Krieg.

Ueber die Richtung der englischen Politik selbst schreibt Bunsen am 29. Juni 1853:

Nachdem das Cabinet wiederholt die türkische Frage zum Gegenstande ausführlicher Besprechungen gemacht, kam es vorigen Sonnabend (25.) zu einem scharfen Streite über die jetzt zu ergreifenden Maßregeln. Lord Palmerston verlangte, daß man sich für die Ansicht des französischen Ministeriums entscheide (wonach die Pforte Alles gethan und zu thun bereit sei, was geschehen könne), und Rußland ganz offen erkläre, man werde die Besetzung der Fürstenthümer als Kriegserklärung und also alle Verträge, die sich auf die Türkei bezögen, als erloschen ansehen, ins Schwarze Meer gehen und thun, was man thun könne. Lord Aberdeen stellte die große Verantwortlichkeit dar, welche England auf sich lade, wenn es einen Krieg ausbrechen lasse, der ein europäischer werden müßte. Die Mehrheit der Minister schlug sich auf seine Seite: Lord Aberdeen verließ die Collegen, um im Sinne seines Vorschlags einen Brief an die Königin zu schreiben. Während dieser Zeit aber setzte Palmerston seinen Collegen auseinander, daß Niemand mehr für die Erhaltung des Friedens sei als er, sein Weg allein sichere diese Erhaltung, während Aberdeen den Kaiser Nikolaus in seinem ungerechten Verfahren bestärken und den Kaiser Napoleon abspenstig machen, und so gerade einen Krieg, aber unter ungünstigen Umständen für England, herbeiführen würde. Als Lord Aberdeen mit dem Entwurfe seines Schreibens zurückkam, fand er die Collegen umgestimmt: er ließ jedoch dasselbe abgehen. Die Königin genehmigte die ganz vertrauliche Vorlage des Planes an Frankreich, obgleich sie Lord Aberdeen

nicht verhehlte, er gehe vielleicht zu weit in seiner Nachgiebigkeit und möge sich vorsehen.

Der Vorschlag geht dahin, die Pforte zu bewegen, in ihrer officiellen Note, womit sie den Ferman vom 6. d. M. Rußland mitzutheilen bereit ist, so viel als möglich dem Wortlaute des russischen Ultimatums zu folgen, mit Bezugnahme auf den Ferman, dessen Fassung natürlich nicht mehr abgeändert werden kann.

Gestern nun ist die Antwort von Paris eingegangen. Das französische Cabinet weigert sich, so weit in der Nachgiebigkeit zu gehen, und spricht sich ungefähr im Sinne Lord Palmerston's aus, während Lord Aberdeen offenbar seinen Vorschlag darauf berechnet hat, daß Oesterreich ihn annehmen könne nach den von Wien hierher gemachten Mittheilungen. Der Kaiser hat Castelbajac gesagt: „À quatre vous me dicteriez la loi: mais cela n'arrivera jamais: je puis compter sur Vienne et Berlin.“ So liegt die Sache in diesem Augenblicke. Die Unterhandlungen in Paris werden aber fortgesetzt werden.

Aus diesem geht zweierlei hervor:

1) Gelingt es Lord Aberdeen nicht, mit seinem Vorschlage durchzudringen, so muß er und Lord Clarendon austreten, und Lord John Russell und Lord Palmerston bilden eine Coalition mit Lord Derby, dessen Organe ganz offen den Austritt Lord Aberdeen's fordern, „welcher Englands Ehre bloßgestellt und die Unabhängigkeit Europas an Rußland verrathen habe“.

2) Preußen muß eine zuwartende Politik verfolgen, bis die Ereignisse klar den Weg zeigen.

Am 1. Juli 1853 kam dann nach London die Meldung von dem Uebergang der russischen Armee über den Pruth. Bunsen schreibt darüber (in einer französischen Aufzeichnung) vom 2. Juli 1853:

Gestern Mittag hat Baron Brunnow Lord Clarendon mitgetheilt, daß er eben durch einen ganz zuverlässigen Privatbrief die Nachricht erhalten, der Befehl zur Occupation der Fürstenthümer sei am 25. von Petersburg abgegangen. Ein englischer Kurier, der an demselben Tage abgefertigt war, hatte dieselbe Nachricht direct ans Auswärtige Amt gebracht. Der Telegraph seinerseits hat dem französischen Gesandten angezeigt, daß dieselbe Mittheilung in Paris gemacht sei, ein höherer Beamter der russischen Kanzlei sei ihr Ueberbringer gewesen.

Die von dem englischen Kurier mitgebrachten Depeschen melden außerdem, daß die österreichische Note vom 16. vorigen Monats, welche die gewichtigen Bedenken und Gefahren sehr energisch auseinandersetzt, die eine auch nur zeitweilige Occupation der Fürstenthümer mit sich bringen würde, in Petersburg vierundzwanzig Stunden vor der ablehnenden Antwort der

Pforte angekommen war. Dieselben Depeschen fügen hinzu, daß Graf Lebzeltern keine Conferenz mit dem Grafen Nesselrode erlangen konnte vor der Ausfertigung der nach dem Pruth entsandten Befehle.

Gestern Abend auf dem Ball der Königin hat Baron Brunnow dem Prinzen Albert und dem diplomatischen Körper die große Neuigkeit mitgetheilt, die sich in der Gesellschaft mit Blitzesschnelle verbreitet und den fast ausschließlichen Gegenstand der Unterhaltung während des Abends gebildet hat.

Der Rubikon ist überschritten. Es bleibt jetzt nur die Alternative: europäische Conferenz oder Krieg.

Dies war wenigstens der Refrain der Beobachtungen der englischen Staatsmänner aller Parteien, die ich darüber hören konnte.

Die Conferenz könnte nur stattfinden auf Grund der Verträge, welche deutlich die Occupation verbieten, und auf der Basis der Unabhängigkeit der Pforte, welche gegen diesen Schritt protestiren wird, und welche dieselbe Proposition, deren Bewilligung den Uebergang über den Pruth sichern soll, für unvereinbar mit ihrer Existenz erklärt hat. Die eben formulirte Alternative gewinnt folglich einen sehr bedenklichen Charakter.

Von der einen Seite sagt man nun Folgendes: da eine friedliche Lösung der Frage nur die Folge solcher europäischer Conferenzen sein kann, und die Occupation den vier Mächten, welche den Vertrag von 1841 unterzeichnet haben, eine viel breitere und viel stärkere Basis gewährt, als die Einleitung dieses Vertrags, so kann man auch das verhängnißvolle Vorgehen Rußlands als den ersten Schritt zur Lösung des Problems betrachten, das sonst keine andere in Aussicht stellt.

Dagegen sagt man von der anderen Seite: in wenigen Tagen werden wir im Besitz des russischen Manifestes sein, begleitet von den diplomatischen Erklärungen, die das petersburger Cabinet hier und in Paris, wie in Berlin und Wien geben lassen wird. Erst dann wird man positive Plane machen können, die geeignet sind, die Geisel eines Krieges, dessen Consequenzen unberechenbar sein würden, von Europa fern zu halten. Die Idee des englischen Cabinets, gemeinsam mit Frankreich und den beiden deutschen Mächten einen solchen Notenentwurf vorzuschlagen, durch welchen die Türkei sich dem Ultimatum bedeutend nähern würde, ist schon vor der Ankunft des letzten Kuriers definitiv aufgegeben worden.

Vorläufig kann man die politische Consequenz, welche diese beklagenswerthe Verwickelung, wie ihr Ausgang auch sein möge, für den russischen Kaiser in seinen Beziehungen zu Großbritannien haben muß, in zwei Worten zusammenfassen:

Der Kaiser hat eine Position und eine Politik dem gegeben, der weder die eine noch die andere hatte, und hat dadurch, daß er die Politik seiner eigenen Regierung fälschte, das „Prestige“ seines persönlichen Charakters zerstört.

Es war jedoch gerade dieses Prestige, welches für England das sicherste Element seiner Macht und seines Einflusses bildete. Das Vertrauen, welches der Charakter des Kaisers in England einflößte, ist ihm für immer verloren gegangen: nichts könnte es wiederherstellen.

Englische Staatsminister haben mit der Freimüthigkeit, die sie kennzeichnet, dem Baron Brunnow Bemerkungen in diesem Sinne nicht erspart. Dieser Diplomat fühlt ganz das Peinliche seiner Stellung....

Hieran schließt sich ferner ein Bericht vom 7. Juli 1853:

Aus meinen letzten Beobachtungen und den Mittheilungen — —'s ergeben sich folgende Hauptpunkte:

1) der französische Botschafter hält schroffer noch als vorher die genommene Stellung fest: die Flotten müssen einlaufen, sobald die Pforte erklärt, daß sie sich im Kriegszustande befindet, daß also die Verträge mit Rußland zu Ende sind. Er glaubt nicht, daß der Kaiser je auf die von Lord Aberdeen in voriger Woche gemachten Vorschläge eingehen werde.

2) Der russische Gesandte läßt es an seiner Ueberredungskunst nicht fehlen, um darzuthun, daß der Kaiser umgekehrt durch das Manifest die Hand zur Versöhnung geboten habe. Man habe jetzt freie Hand zur Unterhandlung über die Form. Die Besetzung der Fürstenthümer werde in friedlichster Weise erfolgen und Alles baar gezahlt werden.

3) Lord Aberdeen ist entschlossen, sein in Paris abgelehntes Project wieder aufzunehmen. Er will Rußland sowol als der Türkei in einigen Punkten nachgeben, um sie zum Aufgeben der übrigen zu bewegen. Also:

a) die Pforte soll in die Idee einer Convention eingehen;

b) Rußland soll seine Forderungen beschränken auf die rein geistlichen (ecclésiastiques) Rechte der griechischen Geistlichkeit und auf die (ebenfalls bereits zugegebenen) Vorrechte in Jerusalem. Unterdessen sollen alle Feindseligkeiten eingestellt werden, falls die Pforte sich als im Kriegszustande befindlich erklärt haben sollte.

4) Geht Rußland nicht darauf ein, oder rückt es über die Donau, so wird der Krieg seitens der beiden Seemächte erklärt.

5) Den beiden deutschen Großmächten wird vorerst keine Mittheilung gemacht, und sie werden nicht zu gemeinschaftlichen Schritten aufgefordert werden, weil dies den Kaiser Nikolaus reizen würde.

Es fragt sich nun, ob Lord Aberdeen diesen Plan werde durchsetzen können.

Dabei kommt zuerst Frankreich zur Sprache. Ich glaube nicht, daß das französische Cabinet seinen Beschluß abändern werde. Fällt Aberdeen dadurch, so ist das Napoleon nur lieb. Lord Aberdeen ist entschlossen, mit seinem Plane auch ohne Frankreich vorzugehen. Allein sobald das

Auflösen der Allianz bekannt wird (und dafür wird Frankreich sorgen), ist Lord Aberdeen verloren.

Lord Clarendon rechnet darauf, daß Frankreich den Plan annehme.

Lord Palmerston hat gestern einen sehr heftigen Brief an Lord Aberdeen geschrieben, worin er ihm das Bedenkliche seiner Politik entwickelt, und ihn auffordert, ohne weiteren Aufschub mit Frankreich vorzugehen gegen Rußland, als das einzige Mittel, um den Frieden zu erhalten.

In einem neuen Ministerium kann Lord Palmerston nur Minister der auswärtigen Angelegenheiten oder Premier werden. Der Drang von außen ist so stark, daß die „Times" bis 11 Uhr gestern Nacht darauf bestanden, einen kriegerischen Leitartikel einzurücken.

Die Interpellationen lassen sich jedenfalls nicht jenseit Montags verschieben.

Wenn man Alles zusammenfaßt, so kommt man zu folgendem Resultate:

Napoleon hat den Schlüssel der politischen Position: schließt er sich an Lord Aberdeen an, so kann dieser sich halten; lehnt er den Vorschlag ab, so ist Lord Aberdeen gestürzt.

Die weitere Entwickelung der Krisis legt nachfolgende Mittheilung vom 1. August 1853 dar:

Die Annahme der österreichischen Vermittelung und die Einrichtung einer Conferenz in Wien bewirkt, daß London nicht mehr den Mittelpunkt der Berathungen bildet. Gleichzeitig hat die Erklärung Rußlands, nur Vorschläge der Vermittelung annehmen zu wollen, welche ihm von Konstantinopel zugingen, oder wenigstens nachdem die Pforte ihre Einwilligung zu solchen vermittelnden Vorschlägen gegeben, einen hier nicht vorhergesehenen, höchst unangenehmen Verzug in die Verhandlungen gebracht. Am 19. d. M. wird das Parlament vertagt, und es ist nach dem, was in Aussicht gestellt worden, schwerlich möglich, ja kaum anständig, die diesjährige Sitzung zu schließen, ohne irgendeine Erklärung über den Stand der türkischen Sache gegeben zu haben. Alle mittheilbaren Actenstücke sind gedruckt, allein es findet sich kein Abschluß für ihre Vorlage, ja man ist weiter entfernt von einem solchen, als man es vor einem Monat zu sein glaubte.

Nachdem die beiden verbündeten Höfe übereingekommen waren, das russische Project (das sogenannte „projet Bourqueney") unter jeder Bedingung als unannehmbar zu betrachten und jede Berathung darüber fallen zu lassen, trat Oesterreich mit dem vermittelnden Vorschlage der sogenannten „note cousue", oder wie Herr Drouyn de Lhuys sich gegen Lord Cowley ausgedrückt: „la Note Harlequin" (à mi-parti), hervor. Man hatte eine solche Verschmelzung des Entwurfes und des Menschikoff'schen Ultimatums

nie mit sehr günstigem Auge angesehen, weder hier noch in Paris; man wollte jedoch den Vorschlag nicht abweisen, da Oesterreich zu verstehen gab, es glaube hierfür die Einwilligung sowol der Pforte als Rußlands in kürzester Frist erlangen zu können.

Nach dieser Zustimmung erfolgte die erste vom Grafen Buol berufene Conferenz in Wien. Das österreichische Cabinet nahm darin unaufgefordert die Initiative. Der weitere Bericht Lord Westmoreland's meldete, daß gewisse Veränderungen in der früher vorgeschlagenen Form beantragt seien, welche ihm unverfänglich schienen.

Das Cabinet beschloß jedoch, auf diesen Vorschlag nicht einzugehen, bis alle jene Fassungsveränderungen mitgetheilt und geprüft seien. Die Mittheilung erfolgte durch Telegraphen und wurde nach erfolgter Prüfung im letzten Ministerrathe auf demselben Wege im Allgemeinen zustimmend beantwortet.

3 Uhr. — In diesem Augenblicke ist die telegraphische Antwort Lord Westmoreland's von heute früh eingegangen. Hiernach sind die von hier vorgestern abgegangenen definitiven Vorschläge von der Conferenz einstimmig angenommen. Lord Westmoreland fügt hinzu, daß der Vorschlag in dieser Form heute Abend mit einem Obersten abgehe, welchem die größte Eile vorgeschrieben sei. Er ist zugleich, wie Lord Westmoreland meldet, Ueberbringer eines eigenhändigen Schreibens des Kaisers an den Sultan.

Dessenungeachtet können wir hier von dem Erfolge in Konstantinopel keine andere als telegraphische Nachricht vor dem 16. haben.

Dann bleibt noch übrig, die Annahme des Vorschlages seitens Rußlands zu erfahren. Graf Buol versichert, er hoffe, diese Annahme werde erfolgen, obwol er durchaus keine Gewißheit habe. Hier aber zweifelt Niemand, daß sich der kaiserliche Hof nicht so weit eingelassen haben würde, wenn er nicht hinlängliche Zusicherungen vom petersburger Cabinet in Händen hätte.

Die schleunige Räumung der Fürstenthümer, welche einen hauptsächlichen Bestandtheil des heute nach Konstantinopel abgehenden Vorschlages ausmacht, ist gerade der Punkt, auf dessen Entscheidung, nach hiesiger Ansicht, die Frage von Krieg oder Frieden vorzugsweise beruht. Nach den Berichten Lord Westmoreland's ist Oesterreich nicht weniger entschieden, auf diese Räumung um jeden Preis zu bestehen, wie England und Frankreich es sind.

Die von dort direct eingehenden Berichte stimmen jedoch nicht ganz zu jener Ansicht. Nach ihnen setzt sich der Fürst Gortschakoff dort fest, administrativ wie militärisch. Er hat sich der ganzen Verwaltung bemächtigt, den Hospodar ganz in den Hintergrund gedrängt, und Beschlag auf die fälligen und vom Sultan eingeforderten Abgaben gelegt.

Nach denselben Berichten beträgt die Zahl der über den Pruth

gegangenen russischen Truppen nicht über 40—45000 Mann. Sie leiden an Fiebern und anderen klimatischen Krankheiten in einem solchen Maße (sagen jene Berichte), daß von den 16000 von Wiatka nach Bukarest ausmarschirten Mann nur 13000 daselbst angekommen sein sollen.

Die mit dem Caradoc eingegangenen Nachrichten von Konstantinopel sind insoweit befriedigend, als es hiernach der Regierung gelungen ist, allen Störungen der öffentlichen Ruhe sowol seitens der mohammedanischen als der christlichen Bevölkerung vorzubeugen, und Reschid-Pascha sich befestigt hat.

Es scheint jedoch, daß Lord Stratford de Redcliffe unangenehm berührt worden ist von einigen einseitig gemachten Vorschlägen seitens Preußens, welche angeblich auf Annahme des sogenannten „projet Bourqueney" gegangen seien, und die Pforte in große Verwirrung gebracht hätten.

Von demselben Tage ist auch folgende weitere Aufzeichnung:

Die Stimmung in Beziehung auf Rußland ist im Cabinet sehr gereizt. Lord Aberdeen wird von den beiden äußersten Seiten verhöhnt wegen seiner auf Rußland gestellten Hoffnungen, und der Verzug ist an sich eine moralische Niederlage.

Die Maßregeln Gortschakoff's erbittern. „Le passage du Prouth était une violation des traités: les mesures du général russe dans les Principautés sont du brigandage": Worte Lord Clarendon's an mich, wahrscheinlich in Paris ausgeprägt, wo man ebenfalls sehr gereizt ist.

Mit Oesterreich ist man im Allgemeinen so weit zufrieden, daß durch sein Vortreten die Verhandlung eine mehr europäische Gestalt gewonnen hat, und man nicht blos Frankreich neben sich sieht.

Der Vorschlag selbst gilt hier jedoch für einen Gedanken Meyendorff's und befriedigt nicht.

Lord Stratford's Bericht über den vom preußischen Gesandten, ohne alle Mittheilung an seine Collegen, geheim, an Reschid-Pascha gemachten Vorschlag hat hier Befremden und Misfallen erregt. Da Preußen „avait tiré son épingle du jeu", so habe man nicht von ihm ein einseitiges, gar nicht verabredetes Vorgehen in Konstantinopel erwartet, am wenigsten zu Gunsten eines „unverschämten" russischen Projects, welches England sogleich verworfen habe, und auf welches nicht einmal Oesterreich eingegangen sei. „Preußen könne sich doch nicht verhehlen, daß es sich hier um nichts Geringeres handle, als um die Selbständigkeit Europas: pro aris et focis."

Das Ministerium steht fest. Sollte die Reformbill durchgehen, so wird wahrscheinlich das Unterhaus aufgelöst; sollte sie durchfallen, so geschieht dasselbe.

Die Orientalische Frage könnte jedoch allen diesen Berechnungen ein

Ende machen und Lord Palmerston wieder ins Auswärtige Amt bringen. Im Ministerium des Innern sehnt man sich nach dieser Lösung, denn da er Alles selbst thun will, so bleiben viele Sachen nothwendig liegen.

Daran schließt sich wieder eine Mittheilung vom 4. August 1853:

Die Antworten Lord Clarendon's und Lord John Russell's in der vorgestrigen Parlamentssitzung auf die Fragen über die Maßregeln des russischen Befehlshabers in den Fürstenthümern haben gestern die Fonds von 98 auf 97 gedrückt und in der City eine düstere und entschieden kriegerische Stimmung hervorgerufen, welche sich auch heute ungeschwächt hält. Alle Handelsunternehmungen nach der Türkei und nach der Ostsee stocken, und der Glaube an die aufrichtige Geneigtheit des Kaisers, die Fürstenthümer unverzüglich zu räumen, ist sehr gesunken....

Die bestimmte Erklärung, daß man über die gebotenen Zugeständnisse hinsichtlich der von der Pforte zu gebenden Zusicherungen nicht herausgehen und von der Forderung des unverweilten Räumens der Fürstenthümer seitens Rußlands nicht abgehen werde, hat einen sehr guten Eindruck hervorgebracht.

Die während des Augustmonats eintretenden Veränderungen in der gegenseitigen Stellung der Mächte schildert eine Aufzeichnung Bunsen's vom 2. September 1853:

In meiner gestrigen Conferenz mit Lord Clarendon beschränkte ich mich natürlich darauf, Lord Clarendon um Mittheilung seiner Nachrichten aus Konstantinopel und die Ansicht des Cabinets über das, was jetzt zu thun sei, zu bitten. Er gab mir auch alle Auskunft, die ich zur Vervollständigung meiner Kenntniß der Sache nöthig hatte, mit aller Vertraulichkeit und Freundlichkeit, die ich gewohnt bin bei ihm zu finden. Dann aber nahm er das Wort und sagte: „Preußen sei die einzige der vier Mächte, welche in dieser großen Krise Europas keine entschiedene und selbständige Politik gezeigt. Zu Anfang habe Preußen die zufriedenstellendsten Erklärungen unaufgefordert gegeben. Dann sei Wildenbruch in Konstantinopel einseitig aufgetreten, natürlich doch auf Instructionen. Dann sei «die Politik des Schweigens» eingetreten. Man habe gesagt, es komme nur darauf an, Rußland nicht zu reizen und zu erbittern. Dazwischen aber liege, nach der Ansicht des britischen Cabinets, eine männliche Offenheit, ein Aussprechen der Wahrheit im Augenblicke der Entscheidung. Nur das könne Europa retten, nur das sei einer selbständigen Großmacht würdig. So habe Oesterreich gehandelt und fahre fort, so zu handeln; man sei in Petersburg darüber verletzt und äußere sich sehr gereizt, allein Oesterreich habe sich dadurch allgemeine Achtung erworben und den Dank Englands. In Preußen, umgekehrt, sende man den (weltbekannt rein russisch gesinnten) Ge-

neral von Rochow nach fünfmonatlicher Abwesenheit gerade jetzt zurück, um Rußland eine Huldigung darzubringen, was den Kaiser in seinen unzulässigen Ideen nur bestärken könne."

Ich unterbrach ihn hier und sagte: „Es sei offenkundig, daß Herrn von Rochow's Gesundheit eine Badecur im Sommer erheischt, und nichts sei natürlicher, als daß er unmittelbar nach deren Beendigung auf seinen Posten zurückkehre."

Lord Clarendon blieb jedoch dabei, sowol in Berlin als in Petersburg werde dieser Schritt als eine Huldigung an Rußland angesehen, die Hofpartei in dem einen und in dem anderen Orte äußere sich in diesem Sinne ganz unverhohlen. Der Eindruck sei allgemein.

Ich erwiderte darauf: Lord Clarendon müsse sich nicht an die Aeußerungen einer halbtollen Zeitung stoßen, deren Russenleidenschaft Jedermann sich zu erklären wisse, ebenso wie ihre Ausfälle auf England, von welchen die englischen Blätter viel zu viel Aufsehen machten, da sie offenbar das Gepräge einer bedauerlichen Geistesverwirrung an sich trügen. Lord Clarendon entgegnete, er verachte die Kreuzzeitung und lese sie nie; sein Urtheil habe er sich gebildet aus den Berichten der Gesandten Ihrer Majestät in Berlin und anderswo. Das Vertrauen auf eine selbständige Politik Preußens sei sehr gefallen, und ebenso das auf die Offenheit und Geradheit des Cabinets.

Außerdem (schloß er) sei es unmöglich, aus den Regierungsprincipien Preußens klug zu werden. Die Polizeiplackereien englischer Reisenden in Preußen würden immer ärger. Man habe einen sehr liberalen Vorschlag gemacht wegen Nichtvisirens von Pässen; eine Uebereinkunft sei getroffen, allein die Polizeibehörden respectirten sie nicht; auf wiederholte Beschwerden über Mishandlungen englischer Reisenden habe er nun zwei Monate vergebens auf Antwort gewartet. Preußen sei Herr in seinem Lande, allein es gebe doch auch freundschaftliche Rücksichten. Die öffentliche Meinung Englands sei doch auch etwas werth, und ich wisse, wie man hier darüber urtheile. Alles dieses mit der schwankenden Politik in der europäischen Angelegenheit, in welcher Preußen doch mitzusprechen habe und mitsprechen und handeln wolle, mache einen schmerzlichen Eindruck. Er könne seine freundschaftliche Gesinnung nicht anders bethätigen, als indem er mir dieses offen und vertraulich ausspreche. Ich wisse, wie sehr er wünsche, Preußens Macht und Einfluß gehoben zu sehen.

Ich sagte nun Alles, was man sagen kann, um die Combination ganz verschiedener Umstände abzulehnen. Das Eine habe mit dem Anderen nichts zu thun. Daß man den General von Rochow jetzt zurücksende, gebe ja umgekehrt die Mittel an die Hand, einen heilsamen Einfluß auf den Kaiser auszuüben und ihn bei seinen versöhnlichen Gesinnungen zu erhalten, gerade im entscheidenden Augenblicke. Das englische Cabinet sei ja selbst der

Ansicht, man müsse jetzt nur sehen, daß der Kaiser nicht abspringe. Auch wisse man in Petersburg gar wohl, wie man in Berlin über die Besetzung der Fürstenthümer denke, und schwerlich sei dieser Umstand ohne Wirkung geblieben. Dabei blieb es.

Die engen, dieser Biographie gezogenen Grenzen gestatten uns, nur wenigen Auszügen aus dem ungemein reichen, fast täglichen Briefwechsel jener bewegten Monate Aufnahme zu gewähren. In allen Actenstücken ist das ernste Bestreben Bunsen's, trotz aller Anreizungen des russischen Kaisers an der Erhaltung des europäischen Friedens mitzuarbeiten, unzweideutig zu erkennen. Als Beleg der edlen Mäßigung, welche Bunsen seiner lebhaften Natur auferlegte, möge unter Anderem folgende Denkschrift vom 15. October 1853 dienen:

Wenn ich die englische Politik von ihrem Mittelpunkte aus aufzufassen und darzustellen versuche, so kann ich nur wiederholen, daß aufrichtige Friedensliebe und ein unheilbares Mistrauen in die Absichten des Kaisers von Rußland ihre beiden bewegenden Triebfedern sind. Wie gewöhnlich ist diese Ansicht des Ministeriums der Ausdruck der unbedingt großen Mehrheit der Nation, oder, wenn man es so ausdrücken will, die nationale Ansicht geht mit der des Cabinets Hand in Hand.

Seit der unglückseligen Depesche des russischen Staatskanzlers an Freiherrn von Meyendorf über die Verschiedenheit der russischen und türkischen Auffassung des wiener Notenentwurfes traten Lord Aberdeen und Lord Clarendon gänzlich der Ansicht ihrer meisten Collegen und der öffentlichen Meinung bei, daß der Kaiser allerdings mit seiner Forderung das beabsichtige, was die Pforte besorgte, und entschlossen war und ist, nichts zu geben; dies aber war im Wesentlichen dasselbe, was sie nach der Ansicht der beiden Seemächte wirklich nicht zugeben kann oder darf, ohne russischer Vasall zu werden.

Jene beiden Staatsmänner hatten sich der (ich weiß eigentlich nicht recht wodurch begründeten) Ansicht hingegeben, daß nicht allein die beiden deutschen Großmächte mit England in der Auslegung jenes buntscheckigen Entwurfes einig seien, sondern daß auch Rußland entschlossen sei, auf diesem Wege sich durch stillschweigende Annahme mit Ehren und im Frieden aus der falschen Stellung zurückzuziehen, in die es sich gebracht hatte, namentlich durch die unleugbar nicht zu rechtfertigende Besetzung der Fürstenthümer. Lord Aberdeen fühlte, daß er einen politischen Fehler begangen, sich dem Ueberschreiten des Pruth nicht sogleich zu widersetzen, und daß die öffentliche Meinung über diesen Punkt im nächsten Parlament ein mächtiges Organ finden und ihn von seinem Posten abzutreten zwingen werde, wenn er bei diesem letzten Wendepunkte nicht mit Energie auftrete. Lord Clarendon war ihm bei Besetzung der Fürstenthümer nur mit halber Ueber-

zeugung in jener abwartenden Politik gefolgt; Lord Stratford schloß sich persönlich offenbar der entgegengesetzten Meinung an; die einflußreichsten Collegen verhehlten kaum ihr Bedauern und ihren Triumph, obwol sie sich nicht widersetzten. Von Paris kamen widerstreitende Anregungen, je nachdem die Finanzrücksichten und Herr Fould oder die politischen Axiome des Kaisers und Herrn Drouin de Lhuys' vorherrschten. Doch war über den Hauptpunkt nie ein Zweifel. In der That war in diesem Augenblicke die wiener Note unrettbar in Paris wie in London verloren, und es war ein Fehler des wiener Cabinets, zu glauben, daß man sie durch den olmützer Entwurf der von den vier Mächten zu gebenden Erklärungen werde halten können.

Die Nachricht von der Kriegserklärung am 28. v. M., über welche man die pariser Börse ebenso gut wie die wiener zu täuschen suchte, und die man hier sogar einige Tage geheim hielt, traf bis auf die Stunde mit der Befürwortung jener Note seitens meiner und des österreichischen Gesandten zusammen, und machte aller Discussion durch das verhängnißvolle „Zu spät" ein Ende. Von dem Augenblicke an waren Paris und London über diesen Punkt vollständig einig.

Der Ausweg, welchen Lord Aberdeen in dem Ministerrathe vom 7. vorschlug und endlich in dem vom vorigen Montage, als am 10. d., durchsetzte, war offenbar der möglichst friedfertige. Die politische Idee läßt sich etwa folgendermaßen zusammenfassen:

Der Kaiser von Rußland hat durch seine Zustimmung zu dem olmützer Entwurfe, wenn sie ehrlich gemeint war, die Gerechtigkeit der türkischen (und englisch-französischen) Auffassung anerkannt; er gibt also die Ansicht der Nesselrode'schen Depesche auf und sieht sie als eine nur für Herrn von Meyendorf bestimmte Mittheilung an. Er kann also nicht anstehen, von der Türkei selbst eine Note anzunehmen, welche dem olmützer Entwurfe entspricht. Eine solche Note wird aber die Pforte geben, sobald diese Mächte ihr bestimmt versichern können, daß der Kaiser sie annehmen und daraufhin die Fürstenthümer räumen werde.

Der Vorschlag ist also das Friedfertigste und für Rußland Annehmbarste, was unter den gegebenen Umständen hier geschehen konnte. Der Kaiser der Franzosen ist diesem Vorschlage in der Hauptsache beigetreten, allein man ist über das Nähere der Form und Fassung sowie der weiteren Behandlung noch nicht im Reinen.

An der Friedfertigkeit beider Cabinete, des englischen und französischen, ist insofern nicht zu zweifeln, als sowol das eine wie das andere einen ehrenhaften Frieden jedem Kriege aufrichtig und entschieden vorzieht.

Allein es treten nun selbst bei Lord Aberdeen und Lord Clarendon Erwägungen ein wie die folgenden:

Hat man der früheren Auffassung der Angelegenheit seitens Lord

Aberdeen's von vielen Seiten vorgeworfen, daß sie an Mangel einer richtigen Berechnung dessen leide, was Rußland thun werde, so ist offenbar jetzt eine weit größere Gefahr, daß man die Rechnung vielleicht nach beiden Seiten hin ohne den Wirth mache, jedenfalls aber in Beziehung auf die Pforte.

Der Krieg ist erklärt und zwar auf Grund der russischen Auslegung des wiener Entwurfes und der Weigerung des Kaisers, etwas Anderes anzunehmen als die dergestalt unzweideutig im russischen Sinne ausgelegte Note der Conferenz. Wie kann man glauben, daß die Pforte jetzt noch, ohne eine offene und durch die Thatsache der ungesäumten Räumung der Fürstenthümer bekräftigte Erklärung Rußlands, nachgeben und zurückgehen solle?

Es scheint unmöglich, sie in diesem Augenblicke, ohne vorhergegangene Ereignisse, zum Stehen zu bringen.

Ebenso unmöglich ist es, sie in ihrer Auffassung fallen zu lassen.

Endlich aber sehen die von den Fürstenthümern einlaufenden Nachrichten nicht im geringsten so aus, als denke man an eine Räumung oder als habe man überhaupt je daran gedacht. Beruhigende Erklärungen über die Gesinnungen des Kaisers gehen allerdings von jeder Seite und auch direct von St.-Petersburg ein, allein es tritt dabei der Gedanke störend dazwischen: ist der Kaiser jetzt nicht etwa friedfertig, weil er erst im Frühjahr kriegsfertig ist?

Es bleibt also nur die Hoffnung übrig auf die vorgerückte Jahreszeit und die Bedenken jeder der beiden kriegführenden Mächte gegen den gefahrvollen Donauübergang.

Unterdessen erliegen alle Combinationen für friedliche Einschreitung den Entfernungen. Man bedauert hier sehr, daß die Conferenzen in Wien seien. Und sicherlich würde man viel mehr von England erlangen können, wenn die Conferenzen in London gehalten würden, statt in Wien; ebenso von der Pforte selbst. Man hat so wenig in London als in Konstantinopel das geringste Vertrauen auf die wiener Conferenz, die Person Lord Westmoreland's einbegriffen. Allein man weiß sehr gut, daß der Kaiser Nikolaus nie in eine solche Verlegung einwilligen werde.

Faßt man alle diese Umstände zusammen, so kann man nicht verkennen, daß Lord Aberdeen's Lage sehr gefährdet sei. Bricht der Krieg jetzt aus oder führen die Unterhandlungen im Winter zu keinem befriedigenden Ergebnisse, so dürfte er sich zum Abtreten genöthigt sehen.

Das heutige Manifest Lord Derby's und Herrn D'Israeli's zeigt, daß diese Partei seinen Untergang beschlossen hat und sogar eine Adresse in Aussicht stellt, Ihre Majestät zu bitten, ihn aus der Liste ihrer Geheimen Räthe auszustreichen. Die ganze Whigpartei würde sich Lord Derby anschließen, wenn die friedliche Politik Lord Aberdeen's fruchtlos bleiben sollte.

Dies heißt mit anderen Worten, Lord Palmerston werde alsdann wieder in das Auswärtige Amt treten.

Aus diesem Allen zieht das englische Cabinet den Schluß, daß Alles versucht werden muß, das Zerwürfniß auf eine für beide Theile möglichst ehrenvolle Weise zu beendigen. Und der jetzt beschlossene Vorschlag ist der beste Beweis von der Redlichkeit und dem Ernste dieser Absicht.

Einen Monat später, am 10. November 1853, schreibt Bunsen:

Beim Rückblick auf die verflossenen vierzehn Tage kann ich mir die Thatsache nicht verhehlen, daß für den hiesigen Beobachter der politische Horizont entschieden mehr verdunkelt ist. Es haben sich keine der vorhandenen Schwierigkeiten gehoben, wohl aber ist durch den Ausbruch des Krieges und die damit zusammenhängenden Ereignisse die Aussicht auf eine baldige Lösung der bestehenden Verwickelungen sehr getrübt. Das russische Manifest ist hier von allen Organen der öffentlichen Meinung aufs allerstrengste beurtheilt worden und man darf sich die Thatsache nicht verhehlen, daß die Presse wirklich das ungetheilte Urtheil der Nation ausspricht. Man findet es „gotteslästerlich", daß der Kaiser, statt seine Handlungsweise durch Thatsachen zu rechtfertigen, die Pforte der Lügen und der Halsstarrigkeit bezichtigt, und dann zum Schluß, sich auf Gott berufend, den ehrwürdigen Psalmvers anführt, womit einer der gebrauchtesten Lobgesänge (das Tedeum) schließt. . . .

Ueber den politischen Gehalt der Darstellung des Geschehenen in jenem Manifeste drückt man sich allgemein in dem Sinne des heute eingetroffenen Artikels des „Moniteur" aus, welcher hier großen Eindruck gemacht hat. Man protestirt insbesondere auch aufs lauteste gegen die Behauptung, daß England und Frankreich der Pforte unrecht gegeben.

Lord Aberdeen hat in einer sehr ernsten und würdigen Rede bei dem Festmahle in Guildhall es als seinen unabänderlichen Grundsatz ausgesprochen, daß er den Frieden für England so lange als möglich zu erhalten bestrebt sein werde. Er hat jedoch nöthig gefunden hinzuzusetzen:

„daß man unrecht haben würde, wollte man daraus schließen, ein Krieg sei bei dieser Politik für England undenkbar; umgekehrt, unter gewissen Voraussetzungen würde er unvermeidlich sein, und dann würde er keinen Augenblick anstehen, das zu thun, was die Ehre Großbritanniens erheische."

Der Kaiser Napoleon hält das thätige Einschreiten der Seemächte oder wenigstens die Androhung eines solchen für unvermeidlich. Er drängt deshalb in diesem Augenblicke England, die beiden deutschen Großmächte mit ihm aufzufordern, ihre Stellung näher angeben zu wollen, im Fall es dahin komme, daß die beiden Seemächte Rußland Vorschläge für den Frieden machen sollten, mit der Alternative einer thätigen Unterstützung der Türkei im Fall der Ablehnung. Solche Vorschläge würden ohne Zweifel

den Zweck haben, das Verhältniß Rußlands zur Türkei von allen Zweideutigkeiten zu befreien, zu welchen die wenigen anscheinend unschuldigen Worte im Vertrage von Kainardschi geführt haben. Der Kaiser (so scheint man zu argumentiren) werde sich solchen Vorschlägen nicht widersetzen, wenn alle vier Mächte sich offen über das Unstatthafte der von der Pforte zurückgewiesenen Forderungen im Sinne des europäischen Gleichgewichts äußerten. Allein er wird anstehen, den alten Plan des russischen Cabinets aufzugeben, wenn er sicher ist, daß die beiden deutschen Mächte sich solchen Vorschlägen nicht anschließen würden. Eine thätige Mitwirkung im Falle des Ablehnens erwartet man von den deutschen Mächten nicht, aber wohl eine strenge Neutralität, nicht das, was man eine „neutralité bienveillante" nennt. Irre ich mich nicht ganz, so ist dieses der Gedanke des französischen Cabinets; ich glaube nicht, daß es dabei Rückhaltsgedanken gegen Belgien und die Rheingrenze hegt, wohl aber dürften Agitationen in Italien und Demonstrationen gegen die Lombardei und Neapel die Folge einer ausweichenden Antwort seitens Oesterreichs sein.

Eingehender noch wird die damalige Lage der Dinge in einer Denkschrift Bunsen's vom 23. November 1853 geschildert:

Am 22. October forderte die Königin Victoria den Grafen Aberdeen auf:

Ihre Majestät möglichst bald in den Stand zu setzen, die genauen Ansichten Ihres Cabinets über die definitiv in der russisch-türkischen Frage zu nehmende Stellung und zu ergreifenden Maßregeln kennen zu lernen.

Die Königin schloß diesem Handschreiben eine vom Prinzen Albert verfaßte politische Denkschrift über jene Verhältnisse bei, und empfahl dieselbe der Aufmerksamkeit des Ministeriums.

Der wesentliche Inhalt dieses merkwürdigen Actenstückes ist folgender:

„England ist bei Behandlung der türkisch-russischen Frage von drei wesentlichen Punkten ausgegangen:

1) Es tritt nicht als Vermittler auf; es erklärt, daß es in Allem, was die Selbständigkeit der Pforte verletze, Partei für die Türken nehme gegen Rußland.

2) Es besteht auf dem vertragsmäßigen Rechte, will jedoch dieses, da sich widerstreitende Ansichten kundgegeben, redlich und klar festgestellt wissen.

3) Es macht der Pforte gegenüber die Bedingung, daß sie den Verhandlungen Raum gebe und sogar in der Besetzung der Fürstenthümer nicht einen Kriegsfall sehe, falls Rußland auf Verhandlungen eingehe; zugleich verlangt es Sicherstellung der Christen durch weise Anordnungen der Pforte.

„Das weitere Verhalten in dieser Angelegenheit muß von dem

Benehmen der kriegführenden Mächte abhängen. England will nicht zugeben, daß das Gleichgewicht der europäischen Mächte zerstört und die Pforte unterdrückt werde. Zu dem Zwecke kann ein thätiges Einschreiten gegen Rußland das unerläßliche Mittel werden. Allein England ist nicht verpflichtet, die Pforte in einem Angriffskriege zu unterstützen, und es kann nicht in seiner Politik liegen, eine Zwangsherrschaft von Mohammedanern über 12 Millionen Christen in Europa mit Gewalt aufrecht zu halten, falls dieselben, wenngleich auf Anstiften Rußlands, eine Sicherung ihrer religiösen und bürgerlichen Rechte verlangen. Man weiß noch gar nicht, ob die Pforte Lebenskraft genug hat, jene Herrschaft gegen den Willen der christlichen Bevölkerung aufrecht zu erhalten."

Lord Aberdeen theilte die Denkschrift des Prinzen Lord Clarendon mit, ebenso Lord John Russell und Lord Palmerston, und forderte sie auf, ihre Ansicht auszusprechen, damit er sie der Königin vorlegen könne. Lord John Russell drückte im Allgemeinen seine Zustimmung aus zu den in der Denkschrift des Prinzen ausgesprochenen Grundsätzen und erkannte die Richtigkeit der darin aufgestellten Thatsachen an. Zu näherem Verständnisse gab er Lord Aberdeen anheim, eine von ihm über denselben Gegenstand dem Premierminister übergebene Denkschrift der Königin vorlegen zu wollen. Lord Palmerston arbeitete dagegen eine eigene Denkschrift aus, welche vom 1. November datirt ist, und eine scharfe Kritik der prinzlichen Ansicht enthält. Lord Clarendon faßte seine Ansicht ebenfalls in eine Denkschrift zusammen, die im Allgemeinen mit der eigenen Denkschrift Lord Aberdeen's übereinstimmt, ungeachtet im Einzelnen sich nicht unbedeutende Verschiedenheiten finden.

Am 4. November nun reichte der Premierminister seine Arbeit ein, und legte zugleich die Denkschriften der drei Collegen bei.

Die Denkschrift Lord John Russell's ist kurz. Man kann ihren wesentlichen Inhalt auf folgende vier Punkte zurückführen:

1) In dem Streite selbst ist alles Recht auf Seite der Türkei, alles Unrecht auf Seite Rußlands.

2) England ist nicht durch Verträge gezwungen, die Pforte gegen Rußland zu vertheidigen, allein es hat als Großmacht ebensowol die Verpflichtung als das Recht, das Gleichgewicht Europas, worin die Türkei eine bedeutende Stelle einnimmt, gegen die Uebermacht Rußlands zu schützen.

3) Die Ueberschreitung des Pruth und die Besetzung der Fürstenthümer berechtigten die Pforte zur Kriegserklärung, um so mehr, da das petersburger Cabinet selbst die Forderungen Rußlands in einem mit der Selbständigkeit des Sultans unvereinbaren Sinne erklärt hatte.

4) Ueberschreitet Rußland die Donau, so muß sogleich der Krieg

erklärt werden, und England und Frankreich müssen die beiden deutschen Großmächte auffordern, mit ihnen den Frieden zu erzwingen.

Die Denkschrift Lord Palmerston's vom 1. November sagt:

Anfang und Ende der Denkschrift des Prinzen stehen miteinander in Widerspruch. Die bereits getroffenen Maßregeln und die bereits vorliegenden Ereignisse fordern gleichmäßig, daß man endlich, um den Frieden und die Ehre zu retten, mit aller Energie auftrete. Er stellt zur Begründung dieser Theorie folgende Grundsätze auf:

1) England hat durch die Verträge, ebenso gut wie die anderen vier Mächte, die Verpflichtung übernommen, die Selbständigkeit der Pforte zu achten und gegen ungerechte Angriffe zu erhalten.

2) Rußland hat das Gegentheil davon gethan; die Besetzung der Fürstenthümer war der letzte Schritt auf der Bahn des Unrechts, welche es mit Menschikoff's Forderungen betrat.

3) England und Frankreich haben darauf durch Zusammenziehen ihrer Flotten und zuletzt durch das Einlaufen derselben in den Bosporus geantwortet. Diese Maßregeln haben keinen Sinn, wenn man jetzt nicht Rußland auffordert, in einen Waffenstillstand zu willigen, auf Basis der Räumung der Fürstenthümer, und über den Frieden unter Vermittelung der anderen vier Großmächte zu unterhandeln.

4) Will Rußland auf diese ungesäumt zu stellende Forderung nicht eingehen, so muß man den Krieg seitens Englands im Belange der Unabhängigkeit Europas und der Erhaltung der Türkei sogleich erklären, die beiden deutschen Großmächte zum Beitritt auffordern und den Krieg zu Wasser und zu Lande mit allen Kräften führen. Der Kaiser Napoleon wird seine ganze Macht zu diesem großen Zweck aufbieten, und die Pforte wird von ihrer Seite fernerhin die Energie und zugleich die friedfertige Gesinnung bewähren, welche sie bisher gezeigt hat.

5) Wie die Bedingung des Waffenstillstandes die sofortige Räumung der Fürstenthümer seitens der Russen sein muß (die Türken gehen denn von selbst über die Donau), so die Bedingung des Friedens eine materielle politische Garantie, eine Sicherung der türkischen Grenze und Verstärkung einer abwehrenden Macht gegen das Schwarze Meer hin.

Lord Clarendon in seiner Denkschrift hält sich von diesen Forderungen fern; er läßt es zweifelhaft, ob man, bei entgegenkommendem Betragen Rußlands, auf der Räumung der Fürstenthümer als Bedingung des Waffenstillstandes bestehen solle; er ist jedoch mit Lord John Russell darin einverstanden, daß man womöglich als vereintes Europa die Grundsätze, wonach der Friede geschlossen oder der Krieg erklärt werden muß, möglichst bald in Verbindung mit Frankreich formulire. Also man fange mit den Friedenspräliminarien an und lasse dann Conferenzen folgen, zu sechs.

Der Premierminister erklärt in seiner Denkschrift vom 4. November sich mit den Grundsätzen, welche der Prinz aufgestellt, durchaus einverstanden, und führt seinerseits drei Punkte aus, welche man kurz folgendermaßen formuliren kann:

A. Da der leitende Grundsatz der Status quo ante bellum sein muß, wenn man nicht in ein unbekanntes Gebiet eintreten will, so wird es am besten sein, diesen einfach so anzuwenden, daß man vom Kaiser von Rußland nicht die vorläufige Räumung der Fürstenthümer fordere, wenn er nur über die Bedingungen des Friedens sich befriedigend im Sinne Englands äußert. Die Friedenspräliminarien können in 24 Stunden geschlossen, und daraufhin müssen natürlich die Fürstenthümer sofort geräumt werden; in die Vorbedingung des Räumens vor den Friedenspräliminarien geht der Kaiser nie ein, da er es als eine persönliche Demüthigung ansehen würde.

B. Die Friedenspräliminarien müssen, auf Grund einer von den vier Mächten in Konstantinopel abzugebenden Erklärung, welcher der Kaiser ohne Zweifel sogleich seine Zustimmung geben wird, sofort abgeschlossen werden.

C. Der zwischen Rußland und der Türkei direct irgendwo zu verhandelnde Friede muß in wenigen Artikeln auf dem einfachen Statusquo abgeschlossen werden. Die alten Verträge werden also wieder zu erneuern sein, sie können nicht mehr schaden, nachdem die Zweideutigkeit des Art. VII. von Kainardschi gehoben ist. Eine Aufhebung der Verträge und Begründung eines ganz neuen Verhältnisses würde, wie jedes Hinausgehen über die Nothwendigkeit, zu unabsehbaren Aenderungen im Territorialbesitz Europas, und wahrscheinlich zu Revolutionen und Aufständen an vielen Enden auf dem Festlande führen.

Diese Grundsätze wurden von der Königin am 5. November der definitiven Besprechung und Annahme des Cabinets empfohlen als Grundlage eines mit Frankreich zu treffenden Abkommens.

Während und in den nun eintretenden Verhandlungen stellten sich aber im Cabinet auf das entschiedenste zwei Ansichten gegenüber: die von Lord Aberdeen und die von Lord Palmerston. Dieser bestand (und besteht) darauf, die Politik des Prinzen und Lord Aberdeen's könne nur zum Verderben führen; die seinige sichere gerade den Frieden, welchen jene wünschten, und führe zugleich zur Lösung anderer schwieriger Fragen. Die christlichen Nationalitäten jetzt zu Trägern der türkischen Macht, Rußland gegenüber, machen zu wollen, heiße nichts, als Rußland in die Hände arbeiten: das sei gerade der von Rußland arglistig vorbereitete Weg zur Beherrschung des Ostens und des Mittelmeeres.

Die Pforte habe Lebenskraft und die Nationalitäten auch, wenn man ihnen nur Zeit lasse. Dies wolle eben Rußland nicht.

Um diesen verderblichen Plänen entgegenzutreten, müsse man die am meisten betheiligte Macht an der Donau vorschieben — Oesterreich — welches doch auf das Donaureich angewiesen sei. Man gebe ihm die beiden Fürstenthümer, indem man den Tribut von 30000 Pfund Sterling kapitalisire, und der Pforte dadurch etwa eine Million Pfund Sterling verschaffe. Oesterreich tritt dagegen Oberitalien, oder mindestens die Lombardei, an Sardinien ab, welches seinerseits kein Bedenken tragen würde, Savoyen an Napoleon zu übergeben: um diesen kleinen Preis werde der Kaiser an den Frieden gebunden, und Oesterreich von seiner schwersten Bürde erlöst, zum Besten einer unbeschreiblich gedrückten Bevölkerung, welche Oesterreich nie ergeben sein werde. So verliere Niemand, und Europa komme in einen erträglichen Zustand.

Lord Palmerston ist ohne allen Zweifel von der Richtigkeit seiner Ansicht durchdrungen, und spricht aus Ueberzeugung. Seine Thätigkeit geht jedoch sehr weit. Man hat erfahren, daß er (durch den französischen Botschafter über Paris) dem Reschid-Pascha den Rath gegeben hat:

die Pforte solle England und Frankreich drängen, mit ihrer zugesagten Unterstützung Ernst zu machen, und zu dem Zwecke Folgendes vorzuschlagen. Die Pforte stellt ihre ganze Flotte der englisch-französischen zur Verfügung, und ersucht diese Mächte, sie gehörig mit Offizieren zu versehen, und dann ins Schwarze Meer und nach der Sulinamündung zu führen, und wo es ihnen gut dünke, dagegen verspreche sie, keinen Frieden zu schließen, „ohne ihren Rath".

Dieser Plan (dessen Urheber nicht unbekannt geblieben war) ist am 21. als Vorschlag Reschid-Pascha's hier angekommen.

In diesem Stande waren die Sachen, als am 8. November der Cabinetskurier, welcher Petersburg am 1. verlassen hatte, einen eigenhändigen Brief des Kaisers Nikolaus an die Königin Victoria überbrachte. War sein Eintreffen unerwartet, so war sein Inhalt es noch viel mehr.

Der Brief nimmt fast vier volle Seiten ein. Er beginnt mit dem Ausdruck des unbedingten Vertrauens des Kaisers in den Edelmuth und die echt freundschaftlichen Gesinnungen der Königin, und nimmt diese Gesinnungen in Anspruch in einem Augenblicke, wo bedenkliche Verwickelungen eingetreten sind, und schwere Ereignisse (des évènemens graves) sich anmelden. Nichts als gegenseitiges Vertrauen könne größeres Uebel verhüten und beide Länder vor dem Unheile des Krieges bewahren.

Nach diesem Eingange geht der Kaiser über auf die Unterredung, welche er im Februar dieses Jahres mit Sir Hamilton Seymour über die türkischen Angelegenheiten und seine Politik, der Pforte gegenüber, gehabt, und über die damals gegebenen und empfangenen Zusicherungen. Das

Folgende macht keinen Anspruch auf wortgetreues Wiedergeben der Ausführung, welche der Kaiser diesem Wendepunkte in seinem Schreiben gegeben hat, allein es sind wesentlich die Worte, und durchaus der Inhalt:

„Que Votre Majesté veuille se faire lire les pièces tant officielles que confidentielles échangées dans le tems entre nos deux ministères, enfin qu'Elle puisse se convaincre que, pour ma part, je pris alors un engagement solennel, et que j'obtins de la part du gouvernement de Votre Majesté des assurances que l'Angleterre était satisfaite de mes explications. . . . Il résulte de ces faits, que ma parole Impériale est engagée, et que le gouvernement de Votre Majesté a pris l'engagement formel d'observer envers moi une politique d'amitié et de confiance comme dans le passé. . . . Rien ne s'est passé depuis, qui ne soit conforme à cet engagement de ma part. . . . Je fais donc Votre Majesté l'arbitre entre moi et Son gouvernement."

Dieser Brief mußte die Königin in große Bewegung versetzen. Sie hatte nicht erwarten können, daß man Lord Aberdeen des Verkennens der Gesinnungen des Kaisers und einer entschiedenen Wortbrüchigkeit beschuldigen würde.

Am 14. November schickte sie etwa folgende Antwort ab:

„. . . Personne n'apprécie plus que moi les sentimens nobles, qui animent Votre Majesté, et la confiance que vous me montrez, aussi dans cette occasion. Comme Vous m'en exprimez le désir, Sire, j'ai relu avec la plus grande attention tout ce que le bon Sir Hamilton Seymour me manda dans le tems, et les pièces de la correspondance à laquelle ses communications donnèrent lieu.

„Je ne puis mieux répondre à la confiance que Votre Majesté m'accorde, qu'en Lui exprimant librement la conviction que j'ai gagnée par cet examen. En voici les résultats:

„a) Que Votre Majesté me fit déclarer que la mission du Prince Menchikoff n'avait d'autre but que d'assurer à l'église grecque ses droits et privilèges dans les Lieux Saints. Je fus confirmée dans la confiance que cette déclaration m'inspira par la conduite conciliante de la Porte et par l'empressement du gouvernement français de ne pas s'opposer à un arrangement dont il ne reconnaissait pas la justice. Votre Majesté sait, que les demandes du Prince Menschikoff outrepassèrent cependant ces limites, et étendirent des demandes applicables à des pélerins, à une demande de protectorat sur douze millions de sujets de la Porte.

„b) Comme Votre Majesté a appelé mon attention sur les traités, je les ai fait de nouveau examiner par les hommes les plus éminens et impartiaux, et je les ai examinés moi-même avec le plus grand

soin. Le résultat est, que ce n'est que l'art. VII. du traité de Kainardji, qui puisse être cité à l'appui de telles prétentions, et que cet article ne contient rien, sur quoi on puisse fonder un droit quelconque de protectorat sur les sujets Grecs de la Porte.

„c) L'occupation des Principautés est injustifiable d'après tous les traités. . . .

„Je trouve, que mon cabinet, en exprimant ma conviction, a tenu envers Votre Majesté un langage loyal, et je puis Vous assurer, Sire, qu'il n'a jamais perdu de vue le haut prix que je mets à la continuation de la paix entre les deux pays. Quant à moi, je conserve encore aujourd'hui la confiance, que Votre Majesté, dans Ses sentimens élevés de justice, et dans l'amour de la paix, voudra aider mes efforts pour la maintenir."

Unterdessen drängten Frankreich und Lord Palmerston hier und in Paris. Man müsse, Rußland gegenüber, mit einer nicht drohenden, aber entschiedenen Alternative entgegentreten, und zugleich die beiden deutschen Großmächte auffordern, sich zu erklären: ob sie entschlossen seien, sich in einem solchen Sinne gegen Rußland zu erklären, daß, wenn der Kaiser sich denjenigen Forderungen widersetzte, welche sie selbst für billig und gerecht erkennten, sie zur Sicherung des Friedens energisch auftreten würden.

Von Frankreich zeigen sichere geheime Nachrichten an, daß zehn Regimenter Infanterie in Chasseurs de Vincennes verwandelt, und ohne alles Aufsehen die zum Einschiffen brauchbarsten Truppen nach dem Süden vorgeschoben werden, sodaß Napoleon in kürzester Frist 40000 Mann Kerntruppen nach dem Bosporus hinübersenden könnte.

So würden dann bald drei Heere dort vereinigt sein: ein russisches, ein österreichisches und ein französisches.

Dies sind die Umstände, unter denen man der für morgen, den 24. November, angekündigten Rückkehr des Grafen Walewski entgegensieht. Man weiß, er bringt den Entwurf zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit.

Daß Bunsen eine in derselben Zeit an ihn ergangene Aufforderung des Königs zu persönlicher Besprechung in Berlin aus Gesundheitsrücksichten ablehnen mußte, ist bereits in dem in früherem Zusammenhang mitgetheilten Briefe an Herrn von Usedom berichtet; es sei daher hier nur erwähnt, daß der Minister-Präsident von Manteuffel Bunsen's Herüberkunft für unnöthig erklärte.

Der Decembermonat bereitete die kriegerische Wendung in der Politik Englands vor, die Palmerston's Austritt aus dem Ministerium Aberdeen bezweckte. Ueber diesen Schritt des englischen Staatsmannes schreibt Bunsen am 15. December 1853:

Die Nachricht von dem Austritte Lord Palmerston's ist noch ein tiefes Geheimniß. Allein schon morgen früh wird sie aufhören, es zu sein, und das Ereigniß wird bald nach allen Seiten besprochen und gewürdigt werden.

Es steht die Thatsache fest, daß Lord Palmerston ausgetreten ist wegen eines nicht zu beseitigenden Widerspruchs seiner Ansicht mit der des Ministerialausschusses über die Reformbill. . . .

Die erste Frage, welche England und das Ausland sich stellen werden, nachdem sie den Thatbestand kennen gelernt, wird natürlich diese sein:

Ist dieses Austreten Lord Palmerston's im gegenwärtigen Augenblicke etwas Anderes als ein Vorwand, oder eine zu möglichster Reformirung der Regierung gewählte Form?

Jedermann, der Lord Palmerston in den letzten zwei Monaten beobachtet und gesprochen hat, weiß, daß seine Ansichten in der Orientalischen Frage von denen Lord Aberdeen's entschieden abweichen. Dies ist auch in den diplomatischen Kreisen kein Geheimniß, und man weiß, wie weit diese Verschiedenheiten reichen.

Es drängt sich also die Vermuthung auf, daß Lord Palmerston ein bedeutendes Ereigniß habe abwarten wollen, um entweder seine Ansicht durchzusetzen und das Ministerium zu einem entschiedenen Vorgehen zu bringen, oder seine Gemeinschaft mit demselben aufzukündigen und sich eine freie Stellung im Parlament zu sichern.

Die Nachricht von der Zerstörung der türkischen Flotte im Hafen von Sinope traf fast gleichzeitig mit der von den Festlichkeiten am Bord des türkischen Admiralschiffes hier ein, nämlich am vorigen Sonnabend, den 10. December. Es war im Salon der Lady Palmerston und von Lord Palmerston selbst, daß ich die erste Kunde davon vernahm.

Die Sitzungen des Ausschusses, in welchen die abweichenden Ansichten des ministeriellen Ausschusses zur Krise kamen, fanden Montag und Dienstag statt. Mittwoch reichte Lord Palmerston sein Entlassungsgesuch ein.

Die Entscheidung hinsichtlich der nach Konstantinopel zu sendenden Weisungen war bereits Dienstag gefaßt. Da Lord Stratford sowol als der französische Botschafter in Konstantinopel schon seit geraumer Zeit unbedingte Vollmacht haben, zum Schutze der Pforte über die ganze Flotte ihrer Staaten oder einen Theil derselben zu verfügen, so hat das Cabinet die wohlgegründete Ueberzeugung, daß dort Alles geschehen werde, was die Umstände erheischen. Ja, es ergibt sich jetzt aus den vertraulichen Berichten, daß die Absendung von vier Fregatten nach Varna nur deswegen unterblieb, weil Admiral Hamelin erklärte:

er habe keine zwei Dampfschiffe in Bereitschaft, welche den dorthin bestimmten zwei englischen entsprächen.

Der wirkliche Grund ist, daß die französischen Dampfschiffe höchstens nur sieben Seemeilen die Stunde gehen können, während die englischen zehn bis zwölf machen.

Neue drängende Weisungen an Lord Stratford wären also nur dann nöthig, wenn man entschlossen wäre zu erklären:

daß man jedes Auslaufen von Kriegsschiffen aus Sewastopol behufs von Expeditionen jenseit der russischen Küste als eine Maßregel ansehen werde, welche die thätige Theilnahme der beiden Schutzflotten zur Folge haben müsse.

Mit anderen Worten:

daß man russische Schiffe, denen man an der türkischen Küste begegnete, wegnehmen oder geradezu Sewastopol für blokirt erklären werde.

Dies ist, was Frankreich hier verlangt, und was das englische Cabinet noch nicht zu thun entschlossen ist.

Daß nun Lord Palmerston die Ansicht der französischen Regierung theile, kann nicht wohl bezweifelt werden, oder ist eigentlich vollkommen gewiß. Sollte das Zusammentreffen dieser Umstände mit dem Entlassungsgesuch zufällig sein?

Lord Palmerston ist ein Staatsmann und hat politische Ueberzeugungen: in der Orientalischen Frage insbesondere sehr entschiedene. Wenn er nun gleich bei dieser Gelegenheit nicht damit hervorgetreten ist, so wird doch kein Politiker glauben, daß diese Ueberzeugungen und zugleich die Berechnung, daß das Aberdeen'sche Ministerium sich nicht werde halten können, ohne Einfluß auf seinen Entschluß gewesen seien.

Die allgemeine Stimmung des Landes ist seit dem Eintreffen jener Nachricht von Sinope entschieden kriegerisch: sie würde sich im Parlament so aussprechen, wenn dasselbe jetzt versammelt wäre. Lord Palmerston ist ohne Zweifel in diesem Jahre wieder populärer, und gewissermaßen eine größere parlamentarische Macht geworden, als er seit der Expedition nach dem Piräus war: ja vielleicht mehr als je vorher. Lord Derby und seine Partei schmeicheln ihm und erklären, daß sie an der Uebereinstimmung seiner persönlichen Ueberzeugung mit ihnen in der Orientalischen Frage und der Unfähigkeit Aberdeen's, sie zu lösen, nicht zweifeln. Die Liberalen endlich sind alle auf seiner Seite und sehen in ihm den eifrigsten und kräftigsten Beschützer der Selbständigkeit Englands Rußland gegenüber. Sein hoher Gönner und Bewunderer, der Kaiser Napoleon, ist entschieden beliebt geworden im Lande, trotz der Einwendungen der Liberalen gegen seinen Absolutismus, und des Abscheues der Engländer vor dem Staatsstreiche des 2. December.

Dagegen fragt man sich wieder: wie kann sich Lord Palmerston aus der Schlinge ziehen, in die er sich verstrickt hat, indem er als Widersacher der Reform ausgetreten?

Hierauf bieten sich zwei Antworten dar.

Erstlich ist der Fall noch nicht vorgekommen, daß Lord Palmerston sich nicht aus einer Schlinge habe ziehen können.

Zweitens wird die Reformbill Lord John Russell's die Liberalen nicht befriedigen: das Land selbst zeigt sehr wenig Antheil an der Frage; ja man kann sagen, daß es in diesem Augenblicke gleichgültig dabei ist. Im Nothfall kann sich Lord Palmerston einer anderen Reformbill anschließen, wenn sie verlangt wird.

So liegt die Sache in diesem Augenblicke.

Kurze Zeit nach dem Austritt Palmerston's fand die Sendung des Grafen A. Pourtalès von Berlin nach London statt, die ein Einverständniß zwischen Preußen und England herstellen oder wenigstens einleiten sollte. Ueber das Resultat der Besprechung des Grafen mit Lord Clarendon schreibt Bunsen am 29. December 1853:

Es ist jedenfalls der Hauptzweck erreicht worden, ein Verständniß einzuleiten mit dem hiesigen Cabinet, aus dem Standpunkt der vollkommenen Freiheit des Handelns der preußischen Regierung, und aus dem Gefühle, daß Preußen, wenn es in diesem Augenblicke großartig, d. h. seiner selbst würdig handelt, und große Opfer für einen großen Zweck zu bringen fest entschlossen ist, das entscheidende Gewicht in die Wagschale Europas legt, und die ihm zum Heile Deutschlands und Europas gebührende Stellung wieder gewinnt.

Die vom Könige genehmigte Denkschrift des Grafen Pourtalès ist ein Beweis, daß jener Standpunkt mit klarer Erkenntniß der Weltlage von der Regierung genommen ist, und daß dieses Gefühl sie wie die Nation beseelt.

Meine Aufgabe bei jener Besprechung schien mir, nachdem ich dieselbe als Gesandter eingeleitet, ganz besonders die sein zu müssen, den Eindruck zu beobachten, welchen der Vortrag des Grafen auf den großbritannischen Staatssecretär machen würde.

Daß die Darstellung des vollen Bewußtseins: „Preußen könne weder von Frankreich noch von Rußland gezwungen werden, aus einer bewaffneten Neutralität herauszutreten", ihren Zweck nicht verfehlt hatte, aber auch durchaus nothwendig gewesen war, ergab sich zur Genüge aus den Mienen und Aeußerungen des britischen Staatsmannes. Er war bis dahin nur bis zu der Formel gelangt:

„Preußen kann unmöglich, ohne seine Stellung als Großmacht aufzugeben, bei dem bevorstehenden Entscheidungskampfe unbetheiligt bleiben, auch wenn an eine Vermittelung nicht mehr zu denken ist."

Er mußte nun die einzig richtige Folgerung daraus ziehen:

„Also muß Preußen durch ein großes christlich-menschheitliches und durch sein eigenes Interesse bewogen werden, sich an dem Kampfe, falls derselbe

nicht vermieden werden kann, auf Grund des Wiener Protokolls zu betheiligen: sonst bleibt es neutral, was Niemand ihm verdenken oder wenigstens Niemand verwehren kann."

Was Preußen bieten konnte und für diesen Fall bot, überstieg Lord Clarendon's kühnste Erwartung, und trat doch als unleugbar wahr, und der Wirklichkeit entsprechend, gegenüber der gänzlichen Unfreiheit und Gelähmtheit Oesterreichs, mit großer Kraft ihm vor die Augen. Dieser Eindruck war mir unverkennbar. Der Gedanke, der nun, auch ganz unverkennbar, in ihm aufstieg, war dieser:

„Nichts kann erwünschter sein: was ist aber der eigentliche Preis?"

Sowie ich dieses merkte, sprach ich ihm, zur Erklärung des vom Grafen Pourtalès Vorgetragenen, ganz kurz aus:

„Glauben Sie nicht, daß wir auf die Zahlung von Subsidien losgehen: wir wissen, die englische Regierung kann keine zahlen, weil das Nationalgefühl dagegen ist: allein selbst wenn sie es wollte, Preußen würde nichts dergleichen annehmen. Falls es sich zum Kriege entschließt, will und kann es denselben mit seinem eigenen Gelde wie mit seinem eigenen Blute führen."

Die Verwunderung und Neugierde des britischen Staatssecretärs stieg.

Nun entwickelte der Graf mit größter Feinheit und Vorsicht, ebenso wie mit der ihm eigenen Klarheit und Energie den Grundsatz:

Daß Frankreich und England die volle Integrität Deutschlands garantiren müßten, und daß kein französischer Soldat den deutschen Boden betreten dürfe.

Ich bekräftigte dieses, indem ich sagte:

Preußen will unter keiner Bedingung auch nur Ein Dorf von Deutschland in französische Hände gelangen lassen: es wird nicht handeln, wie das Haus Habsburg und Lothringen seit drei Jahrhunderten an Deutschland gehandelt hat, indem es seine Hausmacht und Erbländer auf Kosten Deutschlands vermehrt, und deutsche Lande, wie Lothringen und Elsaß, für seine eigenen verhandelt und ausgetauscht hat: nicht ein Dorf! (viel weniger also die Pfalz, welche Jemand 1849 begehrte).

Der Vortrag des Paragraphen über die Preußen innerhalb Deutschlands zu lassende volle Freiheit, namentlich im Falle, daß Oesterreich am Ende doch mit Rußland gehe, machte Lord Clarendon sichtbar bedenklich. Um ihn von dem (mehreren Mitglieder des Cabinets nicht fremden) Argwohn, als verlange Preußen Erweiterung und Alleinherrschaft, auf die rechte Spur zu bringen, sagte ich ihm:

„Verstehen Sie es ja recht, Preußen will kein Stück auch des kleinsten deutschen Landes an sich reißen: allein wenn Preußen mit England geht, und Oesterreich sich ausschließt, oder geradezu mit Rußland geht, so ist die jetzige Form des jetzigen Bundes gesprengt. Der Bundes-

tag kann alsdann nur noch als Mittel gebraucht werden, um Preußen zu drücken, wie Oesterreich ihn dazu seit 1851 offenkundig gebraucht hat. Bregenz ist in München wiederholt: Sie wissen das so gut wie wir. Die Anbahnung eines wahren Bundesstaates ist die Aufgabe Preußens: seine Ideen darüber haben sich nicht geändert: für dieses Werk muß Preußen vollkommen freie Hand gelassen, und volle Zustimmung vorausgegeben werden. Es ist von keiner Eroberung die Rede, und auch von keinem Zwange."

Ich sagte dies wohlbedächtig und mit klarem Bewußtsein, daß dieses der Preis sein muß, daß man ihn aber von Frankreich nun und nimmermehr zugestanden erhalten wird, falls man daraus nicht von vornherein die Grundbedingung macht. Alles Uebrige findet sich von selbst nach der Natur der Sache: dieses aber nicht.

Selbst im britischen Cabinet sind Lord John Russell und Lord Palmerston die einzigen, welche aufrichtig dafür sind, Preußen an die Spitze eines deutschen Bundesstaates zu setzen: Lord Clarendon ist schwankend und lau — wenigstens bisjetzt gewesen, und Lord Aberdeen, der Deutschland nur im Jahre 1815 gekannt hat, wird sich nie von seinen austro-russischen Vorurtheilen ganz freimachen oder muß durch große Ereignisse und die allgemeine Stimme darüber hinweggerissen werden. Wie er jetzt steht, ist er durch und durch österreichisch. Den Bundesstaat sieht er als eine Thorheit und eine Kriegserklärung gegen Oesterreich an, welchem er die erste Rolle, wie 1815, zuerkennt. — An Eroberungspläne Preußens aber (Einverleibung Sachsens rc.) glauben auch die meisten anderen Mitglieder des Cabinets. Mein Wink über diesen Punkt verfehlte seine Wirkung nicht.

Von diesem Augenblicke an konnte ich bemerken, daß Lord Clarendon den ganzen Antrag begriff und mit Ernst darauf einzugehen anfing. Seine Aeußerungen wurden nun freier und rückhaltsloser. Er machte kein Hehl daraus, daß das Cabinet den Krieg für unvermeidlich halte und die ganze Wichtigkeit und Schwere des Augenblicks empfinde. „Der Kaiser von Rußland werde nicht auf die Conferenz eingehen, und doch könne ihm diese nicht erlassen werden. Er (der Kaiser) habe keine Aussicht, daß die Pforte darauf eingehen werde, daß Wien oder irgendeine österreichische Stadt Sitz der Conferenz sei: und London werde er so wenig wollen als Paris, die Pforte werde aber wahrscheinlich auf dem einen oder anderen Ort bestehen."

Von demselben Tage ist eine andere Aufzeichnung Bunsen's über die Aufnahme der Pourtalès'schen Vorschläge am englischen Hofe:

Es war offenbar von doppelt großer Wichtigkeit, daß die Königin durch Prinz Albert sofort von der Besprechung mit Lord Clarendon in Kenntniß gesetzt wurde.

Ich benutzte also die mir gegebene Erlaubniß, ganz in der Stille mich

zu irgendeiner gelegenen Zeit in Schloß Windsor einfinden zu dürfen, und meldete mich gestern früh beim Prinzen für 3 Uhr nachmittags an.

Der Prinz empfand ganz den ungeheuren Ernst des Vorschlages und des festen Entschlusses seitens Preußens, der zu der Durchführung des Planes erforderlich sei: den Plan selbst begrüßte er mit Jubel, nicht weniger für Preußen und Deutschland (die er niemals trennt) als für England.

Er verhehlte mir nicht, daß bei Lord Aberdeen durchaus auf keine Wärme für die Sache zu rechnen sei, und selbst bei Lord Clarendon Vertrauen und Wärme noch bedeutend gesteigert werden müsse. Lord Aberdeen habe ihm noch neulich erklärt: „What Your R. H. calls my Austro-Russian Policy, will always remain a difference between us.“ *) Er zweifelte aber nicht, daß die Macht der Ereignisse alles Fehlende ersetzen und alle Schwierigkeiten überwinden werde, sobald man sich hier nur einmal recht überzeugt hätte, daß der König fest bei dem vorgelegten Plane zu verharren und ihn mit aller Macht auszuführen entschlossen sei. Das sei der schwache Punkt und bestärke Lord Aberdeen in seinen Vorurtheilen gegen Preußens Vorschläge.

Frankreich stehe bisjetzt treu zu England, und nie sei die Gefahr entfernter gewesen, daß die alte Napoleonische Idee wieder auflebe, die in Erfurt einst ihre Tragweite offenbart habe.

Da die Königin ohne Zweifel vor dem Privy-Council den Bericht Lord Clarendon's über die Unterredung im königlichen Gesandtschaftshause erhalten haben werde, so biete die Gegenwart der meisten Minister die natürlichste Gelegenheit zu ganz vertraulicher Besprechung. Die Königin werde sich vorher mit der Sache ganz vertraut machen. Zu diesem Zwecke ließ ich dem Prinzen eine Abschrift der längeren Denkschrift des Grafen Pourtalès, derselben, welche er dem Lord Clarendon vorgelesen hatte.

Den von ihm persönlich ganz besonders geschätzten Grafen selbst zu sehen, glaubte er sich, im Belange der guten Sache, versagen zu müssen.

Die öffentliche Stimmung ist durch unwürdige Agitationen und durch das ganz allgemeine Mistrauen gegen Lord Aberdeen jetzt so gegen den Prinzen gereizt (den man als König Leopold's österreichische Politik fördernd verleumdet hat!!), daß der Prinz Alles vermeiden muß, was gegen ihn könnte ausgebeutet werden, besonders da auch Graf Walewski eine unglaubliche Ungeduld und Neugierde über den Zweck der Hierherkunft des Grafen Pourtalès gezeigt hat.

---

*) Der Prinz hatte ihm darauf geantwortet: „And I will tell you the reason of this difference. You know nothing of Germany since 1815, I have lived in Germany till near 1840.“

Ueber eine Unterredung des Grafen Albert Pourtalès und Bunsen's mit Lord Aberdeen, am 31. December 1853, ist endlich noch folgende Aufzeichnung vorhanden:

Lord Aberdeen begann die Unterredung mit der Bemerkung, er habe soeben Lord C. gesehen, und fuhr dann fort:

I understand you are anxious to enter into an arrangement with us and France.

P. Not anxious, my Lord, but willing. We are decided upon neutrality, unless we have good reasons for taking up arms, and we are strong enough not to be forced out of our neutrality.

A. Well, then you mean to take no part, and remain neutral.

P. Unless we see good reasons for taking an active part. . . .

A. I am against any policy which separates Austria and Prussia. They must act together.

P. and B. But the question is, on what terms? and whose is the fault if we cannot act together? The Conferences at Munich must be known to you.

A. I cannot and will not enter into the German question. You have always a *malveillance* against Austria.

P. Look to facts and not to words.

B. We want no conquest, no humiliation: but we will not allow Austria, who has withdrawn behind the Danube and left the heavy charge of the defence of Germany to Prussia, to sway and annul Germany, and to *avilir la Prusse d'abord et puis l'anéantir*. Our time will come, for it is a just cause and to us a *question de vie*. But we do not mean to intrude ourselves upon Great Britain. If such is your view, I certainly, as the Kings representative, shall not even request you to lay the case before the Cabinet: consider it as *non avenu*. We reserve to ourselves perfect liberty of action, and if even you and France should attack us, we shall and we can defend ourselves. In the meantime we shall be second to none in cooperating with you to maintain the action of all Powers. We mey even hope with you that this may succeed: perhaps even that peace may still be preserved with Russia, at least that by a naval demonstration you can bring the Emperor to terms if he should not consent to the proposals. Nobody will more rejoice at such a result than we. We are satisfied to remain as we are, and have no connection whatever with Turkey or with the Mediterranean and no immediate interest in the case.*)

*) A. Man sagt mir, daß Sie das Verlangen haben, in eine Uebereinkunft mit uns und Frankreich zu treten.

P. Nicht sowol das Verlangen, Mylord, als die Bereitwilligkeit. Wir sind

P. ergriff dann das Wort als im Sinne seiner vertraulichen Sendung: Il faut que je vous dise que nous ne voudrions pas être considérés comme un pis-aller: si nous sommes maintenant disposés à nous joindre à vous pour toutes les éventualités, nous ne le serons peut-être pas plus tard. Nous ne pourrions pas consentir à ce qu'on s'addressât à nous dans la dernière extrémité. Ma mission n'avait d'autre but, que d'apprendre ce que les hommes d'états qui forment le Cabinet de S. M. la Reine pensent au sujet de la question orientale, et je ne manquerai pas de rendre compte de ce que j'entends.

Höflichkeiten, Freundlichkeitsversicherungen, Ende in Wohlgefallen.

Es ist möglich, daß ich noch einmal versuche einen Mohren weiß zu waschen, aber das gelobe ich, daß ich nie Lord Aberdeen wieder über die

---

entschlossen, neutral zu bleiben, es sei denn, daß wir gute Gründe haben, die Waffen zu ergreifen, und wir sind stark genug, um uns nicht aus unserer Neutralität heraustreiben zu lassen.

A. Dann beabsichtigen Sie also keinen Antheil zu nehmen und neutral zu bleiben?

P. Es sei denn, daß wir gute Gründe haben, thätigen Antheil zu nehmen.

A. Ich bin gegen jede Politik, die Oesterreich und Preußen trennt. Sie müssen zusammen handeln.

P. und B. Aber die Frage ist die, auf welche Voraussetzungen hin? Und an wem liegt die Schuld, wenn wir nicht zusammen handeln können? Die Münchener Conferenzen müssen Ihnen bekannt sein.

A. Ich kann und will nicht auf die deutsche Frage eingehen. Sie haben immer ein Uebelwollen gegen Oesterreich.

P. Sehen Sie auf Thaten und nicht auf Worte.

B. Wir wollen keine Eroberung, keine Erniedrigung; aber wir wollen Oesterreich, das sich hinter die Donau zurückgezogen und die schwierige Aufgabe der Vertheidigung Deutschlands Preußen überlassen hat, nicht gestatten, Deutschland zu knechten und zu annulliren oder auch „Preußen zuerst zu beschimpfen und dann zu vernichten". Unsere Zeit wird kommen, denn unsere Sache ist eine gerechte und für uns selbst eine Lebensfrage. Aber wir beabsichtigen durchaus nicht, uns Großbritannien aufzudrängen. Wenn Sie eine solche Anschauung haben, so werde ich sicherlich als der Vertreter des Königs Sie nicht einmal auffordern, den Fall dem Cabinet vorzulegen. Betrachten Sie ihn als nicht geschehen. Wir behalten uns unsere vollkommene Freiheit des Handelns vor, und wenn Sie und Frankreich uns gar angreifen sollten, werden und können wir uns vertheidigen. Inzwischen werden wir Niemand in dem Zusammenwirken mit Ihnen zur Aufrechthaltung der Wirksamkeit aller vier Mächte nachstehen. Wir können sogar mit Ihnen hoffen, daß dies gelingen möge; vielleicht sogar, daß der Friede mit Rußland bewahrt bleiben möge; wenigstens, daß Sie durch eine Flottendemonstration den Kaiser zu Zugeständnissen bewegen, wenn er den Vorschlägen selbst nicht zustimmen sollte. Niemand wird über ein solches Resultat sich mehr freuen als wir. Wir sind zufrieden, auf unserm gegenwärtigen Stande zu bleiben; wir haben keinerlei Zusammenhang mit der Türkei und dem Mittelländischen Meer, und durchaus kein unmittelbares Interesse bei der Sache.

preußische Politik in Bezug auf Oesterreich und Rußland zu bekehren suchen werde.

Ueber die vom Grafen Pourtalès vertretene deutsche Politik Preußens sagt Bunsen in einer anderen Aufzeichnung vom 9. Januar 1854:

Der Gesammtgedanke des Grafen Pourtalès ist:

A. Militärische Einheit durch Uebertragung des Oberbefehls an Preußen im Falle eines Krieges, daneben congrès permanent ministériel.

B. Bewilligung der Heer- und Kriegskosten durch einen aus den Kammern aller Bundesmitglieder gebildeten ständischen Ausschuß.

Der Gedanke ist das Umgekehrte von Radowitz: er faßt die Wirklichkeit an ihren beiden Zipfeln an.

Während der ersten Monate des Jahres 1854 nahm die politische Spannung zusehends zu. Auch diese weitere Entwickelung läßt sich an der Hand von Bunsen's Aufzeichnungen genauer verfolgen. So schreibt er am 6. Januar 1854:

Niemand glaubt an die Erhaltung des Friedens. Und doch, wenn man Alles ruhig überlegt, was vom Kaiser verlangt wird, und annimmt, daß er jedenfalls die Mittheilung von Wien über die Antwort der Pforte abwarten wolle, so kommt man mit dem Verstande dahin, zu sagen: „Der Kaiser kann ohne Demüthigung den Frieden erhalten, also wird er ihn erhalten." Das Schwere seiner Lage verkenne ich darum nicht. Die Conferenz annehmen, heißt verzichten auf jeden Ersatz für den Krieg, auf jede Genugthuung, die er nicht ohne alle Anstrengung hätte erlangen können, auf jedes Zugeständniß, das man ihm nicht schon oft angeboten und nun wirklich gemacht.

Die Sendung Menschikoff's war ein Fehler, an sich und weil man ihren eigentlichen Zweck verheimlicht hatte, die Besetzung der Fürstenthümer ein klares Unrecht, welches vor dem Richterstuhle des Gewissens und Gottes nicht dadurch gerechtfertigt werden kann, daß der Kaiser auf die Folge, die enge Verbindung Englands und Frankreichs, nicht gerechnet. Ebenso wird die Schuld des Blutvergießens und Elends eines allgemeinen Krieges dadurch nicht gehoben, daß die Weisheit der Pforte, ihn durch Annahme der Conferenzvorschläge ins Unrecht zu setzen, noch unerwarteter heißen mag, als ihr bisheriger muthiger Widerstand. ...

Lord Aberdeen und Lord Clarendon und ihre Collegen haben in der Sendung von Pourtalès einen Beweis der Friedensliebe und nationalen Politik Preußens erkannt und die Wichtigkeit derselben vollkommen gewürdigt. Es wird nur darauf ankommen, auf dieser Bahn ruhig, aber fest fortzuschreiten.

Von demselben Tage ist auch die folgende Mittheilung über die „unterirdischen Kanäle" in Berlin:

Der unglückliche Zwischenfall, der indiscrete Artikel der Kreuzzeitung, wird allerdings auch fernerhin nachwirken. Meine heute früh gemachten Erklärungen haben allerdings, verbunden mit dem Lesen des Textes jenes Artikels, die Befürchtungen von Untreue im eigenen Ministerium Lord Clarendon's gehoben; allein Lord Clarendon's Argwohn hat sich um so mehr gegen Indiscretionen im Cabinet des Königs gewandt. Herr Moustier hat auch Befürchtungen über des Königs eigene Stimmung.

In England hatte sich bereits geraume Zeit jener dämonische Sturm gegen die Stellung des Prinzen Albert erhoben, der bekanntlich, mit Recht oder Unrecht, auf Palmerston'sche Anstiftungen zurückgeführt wird. Ueber die ersten Ursachen desselben spricht sich Bunsen in einer vertraulichen Denkschrift folgendermaßen aus:

Das Jahr 1851 hat dem Prinzen nothwendig und thatsächlich (wie ich damals Stockmar gesagt) neben allgemeiner Huldigung großen Neid und Eifersucht erweckt, beider höllisches Kind ist Argwohn. Die Nation ist von Natur in politischen Dingen, und dem Hofe und einem nicht eingeborenen Fürsten gegenüber zu solchem Argwohn unschwer zu stimmen, am ersten von oben her. Dies ist geschehen.

Der Besuch des Königs Leopold that unglaublichen Schaden. Lord Aberdeen war verschrien als österreichisch: die wiener ministeriellen Blätter hatten dafür gesorgt, daß König Leopold es auch wurde; Oesterreich aber war als von Herzen jesuitisch und russisch gesinnt bekannt.

Ich weiß nicht, ob der König durch seine Aeußerungen in Brüssel oder hier den Argwohn genährt. Es ist thatsächlich, daß man ihm solche Gesinnungen und seinem Besuche einen solchen Zweck unterlegte, hier wie auf dem Festlande.

Der verlängerte Aufenthalt der Herzogin von Brabant, den in gewöhnlichen Umständen jeder als so politisch in Englands Belange, wie natürlich erkannt haben würde, ward in der ganzen höheren Gesellschaft mit vielen Ausdrücken der Befremdung besprochen.

Hierbei sind mir zunächst die französischen Umtriebe klar entgegengetreten. Allein ich muß behaupten, daß sie das Feuer schürten, nicht anlegten.

Ins dritte Stadium brachte die Sache Palmerston's Austritt. Wie weit das Palmerston'sche Element der Agitation von seinen persönlichen Einflüssen auf die „Daily News" und den „Morning Advertiser" ausgegangen, weiß ich nicht, allein er und sie sprachen stark im französischen Sinne.

Gleichzeitig wühlte die Partei Lord Derby's aus Bosheit gegen Lord Aberdeen und die Peeliten. Die Nachklänge fanden ihr Organ in der „Preß", „Morning Herald" und „Standard"....

Ich halte mich für überzeugt, daß die Aufregung im Innern angefangen, und durch unglückliche Verwickelung der Umstände von verschiedenen Seiten in die Massen künstlich heruntergetrieben ist; daß die französische Politik dies benutzt hat für bekannte Agitationen und Zwecke, aber nicht hervorgebracht. Unzweifelhaft ist aber vor Allem, daß das Gift tief ins Herz des Volkes gedrungen ist. Als während der Abwesenheit König Leopold's der „Spectator" sich einige Anzüglichkeiten gegen den Prinzen erlaubte, griff ihn „Punch" mit großem Ernste an; jetzt stimmt dieser in den höllischen Chorus ein.

Wäre das Parlament versammelt, so würde es leicht sein, das ganze Gewebe von Wahn und Trug durch Ein Wort zu zerreißen.

Ueber die zunehmende Gefahr eines allgemeinen Krieges sagt eine Aufzeichnung Bunsen's vom 16. Januar 1854:

Die Ankunft der letzten Berichte aus Konstantinopel hat den hier und in Paris gefaßten Entschluß nur verstärkt: jede nicht volle und sofortige Annahme der gemachten Vorschläge, also jeden etwaigen Gegenentwurf oder Verclausulirung, als Kriegserklärung zu betrachten. So namentlich, wenn man auf die von Oesterreich etwas zaghaft in Paris vorgebrachte Idee zurückkommen sollte, eine Conferenz nach abgeschlossenem Frieden mit der Türkei anzunehmen. Die Pforte (sagt man) hat Alles zugegeben, mehr, als man von Wien aus verlangt; aber Artikel IV. ist die Gegenbedingung: „développement du préambule du traité des Dardanelles", also eines europäischen Vertrages. Also wir müssen diesen Punkt als unwiderruflich feststehend annehmen.

Der nach Berlin zurückgekehrte geistreiche Freund erhielt Bunsen in genauer Kenntniß der wechselnden Ereignisse. So schreibt er am 16. Januar 1854:

Buol's Project war: 1) Preußen und ganz Deutschland in das Neutralisationsnetz zu ziehen und dadurch zu lähmen. Oesterreich hätte den Schlüssel dieser Neutralität in die eigene Tasche gesteckt, und damit gewirthschaftet und gewuchert, wie der Papst mit den Schlüsseln Petri; 2) zugleich Rußland unter der Hand wissen zu lassen, daß diese Neutralitätserklärung eine russenfreundliche ist; 3) den Seemächten gegenüber Front zu machen und mit dem Blute und dem Kapital Deutschlands Italien und Ungarn zu sichern.

Heute erhielten wir eine reichliche Sendung aus Petersburg:

1) Daß Sir H. Seymour die mündliche Anzeige der an die Admirale

ergangenen Befehle dem Reichskanzler Nesselrode gemacht. Dieser hatte noch nicht gewagt, dem Kaiser Nikolaus die Hiobspost mitzutheilen; er meinte, daß der Kaiser wol sofort Brunnow und Kisseleff abberufen würde, daß er, Nesselrode, ihm aber rathen würde, mit dieser Maßregel zu warten, bis die Flotten im Schwarzen Meere irgendeinen feindlichen Act vollbracht hätten, damit das Odium des Friedensbruches nicht auf Rußland, sondern auf Frankreich und England zurückfalle.

2) Daß Castelbajac am 9. dem Reichskanzler noch keine solche Mittheilung gemacht, da unbegreiflicherweise der französische Kurier im Schnee stecken geblieben war.

3) Daß das wiener Cabinet dem russischen Hofe officiell angezeigt: a) es wolle eine Rußland freundlich gesinnte neutrale Stellung einnehmen, b) es hoffe, Preußen zu einer analogen Haltung zu bewegen.

4) Der bei Sinope gefangene, später in Odessa verstorbene Admiral Osman-Pascha habe erklärt, daß die zerstörte türkische Flotte bestimmt gewesen sei, in Kertsch (!!!?) eine Landung zu operiren. Durch solche handgreifliche Lügen hofft man das Publikum über den ungerechtfertigten Angriff auf eine türkische Küstenstadt zu täuschen.

Aus Wien meldet man:

1) Daß die dortige Conferenz beschlossen habe, dem Kaiser Nikolaus die Designirung des Ortes, an welchem die Conferenzen stattfinden sollen, anheimzustellen, daß aber Buol darauf dringe, dieselben in Wien zu eröffnen. Wird man denn endlich in England begreifen, daß die in Wien accreditirten Gesandten alle schwarzgelb und folglich auch russischgrün gefärbt sind?

2) Daß das Einsegeln der Flotten ins Schwarze Meer ein abscheulicher Gewaltstreich sei.

Wir erfahren außerdem, daß Hübner in Paris eine höchst auffallende Sprache führe, daß er sich sehr antirussisch gerire, daß er sogar Drouin de Lhuys gesagt habe: „soyez sûr que si nous ne tirons pas le premier coup de canon, nous tirerons le second", daß er dabei achselzuckend sagt, Preußen würde ganz den von Petersburg kommenden Impulsen folgen u. s. w. Das doppelte Spiel der österreichischen Diplomatie wird täglich durchsichtiger und desperater.

Acht Tage später schreibt Graf Albert Pourtalès an Bunsen:

Ihr letzter herrlicher Brief, hochverehrtester Freund, ist mir ein sprechender Beweis von dem tiefen Unterschiede zwischen der londoner und der berliner Luft; letztere wirkt, Gott sei es geklagt! so lähmend und so entmuthigend, es herrscht hier eine so jämmerliche Zerrissenheit und Unklarheit, ein so tiefes Verkennen Dessen, was die Würde und die Zukunft unseres Vaterlandes erheischen, eine so völlige Anarchie in den Regionen, welche regieren sollten und regieren wollen, daß ich mit wachsender

Besorgniß in **die** Zukunft blicke. Ich möchte nicht lähmend auf Sie einwirken **und** doch **muß** ich Ihnen die Wahrheit sagen, damit Sie von hier aus **nicht** zuviel **erwarten** und auf drawbacks*) gefaßt sein mögen.

Bunsen selbst berichtet seinerseits am 21. Januar 1854:

Frankreich erwartet den Krieg mit Bestimmtheit. Es ist entschlossen, noch mehr vielleicht als das hiesige Ministerium, keine ausweichende Antwort anzunehmen. Und in der That, sagt man sich auch hier, wenn einmal Krieg sein muß und die Macht Rußlands unschädlich gemacht werden soll, muß die große vereinigte Flotte ihr Werk der Zerstörung im Schwarzen Meere frühzeitig genug gethan haben, um noch den Sund zu passiren, ehe die russischen Häfen und Schiffe frei werden.

Krieg oder Friede — beide kann Lord Aberdeen verkündigen, aber keine Unterhandlungen als auf der gegebenen Basis. Angenommen nun, daß der Krieg losbricht, so wird (glaube ich zu wissen) der Gang seitens Frankreichs, mit Englands Zustimmung, folgender sein: Man wird in Berlin wie in Wien sagen:

„Ihr habt die beiden Protokolle unterzeichnet, damit habt ihr zwei Grundsätze ausgesprochen:

1) Rußland muß die Fürstenthümer herausgeben.

2) Die Pforte hat ihrerseits Alles gethan, was sie sollte. Der Kaiser von Rußland hat dessenungeachtet Krieg haben wollen. Er muß also gezwungen werden, die Fürstenthümer zu räumen vor allem Anderen. Wollt ihr dazu mitwirken, wenn er sie nicht räumen will oder nicht? etwa noch einen desfallsigen Vorschlag machen? Ja oder Nein! Wenn nicht, so seid ihr entweder keine Großmächte oder feindlich.“

So viel sagt man. Ich ziehe nun die Folgerungen:

Die Spitze dieses Vorgehens ist natürlich gegen Oesterreich gerichtet. Denn die Antwort auf ein Nein! ist Krieg in Italien, „comme gage de la restauration des Principautés et de l'équilibre européen“.

Was Preußen betrifft, so hofft man, daß, wenn Preußen sich zu einer démonstration comminatoire entschlösse (nach fehlgeschlagenem Vermittelungsversuche oder ohne denselben), Oesterreich nothgedrungen folgen würde.

Umgekehrt, sollte Preußen sich weigern, so glaubt man in Paris, daß Oesterreich lieber sich mit Frankreich verstünde ohne Preußen, als es thun werde nach Preußen.

C'est là le fonds de la pensée politique du cabinet des Tuileries, wenn ich irgendetwas davon verstanden habe. — —

*) Rückschläge.

Gleich darauf schreibt Bunsen:

Die jetzt zu Ende gehende Woche ist von solchem Drängen und von solcher Spannung gewesen, daß ich kaum Muth und Zeit hatte, mich in Betrachtungen einzulassen, sondern nur Alles daran wandte, die Thatsachen durch den Telegraphen zu melden.

Ich glaube allerdings, daß man den Wunsch, Zeit zu gewinnen, kaum für den Hauptzweck der seltsamen Anfrage in Paris und London, sowie der Mission Orloff's halten kann. Ich habe aber gar keinen Zweifel, daß der eigentliche Zweck beider Maßregeln kein anderer ist, als die von ihm als unvermeidlich angesehene Kriegserklärung ganz auf Rechnung der Erklärung Englands und Frankreichs über die den Flotten gegebene Weisung zu setzen, und so der Erklärung auf die wiener Beschlüsse ganz zu entgehen. Doch wird ihm dies nicht gelingen. Man wird zuerst suchen, den Conferenzberathungen das Siegel aufzudrücken durch eine Uebereinkunft der vier Mächte, „die beiden Protokolle zur Ausführung zu bringen". Gelingt dies, so löst sich die Verwickelung im Schwarzen Meere von selbst und der Krieg ist unmöglich. Europa ist auf einmal gerettet und der Kaiser nicht gedemüthigt, wenn er in seinen früheren Versicherungen aufrichtig gewesen ist. An diesem Faden hängen die letzten Hoffnungen Europas. Alles hängt von Preußen ab. Wir müssen zuerst uns die Freiheit der Handlung bewahren, dann aber den rechten Gebrauch von ihr machen zu rechter Zeit.

Nie war eine Entscheidung wichtiger wie auch klarer geboten durch die Politik und durch die höchsten Rücksichten der Menschlichkeit und Religion.

Die Entscheidung rückte heran. In welcher Weise, schildert eine Aufzeichnung Bunsen's vom 16. Februar 1854:

Man nimmt hier an, der Kaiser Nikolaus sei entschlossen, auf jeden Fall Krieg zu machen.

Bei dieser Ueberzeugung und dem entschiedenen Argwohn gegen Oesterreich hat die heutige Mittheilung des Grafen Colloredo: „Oesterreich verspreche sich einen großen Erfolg von den Vorstellungen, welche der Graf Orloff in Petersburg machen werde und beschwöre England, die von dort bevorstehende Antwort abzuwarten, ehe entscheidende Schritte geschehen" — keinen Eindruck gemacht. Die Einschiffungen und Rüstungen gehen fort und die Instructionen an die Gesandten in Berlin und Wien werden morgen oder spätestens Sonnabend abgefertigt.

Von demselben Tage ist auch die folgende Aufzeichnung über die Stellung Preußens zu den Westmächten:

Ich habe Lord Clarendon folgende Punkte vorgelegt, als meine eigenen Gedanken und Rathschläge.

1) Preußen, welches von dem unmittelbaren Kampfplatze an der Donau entfernt ist und seine Ostgrenze offen hat gegen Rußland, das mit einem starken Heere schlagfertig in Polen steht, kann an den ersten Kriegsoperationen nicht theilnehmen und darf nicht gedrängt werden, während England und Frankreich zur See, und Oesterreich, wie zu erwarten steht, an der Donau einschreiten.

2) Die bessere Art vorzugehen, statt auf eine Convention behufs solcher Mitwirkung zu dringen, würde also folgende sein:

A. Die beiden Seemächte legen ihre Uebereinkunft in Form der ausgewechselten Note vor, als Beweis ihrer Uneigennützigkeit und als Garantie gegen jede Absicht Frankreichs auf irgendeinen Theil des Deutschen Bundes, der preußischen Regierung zunächst.

B. Es wird hierauf zunächst die Fortdauer der Conferenz der vier Mächte beschlossen für einen doppelten Zweck: a) als thatsächlicher Beweis ihres Einverständnisses und ihres Entschlusses, den Frieden möglichst bald herzustellen, wofür sie jeden Augenblick Mittheilungen annehmen kann; b) als Mittel, die Pforte von ihrem Zaudern in Erfüllung ihrer Versprechungen hinsichtlich der vollen bürgerlichen Gleichstellung der Christen in Europa, namentlich auch vor Gericht, und der Abstellung der Kopfsteuer abzubringen und diesen Hauptzweck der christlichen Mächte im Sinne des Königs von Preußen von vornherein zu sichern. Die Pforte wird um so eher den vier Mächten Alles bewilligen, da sie dadurch zugleich alle künftigen Vorwände russischen Protectorates abschneidet.

C. Die Conferenz erklärt also zunächst diesen Zweck und zugleich, daß die vier Mächte entschlossen sind, bei den in den drei Protokollen niedergelegten Grundsätzen zu beharren, insbesondere bei dem Protokolle vom 13. v. M. als Basis des Friedens zwischen Rußland und der Türkei, und auf alle Separatverhandlungen zu verzichten.

D. Sobald Oesterreich an der Donau eingeschritten ist, angenommen, daß der Kaiser sie überschreitet (woran nicht zu zweifeln), concentrirt Preußen als Demonstration und Beweis seines Ernstes Truppen an der östlichen Grenze, bereit, wenn Erklärungen gefordert werden, sie im Sinne jenes Beschlusses der Conferenz zu geben.

E. Erst wenn Rußland auf alle solche Schritte nicht von seinen Forderungen ablassen und dabei beharren sollte, auf die Vorschläge der wiener Conferenz vom 13. Januar nicht einzugehen, kann die Rede von einem Vertrage sein, auf welchen hin Preußen in Polen einrücken würde.

Am 17. Februar 1854 läßt sich Bunsen über den bekannten Brief des französischen an den russischen Kaiser aus:

Was den Brief des Kaisers Napoleon betrifft, so ist man über die Bekanntmachung desselben, ehe die Antwort eingegangen, sehr betroffen.

Der Entwurf des Briefes wurde hier zweimal vorgelegt und zweimal mit Abänderung zurückgegeben, die auch angenommen wurde. So ist allerdings der Inhalt gebilligt als übereinstimmend mit den wiener Protokollen; daß ein solcher Brief aber überhaupt bei dem bevorstehenden Abbrechen der diplomatischen Verbindungen geschrieben und gesandt werde, darüber wichen die hiesigen Bedenken nur der entschiedenen Erklärung des Kaisers, er sei für Frankreich nothwendig. Zugleich verhehlte er seine Hoffnung nicht, der Brief werde die gewünschte Wirkung haben, ja diese Hoffnung hat er noch oder hatte sie wenigstens noch vorgestern.

Etwas persönliche Koketterie der beiden Kaiser ist wol dabei.

Es scheint mir, daß dergleichen Napoleonstreiche jetzt nicht mehr an der Zeit sind. Man kann nichts so fein weben, daß die Völker nicht sogleich die Fäden erkennen, vor Allem die Franzosen — wenn sie wollen, und hier wollen es gar Viele. Die Zeit ist vorüber, wo persönliche, außergeschäftliche Schreiben von Fürsten zu Fürsten eine Lösung bringen können. Diese kann nur erlangt werden durch eine mit aller Würde und Sorgsamkeit ministerieller Berathung umgebene amtliche Aeußerung, in folgerichtig durchgeführtem Geschäftsgange. Was hat Kaiser Nikolaus mit seinen zwei Handschreiben an die Königin Victoria Anderes hervorgebracht als ein ewiges Denkmal seiner, seit Napoleon's Fall in 1812 (siehe Narbonne's Mittheilungen an Villemain) beispiellosen, an Wahnsinn grenzenden Phantasterei? Wo ist ein stärkerer Beweis für die Nachwelt, daß beide große Herrscher dem Untergange geweiht waren, als sie der strafenden Gerechtigkeit Gottes dadurch verfielen, daß sie die gottgegebene Wirklichkeit nicht so sahen, wie sie sehen sollten, wie sie ist, sondern nur wie sie es wünschten und wollten, und deshalb zuerst Andere glauben machen wollten, dann selbst glaubten. Diese Verwirrung der Wirklichkeit fängt an mit Verwirrung der politischen Thatsachen: der Kaiser sieht nicht, was die einzelnen Mächte thun werden, weil sie müssen oder wollen, sondern das gerade Gegentheil, wenn er es so wünscht und will. Es endigt aber diese Verwirrung durch ein ewiges Strafgericht Gottes damit, daß solche dem Uebermuthe sich hingebende Geister dem Frevel verfallen und sich das eigene Gewissen so verwirren, daß sie glauben, „in ihrem guten Rechte zu sein", wenn sie alle Grundsätze des Rechtes mit Füßen treten, und daß sie darauf schwören, die Wahrheit zu sagen, wenn sie, auf Einbildungen bauend, die größten Lügen aussprechen. Und dadurch erfüllt sich die Welt mit Blut und Mord!

Ich bin durch das Furchtbare und Ungeheure des Schicksals, dessen Erfüllung ich vor jetzt 40 Jahren als Jüngling erlebte, und dessen gleichartige Erfüllung ich jetzt als Greis mit der Sicherheit des Glaubens an die ewigen Gesetze der göttlichen, also sittlichen Weltordnung vorhersehe, ganz ins Tragische gerathen und von dem unmittelbaren Gegenstande abgekommen. Der Kaiser Napoleon ist, wie sein Oheim, auch zur Phantasterei

geneigt, aber die Ungunst der öffentlichen Meinung der höheren Klassen seines Volkes und das englische Bündniß halten dieses phantastische Gelüst und diesen unsittlichen Uebermuth eines unbeschränkten Herrschers im Zaum, zu seinem Heile! Man ist nicht irre an ihm geworden, allein man ist daran gemahnt worden, wie wahr es sei, was ein erhabener Staatsmann einmal von dem Bündnisse mit ihm sagte: „England solle dem Kaiser vertrauen, aber sich ihm nicht anvertrauen."

Von demselben Tage ist folgende weitere Aufzeichnung:

Lord Clarendon hat gestern dem österreichischen Gesandten gesagt:

„Er begreife durchaus nicht das vom Grafen Buol eingeschlagene Verfahren. Seiner Ansicht nach sei ein Monarch nie so insultirt worden wie der Kaiser von Oesterreich vom Kaiser von Rußland. Der Graf Orloff sei mit dem Entwurf einer Uebereinkunft von Petersburg nach Wien gesandt, mit dem Befehl, zu erklären, er habe nicht die Macht und Erlaubniß, ein Wort daran zu ändern, überhaupt nur den Vertrag zu discutiren; er habe blos ein Ja oder Nein zu empfangen. Das habe der Graf Buol selbst dem englischen Gesandten gesagt. So sende man einen Feldjäger an einen Gesandten, nicht den höchsten Beamten und nächsten Freund an einen selbständigen Monarchen.

„Statt diese Beleidigung zu ahnden durch würdiges, starkes Abweisen und durch Nichteingehen auf irgendwelche Verhandlungen, habe Graf Buol die Initiative ergriffen und Vorschläge gemacht, die durchaus keinen Erfolg haben könnten. Nicht zu erwarten stehe, daß der Kaiser, nachdem er dem auf seine eigenen Andeutungen hin berathenden Europa aufs rücksichtsloseste, insultirendste den Fehdehandschuh hingeworfen, jetzt das gerade Gegentheil vorschlagen sollte, nämlich das, was er so übermüthig verworfen. Wozu das dienen solle?

„Der Kaiser rüste. England und Frankreich gleichfalls. Die Antwort des Kaisers müsse in acht Tagen bekannt sein, wie auch Graf Colloredo bemerke. Sei sie identisch mit den Conferenzbeschlüssen, so werde die Conferenz sie mit Freuden annehmen, auch noch im letzten Augenblicke, sonst aber sie auch nicht einmal berathen können, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen und ihre Ehre aufzuopfern; danach sei Graf Westmoreland angewiesen zu sprechen und zu handeln, und dabei müsse es sein Bewenden haben.

„An Oesterreich sei es jetzt zu handeln; wenn es den Uebergang über die Donau als einen Angriff auf den Weltfrieden und als eine unmittelbare Bedrohung seiner eigenen Unabhängigkeit ansehe, und die russischen Communicationslinien durch Vorrücken nach und aus Siebenbürgen durchschneide, so durchschneide es Rußland die Sehnen des Kriegs und rette

den Frieden Europas, wahrscheinlich ohne Schwertstreich. Die Seemächte werden handeln.

„Rußland wolle Zeit gewinnen, Europa dürfe aber keine Zeit verlieren, England und Frankreich würden ihre Schuldigkeit thun."

Ich sah Graf Colloredo, als er aus der Conferenz ins Wartezimmer kam; er sagte mir nur, man sei hier gar zu hitzig und wolle nicht warten, Orloff habe heilig versichert, er hoffe allen billigen Erwartungen zu genügen. Ich bemerkte ihm: „Der Krieg könne doch nicht vor Mitte März beginnen, bis dahin werde man längst die Entscheidung von Petersburg erhalten haben und es sei also Zeit genug, die Vorschläge zu berathen, wenn sie mit den in Konstantinopel angenommenen Beschlüssen und Vorschlägen sich in Uebereinstimmung bringen ließen."

Dies freilich glaube ich nimmermehr. Der Kaiser, indem er Unrechtes gewollt, hat den Krieg gewollt, er wird ihn haben!

An demselben 20. Februar 1854 schreibt Graf Pourtalès aus Berlin:

Ich habe soeben, verehrtester Freund, Ihren herrlichen Brief an den König gelesen und muß Ihnen sagen, wie sehr Ihre edle, männliche und treue Sprache mich erfreut. Möge dieselbe Gehör finden und den letzten Schleier lüften, mit welchem man die kommenden Ereignisse sich und Anderen gern verbergen möchte! Sie wissen übrigens, wie sehr ich mit Ihnen in der Hauptsache einverstanden bin, wenn auch über Zeitpunkt und Modalitäten hier und da eine geringe Verschiedenheit der Auffassung zwischen uns vorherrscht. Ich schrieb Ihnen vor einigen Tagen, wie ich mir die nothwendige Gradation denke, welche bei den kommenden Weltereignissen in Preußens wahrem Interesse liegt. Bestärkt werde ich in dieser Auffassung durch die Sprache, welche die englischen Minister im Parlament führen; sie scheinen jetzt (vielleicht nicht mit Unrecht) auf Oesterreichs Mitwirkung das Hauptgewicht zu legen, und sie haben darin recht. Vertrauen dürfen sie aber nicht, daß, wenn dieselbe jetzt endlich möglich geworden ist, sie diesen Umstand vorzüglich der Haltung unseres Cabinets zu verdanken haben. Noch im Januar speculirte Buol auf die Complexivneutralität mit Preußen und Deutschland, und zwar eingestandenermaßen mit der Absicht, dem Drängen der Westmächte zu widerstehen. Daß eine solche Neutralitätserklärung uns in das russische Lager, nolentes volentes, hingedrängt haben würde, stands to reason. Wir haben nicht allein diese Anträge zurückgewiesen, sondern in München mit Erfolg dahin gewirkt, daß ein Defensivbündniß zu Gunsten Oesterreichs und unter russischer Beihülfe nicht zu Stande kam. Die Folge davon ist nun, daß Oesterreich (ob in Wirklichkeit oder nur zum Schein und um Zeit zu gewinnen?) uns jetzt, den Westmächten gegenüber, zu überbieten sucht. ...

Ich glaube, daß man sich in England Illusionen hingibt, wenn man hofft, durch eine einfache, einstimmige Drohung Rußland zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Das ist die Aberdeen'sche Auffassung und der Mann hat durch seine Kurzsichtigkeit zu sehr geschadet, als daß man großes Vertrauen auf seinen staatsmännischen Blick haben dürfte. Ich glaube, daß man nicht nur mit Noten, sondern sogar mit einem Feldzuge nichts ausrichten wird, daß man daher für gewisse Eventualitäten auf Preußen rechnen muß, und daher englischerseits nicht wünschen sollte, daß wir voreilig unser Pulver verschießen. Wir haben in der diplomatischen Phase die ersten Schritte unter den deutschen Mächten gethan, die Heilige Allianz gesprengt und dadurch Oesterreich genöthigt, auf die westlichen Forderungen bis auf einen gewissen Punkt einzugehen. . . .

Nach heute eingetroffenen Nachrichten ist man in Petersburg über unsere ablehnenden Depeschen wüthend — die officielle Rückäußerung erwarten wir morgen oder übermorgen. Wir werden, das hoffe ich bestimmt, diesem ersten Sturme widerstehen, aber ich sehe doch manchen Schwankungen entgegen, und wünsche daher, im Interesse der guten Sache, daß die Westmächte nicht zu heftig in uns dringen, von vornherein mit ihnen zu gehen. Das könnte eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Der König ist jetzt auf gutem Wege.

Noch am 25. Februar 1854 schreibt Bunsen:

Telegraphische Nachrichten vom 15. aus Petersburg haben über die ganze Stadt die Aeußerungen maßloser Erbitterung des Kaisers über die preußische Antwort verbreitet: Drohung des Verbots, preußische Orden zu tragen, und Tilgung der mit dem preußischen Königshause verbundenen Regimentsnamen, sowie Befehl des Vorrückens in der Richtung von Memel.

Lord Clarendon hat jedoch diese Nachrichten mit dem Zusatze erhalten: „it is hoped that milder counsels will prevail." Auch nimmt man an, daß sonst eine öffentliche Demonstration, durch Mobilisirung einiger Armeecorps wenigstens, von preußischer Seite erfolgt sein würde, wovon man nichts weiß.

Es ist auch bisjetzt noch keine englische Bestätigung des Beschlusses des wiener Cabinets eingetroffen, daß Oesterreich sich sogleich an England und Frankreich anschließen wolle für die von ihnen beschlossene Aufforderung an Rußland, deren bestimmte Fassung diese ist: „Sommation d'évacuer sans délai les Principautés, avec la déclaration, que les deux Puissances considèreront un refus ou le silence comme une déclaration de guerre."

Lord Westmoreland hat vorgestern nur gemeldet, daß man in diesem Sinne vorangehe. Was Lord Clarendon seitdem erhalten hat, beschränkt sich auf die gestern früh eingegangene telegraphische Depesche Lord Westmoreland's

vom vorhergehenden Tage (23. d. M.), „daß 25000 Mann an demselben Tage den Befehl erhalten haben, nach der südöstlichen Grenze zu marschiren".

Also was Lord Clarendon in seiner gestrigen Rede dem Parlament mitgetheilt hat. Er ist aber, eben wie seine Collegen, überzeugt, daß Oesterreich Preußen den Vorrang ablaufen will.

Ich habe bei unserer heutigen Unterredung ihm bemerkt, daß diese Sendung vorerst nur beabsichtigen könnte, die Fortschritte einer slawischen Aufregung oder eines Aufstandes in Serbien und der Herzegowina zu verhindern. Lord Clarendon war diese Auffassung nicht entgangen: er meint jedoch, die Sendung könne für beide Zwecke dienen: allerdings würde er entschieden gegen das Einrücken in Serbien sein, falls nicht Pforte und Fürst sie wünschen sollten: was ich nicht glaube.

Hinsichtlich seiner Anspielung auf die 1850 von Petersburg gemachten Vorschläge zu Coercitivmaßregeln gegen Preußen, so hat mir Lord Clarendon, auf meine Nachfragen über das Nähere, und nach Nachsehen im Archiv, Folgendes mitgetheilt:

Es liegen vier Depeschen Lord Bloomfield's vor aus jener Zeit, die sich auf vier verschiedene Aeußerungen und dringend wiederholte Vorschläge des Kaisers und des Reichskanzlers in jenem Sinne gründen. Die von Lord Clarendon gebrauchten Worte sind wörtlich aus jener Depesche genommen.

Das große Ereigniß ist aber die gestrige Rede Lord Clarendon's. Sie hat einen schwer zu beschreibenden Eindruck im Hause gemacht, und heute in der ganzen Stadt. Die allgemeine Stimmung ist diese:

1) „Was hilft es, diesen Krieg gegen den Zaren zu machen, wenn man ihm nicht die Tatzen schneidet für die Zukunft, er wird sonst schlimmer kratzen als vorher. Er soll die 100 Millionen und das Blut, welches Europa daransetzen muß, mit Zinsen bezahlen: nicht in Geld, sondern durch Herausgeben seiner im Sinne des Angreifens und Bedrohens der Türkei, Schwedens und Deutschlands gemachten Eroberungen";

und (bei dem religiösen Theile der Bevölkerung) zweitens:

„Es würde schmählich sein, den Christen in der Türkei jetzt nicht gleiche Rechte mit den Muselmännern zu sichern."

Lord Clarendon hat in seiner Rede ungefähr den Gedanken des Sprichworts ausgesprochen:

Verkaufe die Haut des Bären nicht, du habest ihn denn gefangen.

Allein er und das Ministerium (vielleicht mit einer Nuance in Gefühle bei Lord Aberdeen) folgen entschieden und von ganzem Herzen der Ueberzeugung:

Die unerträgliche und zerstörende Spannung und militärisch-politische Anstrengung Europas müsse bei dieser vom Geschicke herbeigeführten Ver-

anlassung soweit als möglich gelöst werden. Europa könne nicht ruhig sein, solange Rußland die Selbständigkeit Oesterreichs, Preußens, Schwedens, Dänemarks und der Türkei bedrohe, und jede wahre freie Politik allen diesen Staaten unmöglich mache. Dies sei nur möglich, wenn man alle Kräfte anstrenge, mit reinem Gewissen und fern von allen selbstsüchtigen Absichten, Rußland auf seine ihm von der Geschichte und der Natur angewiesenen Grenzen zurückzuweisen.

Dies ist die wahre anti-revolutionäre Politik, und die wahrhaft conservative.

Ich bitte dieses nicht als Gefühl oder Aufwallung, sondern als einen von einem gewaltigen Nationalgefühle getragenen, wohlerwogenen politischen Gedanken grauer und monarchisch gesinnter englischer Staatsmänner zu betrachten. Der Kaiser Napoleon ist bereit, alle ersinnlichen Garantien in demselben Sinne zu geben. Die künftige politische Stellung der übrigen europäischen Continentalmächte wird natürlich, falls jene Allianz ihre Absicht erreicht, von der Stellung abhängen, welche jede derselben im Augenblicke der Krise zu jenem Unternehmen fähig und willig sein wird einzunehmen.

Die Stimmung hierzulande ist ein großartiger Anblick: ich habe so etwas nie erlebt seit 1813. Es gilt ein großes Werk, und man geht daran mit Kraft und Glauben an die gute Sache.

Von ganz anderer Stimmung zeugt eine Mittheilung Bunsen's vom 2. März 1854:

Ich schreibe heute mit schwerem Herzen. Meine Befürchtungen haben sich bestätigt, Oesterreich hat die Stellung eingenommen, der Preußen zugeeilt war — um sie nicht einzunehmen!

Wo bleibt unsere Stellung in Europa, in Deutschland?

Lord Clarendon sagt mir: das Anerbieten, sich anzuschließen, um die Aufforderung zu machen, erscheine als ein Spott, oder vielmehr als Selbstmord durch die Clausel: „die Abweisung der Aufforderung nicht (wie Oesterreich) mit England und Frankreich als Kriegserklärung zu nehmen.“ Auch könne er meine Einwendung nicht annehmen, daß wir keine Grenzen gegen Rußland besäßen: unser Heer, das wisse man, könne in vierzehn Tagen jeden Einfall unmöglich machen. Außerdem rücke jetzt Oesterreich mit 150000 Mann heran, an der Donaulinie. Am meisten aber habe ihn betrübt, aus der (in meinem Beisein angekommenen und mir vorgelesenen) Depesche Lord Bloomfield's zu vernehmen, daß man in Berlin noch von der „türkischen Frage“ und von „fernliegenden Interessen“ spreche. Er wolle sagen, es sei nicht allein eine europäische Frage, sondern ganz besonders eine deutsche, und wieder insbesondere eine preußische Frage. — — Er spreche als Engländer, als Protestant, als Freund. Oesterreich habe Preußen überflügelt: noch sei es Zeit, anzuknüpfen an alles

bisher Gethane. Der Krieg könne nicht lange dauern: es sei thöricht, von einer Reserve zu reden: es werde nicht einmal zweier Feldzüge bedürfen.

Schon am Tage vorher hatte Bunsen folgende „Geheime Denkschrift über die gegenwärtige Lage und Zukunft der russischen Krise" entworfen, die er gleichzeitig nach Berlin sandte:

Die Orientalische Frage ist eine europäische geworden: Die türkische Krise hat sich in eine russische umgewandelt: Die Entscheidung des Weltkampfes ist in diesem Augenblicke in die Hände der deutschen Mächte gelegt.

Diese Umwandlung hat der eben verflossene Monat Februar herbeigeführt, aber vor Allem ist sie die Folge der Sendung des Grafen Orloff, und der damit verknüpften Eröffnungen in Berlin und Wien. Wie in der ganzen schicksalsvollen Entwickelung dieses weltgeschichtlichen Dramas, hat auch diesmal Rußland selbst den Knoten geschürzt, um dessen Lösung es besorgt zu sein schien. Schon das Auftreten Menschikoff's schien darauf berechnet, die friedliche Erledigung der damals schwebenden Frage über die heiligen Oerter unmöglich zu machen. Als Frankreich seinerseits alle erhaltenen Zugeständnisse aufgab, welche zum Vorwande der dictatorisch aufgestellten Gegenforderungen gedient hatten, wurde es nur noch gebieterischer und unversöhnlicher. Einige Monate später zerriß die Nesselrode'sche Depesche an den Freiherrn von Meyendorff den Schleier, welcher vor den Augen der westlichen Cabinete hing, oder den sie absichtlich nicht hatten lüften wollen, und machte das Bündniß Englands mit Frankreich unauflöslich.

Die Sendung des Grafen Orloff nöthigte das preußische Cabinet zu entschiedenem Ablehnen unzulässiger und ungeziemender Vorschläge, und trieb endlich Oesterreich in das Lager der Seemächte, schneller wenigstens, als andere Erwägungen es zu diesem rettenden Schritte geführt haben würden. Aber der größte Umschwung, welchen die Schritte des russischen Cabinets hervorgerufen haben, ist die oben ausgesprochene Veränderung des Gegenstandes des Kampfes. Der Krieg war schon vor vierzehn Tagen unvermeidlich: er ist aber jetzt ein ganz anderer geworden, und zwar nicht sowol durch das Hervortreten der bisher verhüllten Pläne der Seemächte, als durch die Macht der Dinge selbst, durch die Wucht der in Bewegung gesetzten Kräfte.

Die Frage über die sogenannten Heiligen Stätten ging schon im Monat Mai über in die:

Soll die Zukunft der Türkei, was sie auch sein möge, Rußland überlassen werden oder dem gesammten christlichen Europa?

Es handelte sich bereits im Monat Mai nicht mehr darum, ob es Einen Schlüssel oder zwei zum Heiligen Grabe geben sollte, und ebenso wenig darum, ob die Lage der christlichen Bevölkerungen sollte verbessert

und gesichert werden. Von ihnen überhaupt war seitens Rußlands gar nicht die Rede gewesen, sondern nur von den Rechten des Klerus. Es lag auch gar keine Veranlassung dazu für Rußland vor: Die Pforte hatte seit 1847 auf den Antrieb Englands und in zweiter Linie Preußens den Christen eine größere religiöse Freiheit gegeben, als Rußland lieb war.

Rußland verhehlte nicht, daß es eine seit einem Jahrhundert beanspruchte und angebahnte Schutzmachtstellung nur staatsrechtlich anerkannt wissen wolle. Statt offen zu sagen, es verlange diese Anerkennung einer von ihm geübten, von der Türkei bis auf einen gewissen Grad gelittenen, von Europa nie ernst und anhaltend bekämpften Schutz-Oberherrlichkeit über drei Viertel der Bevölkerung, schützte es Verträge vor, die der Bildung jener Praxis zum Vorwande gedient hatten, aber nie als rechtliche Grundlage durften angeführt werden. Die Mächte ihrerseits zeigten sich geneigt, auch nach Ausbruch des Krieges die Erneuerung der alten Verträge zu gewähren, wenn Rußland nur die Friedensverhandlungen unter den Augen Europas führen wollte. Statt hierauf einzugehen und den zu früh und zu spät gemachten Versuch für diesmal aufzugeben, wollte der Kaiser das Geschick mit aller Gewalt zur Erfüllung bringen. Orloff trat der Conferenz der vier Großmächte mit noch größerem Hohne gegenüber, als Menschikoff im letzten Frühjahr der Hohen Pforte. Der Kaiser führte gegen die beiden deutschen Mächte eine Sprache, welche den stärksten Anmaßungen Napoleon's gegen die, welchen er den Untergang geschworen, wenig nachgab.

Unterdessen faßte das englische Cabinet den Kampf mit allem Ernste der Entscheidung auf, wie das englische Volk schon längst gethan hatte. Der Kaiser der Franzosen trat persönlich in die Schranken mit der Veröffentlichung seines Schreibens, dem ersten derjenigen Schritte, wodurch er seine von Kaiser Nikolaus ihm aufgedrungene, von ihm kräftig ergriffene und endlich durchgeführte Politik zur nationalen machen will, und in kurzer Zeit machen wird. Der Kaiser Nikolaus hat ihm eine höhere Stellung in Europa gegeben, als die Bourbonen und Louis Philipp hatten: er hat ihm das Mittel aufgedrängt, Wurzel in Frankreich selbst zu fassen.

So standen die Sachen, als Orloff Wien verlassen hatte, und keine Hoffnung für den Frieden mehr übrigblieb. Der Kaiser Nikolaus bot alle Mittel auf, den Kampf selbst gegen Europa aufzunehmen. Man mußte also in gleichem Maßstabe auftreten. Man mußte die vorliegende Aufgabe in ihrer höchsten Bedeutung auffassen. Frankreich und England thaten dies.

Man fragte sich: sollen und dürfen wir die ungeheueren Anstrengungen, welche von uns gefordert werden, wirklich nur machen, um die Russen zur Räumung der Fürstenthümer und zur Annahme der mit der Pforte verabredeten Friedensbedingungen zu bewegen? Soll eine Milliarde von Francs,

soll das Blut von Tausenden braver Krieger aufgeopfert werden, um vom Kaiser zu erlangen, daß er seine Pläne auf die Türkei bis auf ihm gelegenere Zeit verschiebe? Soll die Theilnahme, ja die Mitwirkung des übrigen Europas mit allem Nachdruck und mit allem Einfluß der übrigen Seemächte erbeten und gefordert werden, um Rußland zu zwingen, seine Uebergriffe ganz nach dem christlichen Europa zu richten, statt auf die Türkei? Wird die öffentliche Meinung und das allgemeine Gewissen eine solche Schwäche und Thorheit dulden? Wird Europa nicht den näheren Nachbar mehr scheuen als die beiden ferneren und selten lange vereinigten Mächte? Wird es nicht glauben, England habe nur seine Seeherrschaft und Indien im Auge, Frankreich stehe im Hintergrunde mit seinen alten Eroberungsplänen? Vor Allem: handelt es sich wirklich jetzt noch darum?

Die Antwort auf alle diese Fragen war nein!

Es handelt sich darum, das zu thun, was Friedrich der Große*), ja selbst Napoleon nicht hatten thun können: Rußlands Uebermacht zu brechen.

Aus diesen Erwägungen, aus dieser Ueberzeugung ging in London und Paris in wenigen Tagen eine Ansicht hervor, welche man etwa so fassen kann:

Der Zweck des großen Kampfes muß sein, Rußland auf seine natürlichen Grenzen in Europa zurückzuweisen. England und Frankreich haben ein Recht, diesen Zweck auf ihre Fahnen zu schreiben, da sie feierlich allen besonderen Vortheilen entsagt haben. Sie müssen nun die deutschen Großmächte zu gleicher Entsagung auffordern, zugleich aber den durch Rußlands Länderraub unmittelbar betheiligten Regierungen die Gelegenheit geben, die ihnen entrissenen Ländertheile wieder zu erobern, den beiden deutschen Großmächten aber die verlorene freie europäische Politik im Belange des wahren Gleichgewichtes, und zur Sicherung des Friedens für sich und ihre Völker wieder zu gewinnen.

---

*) Bunsen verweist hier auf die folgende Stelle in des älteren Pitt „Reden".

„The unprecedented aggrandisement of Russia is a most alarming circumstance. If she is suffered to realize her obvious schemes of conquest and dominion, she will certainly hereafter do us far more harm than her friendship can do us good. Her predominance will most probably at no very distant period effect such an alteration in the state of Europe as will be most disadvantageous to this country, and particularly with regard to Poland." („Die beispiellose Vergrößerung Rußlands ist ein höchst beunruhigender Umstand. Wenn man demselben gestattet, seine Eroberungs- und Herrschaftspläne zu verwirklichen, wird es uns gewiß späterhin mehr Schaden zufügen, als seine Freundschaft uns Nutzen bringen kann. Das russische Uebergewicht wird sehr wahrscheinlich in einer durchaus nicht fernen Zeit eine solche Veränderung in dem Zustande Europas bewirken, wie sie für unser Land sehr nachtheilig ist, zumal mit Bezug auf Polen.")

Jetzt oder nie! Kaum war der Gedanke scharf ins Auge genommen, so stand der Entschluß fest. Es war eine Politik, nicht der diplomatischen Freiheit, sondern des gesunden Menschenverstandes; ja man kann sagen, es war eine Politik nicht der Wahl, sondern der Nothwendigkeit.

Die Nachwelt wird viel Geduld und Billigkeit bedürfen, um zu begreifen, daß ein solcher Gedanke nicht früher zur Reife kommen konnte.

Wie vordringend und eigennützig, wie systematisch fortschreitend, wie erdrückend und erniedrigend die russische Uebermacht war, zeigte sich schon zu Anfang des Jahrhunderts. Der Kaiser Alexander, der begeisterte Freund des preußischen Königshauses, entriß nach so vielen Betheuerungen und Zusagen Preußen eine ganze Provinz. Derselbe Kaiser nöthigte zwei Jahre später Schweden nicht allein zur Abtretung Finlands sondern auch einer Inselgruppe, welche Stockholm bedroht. Der Kaiser Nikolaus hat durch seine ausgesprochene Feindschaft gegen jeden Versuch, ein starkes Deutschland und also ein mächtiges Preußen zu gründen, und durch seine offenkundig feindselige Stellung gegen Preußen und Deutschland in der schleswig-holsteinischen Frage noch zuletzt gezeigt, daß er sich als Dictator Deutschlands ansieht. Aber wer kann ohne schuldigen Leichtsinn das schwere Joch vergessen, unter welchem Rußland Oesterreich und Preußen von 1817 bis 1848 gehalten hat? Dafür liegen die Urkunden nicht in den diplomatischen Archiven jener Periode, auch nicht allein in der „Pentarchie". Sie sind aufs feindseligste und verderblichste ausgesprochen in der vom Grafen Nesselrode selbst eingegebenen Denkschrift von 1834, welche das Protectorat über Deutschland beansprucht, und zwar weniger noch als Gegengewicht gegen Frankreich, nein, als Sicherung der deutschen Fürstenhäuser gegen die deutschen Großmächte, ja des deutschen Volkes gegen seine Regierungen. Die Nachwelt wird die nicht für Staatsmänner halten, welche dergleichen ertragen, noch weniger diejenigen, welche nach diesem Allen im Kaiser von Rußland das rettende conservative Princip sehen. Aber ganz gewiß wird sie diejenigen Verräther schelten, welche jetzt noch eine solche Ansicht festhalten.

Die leitenden Staatsmänner Englands und Frankreichs kannten die Gefahr Europas. Jetzt oder nie, sagten sie sich, muß einer so verderblichen Uebermacht ein Ende gemacht werden, bei welcher kein sicherer Friede möglich ist. Rußland selbst hat in blinder Leidenschaft die Krise herbeigeführt: sie muß benutzt werden.

Die beiden Cabinete hatten bereits erkannt, daß sie nur mit der Fahne des Kämpfers für allgemeines Recht auftreten konnten, um den Kampf auszufechten. Statt der Theilungsverträge des 18. Jahrhunderts hatten sie die Abschwörung jedes besonderen Vortheils an die Spitze gestellt.

Daraufhin machten sie ihre Vorschläge an Oesterreich und Preußen.

Noch zauderte Oesterreich, trotz der für Italien drohenden Gefahr.

Da brach der Aufstand der christlichen Bevölkerungen in Thessalien, Macedonien und Epirus aus, von Rußland jedenfalls begünstigt: Illyrien und Serbien standen in Gefahr: die beiden Flammen konnten in Galizien und Ungarn über Oesterreichs Haupt zusammenschlagen. Gleichzeitig wurden die letzten (nicht gefahrlosen) Vorschläge, welche Graf Buol dem Grafen Orloff mitgegeben, schnöde verworfen. Oesterreich hatte seine Freiheit wieder und entschloß sich, davon Gebrauch zu machen.

Diese Beweggründe Oesterreichs liegen offen am Tage, und sind die einer gesunden Politik. Große Fehler sind dadurch rechtzeitig gutgemacht.

Dazu kommt, daß Oesterreich durch den raschen und kräftigen Entschluß Preußen den Rang abzulaufen gedachte, und gar leicht ihn ablaufen kann: den Rang nicht allein in Europa überhaupt, sondern in Deutschland selbst, dessen kleinere Könige und Fürsten sich jetzt ebenso kampflustig zeigen werden, als sie bisher eifrig waren, auf Oesterreichs Wink sich und Deutschland die Hände zu binden.

Preußen hat als Großmacht dieselbe Verpflichtung, die Conferenzbeschlüsse aufrecht zu erhalten, also die Aufforderung an Rußland ergehen zu lassen, wie Oesterreich. Scheinbar weniger bedroht von dem Kampfe als Oesterreich, ist Preußen moralisch noch viel mehr gefährdet, wenn es nicht im Augenblicke der Entscheidung zugreift. Preußen ist nur durch seine moralische Stellung in Deutschland und Europa eine Großmacht. Jetzt legt man einen Werth auf seine Mitwirkung: jetzt bietet man ihm ein Mitrecht an künftigen weltgestaltenden Entscheidungen. Der Kampf wird nicht lange dauern: mit Ausnahme Englands werden die kriegführenden Mächte (Frankreich jedoch weniger) bald Mangel an Geldmitteln leiden. England und Frankreich werden Rußland bald in die Lage bringen, daß dieses ihnen lockende Bedingungen stellen muß. Der Friede wird zu Gunsten derer gemacht werden, welche in den Kampf für die Herstellung des Gleichgewichts und der Selbständigkeit Europas rechtzeitig und mit großartiger Gesinnung eingetreten sind. Betrachtet man die in der Zukunft liegenden politischen Möglichkeiten näher, so stellen sich folgende sogleich vor Augen:

Behält Rußland seine jetzige Uebermacht, so ist der deutsche Bundesstaat, wie Preußen und Deutschland ihn verlangen, wie England ihn wünscht, Frankreich ihn erträgt, eine reine Unmöglichkeit für alle Zukunft. Rußland verabscheut die Idee eines starken selbständigen Deutschlands mehr als irgendetwas Anderes, sagt die Denkschrift von 1834, sagte der Kaiser Nikolaus in den Jahren 1849 und 1850 dem französischen und dem englischen Gesandten ganz unverhohlen und sagt der Freiherr von Meyendorff in Berlin selbst.

Welche freundnachbarlichen Gedanken er hinsichtlich Posens habe, ist ja auch kein Geheimniß.

Alle Principien, auf welchen die moralische Macht Preußens beruht,

werden von Rußland mit Nothwendigkeit erdrückt oder gelähmt. Rußland kann nur eine Scheinfreiheit in Deutschland dulden, und muß den Protestantismus zurückdrängen, wo er, wie in den Missionen, eine Weltstellung sich zu erwerben im Begriffe steht.

Dies trifft Preußen im innersten Kerne seiner Macht. Es trifft es aber auch noch besonders in Jerusalem, dieser schönen und wunderbar aufblühenden Stiftung Friedrich Wilhelm's IV. Das Bisthum mit seinen Schulen in Palästina und mit allen ihren Verzweigungen bis nach den Quellen des Jordans und dem fernsten Mesopotamien geht nothwendig unter. Die griechische Geistlichkeit hat ihm offen den Krieg erklärt. Was Rußlands Werkzeuge 1841 und später in Europa und Asien nicht zu Stande bringen konnten, die Vertilgung der protestantischen Schulen und Gemeinden, würde mit leichter Mühe in kürzester Frist geschehen, sobald Rußlands Protectorat von der Türkei anerkannt wäre. Was aber in Palästina und Syrien geschähe, müßte ebenso in Konstantinopel und unter den Chaldäern und Armeniern geschehen. Das evangelische Bisthum würde mit Schmach untergehen.

Dies sind die Aussichten auf der einen Seite. Dabei ist durchaus keine Rücksicht genommen auf die nationale Stimmung, die, nur mit Ausnahme der rothen Republikaner, jetzt ebenso entschieden und ernst gegen Rußland ist, als sie es 1813 gegen Frankreich war.

Schließt sich Preußen im gegenwärtigen Augenblicke an die Westmächte und Oesterreich an, in der Aufforderung an Rußland, wie bisher in der Conferenz und den Protokollen, so legt es ein so entscheidendes Gewicht in die Wagschale, daß der Kampf kurz, die Entscheidung nahe und ohne große Erschütterungen möglich, ja sicher ist.

Was also auch geschieht in Europa, wie sich Europa neugestaltet, die Monarchie Friedrich's des Großen wird den ihr gebührenden Platz darin einnehmen, und Deutschland, einig und stark, den Frieden und die Freiheit des Festlandes besser sichern, als es bisher möglich war.

Es ist oben klar und unverhohlen gesagt, daß der Plan der beiden Westmächte dahin geht, Rußland auf seine natürlichen Grenzen zu beschränken. Dies schließt mit Nothwendigkeit große Veränderungen ein. Eine derselben ist nicht ohne Gefahren und Bedenken: man muß sie aber furchtlos ins Auge fassen. Zunächst liegt, daß Schweden die Ålandsinseln und Finland zurückerhält, jene wird man ihm erobern, ebenso wie Helsingfors. Das Land selbst wird es sich mit leichter Mühe wiedergewinnen und behaupten können, sobald die Riesenflotte in der Ostsee erschienen ist — also in einem Monate — und jene Inseln in Besitz genommen hat als Kriegsstapelplatz. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß König Oskar

die Gelegenheit ergreifen werde, Schweden wieder zu verschaffen, was der Wahnsinn des letzten Wasa und die unbarmherzige Härte eines übermüthigen Nachbarn ihm entrissen hat.

Konstantinopel ist so wenig in christlichen als in türkischen Händen sicher, solange Rußland das Schwarze Meer beherrscht. Daraus folgt unabweisbar, daß man Rußland nicht allein die Krim, sondern auch Bessarabien, Cherson und Taurien entreißen muß. Wer soll es nun erhalten? Der es behaupten kann. Also nicht die Pforte. Auch nicht, der es zur Weltdictatur ebenso gut misbrauchen könnte wie Rußland. Also auch nicht ein künftiges, kräftiges, byzantinisches Reich, wenn in der Zukunft ein solches sich bilden sollte.

Jene Landstriche müssen also an Oesterreich kommen. Es liegt am Tage, daß man dieses vor Allem durch Uebernahme der Donaufürstenthümer an die Vertheidigung der Donau und Europas fesseln muß, gegen billige Entschädigung der Pforte, welcher jene Fürstenthümer nur 200000 Thaler jährlich einbringen, und gegen Abtretung der Lombardei (bis zum Mincio) an Sardinien. Hierdurch wird zugleich eine fast unheilbare Wunde geheilt und Frankreich ein Riegel vorgeschoben, selbst wenn Europa ihm Savoyen zuerkennen sollte.

Der Gesammtstaat Oesterreich kann und soll mit Deutschland in engfreundschaftlicher Verbindung stehen, allein er kann und soll nicht Deutschland beherrschen oder leiten.

Unter den vorliegenden Umständen würde es nicht schwer sein, im Jahre 1854 zur Geltung zu bringen, was 1848 die Demokraten, 1849 und 1850 die Eifersucht der Mächte, und insbesondere die Uebermacht Rußlands, mehr noch als eigene Fehler, unmöglich machten.

Die Uebersendung dieser Denkschrift nach Berlin*) begleitete Bunsen mit einem Privatbriefe an Seine Majestät den König, aus welchem wir Folgendes mittheilen:

... Gnädigster Herr! Sie haben mich auf den Wachtthurm und die Warte der Welt gestellt, und ich bin nirgends so sicher zu gebrauchen als in dem Amte eines Seemannes im Mastkorbe. Und so muß ich jetzt Ew. Majestät zurufen:

von dem Handeln oder Nichthandeln Ew. Majestät in diesem Augenblicke wird Ihre Würdigung in der Geschichte, das Glück und der Ruhm

*) Es ist interessant zu wissen, daß diese von Bunsen dem Ministerpräsidenten übersandte und von diesem dem König vorgelegte Denkschrift auf eine nicht näher zu bezeichnende Weise aus dem königlichen Cabinet sofort in die Hände des russischen Gesandten gelangte, — eine Thatsache, welche den im Folgenden erzählten Verlauf hinlänglich erklärt.

Ihrer übrigen Regierungsjahre und die Stellung Ihres Thrones und Ihrer Monarchie abhängen.

Die Begebenheiten gehen jetzt mit unaufhaltsamer Eile vorwärts. Selbst die größte Macht der Welt kann ihnen nicht den Stillstand gebieten.

Eine Aufforderung ist an Ew. Majestät getreten, welcher zu genügen das bisherige Handeln Ihrer Regierung, die achtungswertheste öffentliche Meinung, die Ueberzeugung Ihrer einsichtsvollsten Räthe, die hohe Stellung Preußens, die heilige Sache Deutschlands, das klare Recht, mit Macht fordern.

Ew. Majestät können durch Anschließen an die drei Mächte noch jetzt Alles retten, sicherer feststellen, und Alles erreichen, was Sie wünschen. Sie können großes Unrecht sühnen, tiefe Wunden heilen helfen. Sie können den Kampf wo nicht unmöglich, doch kurz und entscheidend machen.

Ew. Majestät Ruhm ist mir, nach Ew. Majestät Seelenfrieden, das Ziel aller Anstrengungen. Zürnen Sie dem treuen Diener nicht, wenn er von dem Vorrechte Gebrauch macht, das Sie ihm gegeben: was Geist, Seele und Herz eingeben, offen und furchtlos auszusprechen....

Noch bevor die Denkschrift in Berlin ankam, war dort im entgegengesetzten Sinne entschieden worden. Graf Pourtalès schreibt darüber am 8. März 1854 an Bunsen:

Die Kreuzzeitungspartei hat seit acht Tagen alle ihre Kräfte aufgeboten, um einen Stillstand und späterhin einen Umschwung zu provociren, und ich fürchte, daß das Erste, auf welches das Zweite nothwendig folgen muß, ihr gelungen sei. Mit tiefem Schmerze sehe ich die Bahn der Schwankungen betreten, die uns entweder, machtlos und isolirt dazu, verdammen muß, der Spielball der entgegengesetzten Richtungen abwechselnd zu werden, oder zum Schluß ins russische Lager treiben muß....

Mit tiefer Bekümmerniß betrachte ich die Wendung, die seit einigen Tagen eingetreten ist. Sie ist ähnlich jener in den Novembertagen 1850, und dieselben Männer, dieselben Mittel, dieselben Ziele treten jetzt wie damals hervor. Von allen Seiten und aus allen Schlupfwinkeln erscheinen die „Bassermann'schen Gestalten" der Reaction, Senfft-Pilsach, Kleist-Retzow, Krassow, Oberst Manteuffel u. s. w. Die Russen triumphiren und Budberg ist geschäftig und frohlockend.

Was mich nun anbetrifft, theurer Freund, so habe ich mich, wie Achilles, in mein Zelt zurückgezogen. — Ich bin um eine schöne, große Hoffnung ärmer. — Meine bisherige officielle oder besser gesagt officiöse Stellung verbietet mir, meinen tiefen Unmuth laut werden zu lassen.... Ich habe gethan, was ich konnte, und meine Pflicht erfüllt. Gott möge

von unserem armen Vaterlande die schweren Schläge abwenden, die ich voraussehe, die ich vorausgesagt, als in den letzten Tagen das „Entweder, Oder" ertönte — ich kann nichts mehr.

Die mit der am 5. März 1854 in Berlin getroffenen Entscheidung im engsten Zusammenhang stehende Abberufung Bunsen's wird im folgenden Abschnitt näher berührt werden. Hier sind dagegen noch zwei Aufzeichnungen Bunsen's aus dem December 1853 einzuschalten über den damaligen badischen Kirchenstreit und die kirchliche Lage überhaupt.

Bunsen schreibt in dieser Beziehung am 2. December 1853:

Ich darf nicht verschweigen, daß die badischen Vorfälle hier zu manchen Bedenken Anlaß geben. Eine unmächtige Regierung wird in dem Kampfe mit den die Welt umschlagenden Jesuiten allein gelassen, und, wie es scheint, ohne Rath: selbst von ihren Nachbarn. Sie mag Fehler begangen haben, allein daß sie die Jesuiten verjagt, welche (unbefugterweise, denn sie sind nie hergestellt) das Land überschwemmten und das Feuer schürten, war ein Schritt, den nur die Männer der Kreuzzeitung, aus blinder politischer Leidenschaft, tadeln können. Hier fand man die Schritte der Regierung vernünftig, und hoffte darin einen Anfang zu sehen für einen Rückschlag gegen die Pfaffenherrschaft unter den Katholiken selbst. Wie die alte Pfarrgeistlichkeit denkt, weiß man durch ihre Erklärungen im Jahre 1845, wo eine große Anzahl von Männern über siebzig Jahre im Namen der Sittlichkeit und des Glaubens auf die Aufhebung des Cölibats antrugen. Freiburg war die Schule frommer, gelehrter und dabei freisinniger Männer, wie Hug und der noch lebende edle Hirscher. Ich kann also dem Bedauern, welches man hier fühlt, daß die Regierung unterliegt, nur beistimmen. Wohl begreife ich, daß es Preußen schwer ist, im protestantischen Sinne mit Nachdruck durch das Organ eines Gesandten zu reden, dessen Neigungen, Gefühle und Freunde alle auf der Jesuitenseite sind, und der einem ihm unbekannten und englischen Missionar geradeheraus gesagt hat: „es sei kein Heil für Baden als in den Jesuiten"; auch Lord A. Loftus kann viel davon erzählen. Allein man wird es doch, ehe zehn Jahre vorbei sind, bereuen, daß man die Pfalz den Jesuiten geöffnet hat. Es ist dies eine der unseligsten Täuschungen. Natürlich werden jetzt alle jüngeren Geistlichen ultramontan, weil sie sehen, daß von dort Schutz und Ehre kommt. Die Jesuiten, „Jesuwider", wie Fischart sagt, haben den Dreißigjährigen Krieg hervorgebracht und verewigt: sie werden und können nicht ruhen, bis sie Deutschland, das schon so zerrissen, gänzlich auseinanderreißen, und alle Religiösität und Glauben ans Evangelium mit Stumpf und Stil ausrotten. Dabei treibt der Unmuth über das Fallen-

lassen der Union, wie der hochselige König sie verstand und wie ganz Deutschland sie verstand, nicht im Sinne des Berliner Kirchentages, die ersten, angesehensten und einflußreichsten Theologen aus dem Lande (wie Dorner, der nach Göttingen ausgewandert ist, und Rothe, das Landeskind, der sich wieder nach Heidelberg flüchtete vor dem allmächtigen Hengstenbergianismus, und selbständige Männer, wie Niedner und Hagenbach), die beiden ersten Kirchenhistoriker Deutschlands, durch Geist und Gesinnung mächtige Männer, schlagen jeden Ruf nach Preußen ab, „wo man die Wahrheit nicht wolle, sondern Heuchler bilde".

Das Schöne und Gute im letzten Kirchentage erkenne ich gern an: allein der jüdisch starre Stahl hat durch seine starre Formulirung doch wahr gemacht, was der katholische Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung" sagt: die preußische Landeskirche ging als Eine in den Kirchentag und kam als drei heraus, nur über das einig, worin sie nicht übereinstimmten.

Es ist ein bloßer Wahn, daß man mit dem alten Pflaster der Augustana, welches schon in Melanchthon's Händen zerriß, die klaffenden Wunden der Zeit heilen will. Die Formel Friedrich Wilhelm's III. ist die einzig richtige:

Augsburger Bekenntniß — Heidelberger Katechismus und Luther's Katechismus — und Genfer Bekenntniß: in der Schule, je nach dem Bekenntnisse,

aber Union auf Grund der gemeinsamen Abendmahlsfeier.

Der Fehler, den seine Adjutanten nicht einsehen konnten, war, daß er nicht gleichzeitig (wie er 1817 vorhatte, ehe die große Reaction eintrat) der Kirche eine organische Verfassung gab, und das Gemeindeleben in der Laienschaft pflegte. Aber die Formel ist richtig: und daß die Union auf zwei Beinen stehen sollte und nicht auf Einem.

Selbst mit dem Berliner Kirchentage ließe sich noch etwas Vernünftiges anfangen, wenn man die Augustana nur als Fahne betrachtete, um die Zerstreuten und Entmuthigten zu sammeln: allein wie die Sachen in Berlin stehen, erscheint dieser Beschluß als Anfang eines todten und heuchlerischen, also tyrannischen Formalismus. Kein gewissenhafter und gelehrter Theologe kann die Augustana buchstäblich unterschreiben: er weiß, daß sie Irrthümer enthält (nicht als Bekenntniß, sondern als Glaubensregel): aber man kann sie als erstes geschichtliches Bekenntniß verehren, und in dem wesentlichen Punkte, von der Rechtfertigung, annehmen. Doch nur die Bibel ist Glaubensregel, und das Gewissen ist der Richter.

Jetzt erzieht man die Jugend, die hungert, zur Heuchelei: die jungen Leute sagen das selbst: man vergiftet ihren Glauben in der Wurzel, der Wahrhaftigkeit der Gesinnung, und bereitet eine furchtbare Reaction vor, die gerade

das Gegentheil ist von dem, was man will. Furcht, Sklavensinn, Unmuth und Schmeichelei vereinigen sich, um das Aussprechen der Wahrheit zurückzuhalten: allein die Vorfälle in Baden mahnen daran, wohin wir geführt werden.*)

Ueber die badische Krisis speciell sagt er in einem Briefe vom 30. December 1853:

Die Unterhandlung Badens mit Rom ist und bleibt, von Anfang bis zu Ende, ein Fehler und ein Unglück. Der Papst kann nur im Wesentlichen für den Erzbischof entscheiden, auch in der Hauptsache, der Stellung zur bürgerlichen, d. h. der allein hier geltenden, staatlichen Gesetzgebung.

Es ist möglich, daß er es gelegen findet, die Sache nicht zum Aeußersten kommen zu lassen im gegenwärtigen Augenblick, ebenso wie Oesterreich vielleicht jetzt in demselben Sinne räth, obwol wir nur zu gut wissen, was es eigentlich will und beabsichtigt. Und warum ist jene scheinbare Nachgiebigkeit wahrscheinlich? Weil die katholische Bevölkerung noch nicht so begeistert und fanatisirt ist, als die Jesuiten es wollen. Warum fing der Dreißigjährige Krieg erst 1618 an? Weil alle Hoffnung, im Frieden die Reformation zu überwinden, inzwischen geschwunden war! Das steht uns bevor,

*) Einen merkwürdigen Beleg zu diesem Urtheile Bunsen's bietet ein Brief Tholuck's an ihn vom 17. Mai 1853, in dem es heißt:

„Ich bin diese Ostern in Berlin gewesen und bin erstaunt über den Fortschritt des Confessionalismus. Diesen ließe ich mir nun noch gefallen, aber er ist so unmittelbar mit Verleugnung wissenschaftlicher Wahrheitsliebe und wissenschaftlichen Interesses verbunden. Ich habe mich immer noch mit Hengstenberg in dem Glaubensbande eins halten können, wenn auch die wissenschaftliche Methode uns trennte, und ich habe, wie ich nicht anders sagen kann, von ihm keine harte Beurtheilung erfahren. Aber die Kluft wird nun zu stark. Wie Sie wissen, ist er nun unbedingter Stimmführer bei dem Cultusminister, und auf mein Befragen nun, ob er denn wirklich der Beförderung keines jungen Mannes das Wort zu reden entschlossen sei, der nicht «das ganze Alte Testament für durchgängig historisch hält», hat er dieses bejaht, und auf die Frage: «ob es denn nicht doch bei einem strebsamen jungen Manne wenigstens als fast nöthige Durchgangsstufe anzusehen sei, noch längere Zeit daran zu zweifeln», meinte er: «die wissenschaftlichen Hülfsmittel seien jetzt so befriedigend da, daß ein lebendig Gläubiger in unserer Zeit nicht mehr wie einst Neander und ich in dieser Hinsicht im ‚Rationalismus' stecken bleiben könne.»

„Sonst hatte ich hier doch immer nur mit dem parum der gläubigen Voraussetzung bei der Jugend zu kämpfen. Jetzt findet sich selbst hier das nimium. Ich lese in diesem Sommer Psalmen und habe mit meiner Voraussetzung des wahrscheinlichen Alters der Ueberschriften gewiß nicht Ihren Beifall. Aber eine wenn auch nicht große Zahl wendet sich ausdrücklich an Wichelhaus, der sie auch liest, weil ich «vom Rationalismus nicht frei genug sei».“

denn Niemand ist bisjetzt fanatisch als die Pfaffen, die Jesuiten, die ihnen ergebenen katholischen Dynastien, und Professor Leo, der Günstling des Herrn von Gerlach und Schoskind des königlichen Curators.

Man muß also suchen jetzt die Sache beizulegen, so gut man kann. Oesterreich vermittelt. . . .

Was nun Preußens Stellung betrifft, so halte ich die Idee des Corpus Evangelicorum für eine vollkommen abgelebte und überlebte. Erstlich weil Sachsen unter der Botmäßigkeit einer starrkatholischen Dynastie steht. Zweitens weil die Zeit lange vorbei ist, wo eine Verbindung evangelischer Dynastien die Weltereignisse leiten kann. Keine Regierung — selbst die preußische, kann dieses, ohne sich auf das Volk, also auf eine organisirte, dem Volke aus Fleisch und Blut hervorgewachsene Kirche und auf freisinnige, selbständige Kammern zu stützen.

Dies ist der zweite Fehler, welchen Savigny gemacht. Er mußte so gestellt sein, als preußischer Gesandter, daß man die Verhandlung mit Rom nicht anfing, ohne Preußen zu Rathe gezogen zu haben, und er mußte zweitens anrathen, sogleich die Stände zu berufen und ihnen offen die Sachlage vorzulegen, würdig, aber voller Vertrauen zum katholischen wie zum evangelischen Volke, und dessen Gewissen und Rechtsgefühl zu Zeugen und Schiedsrichtern aufrufend, unter Verkündigung des festen Entschlusses: bei der Gesetzlichkeit zu bleiben.

Die Regierung selbst scheint soviel Lebens-Instinct zu haben, daß sie dergleichen gewollt. Herr v. S. sagt aber in einem Berichte: „eine eingehende Discussion vor eröffneten Verhandlungen mit Rom würde gänzlich unstatthaft sein.“

Man hätte nie die Unterhandlungen mit Rom anknüpfen sollen. Aber da man sie angeknüpft, so ist das einzige Mittel, ohne Schande und Untergang aus dem Kampfe oder vielmehr aus der Schlinge sich herauszuziehen, daß die Regierung sich an Kammern, Land und öffentliche Meinung wendet. Es bedarf gar nicht einmal einer erfahrungsmäßigen Kenntniß des römischen Hofes, wie ich sie mir zuschreiben darf, sondern nur des gesunden protestantischen Menschenverstandes, welcher in Deutschland Niemandem fehlt als allen Kreuzrittern und leider! den meisten deutschen protestantischen Fürsten, um einzusehen, daß Rom nur das nicht thut gegen uns, was es nicht kann. Und es beschwichtigt sein Gewissen nur dann soweit, daß es (nach seiner eigenen Sprache) „dissimulirt“, wenn es die Stimmung der Völker sich entgegensieht.

Die katholische Geistlichkeit kann in ihren nationalen Pflichten und (bei den Meisten) Gefühlen nur dann erhalten werden, mit Zügelung der jesuitischen, d. h. ultramontanen Richtungen und Wühlereien, wenn man die aufgeklärte katholische Bevölkerung im Mittel- und Bauernstande und

die katholischen Gelehrten vollkommen ebenbürtig und freisinnig behandelt. 1837 sahen die Katholiken, zum Theil auch in Preußen, im Papstthum eine Freiheit und Viele zugleich ein Mittel der liberalen Opposition; alles das hat 1848 zu Boden gestürzt und jetzt pflanzt man es wieder, baut man es wieder künstlich auf, einigen schlauen Jesuiten und einfältigen Pietisten oder Heuchlern zu Gefallen, weil man in den Jesuiten und in der Hierarchie einen Hebel der Gewalt, Gehülfen gegen die Revolution sieht.*) Man liebäugelt selbst mit den Jesuiten, gibt der Hierarchie Cardinäle, Hofhaltungen, fürstliches Ansehen, während die katholische Bevölkerung in ihrer ungeheuern Mehrheit dergleichen nicht will, sondern nach dem Halse greift, damit die Schlinge nicht noch fester gezogen werde. Sehr bald wird man es merken, daß dem Pfarrgeistlichen, ja selbst dem angesehenen Laien, wie dem Bauer nichts übrigbleibt, als den Eminenzen und gnädigen Herren, vor Allen den ehrwürdigen Patres den Hof zu machen.

Es gibt aber zwei Corpora Evangelicorum, die jedes hundertmal mehr werth sind als jenes in die alte Reichsverfassung hineingebaute Schwalbennest der verfolgten Protestanten.

Das erste heißt Zollverein, in möglichster Ausdehnung der Förderung des gemeinsamen Verkehrs und des Wohlstandes, unter Preußens Leitung. Diese große Vereinskraft ist leider! durch Oesterreichs unversöhnlichen Haß und unheilbare Blindheit gelähmt, aber der Geist ist noch da, trotz der „Ligue" der Regierungen.

Das zweite heißt evangelische Union im Sinne Friedrich Wilhelm's III.: Neutralisirung (nicht deshalb Indifferenzirung im Sinne von Gleichgültigkeit) des Gegensatzes der speculativen Systeme der lutheranischen und reformirten Geistlichen durch Gemeinsamkeit im Gottesdienst und insbesondere im Abendmahl als communio vivens.

Dem Gedanken des Königs Friedrich Wilhelm III. fehlte nichts als die Befestigung und Besiegelung dieser liturgischen Union durch die Verfassungsunion. Das wollte die „introuvable" Generalsynode; mein und meiner Freunde Rath wurde damals verworfen.

---

*) Wie stimmt es zu den offen vorliegenden Thatsachen, was Herr v. S. sagt: „Die ältesten Geistlichen sind noch aus der Wessenbergischen Schule, und die mittlere darauffolgende Schicht ist in dem Grade, der Gesinnung und auch den Sitten nach, verweltlicht, daß unter ihr der Gedanke an ein eventuelles Märtyrerthum sehr wenig Anklang findet." Was die Geistlichen aus der Wessenbergischen Schule betrifft, so sind sie ihrer aufrichtigen Gesinnung und reinen Sitten wegen anerkanntermaßen berühmt und ihr Märtyrerthum ist ihnen bereits geworden, indem sie (ja selbst der edle, erzkatholische, aber nationale Hirscher) verfolgt werden.

Statt dessen hat die Regierung sie durch Herrn Stahl und Consorten **tödten** lassen und ich weiß nicht, ob die vortreffliche, aber ganz wirkungs**los** gebliebene Cabinetsordre mehr als ein Todtenlied für die Bestattung **sein** wird.

In Baden wie in der Pfalz, wo die Union freudig begrüßt war in **jedem** Sinne, hat man sie untergraben lassen, einigen schwärmerischen Ultra**lutheranern** zu Gefallen.

Vierter Abschnitt.

Vier Jahre in Heidelberg.

(1854—1858.)

Ursachen von Bunsen's Rücktritt. — Seine Abberufung aus England. — Lebewohl an die Freunde. — Abreise am 17. Juni 1854. — Niederlassung in Charlottenberg. — Briefwechsel aus Heidelberg. — Reise nach Bonn und Göttingen. — Zustände Deutschlands. — Beginn des „Bibelwerkes". — Tod Julius Hare's.

Bunsen's „nothgedrungene Rechtfertigung" gegen Stahl und den Berliner Kirchentag. — Briefe über das Dogma der unbefleckten Empfängniß. — Ueber die Denkschrift der göttinger theologischen Facultät. — Politische Denkschriften aus dem Januar 1855. — Briefe über einen englisch-französischen Kriegshafen in der Türkei und über den Suezkanal.

Ein Fragment in Bunsen's Handschrift unter dem Titel: „Die fünf Jahre vom 25. August 1849 bis 24. August 1854. Der Austritt aus dem Dienst" ist leider nicht weiter als bis zu den Einleitungsworten gekommen, die wir hier als Eingang in den folgenden Abschnitt wiedergeben:

Der Austritt aus dem Dienst.

25. August 1854. „Gelingt es nicht, dann ist es Zeit ins Grab zu steigen oder wenigstens das öffentliche Leben zu verlassen."

Mit diesen Worten schloß ich vor nun vollen fünf Jahren meine politischen Betrachtungen ab. Am Eintritt ins vierundsechzigste Lebensjahr finde ich mich von den Ufern der Themse an den Neckar versetzt, vom öffentlichen Leben in die Stille häuslicher und wissenschaftlicher Zurückgezogenheit.

Jener vorhergesehene Augenblick trat nach vielen getäuschten Hoffnungen im November 1850 mit unverkennbarem Todesernste mir vor die Seele. Wie ich damals den Entschluß gefaßt, auszutreten, sobald sich die Gelegenheit darböte, es ohne Pflichtverletzung gegen das Vaterland oder

die Meinigen zu thun, wie ich unterdessen an längstbegonnene, aber beiseitegelegte und an neue Forschungen Hand angelegt; wie gleichzeitig durch Radowitz der König auf meinen Entschluß vorbereitet, wie ich 1851 nach Bonn gezogen, um den Hafen mir zu besehen, in den ich einzulaufen gedachte; wie ich am Vorabend der Ausfertigung meines Urlaubs und Rücktrittsgesuchs aufs Krankenlager geworfen und wie der herannahende Winter jede Uebersiedelung unmöglich gemacht; wie ich dann mit dem Anfang von 1852 mich entschlossen, den Posten zu behaupten solange als möglich, welchen meine politischen Gegner durch einen aus ihrer Mitte zu besetzen vorhatten; wie ich dann im Laufe dieses Jahres die traurig-ernste Sendung Niebuhr's empfing und die letzten Täuschungen über das Vorhaben des Hofes hinsichtlich der Verfassung schwanden; wie ich endlich in die Orientalische Frage mit dem immer steigenden Bewußtsein einer Schicksalserfüllung eintrat, und mit dem festen Entschluß, für eine würdige Stellung Preußens in dem sich bereitenden Kampfe Alles aufs Spiel zu setzen, das will ich ein anderes mal mit Bezugnahme auf die Begebenheiten und auf meinen politischen Briefwechsel (der jetzt noch in England in sicherem Verwahrsam liegt) ausführlich darstellen. Jetzt aber will ich nur meinen Austritt aus dem politischen Leben und die Vorgänge erzählen, welche unmittelbar dazu geführt haben. . .

Auf die politische Krisis in Berlin, welche Bunsen's Abberufung veranlaßte, mögen die folgenden Schriftstücke einiges Licht verbreiten, die an die oben veröffentlichten Berichte, insbesondere an die Denkschrift vom 1. März, sich unmittelbar anschließen.

Am 3. März 1854 telegraphirte Bunsen von London nach Berlin:

Oesterreich hat bei amtlicher Vorlegung seines hier schon seit Sonntag angenommenen Gegenentwurfes der Convention den Beitritt Preußens zur Bedingung gemacht, da Alles auf das Zusammenwirken der vier Mächte ankomme. Damit ist das Gehässige des Zurücktretens auf Preußen geworfen. Die Stimmung gegen Preußen würde allgemein unerträglich werden, wenn der Plan der Convention an dessen Weigerung scheitern sollte. Der Beitritt zur Convention ist nach hiesiger Ansicht das einzig Wesentliche, und jeder Verzug verderblich.

Am 4. März 1854 berichtet er auf demselben Wege:

Lord Clarendon äußerte sich gestern Nachmittag gegen mich sehr stark und rückhaltslos in dem Sinne, daß Preußen sich ohne Weiteres an die Aufforderung gegen Rußland anschließen, also ihm den Krieg erklären müsse. Heute bringt die „Times" einen inspirirten Leitartikel voll Herabwürdigung

der Politik Preußens im Gegensatze zu Oesterreich. Hiernach mußte ich als Gesandter des Königs es für meine Ehrenpflicht erachten, Lord Clarendon eine gleich starke, offene Erklärung zu machen.

Ich habe ihm also Folgendes gesagt:

Es sei weder politisch noch freundlich, von Preußen zu fordern, daß es Rußland den Krieg erklären solle, ohne daß ihm irgendein höheres Object vorläge, und ohne daß ihm eine Garantie gegeben sei, es solle in dem definitiven Frieden gegen Nordosten bleibend gedeckt werden, wo es durchaus weder Grenze noch Schutzmittel besitze, und es solle zweitens die Uebermacht Rußlands in der Ostsee für immer gebrochen werden. Ich habe nach dem Geiste der mir gewordenen Weisungen, und im Gefühl der preußischen Ehre hinzugefügt: Preußen werde sich nicht in den Krieg einlassen ohne solche Garantien.

Lord Clarendon sagte, er habe eine solche Sprache nicht erwartet, da man von Preußen ja nur verlange, im Interesse der Unabhängigkeit Europas die Waffen zu ergreifen.

Ich habe ihm geantwortet, das sei leicht von der Themse und von Paris und von den Karpaten zu sagen. Aber um Preußen zu rechtfertigen, von der Nation so große Opfer zu fordern, bedürfe es eines großen allgemeinen Objects und zum mindesten jener zwei Garantien. Weder von dem Einen, noch von dem Anderen sei aber bis zum 1. März in Berlin die Rede gewesen. Die Convention selbst rede nur von der Räumung der Fürstenthümer und dem Verzichten auf das kirchliche Protectorat. Ich bin überzeugt, daß nur dieser Ton hier anschlägt, und habe Grund zu hoffen, daß er im heutigen Ministerrath eifrige Vertreter finde.

Daran schloß sich noch die weitere Mittheilung vom Nachmittag desselben Tages:

Infolge meiner Unterredung von heut Morgen hat eine Conferenz Lord Clarendon's mit dem französischen Botschafter stattgefunden. Dieser hat sich ganz für meinen Vorschlag erklärt, und denselben unterstützt durch eine telegraphische Depesche aus Berlin vom 2. dieses, welche ein Kurier von Paris eben überbracht hatte. Infolge dessen hat der Ministerrath die beiden von mir geforderten Punkte beschlossen:

1) Die Flotte wird in der Ostsee vor dem 1. April sein und dort bleiben.

2) Sobald die Convention unterzeichnet ist, wird der erste Act der vier Bevollmächtigten sein, den Zweck des Krieges, Abstellung der Uebermacht Rußlands, auszusprechen, und die Interessen Preußens dabei, eine gesicherte Grenze im Norden und Osten zu haben, als für ganz Europa solidarisch zu erklären.

Am folgenden Tage (5. März 1854) kam nun aber der Befehl von Berlin, die bisher geführten Verhandlungen mit dem englischen Ministerium abzubrechen. Bunsen's Telegramm über seine Besprechungen mit Lord Clarendon wurde dabei so gedeutet, als habe er ein Abkommen mit letzterem getroffen. Er trat daher sofort entschieden gegen diese Auffassung auf, indem er am 6. März nach Berlin telegraphirte:

Ich habe nichts von einem Abkommen gemeldet. Durch mein scharfes Auftreten am Sonnabend habe ich nur erreichen wollen und erreicht, daß man andere Saiten hier aufspanne. Ich bin nicht einmal auf den mir nach dem Ministerrath vertraulich wiederholten Wink eingegangen, daß Preußen vorschlagen möge, was es verlange, — sondern bin dabei geblieben, es sei an England und Frankreich, Preußen in Berlin Vorschläge zu machen. Bis zur Ankunft des Feldjägers werde ich mich aller weiteren Mittheilungen enthalten.

Am 7. März berichtet Bunsen weiter:

Bis zum Eingange weiterer erklärender Mittheilungen werde ich mich von allem mündlichen Verkehr über diesen Gegenstand möglichst entfernt halten. Dies ist jedoch nicht ganz leicht. Jedermann fragt sich hier (und in Paris): weshalb unterzeichnet Preußen nicht die Convention, welche nach der österreichischen Umarbeitung ja gar nicht zu kriegerischen Demonstrationen verpflichtet, vielmehr die Conferenzen über die Sicherung der Christen herbeiführt, welche der König verlangt hat? Oesterreich macht die „Aufforderung“ nicht; es stellt nicht die Besetzung der Fürstenthümer oder gar einen Angriff auf Bessarabien in Aussicht, sondern — die Besetzung von Bosnien und Herzegowina, ohne Zweifel auf Grund der dem Grafen Leiningen gemachten Zugeständnisse.

Also, sagt man hier und in Paris im Drei-Chorus, hat Preußen uns zum besten gehabt, und will sich doch noch an Rußland anlehnen? Natürlich fehlt es dabei nicht an Gerüchten von einem Briefe der Kaiserin, von verändertem Tone der Russen u. dgl.

Ich kann von hier Oesterreichs weitere Politik nicht beurtheilen, aber die Convention scheint mir nichts weniger zu sein als eine kriegerische Demonstration: sie hemmt und bindet vielmehr die beiden Seemächte in ihren etwaigen kriegerischen Gelüsten, die mir bei Lord Aberdeen gar nicht stark zu sein scheinen.

Am 8. März sandte er dann noch folgendes Telegramm:

Die böse Stimmung gegen Preußen wird von Tag zu Tag bedenklicher und dringt schon in die gesellschaftlichen höheren und höchsten Kreise.

Ein schleuniges Handeln kann allein retten. Das Kürzeste wäre das Unterzeichnen der Convention, wie sie vorliegt.

Die ganze Ostseeflotte segelt nächsten Sonntag früh ab.

Es versteht sich, daß die neuen Vorschläge Rußlands als mit den Protokollen nicht identisch nicht in Betracht gezogen werden können: selbst für die von der Pforte angenommenen Bedingungen ist der Termin erloschen.

Am 9. März 1854 wurde der Generaladjutant Graf Gröben mit einem Schreiben des Königs an die Königin Victoria nach London gesandt. Die Besprechungen, die er dort mit Bunsen hatte, veranlaßten diesen unter Anderem zu einer „Erklärung" über den vorliegenden Thatbestand, vom 11. März 1854. Wir theilen dieselbe hier mit:

Die Thatsachen sind folgende:

1) Am 24. Februar hielt Lord Clarendon eine merkwürdige Rede, worin er sagte, es sei jetzt der Augenblick gekommen, eine große europäische Frage zur Entscheidung zu bringen, die seit langer Zeit ihre Lösung gefordert hätte.

2) Am Sonnabend, 25. Februar, bat ich Lord Clarendon vertraulich um einen vertraulichen Commentar zu dieser Rede. Er gewährte ihn mir sehr offen.

3) Infolge dieses Gespräches und ähnlicher mit anderen Cabinetsministern gab man mir den vertraulichen Wink, ich möge darauf hinwirken, daß man in Berlin Vorschläge mache, unter welchen Bedingungen und Vorbehalten man der Convention beitreten wolle, wie Oesterreich ja auch seinerseits die Convention modificirt habe. Ich antwortete darauf, daß es nicht an Preußen sei, Vorschläge zu machen, sondern daß England und Frankreich zuerst Erklärungen machen müßten.

4) Am Sonnabend, 4. März, erschien in der „Times" einer jener Artikel, deren Ursprung und Bedeutung keinem Eingeweihten hier ein Geheimniß ist. In diesem Artikel wird nicht allein Preußen, sondern der König persönlich aufs hämischste angegriffen und der Feigheit und Unaufrichtigkeit beschuldigt, dagegen Oesterreich und sein Kaiser in den Himmel gehoben. Als preußischer Gesandter hielt ich es für meine Pflicht, mich darüber aufs schärfste zu beschweren, und zu erklären, ich könne eine solche Sprache hier nicht dulden. Preußen habe immer uneigennützig, nur im Sinne des Friedens, und zum Besten der Christen in der Türkei gehandelt: es habe nicht allein sich, sondern ganz Deutschland, und namentlich auch Oesterreich, die Freiheit der Handlung gesichert, von welcher Oesterreich jetzt endlich auch Gebrauch mache: und zwar habe Preußen dieses gethan, ohne wie Oesterreich Grenznachbar der Türkei und von vielen Seiten bedroht zu sein. Wie man von Preußen erwarten könne, ohne Weiteres eine Convention zu unterzeichnen, welche am Ende zu einem Kriege führen

könne gegen Rußland, wider das wir nicht, wie Oesterreich die Karpaten und die Pässe von Siebenbürgen, eine befestigte Grenze hätten, vielmehr offene Häfen in der Ostsee und eine unbefestigte Landzunge im Nordosten. Noch sei kein Krieg von den Westmächten erklärt, viel weniger habe er angefangen: noch weniger wisse ich wenigstens, mit welchen Absichten und zu welchem Ziele man den Krieg zu Wasser und zu Lande führen wolle.

Lord Clarendon war über diese Vorwürfe bestürzt, und sagte, er habe eine solche Sprache von mir nicht erwartet. Man glaube umgekehrt als Freund Preußens zu handeln, wenn man es aufmerksam mache auf die Wichtigkeit der jetzigen Lage Europas und auf die Nothwendigkeit, sich einen Platz zu sichern in den europäischen Berathungen, welche jedenfalls jetzt, auf Grund der Convention, an die Stelle der Wiener Conferenzen treten würden.

Ueber die geheimen Triebfedern der Gröben'schen Sendung sagt Bunsen in einem Briefe vom 12. März 1854 an den Prinzen Albert:

Man hat Sr. Majestät dem Könige zweierlei vorgespiegelt:

1) Er könne jetzt noch als Friedensstifter auftreten; trotz und gerade infolge der Verwerfung der letzten Vorschläge Rußlands „als mit dem Wortlaute der Protokolle nicht stimmend", seien die Unterschiede so gering, daß, wenn die Königin Victoria nur wollte, der Friede gesichert sei.

2) Ich habe hier einen Theilungsplan Rußlands eingeleitet, dessen Idee Lord Clarendon mit Abscheu erfüllt habe; ich habe auch selbst die Redlichkeit gehabt, dies zu melden, da in meinem telegraphischen Berichte vom 4. gestanden: „meine Sprache habe Lord Clarendon ungehalten gemacht", „er habe so etwas von dem preußischen Gesandten nicht erwartet". Dennoch sei es mir geglückt, daß man mit mir infolge des Ministerrathes von jenem Tage ein Abkommen getroffen. Diesem Abkommen nun habe der König zwar seine Sanction verweigert, allein das sei nicht genug, er müsse mich sogleich abberufen und Graf Nostitz mit dem Abberufungsschreiben hierhersenden als Nachfolger. So lautet die Anklage.

Ueber die weitere Entwickelung der Situation in London bis zur förmlichen Annahme des von Bunsen nach der Rückkehr des Grafen Gröben eingereichten Entlassungsgesuches*) gibt ein Brief Bunsen's vom 1. April 1854 noch die folgende Mittheilung:

Lord John Russell sagte mir beim Drawing-Room vom vorigen Donnerstag vertraulich, er sowol als Lord Clarendon, bei welchem er sich

*) Es ist bereits damals in weiteren Kreisen bekannt geworden, wie der Prinz von Preußen allen seinen Einfluß aufbot, um sowol Bunsen in London wie den Kriegsminister von Bonin in Berlin im Amt zu erhalten.

eben habe Raths erholen wollen (er war zu Haus durch Geschäfte zurückgehalten), seien in der größten Verlegenheit, was sie dem Parlamente über Preußen sagen sollten. Sie wünschten nicht zu verletzen, allein etwas müßten sie sagen, und was sie wüßten, sei für sie nur betrübend. Ich verabredete also eine vertrauliche Besprechung mit ihm und mit Lord Clarendon. Diesen fand ich höchst aufgeregt: Oesterreich habe den besten Willen, werde aber fortdauernd von Preußen gehindert, das zu thun, was seine Interessen und das Versprechen des Kaisers bezüglich auf den Donauübergang der Russen forderten. Preußen habe also nicht allein seine Rolle mit Oesterreich vertauscht und sei nicht damit zufrieden, an Oesterreich Deutschland und die Großmachtstellung ganz zu überlassen, sondern es trage allein die Schuld an den Verwickelungen, welche aus dem Bestehen auf einer absoluten Neutralität, die einer Verbindung mit Rußland fast gleichkomme, früher oder später ganz entschieden hervorgehen würden. Alles Vertrauen auf Preußen sei jetzt geschwunden und die öffentliche Aufregung könne nicht länger zurückgehalten werden. Diese schlimmen Nachrichten kommen nicht blos von Berlin: die schlimmsten kommen aus Wien. Alles dieses sage man mir im Vertrauen und nicht aus Aerger, sondern aus Betrübniß. Preußen bleibe doch der natürliche Freund u. dgl. . . .

Ich stellte ihm und später Lord John vor, wie unbillig es sein würde, ein Urtheil über die Politik Preußens zu fällen, ehe das Ergebniß seiner Verhandlungen mit Oesterreich vorliege. Daß die beiden deutschen Großmächte sich vorerst untereinander verständigten, sei ebenso natürlich, als daß die beiden Seemächte dasselbe gethan; die Wichtigkeit des Schrittes könne doch nicht in Abrede gestellt werden, ebenso, daß die Seemächte erst seit 24 Stunden den Krieg erklärt hätten.

Ich könne nicht fordern, daß sie meinen Standpunkt annähmen, wenn sie dem Parlament Eröffnungen machten, allein das glaube ich erwarten zu können, daß sie ihr Urtheil zurückhielten, bis ihnen (was bald geschehen müsse) der Ausgang jener Unterhandlungen bekannt sein würde; auch womöglich, daß sie freundlich ihre Hoffnung auf befriedigende Verständigung, nicht allein mit Oesterreich, sondern auch mit Preußen aussprächen.

Dies haben denn Beide auch wirklich gethan.

Ueber den gleichzeitigen Gang der Dinge in Berlin entnehmen wir der Correspondenz Bunsen's und Pourtalès' noch die folgenden Mittheilungen. Graf Pourtalès schreibt am 26. März 1854:

Sie, verehrter Freund, sind sowol als ich das Opfer eines Manövers geworden, welches jetzt klar vorliegt und nichts Anderes bezweckte, als Preußen von der von uns gewünschten Bahn heraus und in die der Heiligen Allianz hinein unvermerkt zu lenken. Ich muß Ihnen hierbei die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, während Sie zur Zeit, wo ich in

London war, diese Schwankung einigermaßen voraussahen, ich etwas Posa-artig mich täuschen ließ und mehr Vertrauen auf unsere Politik hatte, als dieselbe verdiente....

So stehen wir jetzt, hochverehrtester Freund, und wie wir in einigen Wochen stehen werden, können Sie gewiß hieraus entnehmen. Wir sind bereits so weit, den Po am Rhein und umgekehrt vertheidigen zu wollen. Der nächste Schritt wird der sein, daß wir am Rhein die Weichsel vertheidigen müssen. Dahin führt uns unwiderstehlich der Umschwung, dessen Tragweite zu verkennen man sich bemüht, dessen Bedeutung selbst die englischen Diplomaten leugnen.

Halten Sie fest, verehrter Freund, und bieten Sie dem Sturm die Stirn, der gegen Ihre Person hauptsächlich deshalb gerichtet ist, weil die russische Hofpartei sehr wohl weiß, daß Sie der letzte preußische Diplomat sind, der noch der bösen Strömung zu widerstehen vermag.

Am 8. April 1854 klagt Graf Pourtalès weiter:

Die Partei, welcher jedes Mittel recht ist, hofft, Sie aus London zu verdrängen, und hat dies beinahe erreicht. Ich fürchte für Sie das Allerschlimmste; hat man Sie aus London verdrängt und einen Anderen an Ihre Stelle gebracht, so wird man das provisorische Commissorium Ihres Nachfolgers in ein Definitivum zu verwandeln streben, und, wie die Strömung jetzt läuft, steht zu erwarten, daß man dies erreichen wird. Der österreichischen Regierung sind die Schlüssel unserer künftigen Haltung vollständig in die Hände gespielt worden und Preußen wird fortan das Werkzeug des wiener Cabinets sein und bleiben. Aberdeen mag sich darüber freuen, aber jeder Staatsmann, der nicht zur Mumie geworden, muß bei dem Gedanken aus der Haut fahren, daß Frankreich und Oesterreich zu Herren der Situation gemacht worden sind. Die Convention ist mit Heß abgeschlossen, Oesterreich bestimmt hiermit die Dauer und die Ausdehnung des europäischen Kampfes; in Wien wird man decretiren, ob die Räumung der Fürstenthümer genügt, ob man, wenn dieselbe erreicht ist, mit Rußland gegen den Westen Front macht, und Preußen wird willenlos den dortigen Impulsen und Geboten folgen. Dazu kommt noch die Gefahr einer Verständigung zwischen Wien und Paris, d. h. die Realisirung der Schwarzenberg'schen Pläne....

Die Kammern haben gestern die 30 Millionen pure bewilligt. Nach den Osterferien kommen sie auf einige Tage noch zusammen und dann hat die Kreuzpartei Geld, Muße und freie Hand!! Sie wird vor Allem suchen, Oesterreichs guten Willen, wenn solcher wirklich vorhanden ist, zu hemmen, die äußersten Consequenzen des europäischen Kreuzzuges gegen Rußland zu paralysiren und überhaupt der Welt ein X für ein U vorzumachen.

Lindheim ist aus Petersburg zurück. Kaiser Nikolaus ist entzückt und gerührt über die Haltung Preußens, sagt, daß der König der Friedensengel sei und es in der Hand habe, die fürchterlichsten Calamitäten abzuwenden, indem er in seiner bisherigen versöhnlichen, neutralen Stellung verharre. Er (Nikolaus) habe die Dobrudscha nur darum besetzt, um bei den nahe bevorstehenden Friedensunterhandlungen ein Pfand in Händen zu besitzen, durch welches er günstigere Bedingungen werde erlangen können. Der Hof seinerseits ist ebenso entzückt und gerührt, dabei auch fest überzeugt, daß man sehr bald Frieden schließen werde.

Ein Brief eines anderen Freundes vom 21. April 1854 ergänzt diese Mittheilungen noch durch das Folgende:

Wir sind russischer als je nach der Unterzeichnung des Wiener Protokolls à quatre und der Heß'schen Convention, die eventuell Militärmaßregeln gegen Rußland stipulirt!! Um von der Kreuzzeitungspartei im Amt gehalten zu werden, opfert Manteuffel alle antirussischen Beamten auf (so Bonin, Pourtalès, Usedom und Sie), dann bleibt er allein übrig, um der Kreuzzeitungspartei, soweit es irgend geht, ihren Willen zu thun. Von Sachpolitik, wie ich eine Zeit lang glaubte, ist wol nie die Rede gewesen.

Bunsen's **Rücktritt** von seinem ehren- und arbeitsvollen Posten in England, die Thatsachen, welche denselben herbeiführten, die Umstände, welche ihn begleiteten, und die unmittelbare Veranlassung zu diesem Schritte bilden zusammen ein bedeutsames Ereigniß, das nicht allein mit der politischen Krisis des damaligen Augenblickes zusammenhängt, sondern vielmehr in Verbindung steht mit einer schon früh entstandenen und seitdem fortdauernden Sachlage, die nur dann erklärt und ins volle Licht gestellt werden kann, wenn ein künftiger Geschichtsschreiber das Recht erhalten wird, alle die zahlreichen Actenstücke, die von Bunsen geschrieben oder dictirt wurden, und in den Archiven der preußischen Regierung zu Berlin oder London aufbewahrt werden, einzusehen und zu benutzen. Die Hand, welche hier versucht, den Eindruck des Bildes festzuhalten, welches sich aus seinen Aeußerungen gegen die nächsten Freunde über seine Gedanken und Ueberzeugungen ergab, ist gänzlich unfähig, eine solche Geschichte zu schreiben, die sich als eine thatsächliche Vertheidigung und Rechtfertigung gegen viele bittere Anschuldigungen erweisen würde; aber wenn der Versuch gelingt, Bunsen so darzustellen, wie ihn die kennen, die ihn am besten und genauesten beobachten konnten, so wird sich gewiß ergeben, daß er nicht fähig war, etwas zu wollen oder zu thun, was unvereinbar

gewesen wäre mit der Lauterkeit seines Wesens und der hingebenden Liebe, die seine Entschließungen überall da bestimmte, wo es sich nach seiner Auffassung um das Wohl seines Königs und seines Vaterlandes handelte.

Es ist nicht die Aufgabe der Verfasserin dieser Zeilen, zu prüfen oder zu entscheiden, wo und wieweit Bunsen in seinem Urtheil geirrt hat, und deshalb muß die Frage, ob er nicht besser gethan hätte, vor der Unterzeichnung des Londoner Protokolls von 1852 seinen Posten niederzulegen, gleich vielen anderen Fragen der Entscheidung Anderer überlassen werden. Um zu erklären, warum er sich nicht schon viel früher zur Niederlegung seines Amtes, die endlich im April 1854 erfolgte, entschlossen habe, muß auf die Ursachen hingewiesen werden, welche seinen schließlichen Abschied von England so unbeschreiblich schmerzlich machten.

Nur die völlige Unmöglichkeit, seine diplomatische Stellung mit der nöthigen Rücksicht auf jene Einheit des Zieles und Charakters, wie sie seiner Auffassung öffentlicher Thätigkeit entsprach, aufrecht zu erhalten, konnte ihn zu dem Entschlusse bestimmen, der dazu gehörte, nicht sowohl auf den Glanz und Einfluß zu verzichten, den sein hohes Amt ihm gewährte, sondern dem lebendigen Strom anregender Interessen zu entsagen, der seinem Geiste täglich neue Ideen aus dem Gesammtleben der Nationen und der Natur zuführte, solange er auf jenem Stück Erde wohnte, welches er den Mittelpunkt der Welt zu nennen pflegte. Die Allseitigkeit der ihm eigenen Energie und eine unerschöpfliche Quelle von Lebensfrische befähigten ihn, den an ihn gemachten Ansprüchen bei aller Mannichfaltigkeit der Anforderungen bis zu einem Grade nachzukommen, den sich die Meisten kaum vorstellen können. Die überaus großen und mannichfaltigen Anstrengungen, denen er sich täglich unterzog, würden für einen gewöhnlichen Geist ermüdend, ja aufreibend gewesen sein; seinem Geiste lieferten sie nur gerade das erwünschte Maß von Anregung; wirkliche Ermüdung war bei ihm nie das Ergebniß von allzu großer geistiger Anstrengung, sondern nur die Folge von nicht ansprechender Beschäftigung. Er blieb daher auch noch längere Zeit, nachdem sein Entlassungsgesuch eingereicht und angenommen worden war, weit davon entfernt, die Möglichkeit oder Nothwendigkeit einzusehen, sich sofort von seinem bisherigen Aufenthaltsort zurückzuziehen, der für ihn in den meisten Beziehungen jedem anderen vorzuziehen war; und nicht eher, als bis er die Möglichkeit seines Verbleibens in England als Privatmann nach jeder Richtung hin erwogen hatte, erkannte er die Nothwendigkeit, daß er sofort von dem Schauplatz seiner jahrelangen Thätigkeit abtrete,

um sein Ausscheiden aus dem öffentlichen Leben thatsächlich zu bewirken.

Der Gedanke, den er solange gehegt hatte, sich, wie Niebuhr, in Bonn niederzulassen und dort durch öffentliche Vorlesungen auf das heranwachsende Geschlecht seines Volkes einzuwirken, hätte jetzt, wie es schien, zur Verwirklichung kommen können; er wünschte jedoch seine Uebersiedelung nach Preußen zu verschieben, bis die zu jener Zeit am Hofe und im Ministerium überwiegenden Einflüsse eine Aenderung erfahren hätten. Da er sich danach sehnte, ausschließlich seiner Familie sowie wissenschaftlichen Untersuchungen und Betrachtungen zu leben, so war ihm die Aussicht peinlich, daß er durch seinen Aufenthalt in Preußen nothwendig in den Kampf der politischen Parteien gezogen würde, was ihm sowol sein körperlicher Zustand, wie ganz besonders sein persönliches Verhältniß zu seinem königlichen Herrn unabweislich zu verbieten schien. Unter den deutschen Städten außerhalb Preußens bot Heidelberg die meisten Annehmlichkeiten, und so entschied man sich bald für diese Stadt als künftigen Wohnort. Eine vorübergehende Sehnsucht nach den Ufern des Mittelmeeres ließ für einen Augenblick eine Niederlassung in Nizza in Betracht ziehen. Dieser Plan wurde aber rasch aufgegeben, da die Nähe einer Universität mit ihrer öffentlichen Bibliothek als ein unumgängliches Erforderniß bei der Wahl des Wohnortes berücksichtigt werden mußte.

Nachdem das Entlassungsgesuch im April in Berlin eingereicht worden war, verbrachte Bunsen und seine Frau die kurze Zeit, während der sie auf die zustimmende Antwort zu warten hatten, in High Wood bei Harrow bei der treuen vieljährigen Freundin Lady Raffles, um mit ihr gemeinsam zu überlegen, sich nach allen Seiten umzusehen und in der wohlthätigen Stille des Landlebens und des Frühlings frische Kraft und frisches Leben für die folgenden Tage und Wochen des schweren Wechsels zu sammeln. Als die königliche Genehmigung zur Abreise eingetroffen war, gestattete man sich keinen längeren Verzug, als für die letzten Vorbereitungen durchaus unerläßlich war. Es wurde der schmerzliche Entschluß gefaßt und ausgeführt, von den mannichfachen Gegenständen, welche an die vergangenen Zeiten eines bewegten Lebens erinnerten, wie Bilder, Kupferstiche und andere Kunstwerke, Abschied zu nehmen, ja sogar von dem größern Theile einer Bibliothek, die für Bunsen kostbarer war als alles Uebrige. Er war zuerst entschlossen sie einzupacken und mitzunehmen, überzeugte sich aber bei dem Versuche, diesen Entschluß auszuführen, daß die Masse zu groß sei, um in einem Hause untergebracht zu werden, wie er es künftig

bewohnen würde. So wurde denn eine Auswahl getroffen, welche, obgleich umfangreich, doch hätte größer sein dürfen, weil die Bücher, die sich in der Folgezeit unentbehrlich zeigten und deshalb zum zweiten male angeschafft werden mußten, sehr zahlreich waren. Da man sich einmal entschlossen hatte auf Vieles zu verzichten, so war es begreiflich, daß dabei weiter gegangen wurde, als später wünschenswerth erschien. Als dieses schwierige Geschäft erledigt war, ließ sich Bunsen bewegen, die Auflösung des häuslichen Lebens, dessen er und seine Familie sich erfreut hatten, denen zu überlassen, deren schmerzliche Empfindung bei der Ausführung dieses Unternehmens durch das Bewußtsein gemildert wurde, daß er selbst dieser peinlichen Arbeit überhoben sei.

Bunsen nahm inzwischen die gastfreundschaftliche Einladung des Mr. Wagner und seiner Gemahlin zu St.-Leonards an, bei denen er im Genusse der Seeluft die sehr benöthigte Muße fand, um verschiedene Arbeiten abzuschließen, auf welche der Drucker schon längere Zeit gewartet hatte. Die unten folgenden Auszüge aus einigen Briefen werden nicht allein seine persönlichen Beschäftigungen in dieser Zeit darthun, sondern auch die geistige Kraft, mit welcher er die durch diese Krisis hervorgerufenen schmerzlichen Empfindungen bekämpfte und allmählich überwand. In jenem freundlichen Hause blieb er ungefähr zehn Tage und kehrte dann gestärkt und erfrischt nach London zurück, wo er im lieblichen Abbey Lodge von seinem Sohne empfangen wurde und bei diesem für die kurze Zeit Wohnung nahm, die nothwendig war, um sein umfangreiches Werk „Christenthum und Menschheit" („Christianity and Mankind"), zu welchem seine zweite Auflage des „Hippolytus" unmerklich angewachsen war, druckfertig zu machen. Ergreifend war der Tag, an welchem er zum letzten male dem Gottesdienste in der deutschen Savoy-Kirche beiwohnte, nach dessen Beendigung eine von dem ehrwürdigen Steinkopf (dem seit funfzig Jahren daselbst wirkenden Geistlichen) verfaßte Dankadresse in der Sakristei verlesen wurde, welche eine tiefe Rührung unter den Anwesenden hervorrief. Bunsen war in der That für die deutschen Bewohner Londons in ihrer Gesammtheit wie im Einzelnen ein warmer Freund gewesen.

Es würde zuviel Raum in Anspruch nehmen, wenn die Personen, welche sich um Bunsen drängten, oder die Beweise von Herzlichkeit aufgezählt werden sollten, die ihm dargebracht wurden, um bei ihm die Ueberzeugung von der für ihn bestehenden Zuneigung und Werthschätzung noch in höherm Maße zu befestigen. Diese herzerwärmende Wirkung wurde vollkommen erreicht.

Am 10. Juni geleitete Bunsen seine Frau und Töchter an Bord

des Dampfschiffes, das sie nach Rotterdam brachte, von wo aus sie ihren Weg rheinaufwärts nahmen, um sich nach Charlottenberg bei Heidelberg zu begeben; diese Wohnung war durch ihren damals in Heidelberg wohnenden treuen Freund Karl Meyer für sie ausgesucht worden. Die Dampfschiffahrts-Gesellschaft wollte keine Bezahlung für die Ueberfahrt der Familie und die Beförderung ihrer vielen und umfangreichen Gepäckstücke annehmen; selbst die Lastträger der St.-Katharinen-Docks weigerten sich, für die sehr beträchtliche Arbeit, die Effecten an Bord zu befördern, einen Lohn anzunehmen, indem sie diese Arbeit als Beweis ihrer ganz besonderen Hochachtung angesehen haben wollten. Bunsen selbst blieb, wie gesagt, noch so lange in London, als erforderlich war, um sein Werk vollständig der Presse zu übergeben.

Die unten folgenden Auszüge aus Bunsen's Briefen geben einigen Begriff von der Masse der von ihm bewältigten Arbeit und von seiner Arbeitskraft, die jedes Gefühl der Anstrengung fernzuhalten schien. Freunde fuhren fort, sich um ihn zu scharen, und es hielt bei Vielen schwer, sie davon zu überzeugen, daß sein längeres Verbleiben in England — wenn auch nur um den zahlreichen Einladungen zu längerem Besuche auf dem Lande nachzukommen — aus vielen Gründen unmöglich sei. Der Hauptgrund blieb freilich immer der, daß Bunsen auf die Dauer sich nirgends glücklich fühlen konnte, als in seinem eigenen Hause; und nach dem Aufbruch aus dem vieljährigen Daheim durfte man keine Zeit verlieren, ein neues zu gründen. Endlich gingen die zwei mühevollen und aufregenden Wochen, welche den Abschluß der wichtigen dreizehn Jahre englischen Aufenthaltes bildeten, zu Ende. Der Schmerz des Abschiedes wurde ihm dadurch erleichtert, daß sein Sohn Georg ihn begleitete. Auf dem Wege rheinaufwärts hielten die Reisenden in Neuwied an, um den Fürsten und die Fürstin von Wied auf ihrem lieblichen Landsitze Monrepos zu besuchen. Dieselben waren eben von Paris zurückgekehrt, wo unter der Behandlung des Grafen Szapáry die Fürstin ihre Gesundheit wiedererlangt hatte. Bunsen wurde fast von der Freude überwältigt, die ihm der Anblick seiner zweiten Tochter bereitete, welche er hier von langwierigen Leiden befreit wiederfand: auch sie hatte wie die Fürstin durch dieselbe Behandlung Kraft und Gesundheit wieder gewonnen, welche sie — obgleich in ihren ersten Lebensjahren gesund — lange hatte entbehren müssen. Die Fürstin hatte im Anfang des Winters ihre Leidensgefährtin eingeladen, unter ihrem Schutze zu derselben Hülfe ihre Zuflucht zu nehmen, welche sich unter Gottes Segen für sie selbst so wirksam erwiesen hatte.

Ueber den Eindruck der Nachricht von Bunsen's Abberufung sagt das Tagebuch einer Tochter:

Am 11. April 1854 brachte ein Telegramm in der „Times" die erste Mittheilung über die Abberufung meines Vaters von seinem londoner Posten, er selbst erhielt viel später die officielle Anzeige davon, obgleich, wie ihm bekannt war, der König sein in der ersten Woche des April eingereichtes Entlassungsgesuch angenommen hatte. Die Zeit des Wartens und der Ungewißheit war peinlich, um so tröstlicher waren aber die freundlichen Gesinnungen gegen meinen Vater und uns Alle, die sich in Erkundigungen, Briefen und Kundgebungen des Bedauerns aussprachen, sobald die Nachricht bekannt wurde. Die Empfindungen, mit welchen wir uns daranmachten, unsere schöne Wohnung der Zeichen unseres persönlichen Lebens zu entkleiden, mögen unberührt bleiben; und doch, als wir endlich die große Arbeit fertig hatten, waren es nur Gefühle der Dankbarkeit, mit denen wir diese öden Räume verließen, Räume so voller Erinnerungen an eine wichtige, von Freud und Leid reich gesegnete Lebensperiode. Wir fanden eine einstweilige Heimat unter dem Dache unserer Geliebten in Abbey Lodge, Regents-Park.

Den Abschied aus der langjährigen Wohnung in Carlton House Terrace schildert folgender Brief einer Schwiegertochter:

23. April 1854.

Die Schwestern haben Dir ohne Zweifel über ihre Abreise geschrieben. Das Haus ist mir noch niemals so anziehend erschienen als an jenem Nachmittage, und der Gedanke fiel mir schwer, daß ich diese schönen Räume wahrscheinlich zum letzten male betrachten würde. Aber Alle schienen still befriedigt und Niemand würde die Lage der Dinge geahnt haben; nur aus Vaters Worten konnte man sie entnehmen, als er mich zärtlich umarmend sagte: „Von diesem Augenblicke an fühle ich, daß ich meinen Kindern gehöre; von jetzt an bin ich mein eigener Herr." Er scheint mir in dieser letzten Woche ein anderer Mann geworden zu sein. Wie herzerhebend waren die Unterredungen mit ihm, in denen er mir erzählte von seinem früheren Leben und von den Ueberzeugungen, welche ihn stets geleitet haben. Er kam immer wieder darauf zurück, wie er fort und fort versucht habe die Fesseln abzuwerfen und die öffentlichen Geschäfte aufzugeben, wie er es aber bisjetzt niemals hätte durchsetzen können; daß er besonders 1849 fest geglaubt habe, sein Weg sei frei geworden, als „ihn Gott auf das Krankenlager geworfen", und daß er dann seine Arbeit wieder habe aufnehmen müssen, nachdem die günstige Gelegenheit vorüber gewesen sei. Und jetzt endlich sei es ihm vergönnt abzutreten; und er fügte feierlich hinzu: „Mein ganzes Leben würde für mich selbst eine Lüge gewesen sein, wenn ich nicht

den ersten geeigneten Augenblick benutzt hätte, um mich freizumachen." Kaum hatten die Schwestern das Haus verlassen, als ein Brief vom Prinzen Albert eintraf. Ich werde Dir heute oder morgen eine Abschrift der Uebersetzung desselben schicken.

Von Bunsen's eigener Hand sind aus den Tagen der Krisis nur die beiden folgenden kurzen Briefe mitzutheilen:

1. Mai 1854.

(An einen Sohn.) Du weißt, wie ich fast verzweifelt gerungen, 1850 auszutreten....

Strick ist entzwei
Und Vogel frei,
Das danken wir dem Herrn.

Prussia House, 2. Mai 1854.

(An Frau Schwabe.) So vieler Liebe und Güte kann man nicht widerstehen! Ich nehme Ihre liebevolle Einladung zu einem Besuche in Ihrem lieblichen Hause in Wales mit dankbarer Freude an für eine Zeit, wo Sie selbst da sind, falls dieses im Sommer oder Herbst der Fall ist. Jetzt ist meine Nähe bei London unerläßlich und wird es sein bis Ende Juni; vom Juli an hoffe ich frei über mich verfügen zu können. Fixiren werden wir uns schwerlich können vor dem neuen Jahre. Dazwischen liegen dunkle Monate für Preußen und Deutschland und die ganze Welt. Mein Entschluß ist gefaßt: ich trete nie wieder in die Geschäfte, sondern widme die noch übrigen Jahre dem Nachdenken über die großen Gegenstände ewiger Bedeutung, welchen ich eigentlich von Jugend an meine Seele geweiht habe. Nur von England zu scheiden ist mir ein unerträglicher Gedanke, ich müßte alle Herzensfasern zerschneiden.

Ich schreibe Ihnen nichts über mein Austreten selbst, im Allgemeinen ist's leider! so, wie die „Times" angedeutet haben. Der theure König ist umgarnt! Die Königin, Prinz Albert, Lord Clarendon und Lord John Russell haben mir auf die allererfreulichste Weise bereits ihre volle Billigung meines Verfahrens ausgesprochen.... Tausend Liebes an unsere unvergleichliche Mrs. Rich!...

Dagegen schließen sich hier wieder Auszüge aus Briefen der Töchter an:

Samstag, Mai 1854.

Wir haben buchstäblich vom Morgen bis zum Abend gepackt; jetzt endlich habe ich einen Augenblick Ruhe, sodaß ich versuchen kann, einen kurzen Bericht von der großen Veränderung der Pläne und Aussichten zu geben, die letzten Dienstag stattgefunden hat, wo Vater nämlich zu dem

Entschlusse kam, nach Deutschland zu gehen. Bonn, Basel und endlich Heidelberg kamen nacheinander in Betracht, und es scheint wirklich festzustehen, daß letzteres unsere Heimat werden soll. Ich kann die Erleichterung, die es uns Allen in der Unruhe und Ermüdung des Umzugs gewährt, wieder ein Daheim in Aussicht zu haben, kaum beschreiben; denn vorher war es mir gerade so zu Muthe, als ob wir niemals wieder (wenigstens auf lange Zeit nicht) ein eigenes Dach über unserem Kopfe haben würden. Die Mischung unserer Empfindungen kannst Du Dir vorstellen: auf der einen Seite der Gedanke, von so vielen theuren Angehörigen und Freunden fort zu müssen, daneben der Anfang eines ganz neuen Lebens; in der entgegengesetzten Wagschale das freudige Vorgefühl, in dem geliebten Vaterland zu leben und persönlich damit bekannt zu werden. Die theuren Aeltern sind in diesem Gedanken ganz glücklich, Vater ist voll von der glänzenden Seite dieses Planes. Welch ein Trost, daß er in dieser Weise zu einem befriedigenden Entschlusse kam!

Letzten Sonntag war ein unvergleichlicher Pfingsttag; Vater, Mutter und wir Alle gingen zum letzten male in die Savoy-Kirche, wo wir sämmtlich an der Feier des Heiligen Abendmahles theilnahmen. Nach Beendigung der Feier wurden wir gebeten, uns in die Sakristei zu begeben, wo Geistliche und Kirchenvorsteher um die Erlaubniß baten, meinem Vater eine Adresse zu überreichen. Der liebe alte Steinkopf war zu unwohl, um die äußerst herzliche und warme Adresse, welche er geschrieben hatte, selbst vorzulesen; dies geschah daher durch Schöll. Es waren so viele Personen geblieben, um der Abschiedsfeier anzuwohnen, daß die Sakristei ganz überfüllt war. Dann sprach Vater einige Worte als Erwiderung, äußerst schön, ganz anders, als wenn er englisch spricht, eine ernste Abschiedsermahnung an alle in England wohnenden Deutschen, nie das Vaterland zu vergessen, sondern beständig in geistiger Gemeinschaft mit ihm zu bleiben, und daß außerdem Jeder nach seinen Kräften selbst helfe, des Vaterlandes Wohl zu fördern. Die Meisten der Anwesenden waren bis zu Thränen gerührt, und Alle richteten herzliche Worte an uns, als wir ihnen zum Abschied die Hand reichten. Das deutsche Hospitalcomité wünscht ebenfalls eine Adresse zu überreichen, was am nächsten Donnerstag geschehen soll. Gestern besuchten wir Dalston*) zur Freude aller seiner Bewohner, besonders der Hausmutter, die wohl fühlt, daß sie durch Vaters Wegzug eine oft empfundene Stütze und Hülfe verlieren wird.

1. Juni. Ich hatte noch vergessen, Dir von der Audienz, welche Vater und Mutter am letzten Mittwoch, den 25. Mai, (wie Du gesehen haben wirst) bei der Königin hatten, zu erzählen: Vater überreichte in

---

*) Das deutsche Hospital liegt in dem londoner Stadttheil (früher eine Vorstadt) Dalston.

aller Form sein Abberufungsschreiben; die Königin sprach mit ebenso viel Bestimmtheit als Wohlwollen ihre Ueberzeugung dahin aus, daß Vater immer so gehandelt habe, wie es den wahren Interessen sowol Preußens als Englands entsprochen habe. An demselben Tage erhielt Mutter ein Billet von Lady Canning, worin ihr diese mittheilte, daß die Königin sie am Donnerstag, den 1. Juni, empfangen wolle. Es wurde die Güte, welche sich darin kundgab, um so mehr empfunden, als eine derartige Aufforderung ungewöhnlich zu sein scheint. Mutter war zwar vorher schon davon benachrichtigt worden, daß sie um eine Abschiedsaudienz hätte einkommen können, aber sie wollte sich dessen enthalten, um nicht unnöthigerweise lästig zu fallen; und so war es denn um so wohlthuender, als sie auf diese Weise, ohne ihr Zuthun, eine Einladung erhielt. Du weißt ja, wie treu meine Mutter der Königin ergeben ist, wie gern sie sie sieht und sprechen hört. Die Königin behielt Mutter ganz allein zu einer langen Unterredung; sie sprach offen von den Intriguen in Berlin gegen die ganze westmächtliche Allianz, drückte auch ihre Misbilligung darüber aus, daß ein eigenhändiger Brief, den sie an den König von Preußen geschrieben hätte, diesem nicht vollständig bekannt gemacht worden sei; dies könne leicht der Fall sein, da seine Augen angegriffen und er dadurch verhindert sei, selbst Briefe zu lesen. Sie schloß mit dem Ausdruck ihrer „großen Betrübniß und ihres Bedauerns" über die Abreise der Aeltern, und knüpfte daran die Hoffnung und den Wunsch, daß es uns wohl ergehen möge, wo wir uns auch niederlassen möchten; dann gab sie Mutter die Hand und entließ sie mit einem Kuß auf die Wange. Mittlerweile war Vater bei dem Prinzen Albert; dieser schenkte ihm seine Photographie und eine Anzahl anderer, welche die Mitglieder der königlichen Familie in den Costümen darstellten, welche sie bei einer Aufführung in Windsor Castle am 10. Februar, der meine Aeltern anwohnten, getragen hatten. Den Bildern wurde dadurch noch ein besonderer Werth verliehen, daß jedem einzelnen die eigenhändige Unterschrift des Dargestellten beigesetzt war.

Ein in London befindlicher Sohn schrieb am 8. Mai 1854 einem Bruder auf dem Lande:

Dem Briefe des Prinzen von Preußen folgte ein anderer von der Prinzessin, der ebenso warm und liebevoll war. Prinz Albert ist in seinen Aeußerungen äußerst herzlich gewesen, sowol in dem, was er in seinem eigenen, als in dem, was er im Namen der Königin Victoria geschrieben hat. Es wird Dich freuen, diese Briefe zu lesen, sowie die von manchem wahren Freunde. Lord John Russell's Brief ist ein schönes Document. Lord Aberdeen behielt den Vater zwei Stunden bei sich und trennte sich von ihm mit Thränen in den Augen. „Ich habe mit dahin gewirkt", sagte er, „daß Sie vor dreizehn Jahren hier festgehalten wurden, und habe dies

nie bereut; ich kann nicht von Ihnen Abschied nehmen." Lord Palmerston spricht ganz unwillig über diesen Ausgang und ist voller Freundlichkeit.

Wir empfanden es als eine wahre Wohlthat, gestern in die Kirche zu fahren, wo Vater sozusagen Abschied nehmen mußte. Er war sehr glücklich und in einer feierlichen Stimmung. Es würde Dich gefreut haben zugegen zu sein, als er während des letzten Theils des Liedes seinen schönen Kopf auf beide Hände lehnte und still für sich betete, wobei ein reicher Thränenstrom aus seinen Augen floß. Nichts konnte milder und himmlischer sein als sein Wesen während dieses ganzen Tages — offen, heiter und liebevoll gegen Alle, die er sah.

Eine neue afrikanische Expedition ist im Begriff abzureisen; es gelang mir durch Vaters Vermittelung, einem meiner Universitätsfreunde (Bleek) die Erlaubniß zu erwirken, daran theilzunehmen. Vaters Brief an Lord Clarendon über diesen Gegenstand war sein letztes officielles Ansuchen und hatte als solches ohne Weiteres den erwünschten Erfolg.

Diesen Abend gehen Vater und Mutter ins königliche Concert; es ist das letzte mal, daß sie einem Hoffeste beiwohnen werden.

Von Bunsen selbst reiht sich hier ein zweiter Brief an Frau Schwabe an:

77 Marina, St.-Leonards, 12. Mai 1854.

Ihr theurer, zweiter Brief ist gerade in die Krise unseres Lebens gefallen! wir müssen England aufgeben und ziehen nach Deutschland und zwar nach Heidelberg. Morgen werden wir die Gewißheit erlangen, ob wir wirklich das Haus dort vom 24. Juni nehmen müssen; ist dieses der Fall, so begeben wir uns gegen den 18. Juni auf den Weg nach der Heimat. Dann stürzt der schöne Reiseplan nach Glyngarth auch in die Trümmer. Es ist Gottes Wille so! Wie wir ihn erkannten, haben wir uns hineinversetzt, als wenn wir es von Anfang an so gewollt hätten.

Ein Brief einer Schwiegertochter aus denselben Tagen meldet über Bunsen's letzten Besuch in seiner bereits verlassenen Wohnung:

Mai 1854.

Dein Vater traf am Dienstag von St.-Leonards in London ein; am Abend waren einige Freunde zum Abschied eingeladen. Er beabsichtigte, am Mittwoch früh nach St.-Leonards zurückzukehren, da er am vorhergehenden Tage den Grafen Henckel bereits als Chargé d'Affaires eingeführt hatte. Er verweilte so lange beim Prinzen Albert, daß er, als er um 3 Uhr nach Hause kam, nur noch Zeit hatte, um Abschied zu nehmen; ich war sehr froh, daß ich in Carlton Terrace anwesend war, als er für immer von diesem Hause schied. Er war in der Bibliothek mit Deiner Mutter,

mit E. und G., er schien voll der tiefsten Gedanken.... Aber wie trostlos sah Alles aus! Jenes schöne Zimmer nun jeden Schmuckes beraubt, kein Buch mehr, kein Gemälde; er stand dort allein, im Begriff abzureisen. Der Wagen wurde angemeldet. Er sprach nur wenig, wir folgten ihm in die Hausflur; der Raum war mit Koffern und Kisten angefüllt, sämmtliche Diener standen umher. Er sagte noch etwas zu Mutter und ertheilte Ernst einige Aufträge, — kein Muskel seines Gesichtes verzog sich, — dann stieg er in den Wagen. Ich kann Dir nicht beschreiben, was wir Alle fühlten. Das Herz war auf den Lippen und doch sprach Niemand ein Wort als er selbst. Ich stieg ebenfalls ein, um ihn zu begleiten; ich konnte es nicht ertragen, ihn so allein gehen zu sehen, und welch interessante Fahrt hatten wir! Er erzählte so schön und rührend, besonders über den Besuch beim Prinzen Albert, der ihn an seine Uebersetzung des 73. Psalmes erinnert und darin die beste Beschreibung der gegenwärtigen Zeit gefunden habe. So kamen wir an die Eisenbahnstation, wo er von dem alten Kutscher Abschied nahm; dann gingen wir auf und ab. Er sprach über uns Alle und über das, was ihm seine Kinder seien, wie er dies jetzt mehr als jemals empfinde. Und endlich reiste er ab; ich kehrte nach Carlton Terrace zurück, um mit G. über Geschäfte zu sprechen und, wie täglich, eine Anzahl Sachen aus dem Wege zu räumen, die für Dich und Mary und uns auf die Seite gelegt worden waren.

Am Abend kamen Alle zu uns nach Abbey Lodge. Ernst und ich gingen auf den Hofball, wo die Königin sich angelegentlich bei Ernst nach Vater erkundigte.

Vom 12. Mai 1854 ist auch der folgende Brief Bunsen's an Miß Winkworth datirt, welcher ihrer Uebersetzung der „Deutschen Theologie" vorgedruckt wurde:

St.-Leonards, 11. Mai 1854.

Ihr Brief und die Aushängebogen Ihrer Uebersetzung der „Theologia Germanica" mit Kingsley's Vorrede und Ihrer Einleitung wurden mir gestern eingehändigt, als ich gerade im Begriff war, Carlton Terrace zu verlassen, um noch einmal für wenige Tage die erfrischende Luft dieses stillen, lieblichen Ortes einzuathmen. Sie theilten mir mit, daß Sie durch einige Unterredungen, welche wir im Jahre 1851 über diesen Gegenstand gehabt haben, veranlaßt worden seien, Tauler und die „Theologia Germanica" zu studiren, und Sie wünschen nun, daß ich Ihren Lesern in einigen Zeilen auseinandersetze, welche Stelle ich dieser Schule der deutschen Theologie in der allgemeinen Entwickelung des christlichen Bewußtseins anweise, und was mir speciell die Bedeutung dieses Werkes zu sein scheint, besonders in Bezug auf die gegenwärtigen Gefahren und Aussichten des

Christenthums sowol als in Bezug auf die ewigen Interessen der Religion im Herzen eines jeden Menschen.

Ich kann damit beginnen, mit Luther zu sagen, daß ich dieses „edle Büchlein" gleich neben die Bibel stelle; aber abweichend von ihm würde ich es eher vor als nach Augustin nennen. Jene Schule frommer, gelehrter und tiefsinniger Männer, deren populärer Katechismus diese kurze Schrift genannt werden könnte, war das deutsche Gegenstück zu der römischen Scholastik, und mehr als eine Wiedergeburt jener lateinischen Gottesgelahrtheit, welche so viele große Denker hervorgebracht, von Augustin ihrem Vater an bis zu Thomas von Aquino ihrem letzten großen Geiste, dessen Tod erst eintrat nach der Geburt Dante's, der seinerseits wieder der Zeitgenosse des Sokrates der rheinischen Schule war, Meister Eckhart's des Dominicaners.

Die Theologie dieser Schule war der erste Protest des germanischen Geistes gegen den Judaismus und den Formalismus der byzantinischen und mittelalterlichen Kirchen, gegen die Hohlheit der Wissenschaft, zu welcher der Scholasticismus geführt hatte, und gegen die Zerrüttung der Gesellschaft, welche eine prunkliebende Hierarchie sich vergebens zu verbergen bemühte, aber zu verbessern weder die Kraft noch den Willen hatte. Eckhart und sein Schüler Tauler brachten die Religion von der fruchtlosen Speculation und den Vernünfteleien über eingebildete oder unmögliche Voraussetzungen wieder heimwärts zu dem eigenen Herzen der Menschen und zu dem Verständniß des gemeinen Volkes, wie es Sokrates mit der griechischen Philosophie gethan hatte. Es besteht ebenso sehr eine merkwürdige Aehnlichkeit, wie ein auffallender Gegensatz zwischen dem großen Athener und jenen Dominicanermönchen. Sokrates ließ den tiefen, sittlichen Ideen volle Gerechtigkeit widerfahren, die in der herrschenden Religion seines Landes und ihren allgemein verehrten Mysterien verkörpert waren; er zog sie der seichten Philosophie der Sophisten bei weitem vor, aber er rieth auch seinen Schülern ab, sich in die Mysterien einweihen zu lassen oder warnte sie wenigstens davor, ihre Ueberzeugungen und Hoffnungen darauf zu bauen, und ermahnte sie, sich nicht auf das Orakel zu Delphi, sondern auf das Orakel in ihrem eigenen Busen zu verlassen. Dem entsprechend empfahlen die „Gottesfreunde", die (wie Dante) aufs tiefste von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt waren, auf welche die herrschende Kirche ihres Zeitalters, ungeachtet ihrer Verderbtheit, sich wesentlich begründete, die Unterwerfung unter die Anordnungen der Kirche als eine heilsame vorbereitende Zucht für viele Gemüther. Wie der Heilige von Athen redeten sie zum Volke die schlichte Wahrheit. Ihren Schülern und Anderen, die um des Unterrichts willen zu ihnen kamen, erschlossen sie die ganze Tiefe jener wirklichen christlichen Philosophie, welche, wenn aller scholastische Formelkram beiseite geworfen wird und die Seele dem Widerhalle lauscht, welcher das Evangelium Jesu Christi und

Gottes Schöpfung in einem aufrichtigen Herzen und einem sich selbst opfernden Leben findet, sich dem Geiste eröffnet, — einer Philosophie, welche, nur als Speculation betrachtet, viel tiefer ist als irgendein scholastisches System. In einer Sprache, die Allen verständlich war, predigten sie, daß keine Erfüllung kirchlicher Gebräuche und Ceremonien, noch sogenannter religiöser Pflichten (überhaupt keinerlei äußerliche Werke, so verdienstlich sie auch sonst sein möchten) dem Gewissen des Menschen Frieden und ihm selbst Kraft geben können, sich gegen die Versuchungen des Glücks und die Prüfungen des Unglücks aufrecht zu halten.

Indem sie diesen Weg verfolgten, führten sie das Volk von leerem Glaubensbekenntniß und wirklicher Verzweiflung zu den Segnungen der Bibel-Religion zurück, während sie gleichzeitig den philosophischen Gemüthern eine neue Gedankenbahn öffneten. Dadurch, daß sie die Rechtfertigung durch den Glauben und durch den Glauben allein lehrten, bereiteten sie das volksthümlich geistige Element der Reformation vor; indem sie ferner lehrten, daß dieser Glaube seine Philosophie habe, die ebenso fähig sei, dem Verstand eine Ueberzeugung zu bieten, als der Glaube dem beunruhigten Gewissen Frieden zu geben, bahnten sie den Weg für jene vergeistigte Philosophie des Geistes, zu der Kant den Grund legte. Aber sie waren keine Polemiker, wie es die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts, durch ihre Stellung dazu genöthigt, wurden, noch waren sie ausschließlich Männer der Wissenschaft, wie es die Lehrer der modernen Philosophie in Deutschland waren und sind. Obgleich die Meisten von ihnen Mönche, oder doch solche Laien waren, die mit den religiösen Orden jener Zeiten in Verbindung standen, so waren sie dessenungeachtet Männer des Volkes und Männer der That. Sie predigten dem Volke den rettenden Glauben in Kirchen, in Krankenhäusern, auf den Straßen und auf öffentlichen Plätzen. In der Kraft dieses Glaubens hat sich Tauler, der bereits jahrelang als Theolog und Prediger in allen freien Städten des Rheins, von Basel bis Köln, der allgemeine Gegenstand der Bewunderung gewesen war, gedemüthigt und während eines Zeitraumes von zwei Jahren völlig still verhalten, nachdem ihm jener geheimnißvolle Laie die Unzulänglichkeit seiner scholastischen Gelehrsamkeit und seiner scholastischen Predigten gezeigt hatte. In der Kraft dieses Glaubens hat er dem päpstlichen Interdict getrotzt und den Bewohnern Strasburgs während der schrecklichen Pest, die jene blühende Stadt entvölkerte, die Tröstungen der Religion gereicht. Um dieses Glaubens willen hat Eckhart geduldig Verleumdungen und Verfolgungen auf sich genommen, wie er vorher Ehre und Lob demüthig getragen hatte. Für diesen Glauben ist Nikolaus von Basel als Märtyrer in den Flammen gestorben, derselbe, der sich als geringer Fremdling zu den Füßen Tauler's gesetzt hatte, um schließlich selbst seinem Lehrer die Erleuchtung zuzuführen. In diesem Sinne waren die „Gottesfreunde" Volksmänner und praktische

Christen wie die Apostel, während sie als Männer des Gedankens durch ihre Ideen auf die gewaltigen Anstrengungen mächtig eingewirkt haben, welche die europäischen Nationen im sechzehnten Jahrhundert auf geistigem Gebiete gemacht haben.

Lassen Sie mich deshalb, meine theure Freundin, alle philosophischen und theologischen Ausdrücke beiseitesetzen und die Grundlehren des goldenen Buches, welches Sie jetzt dem englischen Publikum darzubieten im Begriffe stehen, in schlichtem Deutsch zusammenfassen, welches ich ja mit Luther für den besten theologischen Exponenten halte:

Sünde ist Selbstsucht;
Gottseligkeit ist Selbstlosigkeit;
Ein gottseliges Leben ist das beständige Herausbilden innerer Freiheit vom Ich;
In dieser Art Gott ähnlich werden heißt die ursprüngliche Menschennatur wiederbringen.

Ueber diesen letzten Punkt (des Menschen göttliche Würde und Bestimmung) spricht Tauler ebenso kräftig wie unser Verfasser und beinahe ebenso kräftig als die Bibel. Der Mensch ist ihm in der That das Ebenbild Gottes. Wie ein Bildhauer, sagt er mit einer für einen Mönch des vierzehnten Jahrhunderts auffallend weiten Anschauungsweise, beim Anblick eines rohen Marmorblockes ausgerufen haben soll: „Welch eine gottähnliche Schönheit birgst du!“ so blickt Gott auf die Menschen, in welchen Gottes Ebenbild verborgen liegt. Mögen wir auch anfangs, sagt er an einer ähnlichen Stelle, Gott in der Hoffnung auf Belohnung lieben; mögen wir uns hinsichtlich seiner in Bildern ausdrücken, zuletzt müssen wir dahin kommen, sie alle hinwegzuwerfen; und mehr noch als das, wir müssen auch jeden Gedanken an Belohnung verachten, auf daß wir Gott nur deshalb lieben, weil er das höchste Gut ist, und seine ewige Natur als die wesentlichste Substanz unserer eigenen Seele betrachten.

Aber wir dürfen uns ja nicht vorstellen, daß diese Männer, obgleich sie in mancher Hinsicht zur Passivität verurtheilt waren, ein beschauliches oder mönchisches Leben als Bedingung des vergeistigten Christenthums betrachtet hätten und nicht vielmehr als eine Gefahr für dasselbe. Wenn ein Mensch Gott wirklich liebt, sagt Tauler, und keinen anderen Willen hat als Gottes Willen zu thun, so mag die ganze Gewalt des Rheinstromes auf ihn einstürzen, sie wird ihn nicht beunruhigen noch seinen Frieden stören; wenn wir in äußern Dingen eine Gefahr oder eine Beunruhigung finden, so kommt es daher, daß wir uns aneignen, was Gottes ist. Aber Tauler sowol als unser Verfasser bedienten sich der stärksten Worte, um ihren Abscheu vor der Sünde, des Menschen eigner Schöpfung, auszudrücken und ihre Ansichten über diesen Gegenstand bilden ihren großen Gegensatz zu den Philosophen der Spinozistischen Schule.

Unter den Reformatoren steht ihnen Luther, was die großen Grundlehren der Theologie betrifft, am nächsten; aber ihr innerliches Grausen vor der Sünde als einer Empörung gegen Gott wird sowol von Luther als von Calvin getheilt. Unter späteren Theologen kommt ihnen Julius Müller in seinem eindringenden Buche über die Sünde, und Richard Rothe in seinem großen Werke über christliche Ethik an Gedankentiefe und sittlichem Ernst am nächsten, und der erste dieser hervorragenden Schriftsteller führt, wie mir scheint, mit strengster Consequenz jene Grundwahrheit der „Theologia Germanica“ durch, daß es keine Sünde gibt als die Selbstsucht, und daß alle Selbstsucht Sünde ist.

Dies scheinen mir die charakteristischen Eigenthümlichkeiten unseres Buches und Tauler's zu sein.

Das Eine möge mir hinzuzufügen gestattet sein, daß diese kleine aber goldene Abhandlung seit nun fast vierzig Jahren für mich und für viele christliche Freunde (von welchen die meisten bereits in Frieden heimgegangen sind), denen ich davon Kunde zu geben das Glück hatte, eine unaussprechliche Erquickung gewesen ist. Möge es in Ihrer bewunderungswürdig treuen und durchsichtigen Uebersetzung ein wirkliches Volksbuch in England werden, ein Vorzug, welchen es in Deutschland bereits mit Tauler's unvergleichlichen Predigten theilt, von denen Sie, wie ich mit Freuden vernehme, eine Auswahl zur Veröffentlichung vorbereiten.

Möge es manchem suchenden Christenherzen in diesem Ihrem theuren Lande zum Segen werden, — welches ich nach einem vieljährigen glücklichen Aufenthalte zu verlassen im Begriff stehe, das ich aber niemals als ein mir fremdes Land werde betrachten können, so wenig wie ich in dieser Heimat germanischer Freiheit und Thatkraft jemals mich als einen Fremdling ansehen kann, welche ich zugleich als Heimat praktischen Christenthums und warmer treuer Freundschaft kennen gelernt habe.

Aus denselben Tagen sind die folgenden Briefe Bunsen's an seine Frau:

St.-Leonards, Sonntag, 14. Mai 1854.

... Es drückt noch die Sorge. ... Der Herr wird gewiß helfen: man muß das Seinige thun, und dann sich geduldet.

Bisjetzt ist uns der Weg ja, über alle Hoffnung, erst gezeigt, dann gebahnt und geebnet.

Welch schönen, herzlichen, edlen Brief John Harford schreibt! Gott sei Dank für so viele reiche Herzen voll Liebe!

Wie gut, daß ich Humboldt schon Montag schrieb, daß, und weswegen ich nach Heidelberg ginge, sonst würde man wirklich an eine Verschwörung glauben. O, welchem nutzlosen Jammer bin ich noch im letzten Augenblicke entgangen!

Mein Schluß der „Philosophy of Religion“ hat mir viel Mühe gemacht, gefällt mir aber jetzt. Es ist etwa vierzig Druckseiten lang: sehr gedrängt, faßlich und unumwunden. Ich hoffe Dir ihn Freitag gedruckt vorlegen zu können.

77 Marina, St.-Leonards, Donnerstag, abends 8 Uhr.

19. Mai 1854. Obwol ich den ganzen Tag englisch gedacht und gedichtet habe, und recht vom Innersten, so treibt es mich doch, den Arbeitstag mit einigen deutschen Worten an Dich, Geliebteste, zu beschließen. Ich habe einen rechten Vorschmack von der Seligkeit des freien und ruhigen Lebens gehabt, zu welchem der Herr, mitten unter dem Donner und Blitz nach der Außenwelt hin, uns im sanften Lichte seiner Gnaden und seines Friedens hinführt, unseres Herzens bester Sehnsucht gemäß, unseres innersten Gebetes Erhörung. Und doch war es, noch ehe der bittere Kelch geleert, der Kampf gekämpft, die Noth ganz überwunden ist, und es war in der Trennung von Dir und den geliebten, theuren und edeln Seelen, die der Herr uns gegeben hat. Ich sage nicht, es war in der Fremde: denn eine Fremde ist mir dieses Land nicht, sondern eine zweite Heimat, und vielleicht einmal eine Zuflucht vor Kriegsnoth und Jammer. Aber die Sehnsucht nach dem Lande der Väter bricht doch auch bisweilen schon hervor, und stärkt mich im Abschiede, nicht von dem Glanze und Ansehen, aber von der Liebe und Anhänglichkeit, deren Bande mein Herz umschlingen. Möge es so einst sein bei unserem Sterben!

Ich habe die Letter to Miss Winkworth vor dem Essen geschrieben, und nach dem Essen durchgearbeitet, um ihn morgen früh ins Reine zu schreiben, und an das gute, edle Mädchen abzusenden, wie ich versprochen. So werde ich gerade meine in und für England unternommenen Werke zu Ende führen, wenn die Zeit der Abreise da ist. Welches Unglück, wenn die Krisis sechs Monate früher gekommen wäre.

Ich habe Euch Lieben, unseren theuren Gast eingerechnet, recht in der Mitte der Arbeit und Sorge gelassen, allein ich sage mir auch, daß gerade die Zeit gekommen war, wo das, worin ich hülfreich bin, aufhört, und ich leicht störend und hemmend werden kann.

Alles Liebe allen Lieben!

St.-Leonards, Sonntag, 24. Mai 1854.

... Die Sachen in Berlin stehen ernst: es liegt aber im Charakter der Leute, blindlings nach dem Abgrund zu rennen, und dann wieder, wenn aufgefahren, Alles im Stich zu lassen durch Halbheit und Widerspruch. Schöne Idee, mich in den Oberkirchenrath zu setzen! Man fängt einen Adler so gut wie einen Raben, aber man lockt ihn nicht mit gemeinem Köder wieder vom Felsen, wie den Raben vom Baume. Nein! „Sursum

corda", heißt es jetzt und „Kopf oben". Ich wollte, sie kämen mir damit!

Mein Brief an Miß Winkworth wird Dich freuen: er ist mir aus der Seele geflossen: er ist ein Abschied von Land und Volk, das ich ja nie wiedersehen soll.

An Archidiakonus Julius Hare sind die beiden folgenden Briefe:

77 Marina, St.-Leonards, 22. Mai 1854.

Mein theuerster Freund! Ich kann morgen nicht körperlich bei Ihnen weilen, aber ich werde mit Seele und Geist bei Ihnen sein, an diesem glücklichen Tage, der so viele edle und fromme Wünsche und Hoffnungen und Gebete und Opfer krönt; Gott sei Dank, daß Sie morgen den schönen Ort für immer zum Gottesdienste geweiht sehen werden, am äußersten Ende der Gemeinde, unter welcher Sie und die Ihrigen aufgewachsen und thätig gewesen sind. Ich erwarte in dieser erfrischenden Seeluft und Stille die Ankunft der Abberufungsschreiben, deren Uebergabe an Ihre edle und gesegnete Königin der letzte Act eines sechsunddreißigjährigen amtlichen Lebens sein wird. Meine Gegner sind gerade das Werkzeug gewesen, um mir zu diesem Hafen zu verhelfen, nach welchem ich mich so lange gesehnt habe. Meine Verbindung mit England ist durch diese letzte Krisis fester und inniger als jemals geworden und wird erst mit meinem letzten Athemzuge gelöst werden. Wir hoffen uns zur rechten Zeit einzuschiffen, um bei Mathilde's Confirmation zugegen zu sein, was uns bestimmt, unsere Abreise auf den 18. Juni festzusetzen, jenen Tag von Belle-Alliance, an welchem ich vor dreizehn Jahren als der Gesandte des Königs gelandet bin. — Zu Heidelberg werde ich fünf von den acht deutschen Theologen finden, mit denen ich mich im Einklang finde.

Mein „Hippolytus" ist ganz aus meinen Händen, und Longman wird am 23. Juni alle sieben Bände herausgegeben haben. Der zweite englische Band von „Aegypten" kommt am 1. Juni heraus, zugleich mit Miß Winkworth's Uebersetzung der „Theologia Germanica" mit Kingsley's Vorrede und einem Abschiedsbriefe von mir. Ich habe nie erfolgreicher gearbeitet. Deo soli gratia! — Aber Dank auch Ihnen für all Ihre anregende und herzerhebende Güte und Ihre nie ermattende Freundschaft!

London, 2. Juni 1854.

Wir dürfen noch immer auf das Glück hoffen, Sie zu sehen; was uns selbst anbelangt, so ist es uns freilich unmöglich, auch nur für einen Tag die Stadt zu verlassen.

Ja, mein theurer Freund, ich habe Alles verkauft, was uns künftig nicht von Nutzen, oder wenigstens nicht von wesentlichem Nutzen sein wird, wenn wir in einer deutschen Universitätsstadt leben werden, wo man alle

zum Nachschlagen erforderlichen Bücher ins Haus geschickt bekommen kann. Auch von meinen Sammlungen habe ich nur den Kopf Christi in Marmor und die Copie des Kopfes Christi in Rafael's Bild der Verklärung behalten, und (außer den Geschenken, die wir natürlicherweise nicht fortgegeben haben) meine in Italien gesammelten Kupferstiche der alten Schule. Was die Bücher anbelangt, so behielt ich alle Classiker, die Theologie, Philosophie und Geschichte, denn dies ist Alles, was ich künftig brauchen werde.

Wir sind gegenwärtig bei Ernst, und von nächstem Dienstag an werden wir Muße haben, uns selbst und unseren Freunden zu leben. Lassen Sie mich wissen, wann Sie ankommen und wo Sie zu finden sein werden. Mit unbeschreiblicher Sehnsucht Sie zu sehen, bin ich für immer

Ihr treu ergebener Freund B.

Nachdem seine Frau nach Deutschland vorausgereist war, schrieb Bunsen ihr unter Anderm folgende Briefe:

Abbey Lodge (London), Montag, 12. Juni 1854.

Geliebte, nur eine Zeile als Lebens- und Liebeszeichen. Ich habe mit Erfolg gearbeitet, und werde fertig. Mit Müller habe ich einen herrlichen Tag gehabt: er war ganz Er selbst und hat mir Vieles von dem Ergebnisse seines turanischen Aufsatzes gesagt. Trevelyan war auch da, und Jowett, voller Herzlichkeit und Liebe. Ich bin ganz überwältigt von so vieler Liebe: möge ich so die Welt verlassen wie jetzt England! mit Liebe und doch gern!

Heut bei Hare — morgen bei Stanley, Mittwoch Thatched-House, Donnerstag Frühstück bei Gladstone, Abend Longman zum Abschied. Der Prinz und die Königin fortdauernd gütig. Alles für die Abreise vorbereitet.

Gestern Abend hatten wir einen fürchterlichen Sturm hier: da waret Ihr aber schon im Hafen.

Abbey Lodge, Freitag, 16. Juni 1854.

Dies, Geliebte, ist ein ernster Tag: der letzte (vorerst wenigstens) in England. Dazu kommt, daß bis vorgestern es unmöglich schien, daß ich fertig würde, obwol dreißig Menschen Tag und Nacht in Spottiswoode's Druckerei arbeiteten: noch unmöglicher schien es Rowan und Spottiswoode, daß ich Schritt halten könne mit so vielen Händen. Dazu kam, daß ich die japhetische Uebersetzung von Johannes VI und XVII schuldig geblieben war, und daß einige meiner dreißig Thesen mir noch nicht gefielen. Endlich fand es sich, daß die Vorrede zu „Egypt II" noch eine Berücksichtigung von Biot's und Poole's neuesten Werken forderte, — die ich so gut wie nicht gelesen.

Gott sei Dank, es ist Alles fertig, seit einer halben Stunde. Georg und Brandis haben treulich geholfen: auch Cottrell. — Und dann der liebe Ernst und die liebe Elisabeth! — Heute früh sind mir die letzten Worte noch in die Feder gekommen in den Thesen und einigen anderen Kapiteln. So ist denn mein letztes englisches Werk fertig. Es ist aus einer Gelegenheitsschrift ein bleibendes Werk geworden: denn die darin niedergelegten Gedanken werden mich lange überleben, und vielleicht hier oder in den Vereinigten Staaten eher einen fruchtbaren Boden finden als im zerrissenen, thatunkräftigen Deutschland.

Da nun Joh. Brandis auch mit den Tabellen fertig wird, so kann ich das Antlitz frei dem deutschen Vaterlande und Geiste zuwenden. Nie in meinem Leben habe ich so sehr den göttlichen Beistand und Segen empfunden: und ich hoffe, das wird mich recht in der Demuth halten, wie im Glauben.

An demselben Freitag Abend, den 16. Juni, waren verschiedene von Bunsen's nächsten Freunden, worunter Hare und Maurice, zum Essen in Abbey Lodge eingeladen. Hare richtete einige Abschiedsworte an ihn, der niemals wieder diesen Freundeskreis, dieses Haus und dieses Land durch seine Gegenwart erfreuen sollte. Die eindrucksvolle Anrede, die mit tiefer Rührung gesprochen und mit nicht gewöhnlicher Theilnahme angehört wurde, veranlaßte Bunsen zu einem Abschiedsgruß an das Land und an die Verwandten und Freunde, die er jetzt verlassen mußte.

Was England für ihn gewesen, schon bevor er es gesehen; — welche bleibenden Eindrücke er sowol bei seinem ersten Besuche im Jahre 1839 als Privatmann erhalten habe, wie in den dreizehn Jahren seines amtlichen Aufenthaltes; — welche theuren Bande sich unter dem Schutze der Vorsehung in diesem Lande geknüpft hätten, in welchem seine Frau das Licht der Welt erblickt habe; — wie er hoffe, daß seine Kindes-Kindeskinder noch im Stande sein werden, die glücklichen Beziehungen aufrecht zu erhalten, die ihn so innig besonders mit Deutschland, Italien und England, aber auch mit Frankreich verbunden: das waren die leitenden Gedanken seiner Abschiedsrede.

Am nächsten Morgen, Samstag, den 17. Juni, verließ er England, um sich in Begleitung seines Sohnes Georg nach Heidelberg zu begeben.

Am Morgen desselben Tages hatte er noch die nachstehenden Zeilen an eine Schwiegertochter geschrieben, bevor er selber mit ihr zusammentraf:

Abbey Lodge, Samstag morgen, 17. Juni 1854, 9 Uhr.

Ich hoffe, daß Du es bei diesem regnerischen Wetter nicht wagen wirst, auszugehen, und ich muß Dir in einer Zeile meinen Segen geben und den Dank eines Vaters aussprechen für das, was Du bist, ein Engel von Liebe und Güte. Du weißt nicht, was Du für mich gewesen bist und gethan hast während dieser Wochen, die ich unter Deinem gastlichen und gesegneten Dache verbrachte; Gott segne Dich dafür jetzt und in Ewigkeit!

Meine besten Grüße an Deine Kinder und das ganze Gurney'sche Haus.

Ich verlasse England, wie ich hoffe und wünsche, einst diese Welt zu verlassen — liebend und geliebt, aber gern und heiter.

Gedenke meiner am Mittwoch. Noch einmal meinen Segen über Deine Kinder, besonders über das liebe Baby.

Bunsen erreichte Mannheim in der Nacht des 22. Juni und traf mit seiner Frau und seinen zwei Töchtern früh am Morgen des 23. zusammen, wo sie dann Alle der Confirmation der jüngsten Tochter beiwohnten, welche durch den wahrhaft ehrwürdigen Pfarrer Winterwerber vollzogen wurde in dem (damals von Fräulein Amalie Jung geleiteten) Erziehungsinstitute, in welches Mathilde Bunsen im vorhergehenden Jahre eingetreten war. Mit seiner Tochter wurden eine große Zahl ihrer Altersgenossinnen und Mitschülerinnen confirmirt. Diese Handlung, an sich selbst schon feierlich und rührend, wurde durch den tiefen Ernst noch ergreifender, mit welchem der verehrte Lehrer die Ueberzeugungen wiederholte, die er durch jahrelange Arbeit dem Gemüthe seiner Schülerinnen einzuprägen bemüht gewesen war, und es war herzerhebend und wohlthuend für Bunsen, gerade durch die Feier dieses christlichen Festes, auf welches er einen besonderen Werth legte, wieder in das Leben seines Geburtslandes einzutreten.

Hierauf reiste er nach Heidelberg, von wo aus ihn eine kurze Fahrt zu dem auf dem rechten Neckarufer oberhalb der Stadt gelegenen Charlottenberg brachte. Das Haus war noch nicht definitiv gemiethet, er sollte darüber entscheiden, und er war in jeder Beziehung befriedigt, insbesondere erfreute ihn die reizende Lage der Besitzung mit dem Blick auf das Neckarthal. Wie Bunsen an jenem Tage, über die Brüstung der Terrasse von Charlottenberg gelehnt, in die Gegend hinausschaute — der volle Sonnenschein vergoldete die reich entwickelte Pflanzenwelt, der Duft der blühenden Orangen und Rosen im Garten erfüllte die Luft —; wie er dastand, in Gedanken vertieft, Freude und Dankbarkeit auf allen Zügen (daß die Besitzerin des Hauses und seine Frau auf ihn warteten, hatte er vergessen) — dieses Bild wird in der Erinnerung

der Letzteren fortdauern und die beglückende Empfindung jenes Augenblickes stets neu beleben!

Es ist als eine große Wohlthat für Bunsen zu preisen, daß er einen solchen Aufenthalt wie Charlottenberg für die späteren Jahre seines Lebens fand, in denen es ihm noch vergönnt war, Glück und Behaglichkeit zu genießen. Die Freude fehlte denn auch nicht zur Zeit der schönen Jahreszeit, wo die Tage lang und die Witterung mild waren. Die andere Hälfte des Jahres freilich brachte mit dem Tod in der Vegetation und der Unbehaglichkeit für alle lebenden Wesen, für Bunsen — wie jeder Winter auf dem Festlande — eine Zeit beständigen körperlichen Leidens; dies durfte aber nicht der Wohnung zur Last gelegt werden. Würden es ihm die Umstände erlaubt haben, die Wintermonate regelmäßig an der Südküste von Frankreich oder auch nur an der Englands zuzubringen, um sich durch die Seeluft zu kräftigen und gleichzeitig sich den Einflüssen der Feuchtigkeit und Kälte zu entziehen, möglicherweise hätte sein Leben länger erhalten werden können. Müssen wir auch bedauern, daß dies nicht geschehen konnte, so werden wir doch darin eine Beruhigung finden, daß unter den gegebenen Verhältnissen für Bunsen's eigene Befriedigung das Verbleiben an dem gewählten Aufenthaltsorte geboten war: sein Lebensgenuß bestand in der Ausführung seiner Werke, die dadurch bedingte Arbeit gestattete aber keine Unterbrechung und konnte nicht ohne das Material bewerkstelligt werden, das ihm nur die öffentliche Bibliothek einer Universität zu gewähren vermochte.

Bunsen fand zu Heidelberg einige vertraute Freunde und wurde von vielen neuen herzlich begrüßt; außerdem bot ihm während des Sommers und Herbstes ein nie versiegender Strom Reisender aus allen Nationen die Gelegenheit zu beständigem anregenden Verkehre mit früheren oder neuen Bekannten. Sein Vergnügen an solchem geselligen Zusammensein wird außer der Verfasserin dieser Zeilen noch vielen anderen Personen im Gedächtniß bleiben. Wäre es üblicher, Aufzeichnungen über gepflogene Unterhaltungen zu machen, so hätte sich Manches von allgemeinem Interesse aus dieser Zeit aufbewahren lassen.

Wir lassen hier wieder mehrere Briefe Bunsen's folgen, welche von seinem ersten Aufenthalte in Heidelberg und von einer sehr denkwürdigen Reise nach Bonn, Göttingen u. s. w. handeln.

Charlottenberg, 28. Juni 1854, 5 Uhr morgens.

(An einen Sohn.) . . . Meine Bücher sind mir viel mehr zur Hand und viel mehr nach Wunsch aufgestellt als je in London möglich war.

Mutter und Schwestern haben Wunder gethan und die Zimmer sehen so gemächlich aus, daß man den Gedanken nicht ertragen kann, sie je zu verlassen; die untere Wohnung mit Terrasse und Ausgang und Aussicht sind sogar im Regen schön, bei Sonnenschein aber idealisch. Ich selbst habe Gott täglich zu danken, hier zu sein, denn ich erkenne und greif's mit Händen, daß ich gerade alle meine Zeit und Kräfte brauche, um der Aufgabe des 5. Buches Aegypten zu genügen. Ich bin nun einmal ein Deutscher, der die ideale Aufgabe sich stellt, als könnte die Sache gelöst werden, weil der Gedanke es fordert, — und ein Engländer, der an die Geschichte alle Fragen der Wirklichkeit stellt. Und das heißt Beides viel bei der Mythologie und ganz besonders bei der ägyptischen. Als wir vor funfzig Jahren den Ideen auf die Spur kamen, welche die alten Mythologien durchströmen, behandelten wir sie wie Wesen, die sich selbst erzeugen und fortbilden; der Mythus und die Lehre und die Sage waren Geister, welche in den Menschen schafften, was diese mit Erstaunen wahrnahmen. Diese Vorstellung klebt selbst Schelling und den Grimms noch an. Sie ist aber doch falsch. Die Persönlichkeit ist vielmehr Alles, nämlich die wahre, die, welche sich zum Organ des in des Daseins Mitgenossen schlummernden Bewußtseins macht. Thoth und Bytis gründeten philosophische Systeme durch Symbole, Dienste, Ferien, Mythen, wie Menes ein Reich und Plato und Aristoteles Dialektik. Die Handbücher dieser Propheten waren Jünger und Völkerschaften, die Verhandlungen Kriege der Götter, d. h. Religionskämpfe. Die Aegypter kamen aus Asien, ungefähr mit der Sprache, die wir in den ältesten Denkmälern finden, ohne Schrift, aber vielleicht mit Denkbildern als Erinnerung; sollte man nicht durch die Erschöpfungsmethode wenigstens ausfinden können, jetzt, da die Denkmale zu uns reden, welcher der möglichen Anfangspunkte der wirkliche war? und welches die Folge der Schichten, die sich sobald kundgeben? Röth ist ein voreiliger Süddeutscher, aber ein Mann von philosophischem Geiste; Schelling ist ein großer Schwabe, der vor der Entdeckung Amerikas sein System fertig macht über die Atlantis. Ich bin entschlossen, meine Haut zu Markte zu tragen, nur die Methode darzulegen und die Fragen zu stellen; es ist mir gleich, wieviel ich des Wahren treffe. Aber es drängt mächtig zum Gestalten, und links und rechts fallen beim Lesen und Durcharbeiten des Stoffes Gedankenspäne ab, die sich rühren. In London hätte ich längst Halt machen müssen, denn stückweise und mit getheilter Kraft läßt sich nichts dabei thun.

In Preußen ist nichts, gar nichts zu thun, solange die gegenwärtige Regierung dauert, und dann auch nur durch selbständige Menschen. Beamte könnt ihr nicht werden, Höflinge sollt ihr nicht werden, Müßiggänger hieße Taugenichtse. . . . Uebrigens glaubt mir, daß Gott die Welt regiert und daß das Gesetz der Schwerkraft besteht.

Charlottenberg, 27. Juli 1854.

(An denselben.) Ich habe eine Form der Darstellung gewählt, die alle Thatsachen gibt, aber in einem Brennpunkte. In der Vorrede werde ich die Ergebnisse des Ganzen für Alterthumsforschung und Philosophie des Menschengeschlechts sehr hausbacken aussprechen.... Meine Zueignung an Schelling gefällt Anderen und mir auch. Die an Champollion kann gut werden, sie ist ein Mythus.

... Im „Westminster Review" vom Juli ist eine gute Anzeige von der Winkworth „Theologia Germanica"; ein schauderhaft dummer Artikel über Comte's schauderhaftes Buch „Positive Philosophie" (lies negative), und doch steckt ihm etwas von Menschheit, Geschichte, Philosophie in der Nase. In Deutschland erscheint nichts Bedeutendes, erbärmliche Kleinigkeiten werden ausgeschrien, Kritik versteht Jedermann, Schaffen Niemand. Alles ist in Kleinlichkeit und Zerrissenheit und Unmuth versunken. Gott sei Dank für die herrliche Ernte! das einzige frohe Ereigniß für die Welt.

Charlottenberg, 24. August 1854.

(An Lücke.) ... Das Leiden und der Jammer des geliebten Vaterlandes und der Kirche und Theologie geht mir viel tiefer zu Herzen, als ich mir das in der Entfernung gedacht. Es bedarf einer noch größeren philosophischen Anstrengung, als ich geglaubt, sich davon nicht erdrücken zu lassen.... Vom Kirchentage halte ich mich fern, mindestens bis die Männer, welche ihn zum Werkzeuge gebrauchen wollen, Hengstenberg und Stahl, vom Ausschusse entfernt sind. Die Union gegen ihr tolles und verfolgungssüchtiges Streben und Treiben zu erhalten, muß der erste Zweck sein; selbst die schwache Basis der Conföderation ist von jenen nicht redlich angenommen.... Was soll man zu Menschen sagen, welche die Frage von der Kindertaufe (mit der lutheranischen Liturgie, Exorcismus und Wiedergeburt) jetzt vorbringen wollen!... Ich gehe nicht ... aber es werden sich wol andere Hebel finden, den Teufel nicht durch Beelzebub, sondern durch den Herrn auszutreiben. Und dazu fühle ich in mir, wie Du, jugendlich frischen Muth.

Charlottenberg, 7. October 1854.

(An einen Sohn.) ... Meine Arbeit geht glänzend fort. Daneben habe ich mit der guten Miß Winkworth die Ausgabe Tauler's (Leben und XXVI Predigten von Advent bis Pfingsten) in Ordnung gebracht. Das Kunststück ist ihr gelungen, der Ton ist vortrefflich.

Die Ostsee ist ein russischer See, Pförtner ist der König von Dänemark. Sie muß geöffnet und dann die Kalmarische Union hergestellt werden; statt des dänischen Erbfolgeprotokolls muß man die Dynastie aussterben lassen. Die Dynastien müssen consolidirt werden, wie die Staatsschulden nach einem Bankrott.

Bonn, Donnerstag 12. October 1854, früh 11 Uhr.

(An seine Frau.) Hier sind wir vor einem Stündchen angekommen. Unsere Reise war heiter und glücklich....

An diesem Tage kam bei mir der Gedanke zur Reife, den ich einst in Fox How gefaßt (1839), die Bibellectionen als die wahre Geschichte der Offenbarung, also in ihrer historischen Ordnung herauszugeben, Text mit ganz kurzen Einleitungen vor jedem Gesange des göttlichen Drama; ein Volksbuch für meine englisch-amerikanischen Mitchristen. Diese englische Fassung war ein neuer Gedanke, die Form stand mir sogleich vor den Augen.... Am nächsten Morgen stand ich um 4 Uhr auf und um 7 Uhr hatte ich Vorrede und Einleitung geschrieben, zu großer Freude von Emilie und von Theodor.

Schloß Rheineck, 15. October 1854.

(An dieselbe.) Hier kamen wir gestern an, um des Königs Geburtstag mit den lieben Hollwegs zu feiern. Morgen geht's nach Monrepos, Dienstag oder Mittwoch nach Deutz, um den folgenden Tag nach Göttingen zu reisen.

Schloß Monrepos bei Neuwied, 16. October 1854.

(An einen Sohn.) ...Morgen gehe ich nach Göttingen. Ich suche meinen Platz im Vaterlande und ich finde ihn: die Geister kommen mir näher und ich ihnen.

Auf der Reise habe ich den Entwurf zur Herausgabe des Textes meiner „Lesetafel" gemacht, englisch und deutsch, mit berichtigter Uebersetzung.

(An seine Frau.) Alles in Ordnung. Ich fahre mit vollen Segeln und hoffe, mit schuldigem Danke gegen unseren gnädigen Gott. Schwere, furchtbare Zeiten kommen für Preußen und Deutschland. Glücklich, wer unabhängig ist.

Göttingen, „Zur Krone", Freitag früh, 20. October 1854.

Es ist mir gelungen, einen befriedigenden Brief an den König zu schreiben, und ich habe mein Bestes gethan, um einen Brief an den Primas zu Stande zu bringen, welcher aufrichtig und doch zweckentsprechend sein möchte.*)

*) Es bezieht sich diese Mittheilung auf einen Auftrag des Königs, den Bunsen gerade erhalten hatte. In einem eigenhändigen Schreiben sprach Seine Majestät den Wunsch aus, daß sich die protestantischen Kirchen dahin vereinigen möchten, einen öffentlichen gemeinschaftlichen Protest einzulegen gegen die öffentlich kundgegebene Absicht des Papstes Pius IX., die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria unter diejenigen Dogmen der römischen Kirche aufzunehmen, welche

22. October. Mein hiesiger Aufenthalt ist sehr befriedigend und wichtig für mich. Meine alten Freunde, Reck eingeschlossen, sind Alles, was ich nur wünschen kann; Ewald und die anderen neuen Lichter haben mich mit der größten Güte und Achtung empfangen.

Göttingen, Montag Morgen, 23. October 1854.

(An einen Sohn zu dessen Verlobung.) Du weißt schon, wie meine Seele auf die erste Mittheilung Deiner Hoffnungen dieser Verbindung entgegenjauchzte, nach Allem, was Du mir von der Geliebten — — und dann auch von Dir selbst und Deinem Seelenzustande schriebst. Ich glaubte des Herrn Hand in dieser Fügung deutlich zu erkennen.... Jede wahre, echte Liebe, jene Liebe, die da wahrlich stärker ist als der Tod, und die durch alle Kämpfe und Schickungen des Lebens siegreich sich bewährt, beginnt mit dem Gefühle unserer Unwürdigkeit gegenüber Gott, der uns zu diesem Pfande der ewigen Liebe geführt, und gegenüber ihrem Gegenstande. Und ganz besonders muß dieses des Mannes Gefühl sein, dessen oft stürmisch bewegtes Herz nun den Hafen der Ruhe vor sich sieht und zum ersten male recht empfindet, was es heißt, ein reines und edles weibliches Herz *sein* nennen zu dürfen. Das Gefühl hatte ich, als am Abend des 31. Mai an der heiligen Stätte im Colosseum und am nächsten Morgen im älterlichen Hause Deine geliebte Mutter mir das feierliche Gelübde aussprach. Halte dieses Gefühl fest, denn es ist die Stimme des Geistes Gottes in Dir, es ist das Aufwallen des ewigen Lebens in uns, das so oft durch den Schutt des äußern Lebens verschüttet und von der Welt zurückgedrängt wird. Dieses Gefühl ist bestimmt, reiner Dank zu werden und unser Leben mehr und mehr zu einem Dankopfer zu machen mit fortschreitender Entselbstung. Dieses Gefühl ist das einzige Unterpfand der Dauer alles Liebesglückes. Die meisten Menschen und selbst die meisten Dichter meinen, der Anfang der Liebe sei ihr Gipfelpunkt, aber wer wirklich geliebt hat und wer der Liebe Natur erkannt (was von Dichtern nur Plato, Dante, Shakspeare und Goethe gethan), der muß über diesen Irrthum lächeln. *Die* Liebe dagegen, welche Selbstvergötterung ist, also das Gegentheil der wahren Liebe im innersten Wesen, verglimmt bald und verzehrt sich selbst, denn die Freude über die Selbstbespiegelung kann nur durch immer größeres

---

für die Gläubigen bindend seien, als zur Seligkeit nothwendig. Bunsen wurde gebeten, an den Erzbischof von Canterbury zu schreiben und ihn zu bitten, die Sache vom Standpunkte des Königs betrachten zu wollen. Der Erzbischof antwortete auf Bunsen's Brief, daß er es unmöglich finde, dem Wunsche des Königs zu willfahren, da die englische Kirche in ihren Glaubensartikeln ausdrücklich einen solchen Protest einlege, und er selbst grundsätzlich aller Einmischung in den Glauben oder in die Handlungen des Oberhauptes einer anderen Kirche abgeneigt sei. Bunsen's eigene Stellung zu dieser Frage wird unten näher berührt werden.

Verderben erhalten werden.... Und nun, mein Lieber, blicke noch einmal mit mir auf Deine Lehr- und Wanderjahre zurück. Siehst und fühlst und tastest Du dann nicht die Thatsache, daß Alles, was Du durchgemacht hast, nothwendig war, um Dich in den Stand zu setzen, Dein wahres Glück zu finden? Blicke immer auf zu Gott und halte fest am Unsichtbaren, dem allein Wahren, damit Dein Glaube bewahrt bleibe.

Der Aufenthalt in Göttingen thut mir so wohl, daß ich jeden Tag ernster darüber denke und empfinde. Es sind nun gerade in diesen Tagen 45 Jahre, daß ich mit des muthigen Vaters Segen und dem Briefe an Professor Bunsen, der mich Heyne vorstellen sollte, eines Abends hier einzog; es sind bald 39 Jahre, daß ich die Georgia Augusta für immer verließ, und es sind 26 Jahre und 6 Monate, seit ich Lücke auf dem Fluge von Berlin nach Rom (April 1828) zum letzten male wiedersah! Was liegt dazwischen! Und doch kenne ich noch jedes Haus, und doch strömt mir von allen Seiten, von alten und von nie gesehenen Männern der Wissenschaft herzliche Achtung und Liebe entgegen. Lücke und Reck sind mir ganz die Alten, Lücke und ich sind auf verschiedenen Wegen zu denselben Ueberzeugungen geführt; nur über die Mittel, sie zur Geltung zu bringen, stehen wir nicht auf gleichem Standpunkte. Ich bin in diesem Punkte, dünkt mich, über deutsche Zeitgenossen hinweggehoben, England hat mich auch darin zum praktischen Manne gemacht. Aber Alle werden dahin kommen in den nächsten 10—20 Jahren, mit Ereignissen vielleicht viel früher. Alle wollen aus der Wissenschaft ins Leben, Alle stehen schon mehr oder weniger in der Gemeinde, Alle fühlen, daß wir nur auf gemeindlichem Grund und Boden ankommen können. Aber die meisten und besten Herzen sind verzagt.

Da predige ich frischen, jugendlichen Muth, im Glauben an deutsche Wissenschaft, als die aus dem Glauben und dem Geiste hervorgegangene Pflanze der Zukunft, in dieser materialistischen und verwirrten Zeit. Und ich sehe, daß die Geister mir entgegenkommen. Ich fühle, daß ich höher stehe bei meinem Volke, als da ich Minister war und in der Fremde lebte. Nirgends habe ich das mehr gefühlt als hier. Und dann setze ich mich mit unbeschreiblicher Freude zu den Füßen der großen Meister der Wissenschaft und der bewunderungswürdigen Gelehrten dieser Musenstadt nieder und frage sie aus und belehre mich. Dieses gilt ganz besonders von Ewald, der mir ungemeine Achtung und Freundschaft erweist, und von Ritter, Hermann, sowie von allen Theologen der Georgia Augusta.

Ohne meinen Plan Irgendjemandem zu sagen, außer Lücke, habe ich Allen zum Bewußtsein gebracht, daß nichts der Gemeinde jetzt so noththut als eine Bibel wie die von mir beabsichtigte. Nur vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus wird man das deutsche Volk wieder zum Lesen

der Bibel, als Lebensspeise und Lebenssitte, bringen, aber das gerade verlangen tausend Herzen.

Mein „Gottesbewußtsein in der Geschichte" tritt nun als gelehrter Ausleger auf.

Charlottenberg, 24. November 1854.

(An Lücke.) ... Der Besuch in Göttingen ist mir von großer Bedeutung für mein ganzes übriges Leben. Ich fühle mich erst seitdem in Deutschland zu Hause und empfinde jene Continuität des Lebens, welche uns Muth und doppelte Kraft gibt, und hier zwar eine Continuität von mehr als vierzigjährigem Streben.... Deine Liebe, innere Frische und Energie haben mich vor allem Anderen erfreut und gestärkt.

Bunsen's Rückkehr von Göttingen fand gerade vor dem Eintritt eines strengen Winters statt; die düstere Jahreszeit und die Nothwendigkeit, viel im Hause zu verbleiben, wirkten niederschlagend auf ihn und vermehrten die gedrückte Stimmung, welche die Bekümmerniß über die Nachrichten von dem Krimfeldzuge bei ihm hervorgerufen hatte. Aber die folgenden Auszüge aus Briefen werden zur Genüge darthun, daß Bunsen ebenso wie in früheren Zeiten, wenn die Außenwelt zu düsteren Betrachtungen Veranlassung bot, auch jetzt Trost fand in der Pflege geistiger Interessen und in der Arbeit für die Verständigen in der christlichen Gemeinschaft.

Charlottenberg, 15. November 1854.

(An Oberconsistorialrath Strauß in Berlin.) ... Die Union steht und fällt damit (wie mir der hochselige König selbst wiederholt erklärt hat), daß zur Landeskirche gehören die, welche nach der Unionsliturgie oder einer ihr nicht widersprechenden, nicht sektirerischen (lutherischen oder calvinistischen) das Abendmahl feiern, ohne zu fragen, ob sie diesem oder jenem kirchlichen Katechismus folgen, und die in demselben verfassungsmäßigen Kirchenverbande leben wollen. Katechismus und dogmatische Artikel bleiben ungeändert, ungeschmälert, aber sie kommen nicht „in die Gemeinde", man läßt sie draußen, in der Schule oder zu Haus, wenn man in die Kirche (d. h. also zur Gemeinde) geht und „in die Gemeinschaft", d. h. zur Communion. Das wollen jene Männer nicht, und zwar theils aus theologischen, theils aber auch aus politischen Gründen. Ich lasse ihnen ihre ausschließenden Ansichten in der Theologie, aber sie und ihre Werkzeuge dürfen nicht die Landeskirche, also die einzige positiv unirte Kirche regieren, am wenigsten bei der jetzigen, scharfen, unbeschränkten Dictatur, welche der König persönlich (also durch das Cabinet vorzugsweise) über die Kirche zu führen unternommen hat. Wären sie so besonnen oder so redlich, wie sie

sein sollten, so legten sie ihre Aemter selbst nieder; denn sie wollen, entweder absichtlich oder unabsichtlich, aber unverkennbar, die Union nicht bestehen lassen, sondern zerstören. Dies ist eine Ueberzeugung, für die ich sterben will. Ich schweige als Schriftsteller nur, um den König nicht bloßzustellen. Also: Gott helfe mir, ich kann nicht anders.

Wir schließen unmittelbar hieran die folgenden Briefe, worin der Plan des „Bibelwerkes“ sich entfaltet:

Charlottenberg, 19. November 1854.

(An Frau Schwabe.) ... Ich bin sehr begierig, Ihnen zu zeigen, wie freundlich wir hier wohnen und wie sehr wir das Glück der friedlichen Stille benutzen und genießen. Ich hoffe, auch die Muße, welche sie mir gewährt. Nicht nur habe ich, Dank Gott, mein Werk über Aegypten so gut wie druckfertig gemacht, sondern es ist mir auch ein Gedanke gekommen, der mich mehr und lebhafter beschäftigt als der irgendeines anderen Werkes, das ich bisjetzt unternommen und dessen Ausführung mit dem Leben Jesu aufs genaueste zusammenhängt, ja zu dessen Vorbereitung unumgänglich nothwendig ist. Ich meine ein Bibelwerk für die gesammte christliche Gemeinde, die lesen kann, deutsch und englisch. Alle meine deutschen christlichen Freunde, Gelehrte wie Gebildete, ermunterten mich, etwas dafür zu thun, daß die Bibel wieder als eine Einheit, als ein Ganzes könnte gelesen und wirklich verstanden und erbaulich gebraucht werden, während sie jetzt in Deutschland gar nicht gelesen wird (insbesondere das Alte Testament), und in England und Amerika größtentheils misverstanden oder gar nicht verstanden. Um die innere Einheit und weltgeschichtliche Bedeutung der Bibel anschaulich zu machen, glaubte ich zuerst, es würde genügen, einen zusammenhängenden Kreis von biblischen Lectionen ihrem ganzen Texte nach abdrucken zu lassen und dazu eine wahre Harmonie des Lebens Jesu. Bald fand sich, daß es nöthig sein würde, daneben die ganze Bibel in einer berichtigten Uebersetzung mit christlich-philosophischen, allgemein verständlichen und redlichen Einleitungen und kurzen Erklärungen herauszugeben. Um zu sehen, inwiefern es mir gelingen könnte, ein solches großes Werk noch auszuführen, habe ich den Plan von Anfang bis Ende durchgearbeitet und den einleitenden Text bereits auf englisch geschrieben, nebst einer Probe der Erklärung, in Uebersetzung und Auslegung der Genesis. Ich glaube jetzt nun, daß ich ein solches Werk in zwei Jahren englisch und deutsch ausarbeiten könnte. Ich glaube sagen zu können, es ist keine prophetische Stelle, die sich nicht genügend und vernünftig erklären läßt und in ihrer wahren menschlichen Bedeutung verstehen. Das Alte Testament (die Bibel unseres Herrn und seiner Apostel) würde auf diese Weise ein Glanzpunkt für den Christen und der Mittelpunkt der Weltgeschichte,

während die getauften und ungetauften Rabbinen so viele Jahrhunderte hindurch Alles gethan haben, um diese Schriften zu verdunkeln, ja zum Theil ungenießbar zu machen.

Charlottenberg, 29. November 1854.

(An dieselbe.) Jeden Tag überzeuge ich mich mehr, daß, wenn mein Werk zur Ausführung kommt, es mit vielem Aberglauben und mit vielem Unglauben zu Ende sein sollte. Denn die Grundansicht, von welcher aus man die Bibel als eine Einheit im Geiste, eine ewige Freudenbotschaft an die Menschheit, Gottes Stimme in der Weltgeschichte, von Anfang bis zu Ende erklären kann, läßt sich so klar durchführen, daß alle ersonnenen Systeme, alle Lügen und der Misverstand der Theologen davor nicht bestehen kann. Dagegen wird der ernste Sinn der christlichen Völker mehr als je zuvor in der Bibel sein „Buch" erkennen und, indem er die Schrift, wie Goethe sagt, als Weltspiegel verstehen lernt, sich im Grunde seines Glaubens an Christus gestärkt fühlen. Jetzt dagegen sind neun Zehntel von ihm ein verschlossenes Buch, dem Einen ehrwürdig und heilig, weil unverständlich, dem Anderen, aus demselben Grunde, abgestorben oder gar widerwärtig. Es handelt sich hierbei nicht um die Erklärung aller einzelnen Stellen: über manche werden bei den Gelehrten immer verschiedene Worterklärungen bestehen. Es handelt sich um die Grundansicht im Ganzen und Großen und darüber kann kein Zwiespalt sein, sobald man sie einmal gewonnen hat: nämlich als weltgeschichtliche Entwickelung des Gottesbewußtseins der Menschheit, welches in Christus seinen persönlichen Mittelpunkt hat.

Die Herrlichkeit des Alten Testaments, wenn man es einmal versteht, ist einzig. Ich habe angefangen die Weissagungen des Sehers der neuen Jerusalem zu ordnen und auszuschreiben, welcher im Babylonischen Exil lebte, und gegen das Ende desselben, nach dem Tode Nebukadnezar's, die Rückkehr aus dem todgeweihten Babylon predigte, — ich erkenne darin Baruch. Diese Weissagungen sind versteckt, als Anhang zu Jeremias (Kap. 2—21) und zu Jesaias (Kap. 11—26) und auch in zwei Stellen des Buches Jesaias selbst (Kap. 13, 14, 21, 1—10). Wenn man sie im Zusammenhange liest, und sich in jene schreckliche, verhängnißvolle und doch so hoffnungsreiche Zeit versetzt, so wird man ernst gemahnt an die ewige, sittliche Weltordnung Gottes, auch in unserer Zeit, in unseren Tagen, und erkennt, daß eine ähnliche Weltanschauung sich in keiner anderen Literatur findet.

Charlottenberg, 27. December 1854.

(An eine Schwiegertochter.) Du kannst Dir keinen Begriff machen, wie glücklich ich mich fühle über mein neues großes Werk. Es ist mir, als ob ich diese vierzig Jahre in der Wüste gelebt hätte, während ich diese

ganze Zeit über die wahre Weide neben mir, ja sogar ohne mich dessen bewußt zu werden, in meinem Geiste hatte. Es ist, als ob Wasserströme aus einem plötzlich durchbrochenen Teich auf mich einströmten. Alles, was ich weiß und aufgespeichert habe, scheint dazu bestimmt, jetzt seinen Platz einzunehmen, — nicht ein Wort, nicht ein Ding habe ich bisher gelernt, was ich jetzt nicht brauchte. Und wie unwürdig fühle ich mich dieses großen Werkes! Je mehr ich davon verstehe, und je mehr ich sehe, was Unwissenheit, geistlose Gelehrsamkeit und Bigoterie aus Gottes eigenem Buche gemacht haben, und wie es der Welt, ja dem einfachsten christlichen Geschöpfe, das lesen kann, geöffnet werden könnte, desto mehr fühle ich mich ermuthigt, darin fortzufahren, ungeachtet meiner eigenen Unwürdigkeit. Ich strebe, es so gut zu machen, als ich es nur kann.

Heidelberg, Jahresschluß 1854, 5 Uhr.

(An einen Sohn.) Die schönen hellen Glocken aller Kirchen läuten das alte Jahr aus und das neue ein, und in der Kirche soeben hat eine volle und andächtige Gemeinde unter Posaunenschalle „Nun danket alle Gott" gesungen. Ja, geliebter Sohn, Deine Mutter und ich, die allein zu Hause geblieben, haben uns gesagt:

Danket dem Herrn, denn er ist gnädig und seine Güte währet ewiglich!
Der die Lahmen gehend macht und die Blinden sehend!
Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest,
Und des Menschen Sohn, daß du sein dich annimmst!
Herr, ich bin viel zu geringe aller Gnade und Barmherzigkeit, die du an mir gethan hast!

Welch ein Jahr! wie war Alles dunkel, als das alte zu Ende ging! Noch einmal hatte eben ein Strahl der Hoffnung geschienen: allein wer konnte ihm trauen? Gleich darauf verdunkelte sich der Himmel für immer. Und wo war ein Ausweg für uns selbst aus der Knechtschaft des Lebens? Und nun sitzen wir hier in seliger Ruhe, im geliebten deutschen Vaterland, von Liebe und Achtung umgeben, nah und fern; die Sorgen gehoben; ihr Lieben alle wohl; und, will's Gott, ich mit einem Werke betraut, das meine ganze Seele erfüllt: im Gegenstand zu groß, um ihn jemals ganz zu durchdringen, aber der herrlichste Leiter aus Zeit in Ewigkeit und, wenn mein Streben gesegnet wird, aus der Gegenwart in eine ferne Zukunft.

Dunkel allerdings ist's draußen, aber des Herrn Wetter gehen und leuchten durch die Luft der Erde. Der Herr kommt zum Gericht. Die alte Ordnung ist gerichtet: 40 Jahre Friede haben sie nicht gebessert, sie sinkt in sich zusammen, allenthalben aber keimt (für den Glauben sichtbar) aus der Dynastie das Volk, aus der Hierarchie die Gemeinde hervor, und Donnerstimmen rufen in allen Sprachen: Wahrheit, Licht, Freiheit!

Unter den Stimmen vernimmt man Wahnsinnige, wer hat sie dazu gemacht? — Ungläubige, wer hat sie zur Verzweiflung an Gottes Weltordnung getrieben?

Den politischen Dingen habe ich Abschied gegeben, außer wo ich meinen Glauben und meinen Haß gegen das Böse wie meine Liebe zu bekennen habe.

Aber in den kirchlichen Angelegenheiten habe ich das Losungswort ausgesprochen, bei dem ich zu bleiben und mit dem ich zu sterben hoffe: Ich gehe von den Juden zu den Heiden, von der Kirche zu der Gemeinde und lasse die Todten ihre Todten begraben. X. und Z. haben Hoffnung, das Ministerium und die Camarilla zu sprengen.... Ach! ich kann diese Erwartungen nicht theilen. Während sie dort auf den Zweigen singen, sägt man in Berlin den Ast ab, auf welchem der Zweig hängt.... Und das arme deutsche Volk muß das Alles büßen und tragen! — Zwar wird die Zeit der Vergeltung kommen, allein lange nach unseren Tagen.

Auch in der Kirche Deutschlands kommt es jetzt zu nichts. Nur der Geist der Gemeinde könnte den Geist der Pfaffen besiegen, allein den fürchten die Regierungen. Die Lutheraner werden Puseyiten, die Jesuiten lachen sich in die Faust.

Charlottenberg bei Heidelberg, 31. December 1854.

(An Julius Schnorr von Carolsfeld.) Das Jahr, mein theurer, vielgeliebter Freund, soll nicht schließen, ohne daß ich Dir den lange schuldigen, oft vorgehabten Brief schreibe. Du weißt im Allgemeinen, wie es mir ergangen ist. Darüber zu schreiben ist zu weitläufig. Es sei genug zu sagen, ich konnte nicht mit gutem Gewissen bleiben, weil ich das Treiben einer unsauberen Rotte hätte fördern müssen, und ich danke Gott für die wiedereroberte Freiheit. Ich denke, Du hast genug Vertrauen zu mir, um zu glauben, daß ich mich unendlich glücklicher fühle in meiner Zurückgezogenheit und Muße im stillen Weinberge, den alten Schloßmauern gegenüber, und der Stadt, hart am rauschenden Neckar — als in Carlton Terrace und in der diplomatischen Uniform. Ich bin absichtlich nicht nach Preußen gegangen; sehr freundliche und gnädige Einladungen nach Berlin habe ich ablehnen müssen, um nicht ins Parteiwesen hineingezogen zu werden.

Die Freunde und der Geist haben mich zu der Idee einer „Allgemeinen Volksbibel" getrieben: wir wollen sehen, was daraus wird. Das „Leben Jesu" ist vorbereitet. In England habe ich abgeschlossen, mit sieben Bänden: nun schreibe ich nur noch Deutsch.

Von Deinem fortgesetzten Bibelwerke habe ich neulich wieder lebendige und geistvolle Zeugnisse erhalten, durch Deine gütige Veranstaltung. Es ist ein wahrer Augentrost in dieser trüben Zeit.

Dusch und ich denken den lieben Rehbeniz uns für den Sommer einzuladen.

Bleibe frisch, mitten im Weltgerichte, und inmitten großer, verhängnißvoller Blindheit, gläubig, hoffend, frei und stark (Jesaia 48, letzter Vers). Gott gebe uns allen seinen Frieden im neuen Jahre, und keinen anderen.

Im Anfang des Jahres 1855 starb der Archidiakonus Julius Hare; mit ihm verlor Bunsen einen seiner werthesten Freunde. Schon ihre erste Bekanntschaft zu Rom im Januar 1823 hatte Beide zu inniger Freundschaft verbunden, und diese war seitdem fortwährend in das Gewebe von Bunsen's Leben verflochten.

Der Brief eines seiner Söhne, datirt London den 25. Januar, theilt das Ereigniß folgendermaßen mit:

Julius Hare, der hochsinnige und warmherzige Freund täuschte sich nicht, als er Dir in der Laube dieses Gartens letzten Juni erklärte: „Nein, mein theurer Bunsen, wir werden nie wieder zusammenkommen, wir haben heute Abschied genommen." Seit Dienstag, den 23. um 7 Uhr, ist er nicht mehr unter den Lebendigen.

Ein ununterbrochener, wenn auch nicht häufiger brieflicher Verkehr war zwischen den Freunden unterhalten worden und Bunsen's Briefe — „mit liebender Sorgfalt aufbewahrt, und so hoch geschätzt!" sind mit diesen Worten von der verehrtesten Witwe, die jetzt leider auch nicht mehr unter uns weilt, wieder zurückgegeben. Es soll hier noch der letzte derselben theilweise angeführt werden, da er ein Bild gibt von der Mannichfaltigkeit der beiden Freunden gemeinsamen Lebenszwecke, und von dem Grade ihrer gegenseitigen Zuneigung:

Charlottenberg, 10. September 1854.

Mein theuerster Freund, — Gott sei Dank, daß es Ihnen besser geht! Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie an Ihrem Geburtstage statt meiner begrüßen werden, und Ihnen danken für die freundlichen begeisternden Zeilen, mit denen Sie mich an dem meinigen begrüßt haben. Das Bewußtsein unserer Geistesgemeinschaft muß uns für unsere körperliche Trennung entschädigen und vermag dies wohl nach einer Freundschaft von einem Vierteljahrhundert. Ich war von meinem siebenbändigen Werke nie so befriedigt, als wie ich von Ihrer Hand las, daß Ihnen die Widmung Freude gemacht hat. Ich habe während der Zeit, in welcher ich daran gearbeitet habe, an Niemanden so viel gedacht als gerade an Sie, ohne den die erste Auflage, und somit das ganze Unternehmen niemals ins Leben getreten wäre.

Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß die Ergebnisse meiner mythologischen Untersuchungen, auf die Gebiete der Theogonie und Kosmogonie

beschränkt, wie sie es sein müssen, noch überraschender sein werden als die linguistischen. Das alte Asien ist die Mutter aller religiösen Speculation, wie in Aegypten, so in Hellas und Italien. Ich selbst hatte keine Vorstellung davon, bis zu welchem Grade Alles wahr ist, was mir darüber in der Einleitung zu „Aegypten" in die Feder gekommen war. Sogar die Namen sind häufig die nämlichen, die Ideen durchgängig. Die ersten Verse des Johannes sind die nüchterne Zusammenfassung dessen, was den Kern des Gottesbewußtseins bildet, von welchem das mythologische Epos der Menschheit ausgegangen ist. Das Alte Testament fußt auf der Grundlage des frühesten Bewußtseins der semitischen Stämme, noch wunderbarer durch das, was es von dem Verhältniß zwischen Gott und dem Weltall verbirgt, als durch das, was es davon enthüllt. Ich glaube, eine Methode gefunden zu haben, um den Beweis, für meine Zwecke, unumstößlich zu machen.

Keine Worte können Ihnen einen Begriff von der Schönheit dieses Ortes geben oder von der Freude, die wir daran haben. Wie auch Goethe (in einem Briefe von 1797) sagt, „Heidelberg ist idealisch schön". Und unser Charlottenberg ist seine Krone. Ich habe noch nie in meinem Leben die Natur so genossen. Außer Tocqueville und Layard haben wir auch Laboulaye und den Vicomte de Rougé hier gehabt, welcher ein „Blaubuch" über die Geschichte der siebzehnten Dynastie und die Unterhandlungen von Amos' Vorgänger mit Apeps dem Hirtenkönig entziffert hat! . . .

Rothe und ich sind glücklich im συμφιλολογεῖν καὶ συμφιλοσοφεῖν.

Wann werden Sie uns besuchen?

Und so schloß ein Verhältniß, dem an Herzlichkeit und Innigkeit keins gleich kam von denen, die für Bunsen noch übrigblieben. Es war eine Freundschaft ohne „Klippe und Riß", die von ihrem ersten Beginn an dahinfloß in einem immer wachsenden Strom von Zuneigung und gegenseitiger Achtung, für welche, als der Tod sie gelöst hatte, dem Ueberlebenden kein Ersatz mehr werden konnte, die aber auch schließlich nicht der Zeitlichkeit, sondern der Ewigkeit angehörte.

Die folgenden Briefe Bunsen's sind an einen seiner Söhne gerichtet:

Charlottenberg, Sonnabend Morgen, 20. Januar 1855.

Bis Ende Februar bekämpfe ich meine Ungeduld, Dich zu sehen. Du wirst mich verändert finden. Meine Arbeit drückt mich nicht — sie hebt mich: allein ich fühle mein irdisches Gewicht gerade im Maße, wie sie mich hebt. Zum ersten male fühle ich den Gegenstand als Alles, mich als nichts und nichtig.

Mein Muth wächst jedoch mit jedem Schritte. Ich finde so unendlich

mehr, als ich mir je vorstellte, zur Bestätigung der Lebensanschauung, die mich bewußt seit 1812 geleitet. Alles muß Geschichte werden. Die Bibel, „Volksbibel“, erscheint mir gegenständlich: berichtigte Uebersetzung, mit Parallelen und bündigen Erklärungen des Sinnes und Zusammenhanges, unter dem Texte: ohne alles System. Das fordert mein innerstes Gefühl: die Schrift steht ebensowol über den richtigen Systemen des Menschen, als über den falschen. Keine Vorrede, keine Zueignung: höchstens einige Zeilen über Plan und Zweck der Ausgabe „des Buches“, und Hinweisung auf den Schlüssel. Dieser erscheint gleichzeitig als ein Werk für sich: wie jenes für die Gemeinde, so dieses für die schriftthümlich gebildete Gemeinde. Wie jenes durch und durch gegenständlich, als die große Thatsache der Geschichte, wie ein Naturwerk oder Kunstwerk, welches man darstellt, indem man es gereinigt aufstellt, so soll dieses ein unverhohlenes, individuelles Bekenntniß sein über den Sinn dieses großen göttlichen Werkes in der Geschichte der Menschheit. So treffe ich mit Channing zusammen: Glaube an die Wahrhaftigkeit der Schrift, des Gotteswortes in der Bibel, und thätige Christenliebe in der Gemeinde, ist die einzige wahre Basis der christlichen Gemeinschaft: die Theologie hat verschiedene Systeme der Auffassung, gerade wie die Philosophie, und die Historie. Genau und in Liebe besehen, ergänzen sich alle solche Systeme: selbst ihre Irrthümer wirken unschädlich, sobald sie blos als die Gerüste und Leitern angesehen werden, durch die Jeder, wie er kann, hinansteigt und eingeht, nicht als das Haus selbst! Die Rationalisten haben durchaus recht in dem, was sie wollten: aber die Gegner haben mehr sittlichen Ernst herzugebracht, und durch ihn das tiefere Verständniß gefördert. Der Geist in der Gemeinde schlichtet und einigt Alles zu einer göttlichen Harmonie. System gegen System gestellt, kann ich natürlich (wie alle Deutsche) nur auf der Seite der Anti-Trinitarier stehen: allein die Vertreter des Systems in England und den Vereinigten Staaten genügen nicht der bejahenden Aufgabe. Nur erst das einzige Gegenständliche, welches wir haben, die Schrift, dargestellt naturgeschichtlich, d. h. geistesgeschichtlich, als Thatsache, und der Hebel für den Geist ist gegeben. Das fehlte den Gründern der „Gesellschaft der Freunde“: begreiflich genug. Aber im Geiste wollten sie nichts Anderes, und so verstanden, haben sie in allem Verneinenden recht, und ihr Bejahendes liegt im menschlichen Wirken.

Ich hatte nie geglaubt, daß für jene Herstellung der Bibel, als Buch, noch so unendlich viel zu thun sei, und so unendlich leicht, vom deutschen Standpunkte aus.

Heidelberg, 9. Februar 1855.

1) Ich darf nichts vorher einzeln drucken lassen: ich nehme sonst dem Buche die Frische: noch weniger auf Einzelnes mich beschränken.

2) Bibel und Schlüssel müssen gleichzeitig erscheinen. Das Eine ist nichts ohne das Andere.

3) Ueberhaupt muß vermieden werden, daß das Werk sich als ein literarisches darstelle: es soll der Gemeinde gegeben werden.

Alles hängt davon ab, daß das Ganze fertig gemacht werde. Der Zweck ist, die ganze Christenheit deutscher und englischer Bildung, überhaupt die Gemeinde, alle gebildeten Christen, auf die Höhe der Forschung und Speculation der Zeit zu heben, und sie unabhängig zu machen von gelehrten und ungelehrten Machtsprüchen und Einbildungen.

Charlottenberg, 4. März 1855.

Man hat hierzulande eigentlich drei Monate Haushaft, mit Erlaubniß im Festungsgarten spazieren zu gehen, mit Pelz, so oft es nicht zu arg schneit und bläst. Von aller Gesellschaft ist man so gut wie abgeschnitten in den langen Abenden.... Ich selbst bin gesünder durch diesen Winter gekommen, als durch irgendeinen seit vielen Jahren, ohne Fieber, ja ohne Schnupfen, allein länger hätte ich auch wol die Beschränkung der Bewegung in freier Luft auf eine halbe Stunde des Tages nicht ohne Beschwerniß ausgehalten. — Mutters Träume sind alle im Süden.

In einem südlichen Klima könnte ich viel besser und leichter arbeiten als bei diesem täglichen Kampfe um Leben und Athem, sei es neben dem Ofen oder außerhalb des Hauses.

Es folgt in diesem Briefe ein genau durchgeführter Plan, den nächsten Winter in Palermo zu verbringen; aber bereits im Juli desselben Jahres (1855) begann das eifrige und sorgliche Suchen nach einem gelehrten Gehülfen — dessen Anstellung das Zuhausebleiben zu einer Nothwendigkeit machte.

Unter Bunsen's Arbeiten in Charlottenberg steht von Anfang an seine Beschäftigung mit den religiös-kirchlichen Fragen in erster Reihe.

Wir theilen hier zunächst seine (durch den Oberconsistorialrath Strauß) dem König übersandte Denkschrift vom 13. November 1854 mit:

Eine nothgedrungene Rechtfertigung.

Das auf dem vorjährigen berliner Kirchentage von Herrn Stahl abgelegte feierliche Glaubensbekenntniß scheint mir, und ich glaube der überwiegenden Mehrzahl der denkenden evangelischen Christen in Deutschland, weder mit der Lehre von dem alleinigen höchsten Ansehen der Bibel, noch mit dem Glauben an die Rechtfertigung durch den Glauben allein zu stimmen; die Union Friedrich Wilhelm's III. aber, wie sie von König und Volk

verstanden ist, auch nach der wohlbegründeten öffentlichen Meinung gesetzlich ganz und gar zu verneinen und aufzuheben.

1) Es ist in jener feierlichen und bedeutsamen Aeußerung auf die ökumenischen Concilienbeschlüsse in Glaubenssachen ein durchaus unevangelisches Gewicht gelegt. Das Augsburger Bekenntniß rechtfertigt eine solche Ansicht durchaus nicht dadurch, daß es im ersten Artikel sagt, man lehre die Einheit des göttlichen Wesens in Vater, Sohn und Geist laut des Beschlusses Concilii Niceni: das Princip des Bekenntnisses und die Artikel über das Wort Gottes und den Glauben sind aber auch ausdrücklich dagegen. Herr Stahl behauptet (S. 34 des Berichtes), die evangelische Kirche würde durch jenes Bekenntniß in Verbindung gehalten „mit den ökumenischen Symbolen".

Streng genommen gibt es nur Ein ökumenisches Symbol, nämlich die Nicenisch-Konstantinopolitanische Erweiterung und dogmatische Beschränkung des rein die biblischen Thatsachen zusammenfassenden Taufbekenntnisses, dessen späteste Form wir das Glaubensbekenntniß nennen. Herr Stahl redet in der Mehrzahl. Sollte Herr Stahl vielleicht an das Athanasische gedacht haben? Denn jenes sogenannte Apostolische kann doch nur misbräuchlich mit jenem ökumenischen in Eine Klasse gesetzt werden, und die Augustana bringt und hält uns jedenfalls nicht damit in Verbindung, sondern Katechismus und Liturgie. Jenes Machwerk des 5. Jahrhunderts nun, mit seinem unheiligen Fluche zum Schlusse, welches bekanntlich nichts mit Athanasius zu thun hat, ist von keinem ökumenischen Concil je berathen, noch viel weniger beschlossen, wie es denn auch bis auf den heutigen Tag der morgenländischen Kirche fremd ist. Jedenfalls scheint Herr Stahl jeden gelehrten Christen zum athanasischen Glauben verpflichtet zu halten, der nicht Arianer sein will. Denn er drückt sich in seinem Bekenntnisse so aus: „Man kann nicht sagen, daß, um christisch zu sein, man weder arianisch noch athanasisch sein müßte." Warum nicht?

Unleugbar kann man es sein, wie es bei weitem die meisten christlichen Lehrer und denkenden Christen unstreitig sind. Aber im Sinne von Sanct Paulus (1. Kor. 1, 12) möchte ich wol sagen, man soll nur christisch sein, wenn man vom Grunde evangelischer Gemeinschaft über jene beiden Systeme redet. Oder wird Herr Stahl etwa sagen: er habe gar nicht von den Concilien gesprochen, sondern nur von den Symbolen? Auch das hilft uns nicht über jene Stelle hinweg. Denn jene sogenannten ökumenischen Symbole setzen ja offenbar ein bestimmendes, richtschnürliches Glaubensansehen derjenigen Beschlüsse der ökumenischen Concilien voraus, von welchen das Symbol nur ein Theil ist, nämlich der dogmatische. Das bindende Ansehen der Symbole kann nur in dem Ansehen wurzeln, welches diesen Kirchenversammlungen in Glaubenssachen beigelegt wird. Also würden wir auch z. B. auf die Beschlüsse des Ephesinischen Concils über die Maria

als „Gottesgebärerin" verpflichtet sein, oder wenigstens sind es die Lehrer der Kirche. Dies ist aber erstlich unmöglich, weil nur der eine oder der andere von namhaften Lehrern dergleichen glaubt, die Gemeinde aber schon deswegen nicht, weil sie sich nichts Vernünftiges dabei denken kann. Zweitens ist es unevangelisch, weil jener Beschluß gerade ebenso gut (also ebenso wenig) aus der Schrift, der einzigen regula fidei für die Protestanten, erwiesen werden kann, als die Lehre von der Sündlosigkeit oder gar unbefleckten Empfängniß der Maria. Man vergesse es nicht: Luther hat sich diesem „frommen Glauben" von der Maria unbefleckten Empfängniß oder Geburt in einer seiner früheren Auslegungen des Evangeliums entschieden günstig erklärt. Ein Geist wie Luther, der damals schon als Reformator aufgetreten war, wäre ohne den verderblichen Einfluß jenes Concilglaubens gewiß nie in einen solchen unevangelischen Irrthum gefallen.

2) Die Frage, auf welche es bei jenem Kirchentage eigentlich ankam, war aber keineswegs, was Herr Stahl persönlich glaubt, sondern was die unirte Kirche Preußens, in welcher er ein hohes Amt führt, glauben will und glaubt. Die öffentliche Meinung stellte an ihn drei Fragen, dieselben, welche auch jetzt wieder ein jeder Christ der unirten Kirche im Sinne Friedrich Wilhelm's III. an ihn stellt. Erstlich: bleibt die protestantische Grundansicht unangetastet, daß die Bibel allein regula fidei ist oder nicht? Zweitens: kann der Lutheraner und der Reformirte in derselben kirchlichen Gemeinde leben, also im Gemeindeverbande der Verfassung, und in der christlichen Anbetung, also in der Gemeinschaft des Altars? Drittens: kann und soll in der unirten Kirche eine mit der Union in diesem Sinne vereinbare Theologie als die der Landeskirche gelehrt werden?

Die erste Frage habe ich bereits abgehandelt. Er weist der Augustana eine mit jenem Ansehen der Bibel unvereinbare Stelle an.

Die zweite Frage wird von Herrn Stahl zufällig oder absichtlich ganz beseitigt. Allein in dieser Beseitigung liegt ein unleugbares — Nein! Ja, schon die bloße Zurückführung auf Melanchthon'sches Markten als Basis der Anerkennung der Reformirten, als rechtgläubiger Protestanten, ist ein höchst trauriger und im Princip wie in den Folgen verderblicher Rückschritt von der Union Friedrich Wilhelm's III. Dieser fromme und weise König und mit ihm die überwiegende Mehrheit nicht allein der christlichen Theologen, sondern auch der Gemeinden, welche sich (weit über Preußen hinaus, in Thüringen und Baden) darüber geäußert, als man sie noch nicht durch künstliche Agitation aufgeregt und fanatisirt hatte, sagen zu jener Frage ja! Es handelt sich ganz und gar nicht mehr von irgendeiner Abänderung des Augsburger Bekenntnisses (eines an sich schon unglücklichen Auskunftsmittels), ebenso wenig aber und noch weniger um die Annahme der unveränderten oder der veränderten als Glaubensnorm. Das Große und Weltgeschichtliche in jenem Gedanken des Königs ist gerade, daß er diese ganze Frage

abschnitt. Er wollte nicht, wie Melanchthon, Calixtus und Leibniz, markten und mischen und mengen: er wollte nur den Dogmatismus als Basis der Kirchengemeinschaft beseitigen. Dies that er, indem er ihn neutralisirte, nicht durch Indifferenz, sondern durch christliche Liebe und kirchliches Leben in der Einigkeit des evangelischen Bewußtseins. Die geschichtlichen Bekenntnisse beider gleichberechtigten Kirchen bleiben: für die Geistlichkeit, nicht für die Gemeinde. Die Theologen sollen mit ihren Definitionen nicht wieder über die Seligkeit dort, und Krieg und Frieden hier entscheiden. Was in jenen Bekenntnissen Gemeingut ist, soll sich im Leben und im Gottesdienste, namentlich auch beim Abendmahl, mehr und mehr ausprägen und bewähren. Aber auch jene Geistlichkeit wird nur auf den einheitlichen und übereinstimmenden Inhalt der verschiedenen kirchlichen Bekenntnisse verpflichtet.

Dieser edle und große Gedanke ist allerdings nur kümmerlich zur Ausführung gelangt, keineswegs wie Zeit und Sache es erforderten. Es ist sogar bis auf den heutigen Tag ein Bau ohne lebendigen Unterbau. Außerdem haben Schmeichelei und knechtischer Geist der Pfarrer und Beamten auch hier und da zu tyrannischen Eingriffen in die religiöse Freiheit geführt, — was bei dem Mangel an gemeindlicher Freiheit und Synodalverfassung schwer zu vermeiden war. Im Badischen, wo die Einführung auf volksthümlichem und synodalem Wege erfolgte, ist die Union nicht allein ohne allen Widerspruch eingeführt, sondern mit dem Segen der Gemeinden und Frommen. Die Rückkehr eines evangelischen Geistes und Ernstes ist mit jener Union Hand in Hand gegangen.

Aber zur Abstellung jener Mängel und zur Heilung jener Gebrechen führen jene Ansichten nicht, sondern gerade zum Gegentheile.

Die dritte Frage berührt Stahl gar nicht, Jedermann aber weiß, wie die Partei sie praktisch faßt, soweit ihr Einfluß reicht, nämlich durch die im Sinne unerträglicher Ausschließlichkeit organisirten Prüfungscommissionen und Besetzungen von Pfarrstellen und Professuren. Nach der für die Landeskirche gültigen Unionsliturgie und dem Ordinationsformulare für die Geistlichen dieser Landeskirche kommt dem Augsburger wie allen anderen Bekenntnissen kirchlich-dogmatisch nur ein untergeordnetes Ansehen zu, für die Gemeinde bliebe die Bibel unangetastet, und ebenso die Freiheit der Lehre für die Männer der theologischen Wissenschaft: die Form des dogmatischen Anspruches kann hier durchaus nicht bindend sein, denn die Form ist eben die Wissenschaft. Die Verfassung gewährt übrigens für jeden religiösen Dogmatismus nicht Duldung, sondern Freiheit: also vor Allem den Altlutheranern.

Die entgegengesetzte Ansicht, welche in Herr Stahl's Bekenntnisse ein Organ gefunden, gibt dagegen jener Formel wieder eine Geltung, welche die Grundfesten der protestantischen Kirche erschüttert und die Freiheit der Lehre aufhebt.

Blicken wir auf die Vergangenheit, so ist es diese Ansicht und Richtung, welcher Deutschland seine Zerrissenheit, sein Verbluten im dreißigjährigen Morden, und zuletzt seinen Unglauben, das Kind eines todten Dogmatismus, mehr als irgendeinem anderen Umstande verdankt.

Blicken wir in die Zukunft im Lichte dieser Vergangenheit und nicht ganz blind für die Gegenwart, so treten uns die ernstesten Bedenken und Besorgnisse entgegen. — Gesetzt, jene rückläufige Richtung behält, durch einseitige Bevorzugung seitens der Regierungsbehörden, jetzt die Herrschaft, so säet sie in der Geistlichkeit den Samen unseliger Heuchelei, also den größten Unglauben, gemischt mit pfäffischer Herrschsucht, bringt das evangelische Christenthum in die Gefahr eines papistischen oder ungläubigen Rückschlags oder beider. Unterdessen aber erzeugt und nährt sie allgemeines Mistrauen gegen die Regierung und Landeskirche. Dieses Mistrauen ist bereits eine Thatsache, welcher man nur dadurch scheinbar entgeht, daß man Alle für Ungläubige und Schlechtgesinnte erklärt, welche jener äußersten Partei sich nicht anschließen, die natürlich ausschließlich aus Wohlgesinnten besteht, wenn nicht vielmehr damit gleichbedeutend ist.

Gleichbedeutend mit jener Ansicht und der falschen Stellung der Bekenntnisse ist die bei den Häuptern jener Partei und ihren Anhängern im Pastorenthum auftauchende rein papistische Ansicht von der priesterlichen Würde des geistlichen Amtes, welche mit dem allgemeinen Priesterthum der Christen unvereinbar ist. Einige Männer wollen, wie neuerdings verlautet, dies vorerst als eine „offene Frage" behandeln. Gerade so sprachen die Puseyiten. Sie wollten sie für sich festhalten, aber noch nicht zum Glaubenspunkte erheben. So denken auch unsere Puseyiten. Die ganze Ansicht ist eitel Papisterei.

Ebenso papistisch ist die beliebte, aber unverschämte Formel: „die lutherische Kirche macht keine Union, sie ist die Union" oder „eine Union". Der Papst hat nie mehr gesagt. Die anderen, auch von Vielen ausgesprochenen Formeln: „es gibt in Preußen nur zwei Kirchen, die lutherische und die reformirte und keine unirte", oder „diese beiden sind unirt", ist um nichts besser, weder in jener Form noch in dieser. Die Union ist etwas Positives, und was in Preußen ihr noththut, ist, daß sie noch positiver werde. Dies gerade will man verhindern. Schon der Ausdruck „Conföderation" war ein Verrath an der Union. Wer hat ihn erfunden? Herr Stahl! — So tastet jene Richtung alle Wurzeln des Protestantismus an, und erschüttert die Monarchie in ihren tiefsten Wurzeln. Dixi.

Gleichzeitig mit dieser Denkschrift, am 14. November 1854, schrieb er dem Könige persönlich:

Ew. Majestät sind ungehalten über meine freimüthigen Aeußerungen gegen Ihre gegenwärtigen Rathgeber und Maßregeln in kirchlichen

Angelegenheiten. Nichts als der klare Blick in die nahende Zukunft und die dankbare Liebe zu Ew. Majestät hat mich bewogen, Thatsachen und Ueberzeugungen da nicht zu verschweigen, wo ich einen Rath zu ertheilen aufgefordert war.

Das zu meiner Rechtfertigung geschriebene beigeschlossene Blatt wird Ew. Majestät beweisen, daß ich nicht vermag, mein Urtheil zu ändern.

Es war ein Urtheil über Personen in ihrem öffentlichen Charakter, und zwar rein in kirchlichen Angelegenheiten. Ueber die politische Richtung Stahl's habe ich kein Wort gesagt, und werde es auch nicht thun, obwol allerdings die Widersprüche, in welche er sich auch auf diesem Gebiete (Holstein!) mit seinen früheren Aeußerungen gesetzt, mir, der ich seine Berufung nach Preußen betrieben und sein aufrichtiger Verehrer gewesen bin, doppelt schmerzlich sein müssen. In Hengstenberg habe ich mich noch bitterer getäuscht, wenn ich ihn für einen Freund der Union hielt, und für einen Mann, welcher die Ehre der freien Wissenschaft aufrecht zu erhalten entschlossen wäre, trotz der unverständigen, rohen und leidenschaftlichen Hetzereien, die ihm damals von Gerlach und dessen Genossen zukamen. Es ist ein Geringes, daß er seitdem über das Hohelied ein Buch geschrieben, welches ihn für immer in der Geschichte entweder als unzurechnungsfähigen Schwärmer oder als Heuchler stempelt. Seine Verfolgungssucht gegen Alles, was nicht dem engsten Pietismus (der jetzt Puseyismus geworden ist) huldigt, und seine blödsinnige, allem philologischen Gewissen widerstreitende Auslegung und katholisirende Theologie unterschreiben — will, oder (um nicht zu hungern) muß.

Eifern thue ich aber darüber, weil ich nie aufhören werde, solange man mir nicht den Mund verschließt, über kirchliche Angelegenheiten vor den Gefahren zu warnen, welche in diesem Augenblicke bereits Ew. Majestät für Mitwelt und Nachwelt bedrohen. Nicht weniger als dies bin ich meinem königlichen Herrn, Wohlthäter und Freund schuldig. Fragen Sie die christlichen Männer, welchen Ew. Majestät sonst Ihr Vertrauen schenkten, oder fragen Sie den Argus der Alles erforschenden geheimen Polizei, oder lassen Sie aufraffen, wer (nicht in Uniform oder mit der Geheimrathsbrille) vor dem Schlosse vorbeigeht — Sie werden darüber nur Eine Stimme hören. Und so durch ganz Deutschland. Es ist doch gefährlich dagegen zu sagen, daß die Leute alle Unchristen, die Städter alle Gottesleugner, die Gebildeten gottlos, die Gelehrten toll seien! Und auf geistlichem Gebiete läßt der Deutsche sich weniger einen Zwang gefallen.

Wol sehe ich manches Edle und Schöne, auch auf diesem Gebiete, von Ew. Majestät mit Liebe und Geduld gepflanzt; allein gerade diesem droht Gefahr und Untergang. Ein König kann nie ungestraft Theologe sein, denn er wird entweder Echo oder Verführer seiner Diener, der Hoftheologen seiner Wahl, und steht in Gefahr, das Opfer politischer Par-

teiungen zu werden, die sich so leicht in theologisches Gewand hüllen! Auch hiergegen schützt uns eine wahre, verfassungsmäßige Freiheit der Kirche und der Lehre, und ein organisches Aussprechen derer, welche das Vertrauen der christlichen Gemeinden haben. Denn der Gemeinde ist der Geist gegeben, und nicht Fürsten oder Päpsten.

Nachdem ich nun dieses Alles gewissenhaft gesagt, mit großem Schmerze gesagt, bleibt mir nur übrig, Ew. Majestät meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen für die unwandelbare Liebe und Güte, die Sie mir auch bei dieser Gelegenheit beweisen. Ich wollte, Ew. Majestät wüßten, wie mir, gerade im Gefühl dieser Gnade und Liebe, nichts auf Erden theurer ist, als Ew. Majestät Seelenfrieden, und nächstdem Ihr Name in der Geschichte. Ew. Majestät haben mir unaussprechlich viel Liebe und Freundschaft erwiesen, in nun bald 30 Jahren, und Sie haben mir nie unrecht thun wollen, auch wo ich glaube, hart behandelt zu sein: was könnte ich dagegen geben als dankbare Liebe, die sich bewährt in treuer Freimüthigkeit!

Ueber die Absicht des Papstes, die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria als Dogma zu proclamiren, sagt ein Brief Bunsen's vom 26. September 1854:

Wenn ein Papst bestochen werden könnte, etwas zu thun, um alles Apostolische zu erfüllen, was von der römischen Kirche vorhergesagt oder auf sie gedeutet ist, so vermöchte Niemand etwas Besseres anzugeben. Dies wird auch in England allgemein gefühlt: „ein Geschick erfüllt sich, wenn dergleichen geschieht". . . . Lord Shaftesbury sagte mir darüber: „what a blessed thing it would be! It would go far to prove the Pope to be the Antichrist." *) Gladstone (ebenfalls unter vier Augen) sagte mir: „I hope it will never occur, it would make the breach between the two churches still wider." **)

„Die Sache ist zu gut, als daß man sie hoffen dürfte." Die Dominicaner und alle die vernünftigen katholischen Lehrer sind wie immer auch jetzt dagegen: die Jesuiten würden es, als die klügsten aller Rationalisten, auch sein, wenn sie sich nicht so verlogen hätten, und wenn Gott ihnen nicht wie allen Heuchlern (nach Luther's tiefem Ausdruck) den Verstand genommen und sie verrückt gemacht. Auch sie erfüllen ihr Geschick. Niemand hat die Jungfrau Maria so sehr als padrona dell' universo, regina del cielo und in ähnlichen Astartetiteln gepredigt als sie. Cardinal Wiseman ist, sagt man, gegen die Bulle, ebenso auch die anderen katholischen Bischöfe Englands. . . .

---

*) „Das wäre ja ein wahrer Segen! Es würde ein starkes Argument dafür abgeben, daß der Papst der Antichrist sei."

**) „Ich hoffe, das geschieht nimmermehr. Es würde den Bruch zwischen den zwei Kirchen noch erweitern."

Unsere Kirche berührt ein solcher Wahnsinnsact eigentlich nur wie die Mormonenwirthschaft oder der Mohammedanismus. Dagegen protestiren wäre ohne Sinn. . . .

Am 2. October 1854 schreibt er über dieselbe Frage, speciell über die Räthlichkeit eines Protestes der evangelischen Kirchen gegen die päpstliche Absicht:

Man muß sich hüten, diese Sache auch nur entfernt mit dem König und seiner Regierung in Verbindung zu bringen. In Deutschland und in England würden leider sehr viele Protestanten dem Argwohne Raum geben, man wolle in Berlin den Papst und die Jesuiten warnen, um sie von einem Schritte abzuhalten, der sie als die auserwählten Bundesgenossen gegen die rothe Republik in eine misliche Lage setzen könnte, zum Vortheil des gemeinsam bekämpften „Geistes des Unglaubens und der Empörung". Seit das Organ der Umgebungen des Königs den ultra-Hildebrand'schen, eigentlich gegen Preußen gerichteten Uebergriffen und Ausschreitungen des Erzbischofs von Freiburg das Wort geredet gegen eine schwache (und lau unterstützte, wenn nicht geradezu schlecht berathene) evangelische Regierung und das „bürgerliche Gesetz"; und solange das Jesuitenhaus in Sigmaringen als privilegirte Räuberhöhle ganz Süddeutschland bedroht und quält, ist es unnütz, etwas gegen jenen unseligen Argwohn zu thun.

In aller Stille wird also zuerst nur die Sache als eine gelehrt-theologische zu besprechen sein, solange der dies fatalis noch nicht erschienen und das Dogma verkündet ist. Nach sicheren Nachrichten haben von 750 Bischöfen gegen 530, also $^5/_7$, die Zustimmung ausgesprochen, während die Minderheit die Maßregel noch nicht für zeitgemäß hält. Zu leugnen, daß Maria ohne Erbsünde empfangen sei, wagt natürlich Niemand, kann es auch nicht gut, da die Messe für das Fest Theil des Missals ist und jenen Satz als unbezweifelte Wahrheit ausspricht. Die Sache ist also in den Augen der Klugen eine unnöthige und nicht gefahrlose dogmatische Ueppigkeit. Pio Nono und seinesgleichen dagegen sagen so: „Das heilige Concil von Ephesus, 430, hat die «Immerjungfrau» zur Gottesgebärerin erklärt: Gott also und nicht blos der Mensch ist von ihr geboren: also sündlos: also von der ohne Erbsünde geborenen."

„Und nun", sagen sie weiter, „hat die Kirche auf diesen uralten Glauben hin, durch den Geist Gottes, sich getrieben gefühlt, der Mutter Gottes eine Ehre über die aller Heiligen zu geben: und nur, um die ärgerlichen Fehden der Franziscaner und Dominicaner niederzuschlagen, verbot man die Besprechung dieses durch die allgemeine Kirchenfeier unterdessen vollgültig für die Gläubigen entschiedenen Punktes. Ist es nicht Feigheit, ist es nicht Unglaube, jetzt zu schweigen, wo der neu erwachte Glauben von Millionen zu verdoppeltem Muthe auffordert, zur Ehre

Derjenigen, die, wie einst Pius VII. von der Hand Napoleon's, so nun Pius IX. durch die Hand Napoleon's von der Republik errettet hat?"

Die Leute haben recht, wenigstens gegen Stahl, bei dem der Glaube an das Concil von Ephesus zur Seligkeit erfordert wird.

Am 12. December 1854 schreibt Bunsen an Strauß über die Ansicht des Erzbischofs von Canterbury in dieser Frage, die er (wie oben erwähnt) auf den Wunsch des Königs erforscht hatte:

Die Antwort des Erzbischofs kommt soeben an und ich eile, sie Ihnen zu weiterem Gebrauche in Abschrift zuzusenden. Ich denke, Sie finden die Antwort nicht allein sehr freundlich, sondern auch so weit eingehend, als man nach der vorhergesandten mündlichen Aeußerung des Primas erwarten konnte. Nicht uneben nur ist die Bemerkung, daß eigentlich die nun schon über 1000 Jahre bestehende Verehrung und Anbetung der Himmelskönigin nach protestantischen Begriffen eine uns viel allgemeiner berührende Häresie ist, als die aus der zu Grunde liegenden Annahme mit einer logischen Folgerichtigkeit des Aberglaubens gezogene theologische und dogmatische Folgerung. (Allerdings denken die romanisirenden Leute unter uns anders, „aus Liebe".) Dies stimmt mit der gesammten Ansicht der Evangelicals in England zusammen, welche ich Ihnen so oft geschildert habe: sie wundern sich nur über uns, daß wir uns über dergleichen wundern: „Was soll denn der Papst Anderes thun", sagen sie, „stille stehen kann Niemand, es heißt vorwärts, sei es auf dem Wege des Heils oder des Verderbens. Welchen Weg soll Antichrist anders gehen als den des Verderbens?..." Beachtung verdient endlich noch des Erzbischofs schließlicher Vorschlag. Ich verstehe ihn so: „Man darf vielleicht hoffen, daß auf dem Festlande und namentlich in Deutschland ernste und denkende Katholiken durch jenen Schritt des Papstes zu Zweifeln an der Wahrheit ihrer Kirche und Untrüglichkeit ihres Hauptes geleitet werden. Sollten nun dergleichen Männer wünschen, sich mit mir oder anderen Mitgliedern meiner Kirche über die zu thuenden Schritte zu besprechen, und mit uns berathen wollen, so werden wir es Alle für eine große Ehre halten, eines solchen Vertrauens gewürdigt zu werden." Er meint, wenn die Protestanten anfangen, so werden die Katholiken kopfscheu und verhärten sich noch mehr. Man wird nun dies abwarten müssen.

Auf Deutschland rechne ich wenig. Die wenigen Männer, welche Gelehrsamkeit und Geist besitzen, sind entweder so niedergeschlagen über die Wendung der protestantischen Angelegenheiten im Vaterlande, oder so mit Untersuchungen über die Vergangenheit beschäftigt, daß sie mit der Gegenwart nichts zu thun haben wollen. Die Spötter haben bereits ein Wort gefunden: „Der Papst will nicht leiden, daß der Teufel allein eine Großmutter habe."

Dem Anfange des folgenden Jahres (1855) gehören die nachstehenden Briefe Bunsen's an Dorner und Lücke an, mit Bezug auf die Denkschrift der göttinger Facultät über die kirchliche Lage im Allgemeinen und speciell gegen die stürmischen Angriffe der Partei Stahl's und seiner Genossen auf die Union:

Heidelberg, 2. Januar 1855.

(An Dorner.) Einen herzlichen, christlichen Neujahrswunsch zuvor!

Ich eile, Ihnen für Ihr schönes „Gutachten" über mein „Nothgedrungenes Bekenntniß" zu danken, welches ich in diesen Tagen durch Freund Lücke erhalten.

Ich wäre selbst sehr gern der Nothwendigkeit überhoben gewesen, auf den Punkt von dem Ansehen der Bekenntniß machenden Concilien zurückzukommen, allein ich mußte einen (nur nebenbei hingeworfenen) Ausdruck vertheidigen, und ich hatte guten Grund anzunehmen, daß eine der Wurzeln des blauen Dunstes, womit man des theuren Königs Kopf und Herz anzufüllen bemüht ist, in jener Region liegt. In meinem begleitenden Briefe hatte ich aber das Verhältniß dieser Frage ganz so gestellt, wie Sie es auffassen.

Es hilft Alles nichts. Stahl ist ein jüdischer Eisenkopf von jesuitischer Starrheit und sophistischer Folgezieherei, dabei despotisch und ehrgeizig. Es hilft nichts, als was ich gefordert:

Gänzliche Abschaffung des jetzigen Oberkirchenraths und Ausführung der verfassungsmäßigen Befreiung der evangelisch-unirten Kirche von der Polizeigewalt des Staates.

Sie wissen, daß dieses nur die Selbstregierung der Gemeinde einschließt, durch Bischöfe oder Aelteste, hervorgegangen aus der Landesgemeinde (Synode). Dieses war früher gerade, was der König wollte, bis 1840. — Jene .... um Ihn herum haben alles Aeußerste und Einseitige in Ihm hohlspiegelig aufgefaßt und sich angeeignet, den Kern des Gedankens aber gänzlich vernichtet. Ihr Werk wird von kurzer Dauer sein, jedenfalls ist's ein heilloses Unglück. Unterdessen bleibt uns nichts weiter übrig, als, jeder in seiner Weise, die Wahrheit nicht allein zu bekennen, sondern auch ans Herz zu legen den Mitangegriffenen, d. h. der Gemeinde. Jene .... zu bekehren ist nicht möglich. — Ich möchte dringend wünschen und ich bete, daß der Geist Sie treiben möge, das, was in jenem Aufsatze abhandlungsweise vorgebracht ist, zu predigen, d. h. so zu schreiben, wie Sie es sagen würden. Viele der besten und würdigsten Sachen stecken in den Noten....

Nachschrift vom 3. Januar. Indem ich weiter über das Geschriebene nachdenke, wird es mir immer dringenderer Wunsch, Sie möchten, um es mit einem Volksausdruck zu sagen, die Sache an die große Glocke hängen.

Jetzt verstummt Ihre Rede in einer Zeitschrift, die Niemand liest, der dabei irgendeinen Einfluß haben kann. Es ist eine Ablagerung für die Acten der Nachwelt, Stoff zur Zeitgeschichte für spätere forschende Tungusen oder Söhne der Mississippi-Ebene. Werden Sie einmal ein wenig böse und schreiben Sie, wie Sie oft, so am Kirchentage in Stuttgart, gesprochen: nur noch stärker. Ihr Zuhörer ist die Gemeinde, eine Gemeinde von vielen Millionen. Ihr „Mandat" steht im Evangelium und in Ihrem Doctorhute. Die Presse ist noch frei genug, um einem Manne, wie Sie sind, offenes Wort zu gönnen. Die Schelme werden zittern, und die Narren ihren Mund halten. Stellen Sie das offene, schreiende Unrecht gegen die unirten Gemeinden ins klare Licht. Sie thun Niemandem damit einen größeren Dienst als dem theuren Könige, der nichts erfährt, als was Hengstenberg und Gerlach sagen, und der seine Cabinetsordre ganz anders versteht als alle anderen Menschen.

Fühlten Sie wie ich, Sie würden es als heilige Christenpflicht erkennen, jetzt aufzutreten. Allein ihr lieben Professoren habt so lange nur für Eure eigene Gemeinde „pro nostro docto corpore", wie es heißt, geschrieben, daß ihr gar nicht mehr so empfinden könnt wie wir, was die Gemeinde, die Christenheit des Evangeliums, von euch erwartet und nur von euch hoffen kann.

Unter Friedrich Wilhelm III. sind Menschlichkeiten vorgekommen, bei der Einführung: allein bei der Gesetzlichkeit des damaligen Despotismus (der jetzige ist sogar formell rechtswidrig) und der allgemeinen Zeitgemäßheit der Sache muß man das nicht so hoch anschlagen. Und die Mittel, die man damals anwandte, sind kinder-unschuldig gegen die jetzigen terroristischen Maßregeln und Daumschrauben. Damals traten von 10000 Gemeinden 9700 bei (bis 1829) in der gesetzlichen Form. Wenn das Verhältniß des Consensus zum Dissensus jetzt ein anderes ist, so ist davon ein Theil allerdings dem Mangel des Unterbaues der Union zuzuschreiben (Gemeinde-Synodalverfassung mit Selbstregierung und ein liturgisches Volksgesangbuch), aber das Meiste doch den (noch dazu politischen!) Umtrieben unterm Landvolke der alten Provinzen. Was ist die Folge? Man treibt die Leute dem Unglauben oder dem römischen Aberglauben, seiner Modeform, in die Arme, und vergiftet das junge Geschlecht der Pfarrer durch Heuchelei....

Wir müssen nur als solche sprechen, die im Rechte stehen. Wir müssen reden als die eine redliche Ueberzeugung gewonnen. Wir müssen reden weniger als Theologen noch, wie als Christen.

Verzeihen Sie des tiefbesorgten Freundes christliche Freimüthigkeit.

Charlottenberg, 8. Januar 1855.

(An Lücke.) Die Denkschrift ist vortrefflich für die Freunde und für die Nachwelt, aber ich muß meinen hiesigen Freunden beistimmen, die

sämmtlich der Ansicht sind, daß die Gegner dadurch weder zum Stillschweigen gebracht, noch geschwächt werden in ihrem immer steigenden Einflusse bei Hof und im Ministerium. Sie vertheidigt sich, statt anzugreifen, und sie macht Zugeständnisse! — Dasselbe gilt (wie ich ihm auch offen geschrieben) in noch höherem Grade von Dorner's reichhaltigem Aufsatze über den Zustand der Unionskirche in Preußen, — Materialien für die Zeitgeschichte, Rüstzeug für den, welcher als Kämpfer auftreten will, unterdessen machtlos im Volke und in den Cabineten. — Du weißt, ich gehe noch viel weiter; ich berichte hier nur, was Rothe, Umbreit, Schenkel, Hundeshagen denken. Ich habe die Kirche, als da ist kirchliche Theologie und kirchliches (Cabinets- oder Ministerial- oder Pfaffen-) Regiment hinter mir gelassen, den Staub von den Füßen geschüttelt, und bin zur Gemeinde gegangen, zur ecclesia, ad populum Christianum provoco. Ich behaupte:

1) Daß der Fürst gar kein anderes als dictatorisches Kriegsrecht hat (was er längst zur Beendigung des Kriegszustandes hätte abgeben sollen an die Gemeinde), die Gemeinde als solche zu regieren. Die Gemeinde ist die Trägerin kirchlicher Gewalt.

2) Daß die Union allein Rechtsbestand in Preußen hat.

3) Daß die Gemeinde durch Kirchenälteste zur Synode herauf (als Landesgemeinde) organisirt werden muß, nicht um für Consistorium oder Cabinet zu berathen, sondern um Beschlüsse zu fassen, und nach diesen Beschlüssen die Gemeinde des Landes verwalten zu lassen durch Bischöfe oder Aelteste oder Aufseher 2c., durch Einzelne als constitutionelle Gemeindefürsten: Collegien können so wenig regieren, als Gesetze geben.

4) Daß die Gemeinde Christi zu gründen ist auf christliches Gemeindeleben in Verfassung und Gottesdienst und Schule, nicht auf Theologie.

5) Mein Credo oder vielmehr meine praktische Auslegung des alten Taufbekenntnisses ist:

Ich glaube an Gott, — als den ewigen Gedanken der Schöpfung — als den Geist in Jesus von Nazareth — als den Geist in der Gemeinde, welche da ist die erlöste Menschheit, berufen zur Gemeinschaft. Darin stehe ich zu den drei Sätzen, die ich längst verkündigt habe als meinen Glauben:

a) Die Richtschnürlichkeit der Schrift, als die Geschichte Gottes in der Menschheit, mit Jesus als Mittelpunkt.

b) Die Kraft des an dieselbe glaubenden vernünftigen Gewissens (Rechtfertigung durch den Glauben).

c) Die Allgemeinheit des Priesterthums der Christen — oder die Unfehlbarkeit des allgemeinen Gewissens der an Gott in Jesu glaubenden Menschheit.

Aber solange wir, wie Dorner II. (Dorner I. sagte wie ich, ehe er sich einschüchtern ließ), die Krankheitsgeschichte des christlichen Geistes in der theologischen Narrenzeit, der Concilienstreitigkeiten über die Natur Christi

als eines Nichtmenschen (Gottes oder Engels) behandeln, als wäre sie eine organische Entwickelung, in Bänden unsäglichen Umfanges, und als könnte uns das irgendetwas helfen in unserer Noth: ja, solange wir, wie Hundeshagen, Gottheit und Menschheit entgegenstellen, Rousseau und Kant oder Schiller in Einen Topf werfen — solange will ich mit der Kirche nichts zu thun haben.

Der Papst, die Jesuiten und die katholischen und griechischen Cäsaren werden wol mehr am Ende thun, um uns zur Besinnung zu bringen, als die Noth unseres Volkes, der Jammer der Gemeinden, die leeren Kirchen, die Pfaffereien im Inneren und die Abgestorbenheit der Gelehrten für diese Noth und diesen Jammer und diese Knechtschaft.

Der Fürst von Lippe fängt gut an — in Hannover wird's nicht viel besser gehen: die Ansprüche auf „bischöfliches Recht" sind dort ebenso groß und durch anglikanische Erziehung (Revd. Jelf) systematisch eingeprägt. Ich danke Gott, daß ich in einem unirten Lande lebe: ich müßte sonst öffentlich zur reformirten Kirche übergehen, welche als ecclesia pressa und kraft des ihr einwohnenden Gemeindesinns jetzt offenbar die vernünftige und christliche ist.

Wer solches Zeug glauben will, als die lutherischen Theologen in der Abendmahlslehre gefaselt, mag es thun: nur soll er nicht daraus das Symbolum machen. Doch das Alles ist Vorwand — sie wollen das Priesteramt üben, die Schlüssel zum Himmelreich uns Laien vor die Augen halten und uns in ihre Beichtstühle zurückbringen — Gewalt, Herrschaft, das ist, was sie wollen. „Keinen Frieden haben sollen die Frevler." Ich danke Gott, daß ich ein Laie und ein freier Mann bin.

Heidelberg, 25. Januar 1855.

(An Dorner.) Ich freue mich sehr der von Ihnen angekündigten Anzeige in den „Studien", aber für den praktischen Zweck dieser Zeit finde ich darin nicht, was der Gemeinde noththut. Alle Leser der „Studien" oder fast alle sind mit Ihnen über die Sätze, welche Sie aufstellen, einig. Allein Ihr so inhaltschwerer Aufsatz über die Stellung der Union in Preußen gibt mehr; er gibt den Stoff, auszusprechen, was Jeder fühlt, was noththut, er gibt die Waffen, gegen die Herren Stahl und Comp. zu ziehen vor der christlichen Gemeinde, vor dem Gewissen des Volkes wie der Regierungen. Stellen Sie sich einmal ein Büchlein vor unter dem bescheidenen Titel: „Bedenken über die rechtliche Begründung und den protestantischen Geist des Verfahrens des Oberkirchenrathes hinsichtlich der Union." Stellen Sie sich auf den Standpunkt der Union Friedrich Wilhelm's III., denn der König versichert mir immer, er habe nie daran gedacht, diesen zu vernichten. Zeigen Sie das Sophistische, dann das Bedenkliche, dann das Gefährliche, das Unprotestantische und Unevangelische

des Systems. Gehen Sie dann über auf die Jesuitenmissionen, gleichviel, was davon dem Oberkirchenrathe als Begehungssünde zufällt; die Unterlassungs- und Zulassungssünden sind bei einer solchen Behörde gleich groß wie jene. Wo ist das Recht, die Jesuiten zuzulassen! Und dann kommen Sie auf die Synode und deren organische Vorbereitung durch Wahl von Presbyterien. Denn die alte, improvisirte, dictatorische Synode kriegen wir doch nicht wieder zusammen. Nennen Sie das Büchlein auch, wenn's besser ist: „Die Gefahren der evangelischen Kirche und die Synoden" (wir in Baden sollen auch eine haben nächstens, die schlimm genug sein wird!), kurz, was der Geist gibt; allein öffnen Sie dem Geiste die Thüren Ihres Pfundes, das Sie in Zeitschriften vergraben wollen.

Lassen Sie uns einmal untersuchen, ob das Stich hält, was Sie sagen: „Sie kennten die Lage der Dinge nicht seit Ihrem Austritte aus Preußen"? So können und werden Sie immer sagen müssen: aber was hat sich denn geändert? Kleinigkeiten, Personenveränderungen, oder auch einige von der Furcht vor dem allgemeinen „thörichten Mistrauen" und vor der „verkehrten" übeln Stimmung ausgepreßte vernünftige Maßregeln ändern in dem Systeme nichts. Die ganze Maschine geht ihren zerstörenden Gang, mit vollen Händen wird Heuchelei und Sturm gesäet. Was mich betrifft — in der jetzt bestehenden Kirche kann ich nie wirken. Ich gehöre so wenig der „unirten königlich preußischen Landeskirche" zu, als der nichtunirten, obwol ich jener alles Gute wünsche und dieser nicht. Ich verlange die Gemeinde, die selbstregierende Braut Christi, in ihr Recht wieder eingesetzt, und das von Rechts wegen. Bis man mir das gibt, stehe ich draußen vor euerem aufgebauten Hause der Concilien-, Bischofs-, Artikel-, Fürsten-, Professoren-, Ministerial-, Cabinets-, Adjutanten-Kirchen unter Gottes und meines Heilandes Himmel mit $^{99}/_{100}$ aller ernsten und denkenden Laien und warte ab, wo das Feuer von oben zünden wird, ob zerstörend oder erleuchtend! Nur Bekennen bleibt mir übrig und das will ich, mit Gottes Hülfe, nicht lassen; „provocare ad Caesarem" kann ich nicht, denn ich weiß, es hilft nichts, wie die Atmosphäre jetzt ist. Die Ereignisse werden wol hier entscheiden müssen, wie in Zedekia's Zeit.

Unterdessen habe ich mich ganz versenkt in die Idee einer Gemeinde- oder Volksbibel: ... Ich verlange mehr Messianität, nicht weniger, aber in einer Form, welche mich nicht in Widerspruch setzt mit meinem philologisch-historischen Gewissen. Der wahrhaft weltgeschichtliche Standpunkt ist auch für Christus der einzig haltbare. Alles nur für die Gemeinde, d. h. für Gott und den Geist in der Gemeinde. Das unbestreitbare Nettoergebniß unserer historischen Kritik der Bibel, besonders des Neuen Testaments, ist mehr als hinreichend, um die bejahenden lebenskräftigen Formen zu geben für Offenbarung, Eingebung, Weissagung, Kirche, Gemeinde, statt

der übereinkömmlichen, abgestorbenen. Nun, wenn's gut ist, wird's der Herr schon gedeihen lassen.

Ueber die Absicht des Königs, zur Lösung der kirchlichen Krisis eine Generalsynode (ohne den nöthigen Unterbau) zu berufen und Bunsen hinzuzuziehen, spricht sich dieser in einem Briefe an den König selbst vom 2. März 1855 dahin aus:

Ich kann in Ew. Majestät gnädiger Aufforderung nur die huldreiche Absicht erkennen, mir eine Veranlassung zu geben, mich wieder thätig an den gemeinsamen Angelegenheiten des Vaterlandes zu betheiligen, und Ew. Majestät mich persönlich vorzustellen. Diese huldvolle Gesinnung hat Ew. Majestät wegsehen lassen über die Kluft, welche zwischen mir und meinem Gewissen einerseits und der beabsichtigten Generalsynode andererseits trennend dasteht.

Ich will gar nicht wiederholen, was Ew. Majestät ich gerade am heutigen Tage vorigen Jahres — 2. März — und dann ausführlich in zwei Schreiben und einer Denkschrift, einen Monat später unterm 1. April 1854, darüber ausgesprochen. Ich übergehe Alles, was politischer Natur ist, als z. B. Zeitgemäßheit nach innen und nach außen, dergleichen steht mir nicht im Wege, wenn es darauf ankommt, Ew. Majestät meine treue Anhänglichkeit zu bethätigen. Allein im ernsten Augenblicke des Scheidens aus dem öffentlichen Berufe, in welchem ich 35 Jahre gestanden, sind mir zwei Grundsätze vor die Seele getreten, die ich feierlich gelobt, nie aus den Augen zu verlieren: nie aufzutreten in Opposition gegen Ew. Majestät, nie meine politischen und kirchlichen Ueberzeugungen zu verleugnen, wenn ich mich darüber auszusprechen veranlaßt werde. Es handelt sich um die letzten allein. Hier habe ich früh einen außerdienstlichen Standpunkt genommen — schon December 1822 — dann aber habe ich mich, bei wachsender Noth der Gemeinde und zugleich im Anfange als Nothwehr vor Deutschland und wiederholt vor der gesammten Christenheit, über das ausgesprochen, was ich für Recht und dringendes Bedürfniß der Gemeinde halte vom Standpunkte des Evangeliums und der apostolischen Kirche.

Hiernach steht die Sache so:

1) Ich halte dafür, daß eine Generalsynode nur aus der Gemeinde hervorgehen kann; also kann jetzt gar keine zu Recht bestehende Versammlung dieser Art berufen werden. Wo sind die Provinzialsynoden? wo die Presbyterien? (1819 verheißen!)

2) Ich halte dafür, daß eine wahre apostolische Synode das Recht zu beschließen in Anspruch nehmen muß für die, welche sich zur Gemeinde bekennen, und daß der Landesherr nicht einmal das Recht der Bestätigung besitzt, da das Land gar nicht dadurch betheiligt wird.

3) Daß alles außerhalb der Gemeinde Geschehene keine Verheißung

des Segens hat, in einem Nothstande wie der gegenwärtige vielmehr mit dem Fluch bedroht ist vom Herrn und seinen Jüngern. An die Arche soll Niemand rühren, die wahre Bundeslade aber ist die Gemeinde.

Dieses muß mich im Gewissen von jeder fürstlichen Generalsynode entfernt halten, welche ohne allen Grund und Boden in der Gemeinde und dem apostolischen Rechte dasteht.

Dazu kommen aber noch weitere Gewissensbedenken, wenn ich mir den beabsichtigten Gegenstand der Berathungen der zu berufenden Generalsynode vergegenwärtige:

1) Das Diakonat setzt „eine Kirche" voraus, sobald es aus dem bisjetzt bestandenen geregelten Standpunkte einer freiwilligen Gemeinschaft innerhalb der Gemeinde heraustreten soll. Nun aber besteht nach meiner Ueberzeugung jetzt noch gar keine kirchlich geordnete, zur Stiftung von Gemeindeämtern berechtigte Gemeinde.

2) Die Lösung der Ehescheidungsfrage ist gemeindlich ebenso unmöglich als politisch, bis der Polizeizwang, wie von der Confirmation und Taufe, so von der Trauung seitens einer religiösen Gemeinschaft gründlich aufgehoben und als unchristlich und unapostolisch erkannt ist. Dieses heißt, praktisch ausgesprochen, bis die Gültigkeit der bürgerlichen Ehe von der Gesetzgebung als das den Staat allein hierin Berührende anerkannt und das Religiöse einzig der Sitte und dem Gewissen überlassen ist, wie jetzt, dank Peel, auch sogar in England und in Würtemberg und Oldenburg, wenn hier gleich in ungläubiger Beschränkung und mit deutschem Zopfe.

3) Eine Unionsliturgie setzt die Union voraus, die lebendige Union wiederum eine sich vereinigende Gemeinde. Wenn ich nun diesen zweiten Punkt ganz fahren lasse, so bleibt doch der erste mir im Gewissen ungeschwächt. Es schmerzt mich tief, es Ew. Majestät wiederholen zu müssen: die Union, welche die große Mehrheit der christlichen Gemeinde will, besteht in Preußen nicht mehr. Die Erklärung, daß die Union eine freundliche Stellung zweier zu Recht begründeten Formen der evangelischen Kirche in Preußen ist, hebt die wahre Union als die Landeskirche auf. Sie gibt nur drei Kirchen statt zweier. Dieses hat jetzt auch Consistorialrath Dorner öffentlich, ohne Widerspruch, gesagt und actenmäßig nachgewiesen. Ich weiß, daß es die Ansicht aller christlichen Leiter der öffentlichen Meinung ist, denen ich ein klares und unbefangenes Urtheil zuschreiben kann, und welche das Ohr der großen deutschen Christengemeinde haben. Doch Alles das könnte auch nicht sein, ich würde deshalb meine innere Ueberzeugung nicht ändern können.

Was folgt aus allem Diesen? Ew. Majestät haben sich es bereits gesagt, ich kann mich an der Generalsynode nicht betheiligen, ohne jenen beiden Gelübden untreu zu werden, was Gott verhüten wolle. Aber vergönnen Ew. Majestät mir, da Gott es Ihnen ins Herz gegeben hat,

meiner dabei so liebevoll zu gedenken, frei auszusprechen, was von meiner geringen Person ganz unabhängig ist, und was der Geist mich treibt, an Ew. Majestät evangelisches und hohenzollern'sches Herz zu legen: Geben Sie den Gedanken an eine solche Synode ganz auf. Es kann und es wird kein Segen dabei sein. Ich glaube wol, daß bei der polizeilichen und ministeriellen Einschüchterung und Hengstenbergisch-puseyitischen Bearbeitung mehrerer Provinzen, bei der gänzlichen Entmuthigung der Verzweiflung, welche über so Viele gekommen, bei der unglaublichen Anmaßung der lutheranischen Pfaffen und bei dem gänzlichen Abwenden des Volksgeistes von allem kirchlichen Treiben der Regierung schwerlich ein Gebrauch gemacht werden würde von dem einer solchen Synode nothwendig einwohnenden Beschwerderechte. Doch dürften (trotz des abschreckenden Beispieles des fruchtlosen Ausganges der trefflichen Berathungen der Synode von 1846, der „Assemblée introuvable") zwei Punkte schwerlich ganz unberührt bleiben, welche in den Augen von Tausenden ein doppeltes, schreiendes Unrecht gegen die evangelische Gemeinde darstellen:

1) die Vorenthaltung einer Dotation in strengem Verhältnisse derjenigen, welche der römischen Geistlichkeit im Lande bewilligt ist (siehe „Kirche der Zukunft" von 1845! S. 345).

2) Die Zulassung der Jesuiten wider alles Recht vom staatlichen Standpunkte und in Hohn gegen die evangelische Kirche, deren Zerstörung die ausgesprochene Berufsbestimmung jenes unseligen Ordens ist, der Pest der Menschheit, der Angriffsbande des Papstthums. Wenn solche Fragen aufgeworfen würden, dürfte ich da schweigen?

Der tiefe Unmuth, welchen Bunsen in Gemeinschaft mit den Edelsten seiner Nation über die Enthaltungspolitik Preußens während des Orientalischen Krieges empfand, die Besorgniß vor namenlosen Gefahren, welche seinem theuren Vaterlande aus denselben erwachsen möchten, die Ueberzeugung, daß eine andere Politik den Krieg verhindert oder ihn kurz und entscheidend gestaltet haben müßte, treten in der großen Zahl seiner damaligen Briefe, Denkschriften u. s. w. zu Tage. Wenngleich die Befürchtungen, welche darin ausgesprochen werden, sich nur zu einem kleinen Theile verwirklicht haben, so wird ihnen doch die volle Berechtigung nicht abgesprochen werden können. Einige kurze Auszüge mögen die Richtung bezeichnen, in welcher sich die sorglichen Gedanken des seit kurzem aller Mitwirkung an den Staatsgeschäften entrückten Staatsmannes bewegten.

23. Januar 1855.

Diesen Abend langte (im „Galignani") der Text der letzten Depesche des Herrn Drouyn de Lhuys an den Marquis de Moustier hier an. Diese

Depesche ist das laute Wort der Tuilerien, deutlich genug für jeden Staatsmann; der Artikel des „Constitutionnel" (welchen dasselbe Blatt gibt) ist das Krähen des gallischen Hahnes, welcher den schlummernden Tiger weckt. „Auf zum Rhein!"

Napoleon III. spricht am 17. Januar dieselbe Sprache, die Napoleon I. 1813 führte, als er dem preußischen Gesandten die Pässe zusandte; die Worte sind anders, der Hohn und die Schmach und die Schuld ist dieselbe. Und welcher Unterschied! Bassano wußte wohl, als er jene Depesche schrieb, daß Napoleon Preußen hatte vernichten wollen, und daß Preußen jetzt nach außen durch England und Rußland, nach innen durch die Begeisterung des preußischen Volkes und der ganzen deutschen Nation getragen und zu übernatürlichen Anstrengungen befähigt wie bereit war.

Aber jetzt! „Napoleon III. hat um Preußens Freundschaft gebuhlt, er hat es mehr geschont, als das englische Cabinet es gethan, er hat ihm wiederholt jede Mitwirkung angeboten für Zwecke, die es anstreben, für Wünsche, die es hegen möchte, — und wofür? daß es seinen eigenen Beruf auszuführen sich entscheide, daß es Garantien dafür erkämpfen helfe, welche es mehr als irgendein Staat bedarf, daß es ein Joch abschüttele, welches so schwer auf Preußens Staatsleitung ruht, daß sie kein anderes Mittel gesehen, den Schmerz und die Erniedrigung zu tragen, als indem sie die Ruthe geküßt, die Demüthigung von 1849—1852 als Liebe angenommen, in der Einverleibung Polens die unentbehrliche Garantie für Preußen (allerdings auch in der nothwendig conservativen Politik des Hauses Romanoff den Schutz gegen die parlamentarische Regierung) erkannt und Gott dafür gedankt! Mit dieser sogenannten «souveränen Neutralität» ist's nun zu Ende, wir dulden sie nicht, England stimmt bei, Oesterreich verbirgt seine Freude über dieses Ende des Hauses Hohenzollern in dem Bedauern deutscher Brüderlichkeit, und nun kommt der allerentscheidendste Unterschied zwischen 1813 und 1855! Ist die Camarillapolitik nicht ebenso gehaßt vom preußischen Volke als verachtet von Europa und vom ganzen Deutschland? Preußen sinkt in einem blutlosen Jena. Die Katholiken haben wir Franzosen schon für uns, die Polen sind alle unser, sowie wir Posen mit zu Czartorisky's I. Erbtheil schlagen mit der nothwendigen Arrondirung; die Liberalen wissen, daß Frankreich ihnen die Napoleonischen Einrichtungen garantirt und die Junker von Brandenburg demüthigt. Die Napoleonischen Könige, die sich breitmachen, kriechen gern wieder zum Adler; wir wollen ja nur die Pfalz!"

Das ist der eigentliche Sinn und der wirkliche Hohn dieser Kundgebungen, am Tage nach der Bekanntmachung, daß die französische Nation ihrem Kaiser statt der verlangten 120 Millionen Thaler

600 Millionen Thaler bietet! Napoleon I. konnte nicht 10 Millionen borgen! *)

25. Januar 1855.

Der „Moniteur" hat den „Constitutionnel" ergänzt in dem Punkte, welchen meine vorgestrigen Betrachtungen besonders hervorhoben, daß nämlich der tiefste Hohn darin liege, daß Jeder fühle, in welch verschiedener Lage sich Preußen, Frankreich und Europa gegenüber, 1813 befand und 1855 befindet. Es ist möglich, daß der „Constitutionnel" als Bonapartist vom alten Schlage nichts sagen durfte, was den Anschauungen Napoleon's des Großen und seiner Handlanger so fern lag. Aber die Wirkung war doch im Allgemeinen für den Nachdenkenden die einer schonenden Zurückhaltung. Warum das sagen, was Jedermann weiß? Der „Moniteur" jedoch steht auf der Höhe der Weltanschauung Napoleon's III.: er schneidet tiefer, indem er lächelt. Er setzt jenes Zeitungsblatt zur Rede, als habe es ein edles Volk verletzt, aber er stößt den Dolch in die Brust der Regierung. „Wie kann man 1813 und 1855 vergleichen? Damals war ganz Deutschland aufgeregt und begeistert gegen Frankreich und seinen Kaiser, jetzt steht die öffentliche Meinung des Landes auf unserer Seite. Das war eine tadelnswerthe Verletzung des Nationalgefühls." Zu deutsch: „Narr, du verstehst das Handwerk nicht und schlägst, wo du streicheln solltest."...

Daß der König dem Trotzen der Westmächte nachgebe, ist nicht anzunehmen. Die letzten Täuschungen über die englische Politik sind verschwunden; Königin Victoria hat wirklich keine Cabinetspolitik für sich, im Widerspruch mit dem, was ihre „groben Diener" sagen, aber mit der Täuschung hört auch die alte Liebe auf. „Altengland ist auch toll geworden" (was Gerlach wiederholt im „Rundschauer" prophezeit hat, der Edle!). Und nun gar Frankreich!

29. Januar 1855.

Das große Drama entwickelt sich noch rascher, als ich gedacht hatte, aber auch drohender, verhängnißvoller. Wir wissen nun urkundlich, daß Oesterreich bereits am 14. in einer vertraulichen Depesche seine Gesandten an den deutschen Höfen aufforderte, dahin zu wirken, daß, falls Preußen (wiewol man noch immer hoffe, daß es zuletzt nachgebe) jetzt sich nicht an

*) In einem Briefe Bunsen's vom 17. Januar 1855 findet sich noch die folgende auf die Lage der Dinge in Frankreich bezügliche Bemerkung: „Das französische Volk ist zum ersten male für des Kaisers Politik aufgeregt. «Prussien» ist ein Schimpfwort im Lager von Boulogne und in den Straßen von Paris. Sie werden der merkwürdigen Aeußerung eines pariser Weibes (im Sommer) vor dem Zuchtgericht sich entsinnen; die Frau klagte über ihren Mann, der sie geschlagen, und klagte seinen Zeugen an: «celui-là a fait le Prussien». Der erstaunte Präsident fragte sie, was sie meine? «Eh bien, il a fait le Prussien, il a fait le neutre, avec un fort penchant pour le Cosaque.»"

Oesterreichs Bemühungen beim Bunde anschließen sollte, die betreffende Regierung sich auf Grund des Artikels 42 der Bundesacte mit Oesterreich verbünden, den Kaiser als Oberfeldherrn anerkennen und die zu stellende Heeresmacht festsetzen möge. Oesterreich garantire dagegen den Besitzstand und die Stellung und verspreche Antheil an den Früchten des Sieges nach Verhältniß der geleisteten Hülfe. Die Früchte müssen auf deutschem Boden wachsen, denn weder Baiern noch Hessen werden in Frankreich oder Rußland entschädigt werden. Baiern weiß es, „wer bald hilft, hilft doppelt", d. h. wird doppelt belohnt, und der wahre Zweck der Sendung Pfordten's kann doch wol kaum in Berlin selbst, am heutigen Tage zum wenigsten, noch einer Täuschung unterliegen. Wien ist das Ziel der Politik, wenn auch nicht der Reise; aber der Trug der Bambergerei muß beim Könige doch zu Ende gespielt werden, und die Großkleinmachtstellung beim Bunde, mit 100000 Baiern dazu, sichert eine Kleingroßmacht für die nahe Zukunft.

Und was ereignet sich gleichzeitig in England? ... Aberdeen ist zu Ende. Mit ihm auch der kleine Krieg. Es beginnt der große Krieg. Und wofür wird der große Krieg geführt? Nur scheinbar noch um Rußlands Demüthigung willen. Es wird die Krim verlieren, — Polen, Finland, vielleicht auch Bessarabien und Cherson. Aber Rußland bleibt und das Haus Romanoff bleibt. — Deutschland ist nicht der Gegenstand, aber der Preis des Krieges....

Wie steht's in Preußen? ... Bisher war nur despotisch, mit schnöder Verkennung und Uebertretung der Verfassung regiert, jetzt wird der Ministerialdespotismus in Preßsachen als oberstes Regierungsprincip verkündigt, einer streng conservativen Kammer gegenüber, mit Führern der Mehrheit, welche sämmtlich bereit sind, ihr Blut für die Erhaltung der Monarchie zu vergießen. Herr von Westphalen erklärt: die Kammer könne Gesetze verwerfen, die Regierung thue, was sie für Recht halte, und der Ministerpräsident drückt diesem Grundsatze, bevor er mitten in der Debatte davongeht, das Siegel des Hohnes auf. Metternich und Wittgenstein regierten despotisch, aber höflich; und sie hatten keine Verfassung beschworen, keine gemacht! ...

Ueber die möglichen Bedingungen zur Beendigung des Krieges sagt Bunsen in einem Briefe vom Ostersonnabend 1855:

Wiederum hört man die Ansicht: „Die Verbündeten könnten und, wenn sie den Frieden wollen, sollten in den Vorschlag eingehen, im Schwarzen Meere Kriegshäfen oder einen Kriegshafen anzulegen, welcher also Sebastopol in Schach halten würde." Dieser Vorschlag kam schon in ganz vertraulicher Weise vor einem Jahre von Petersburg nach Berlin und so zu mir, und es ergab sich bei näherem Besehen Folgendes als Ansicht der beiden Seemächte.

1) Dies könnte nicht geschehen, ohne der Türkei einen Theil ihrer Besitzungen wegzunehmen, während man feierlich sich mit ihr auf die Bedingung verbündet hat, daß sie „keine Gebietsverminderung erleiden soll".

2) Es könnte doch ein solcher Hafen oder auch zwei nicht aufkommen gegen Sebastopol. Sie hätten kein Hinterland, dieses aber hätte 80 Millionen mit einer halben Million Bewaffneter hinter sich.

3) Es liegt eigentlich eine beispiellose Unbilligkeit und Naivetät, um nicht zu sagen Unverschämtheit in dem Vorschlage, daß England und Frankreich jährlich 20—40 Millionen Franken aufwenden sollen, um solche Häfen zu gründen und mit hinlänglicher See- und Landmacht zu versehen, damit Rußland nicht, wie seit den letzten 30 Jahren, Konstantinopel ungefährdet und im rechten Augenblick unwiderstehlich bedrohe.

4) Es ist der ganze Vorschlag eine schlecht verdeckte Schlinge. Früher oder später werden Mishelligkeiten ausbrechen zwischen England und Frankreich. Rußland, mit dem einen oder anderen verbündet (z. B. Frankreich, wie 1805), vernichtet den anderen.

Da nun die Kriegsflotte in Sewastopol durchaus keinen anderen Zweck haben kann als einen Angriff auf Konstantinopel und die Dardanellen, und da Toulon und Malta nicht nahe genug sind, um einen solchen Handstreich in kluggewähltem Zeitpunkte zu verhindern, außerdem auch der Gefahr wegen doch immer mehr oder weniger auf dem Kriegsfuß gehalten werden müssen, so war von Anfang an zu erwarten (was ich auch damals vorhergesagt), daß die Verbündeten, wenn der Krieg einmal ausbrechen sollte, auf einen solchen Vorschlag nicht eingehen würden. Man kann also wenigstens in Berlin nicht sagen, daß man irgendeinen Grund gehabt, auf den Erfolg eines solchen zu rechnen. Unterdessen besetzen die Franzosen Konstantinopel und bauen Kasernen (d. h. Festungen mit Truppen, befestigte Lager) für 20—40000 Mann, mit Eigenthumsrecht auf sieben Jahre. Ist die Idee von „dépositaire de Constantinople" zulässig, so ist es Napoleon thatsächlich. Also: England und Oesterreich dürfen ihn nicht Rußland in die Arme treiben. Er aber ist verloren, wenn er den Krieg nicht glänzend zu Ende führt.

Drouin de Lhuys hat ein Ultimatum mit nach Wien genommen und das heißt den Krieg. Ich fürchte, er hat noch ein Ultimatum mitgenommen bezüglich auf Preußen, und so erklärt es sich, daß weder er noch Lord John des Königs Einladung angenommen haben.

Einem Briefe Bunsen's an einen Sohn vom 20. April 1855 *) entnehmen wir noch die folgenden denkwürdigen Ausführungen über die Schaffung neutraler Weltverkehrswege:

*) Es ist dabei bemerkt, daß dieselben Gedanken von ihm schon in London im December 1853 festgestellt und ausgesprochen worden seien.

1) Es fehlt dem englisch-französischen Bündnisse gegen Rußland und dem Kriege gegen dasselbe immer noch an einem großen, menschlichen, greifbaren Principe. Daher die Schwierigkeit nicht blos bei den Regierungen, sondern auch bei den Völkern.

2) Des Kaisers Grundgedanke ist seit langer Zeit (wie die „Idées Napoléoniennes" von 1839 bezeugen, und wie sein Botschafter in London [1840 in Alexandrien und Konstantinopel] nicht verbirgt) dieser:

die vernünftige Idee beim Zuge Napoleon's gegen Aegypten war die bleibende, allgemein offene Verbindung des Mittelmeeres mit dem Indischen Ocean, die schon Leibniz auffaßte und ausarbeitete. Was Napoleon I. mit Gewalt, in den Zeiten der Coalition wider ihn, nicht erreichen konnte, muß Napoleon III. und will er erreichen im Frieden, durch Bündniß mit England oder mit Oesterreich.

3) Also den Kanal nach Suez. Er kann ihn im nächsten Monate von Heraklea aus vom Sultan durch ein Wort erhalten.

4) Nach Palmerston's Ansicht ist dieses eher ein casus belli als ein casus foederis. So urtheilte er wenigstens 1851—1853. Allein dies ist eine Thorheit insularischer Krämerpolitik. Im schlimmsten Falle wäre das indische Reich wol einiger Wachtschiffe werth und eines Hafens an der arabischen Küste im Rothen Meere. Aden liegt schon im Ocean, um etwaige Kriegsflotten zu beobachten, falls wirklich jemals ein hinlänglich mächtiger Kanal zu Stande kommt, welcher dergleichen trägt. Der Egoismus ist scheußlich. England verlangt die Eisenbahn, die nur ihm hilft, und versagt den Kanal, den Alle brauchen.

5) Allein die Formel der Gegenwart für den Thrazischen Bosporus ist ja die sicherndste Formel für den ägyptischen Bosporus der Zukunft: Freiheit und ewiger, verbürgter Landfriede für alle Handelsschiffe, kein Durchgang für Kriegsschiffe.

6) Es ist wahr, die Mittelmeerstaaten und Triest (nicht zu sagen das alte Venedig) treten dadurch wieder ein in ihre Vortheile, wie sie dieselben vor der Entdeckung des Seeweges um Afrika genossen. Allein was wird die letzte Folge sein? Fünf Jahre nach der Eröffnung gehören $^2/_3$ aller vom Mittelmeer und vom Adriatischen nach Indien segelnden Schiffe englischen Rhedern und Kaufleuten zu. Also die Klein-Insel-Krämerpolitik ist nicht einmal begründet in diesem untersten Gebiete.

7) Prokesch und Bruck, beide Englands leidenschaftliche Neider und Feinde, beuten dieses jetzt gegen England aus, indem sie mit Napoleon darüber sich verständigen. Den Beweis liefert die gut ausgearbeitete Denkschrift: „Die Landenge von Suez" rc., von welcher ich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" vorgestern schon I und II gesehen habe. Wer dieses Werk unternimmt, hat die ganze Welt für sich, Englands bisheriger Politik gegenüber. Es hieße das Continentalsystem des ersten Napoleon, nur in poten-

zirter Gestalt, wieder aufleben lassen, die Freiheit gegen das Monopol ins Feld schicken; „Delenda est Carthago" u. s. w.

8) Und nun zur allgemeinen Formel! Was mit Bosporus und Nilkanal das einzig Richtige ist (wie man auch die Bosporus- und Dardanellenfrage in der Krim löst oder verwickelt), muß auch das Richtige sein für den Sund. Preußens und Frankfurts Fehler und die Leidenschaftlichkeit wegen Schleswig, verbunden mit der scheußlichen Opferung der Herzogthümer durch Palmerston, als Sühne für das Piräusabenteuer und Don Pacifico, haben den König von Dänemark zum Pförtner des russischen Kaisers gemacht und Holstein mit seinem Hafen zur dänischen Provinz, mit Rußlands Erbansprüchen im Hintergrund, die es sich am Tage des Vertrages schriftlich vorbehalten, da es doch, seit 1770 wenigstens, gar keine hatte. Dänemark muß den Sund öffnen, denn vom 9. August d. J. zahlt Bruder Jonathan nicht anders als mit rothen Kettenkugeln. Also die Formel verallgemeinert, muß es heißen:

Der Sund, wie Bosporus und Nilkanal offen für den Handel, „ewig neutral" (wie der künftige Kanal zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere bereits in der Uebereinkunft zwischen England und Amerika erklärt ist), aber geschlossen gegen Kriegsschiffe.

9) Damit kann man jene Treulosigkeiten auf einmal vernichten und sichert sich eine Stufe zum ewigen Land- und Seefrieden, und damit den Sieg der bürgerlichen und religiösen Freiheit, der mehr als je bedrohten. Dixi!

Fünfter Abschnitt.

Drei Jahre literarischen Schaffens.

(1855—1857.)

Kirchliche Reaction. — „Die Zeichen der Zeit." — Aus Bunsen's Briefwechsel vor und nach Erscheinen der „Zeichen der Zeit". — Marburger Zusammenkunft mit dem Könige. — „Gott in der Geschichte." — „Bibelwerk." — Vorwort zu Caird's „Religion im gemeinen Leben." — Reise in die Schweiz. — Besuch in Coppet. — Scherer. — Rückkehr nach Heidelberg. — Nahendes Alter. — Neuenburger Aufstand. — Artikel über Luther in der „Encyclopaedia Britannica". — Energische Arbeit. — Besuch Astor's. — Aufenthalt in Berlin zur Versammlung der Evangelical Alliance im September 1857. — Letzter persönlicher Verkehr mit König Friedrich Wilhelm IV. — Besuch in Koblenz.

In das Jahr 1855 fielen mehrere Begebenheiten, welche Bunsen's Leben erheiterten. Zuerst möge darunter angeführt werden, daß er zum ersten male seit mehreren Jahren die Wintermonate ohne förmliches Kranksein verbrachte, obgleich das chronische Leiden, welches schon während seines bonner Aufenthaltes im Herbst 1850 begonnen hatte, sich nach wie vor durch Erstickungsanfälle fühlbar machte, über deren Ursache man keine Gewißheit erlangte und welche weder gehoben noch verhütet werden konnten. Sodann darf der zeitige schöne Frühling nicht vergessen werden; er brachte schon im März mildes Wetter und Sonnenschein, sodaß man im Garten sich aufhalten durfte. Die Freude Derjenigen, die noch mit Liebe an den Erinnerungen des Südens hingen, war um so größer, als die frühzeitig erwachte Natur sie mit Hoffnungen auf ein mildes Klima erfüllte, die freilich die cisalpinische Welt nicht verwirklichen kann. In die kurze Periode dieses ungewöhnlichen Gartenlebens fiel auch die erfreuliche Erneuerung des früheren Verkehrs und der nie vergessenen Freundschaft mit dem ehemaligen Generalgouverneur Baron Paul von Hahn aus Kurland und seiner geistreichen Frau, geb. von Graimberg; das Wiedersehen mit

diesen lieben Freunden nach zwanzigjähriger Trennung verbindet sich in der Erinnerung mit jenem heitern Frühlingsbilde. Das erste Zusammentreffen und der Beginn der Freundschaft mit der Baronin Boris von Uexküll fällt in dieselbe Zeit. Auch wurde Bunsen in diesem Frühling durch den Besuch seines Sohnes Georg erfreut, der den Aeltern seine junge Frau zuführte; bevor noch dieser Besuch zu Ende ging, wurde die Verlobung der vierten Tochter Theodora mit dem damals im großherzoglichen Justizdienste in Heidelberg angestellten Baron August von Ungern-Sternberg gefeiert. Die Aeltern hatten ihre Zustimmung dazu mit Freuden gegeben, da sie die Verwirklichung einer wahrhaft glücklichen Ehe in Aussicht stellte, wie solche sich denn auch in der Folge als das gesegnete Ergebniß dieser Verbindung erwies, — die nur zu bald durch den Tod der geliebten Tochter gelöst werden sollte. Die Trauung fand am 12. September statt. Bunsen hatte kurz zuvor eine Reise in den Norden gemacht und trat gleich darauf eine andere ebendahin an; von beiden geben die nachfolgenden brieflichen Auszüge Bericht. Er arbeitete gleichzeitig mit ganzer Seele an seinen „Zeichen der Zeit", die im Herbst erschienen und rasch drei Auflagen erlebten.

War auch der Sommer kalt und regnerisch gewesen, in dem besonders lieblichen September entwickelte das heidelberger Thal seine vollen Reize. Eine große Anzahl von Freunden kehrte in ununterbrochener stets wechselnder Reihenfolge in Charlottenberg ein, die Gartenterrasse und der anstoßende Salon wurden der Schauplatz eines fröhlichen und lebhaften geselligen Verkehrs, auf den die Ueberlebenden noch immer dankbar zurückblicken. Sie wußten dessen wohlthätige Wirkung auf Bunsen wohl zu würdigen, dem gerade hierdurch das erfrischende Ausruhen ermöglicht wurde, da sein Geist von einer bestimmten Art der Anstrengung nur in einer anderen, jedoch der Form nach verschiedenen, Thätigkeit Erholung fand, nicht aber in dem sogenannten „dolce far niente", das seiner Natur gänzlich zuwider war. Könnten doch jene Hügel den Widerhall der unzähligen fröhlich-ernsten Gespräche zurückgeben, welche sie damals vernommen haben!

Aus dem Frühling und Sommer 1855 sind die folgenden Briefe Bunsen's hier mitzutheilen:

Heidelberg, Pfingstmorgen 1855.

(An Julius Schnorr von Carolsfeld.) Du hast mir in Deinem Geiste neulich einen so schönen Besuch gemacht mit der letzten herrlichen Sendung Deiner Bibelblätter, daß ich das Fest des Geistes nicht feiern kann, ohne

Dich dankend zu begrüßen. Dein Brief war so frisch wie Deine Bilder und hat uns Allen große Freude gemacht. Der Geist hält Dich munter und jugendlich.... Unter den Bildern hat uns ganz besonders die Herrlichkeit und Erhabenheit der Darstellung der Flut ergriffen, die an Michel Angelo erinnert und doch ganz ursprünglich ist. Aber auch die anderen, meistens alte Freunde von den Zeichnungen her, sind voller Geist und Leben. So liegt denn die Frucht eines treuen Festhaltens und geistreichen Durchführens einer schönen und fruchtbaren Lebensaufgabe vor uns, und erfreut uns nicht minder als Menschenwerk und Lebensthat denn als Kunstwerk. Aber welche ungeheuere Arbeit muß Dir die Zeichnung für den Stich machen! Muthe Dir nur nicht zu viel zu! Die Kunst des Alters ist, sich helfen zu lassen; die des Meisters, sich durch Jünger zu vervielfältigen und fortzusetzen, verjüngend und neubelebend.

Charlottenberg bei Heidelberg, 31. Mai 1855.

(An Agricola.) Dein Brief, geliebter Freund, hat mir manche Stunde zurückgerufen, die wir in Göttingen zusammen über Gott und Welt und Geist philosophirten. Jedes Jahr und jeden Tag mehr wird dieses der Mittelpunkt meiner Gedanken und meiner Forschungen. Mir scheint es immer wieder, daß uns weder Gedanken allein, noch Forschungen allein befriedigen und fördern können, sondern nur beider weltgeschichtliche Verbindung. Wir sollen und wollen an die Wirklichkeit, über Natur und Geschichte. Mir wenigstens ist dies Bedürfniß und, ich glaube, Beruf. Leider! muß der Deutsche sich so tief unter die Erde eingraben, daß er meistens im Grabe liegt, ehe er an die Oberfläche kommt: und so bauet er statt Häuser Keller, oder Häuser ohne Dach und Giebel, die doch der Häuser Ehre und Kranz sind.

... Durch „Aegypten" und die damit verbundenen Sprach- und Geschichtsforschungen (das Alte Testament eingerechnet) habe ich einen Grund und Boden gewonnen für die Philosophie der Geschichte des Menschengeistes, der bisher Allen gefehlt hat. Ich kann jetzt wahrscheinlich machen, nicht allein, daß das Menschengeschlecht nicht älter sein kann als 25000 Jahre, noch jünger als 20000, sondern auch, daß es nur Eine Gesittung gegeben hat Eines Geschlechts von Menschen, mit welchem alle anderen Asiens und Europas nachweislich, die übrigen wahrscheinlich, Blutsverwandte sind; endlich, daß sich in Allem Eine Vernunft und Ein sittliches Bewußtsein offenbart, durch welches der Kosmos des Geistalls aufgebaut wird.... Goethe hat von allen Sterblichen, meiner Ansicht nach, am meisten davon gesehen und erkannt; doch auch in Herder sind große Geistesahnungen, sowie in Schelling und Hegel.

... Jetzt sollte man über nichts reden als Stahl's Rede „Ueber die christliche Toleranz", worin das Christenthum als „die Religion der

Exclusivität“ dargestellt wird, Verfolgung (noch ohne Scheiterhaufen) als christliche Regierungspflicht, theologisches Formelwesen als seligmachender Glaube u. s. w., und über das ganze Treiben der unseligen Partei, welche Preußen kirchlich, noch mehr aber staatlich zum Verderben führt. Und dann das ganze katholische Pfaffengetreibe! So kann es nicht fortgehen.

25. Juni 1855.

(An Frau Schwabe.) ... Alle meine Gedanken kommen jetzt auf drei Punkte zurück. Der erste ist: ein durch die drohendste Gefahr nothwendig gewordenes öffentliches Auftreten gegen das System religiöser Verfolgung in Deutschland und in Europa überhaupt. In Florenz ist ein Fall vorgekommen in den letzten Monaten, welcher die Verfolgung der Madiai noch übertrifft. Zweitens: die Jubelfeier des Erzbischofs Bonifacius, welcher im Jahre 755 von den Friesen (in Holland) als Missionar erschlagen wurde, hat eine übermäßige Demonstration hierarchischer Anmaßungen hervorgerufen. Endlich hat aber gleichzeitig der bekannte Politiker und Rechtslehrer, Stahl in Berlin, Mitglied des Oberkirchenraths, in einer öffentlich in einem Vereine gehaltenen und jetzt im Druck erschienenen Rede „Ueber die christliche Toleranz“ auf eine so schamlose Weise Intoleranz und Verfolgung gepredigt, daß es mir unmöglich scheint für einen Protestanten, der eine Stimme und Feder hat, dabei zu schweigen. Ich forderte alle meine Freunde der Reihe nach auf — Niemand hat Zeit oder Lust. Es fehlt an Muth, Alles ist in Niedergeschlagenheit und Unmuth versunken. So blieb mir nichts übrig, als mich selbst ans Werk zu setzen. Ich habe also „Fünf Bonifaciusbriefe, oder über Intoleranz und Verfolgung“ geschrieben, welche nächste Woche nach Leipzig in die Presse gehen und im Juli erscheinen sollen. Ich glaube, die Briefe sind mir gelungen und die Schrift wird einiges Aufsehen machen. Ich habe Vieles darüber nachlesen müssen, um gerüstet zu sein gegen den Hagel von Angriffen, die auf mich, von Jesuiten und protestantischen Zeloten, werden gerichtet werden. Sie wissen, Gott hat mir Glaubensmuth gegeben, und der ist mir hierbei auch nicht versagt. — Wir haben seit Montag auch Professor Gelzer's Besuch, des alten treuen Hausfreundes. Andere Freundesbesuche stehen für nächste Woche in Aussicht. Am 1. August erwarten wir Henry mit Frau und Kinder, was uns unbeschreibliche Freude macht — da werden wir das Bibelwerk recht durchsprechen! — Die Reise nach Nizza ist für diesen Winter aufgegeben, besonders des Druckes von „Aegypten“ wegen.

Charlottenberg, 6. Juli 1855.

(An einen Sohn.) Man erzählt, daß nach einer Amputation man immer nach dem Beine greift und überzeugt ist, es schmerze dort. So

geht's mir nach Deiner Abreise. Ich sehe immer nach dem Boote, oder nehme den Stock, herüberzufahren, oder mache mir deutlich, was ich Dich fragen wollte, wenn Du mit dem lieben Emma-Gesichte hereintrittst. Und dann erwache ich aus dem Traume. Dabei aber danke ich Gott, daß Du und sie so lange bei uns gewesen sind, und Du jetzt nun erst recht die Fahrt nach Haus und Hof, zu Land und Leuten machst.

12. Juli. Ich habe meine Batterien jetzt neu geladen und fahre sie auf. Ich beginne mit Auszügen aus Ketteler und Comp., die sich aufs Fest des heiligen Bonifacius beziehen.

Ich habe den prächtigen Heliand kennen gelernt.

Ein großes Ereigniß ist Jowett's Ausgabe der Paulinischen Briefe. ... Der ist der rechte Mann! ... Mir ist es ebenso viel Arbeit gespart. Es wird Epoche machen; ein Meisterwerk, mit größter Freimüthigkeit und zugleich christlicher Weisheit — Lachmann'scher Text — revidirte Uebersetzung — paraphrastisch-philologische Erklärungen — treffliche Abhandlungen im Anhange.

22. Juli. Meine Briefe gewinnen nun die rechte Gestalt. Sowie ich die Masse bewältigt und die ganze Reihe der neun Briefe in ihrem Großen und Ganzen hergestellt, tritt mir Zweck und Art jedes einzelnen klarer hervor und gewinnt allmählich die kunstgerechte Form und Abrundung, das weltgeschichtliche Gepräge, welches ich meinen Forschungen und Darstellungen zu geben suche.

Ich muß tief einschneiden ins Fleisch der Wirklichkeit, aber nicht tiefer doch, als die Wunde geht. Die Briefe, wie gesagt, gestalten sich. Sie werden ruhiger, aber in demselben Sinne entsetzlichen Ernstes voller. Es gilt den Kampf auf Leben und Tod, ich kann und soll ihn nicht durchführen, aber ich will ihn beginnen, um zu sehen, ob der Funke zündet, im Glauben und mit Liebe, aber rücksichtslos. Die, welche mich nicht kennen, glauben, ich werde nun in einen lebenswierigen Streit hineingezogen. Sie werden sich ebenso sehr irren wie die, welche wähnen, ich würde unter veränderten Umständen noch einmal mich zum Minister machen lassen. Nie und nimmer! solange Gottes Geist mir beisteht. Hier bin ich, hier bleib' ich, das mir gewiesene Werk treib' ich, was mir gegeben ist, halt' ich. Amen....

Unmittelbar nach dem Erscheinen von Stahl's Rede „Ueber die christliche Toleranz" hatte Bunsen an Herrn von Bethmann-Hollweg am 4. Juni 1855 geschrieben:

... Ich höre immer noch keinen Ruf dagegen! Weshalb tritt Hase nicht auf, der neulich so tapfer den Tübingern die Maske vom Gesicht gerissen hat? Er hat in der siebenten Auflage seiner vortrefflichen Kirchen-

geschichte (S. 616—621) so mild und für den König schonend, aber auch so historisch wahr die unglaublichste der Metamorphosen dargestellt; nämlich die des Artikel 12 der Verfassungsurkunde in die Erklärung des Herrn von Raumer in der Kammer (hinsichtlich der Verwirklichung des Artikels durch den Oberkirchenrath). Ich habe das Gesagte nach Einsicht der Actenstücke, die ich mir gesammelt, so wesentlich wahrhaft und treu und so schonend gegen die Person des Königs gefunden wie nur möglich. Aber jetzt gilt es, den Goliath zu vernichten, der aus der königlichen Burg und den Schanzen der Wilhelmsstraße in das freie Feld hervortritt und allen evangelischen Christen den Fehdehandschuh hinwirft, und die Thür der Kirche, deren Schlüssel er schwingt, vor Allen zuzuschlagen droht, mit Androhung aller gesetzlichen Verfolgung (kraft Artikels 12), wenn wir in gemeindlicher Form die Rechte des Gewissens wollten geltend machen. Aus der Kirche treibt er uns heraus mit Absprechung aller Hoffnung des Heiles (S. 23), aber Dissentergemeinden können wir auch nicht bilden, wenn die Kirche (d. h. der Oberkirchenrath) es nicht gut befindet, und das, hofft Stahl, wird die Kirche nicht so selbstmörderisch sein zu thun. Und diese Rede, schreibt man aus Berlin, hat Gemüther, welche in Stahl bisher den Sophisten haßten, in weiten Kreisen für ihn gewonnen, ja begeistert. Sind wir so weit gekommen? ...

Was nun meinen Sie dazu? Und wie stehen Sie persönlich auf kirchlichem Gebiete zu den Mitgenossen des Directoriums des Kirchentages? Erscheint Ihnen jene Rede nicht als bedeutend? als gottgegebene Aufforderung, die Wahrheit in aller Ruhe und im Glauben ans Evangelium zu sagen? ...

Als Bunsen am 9. Juni 1855 wieder an denselben Freund schrieb, war es ihm bereits klar geworden, daß die Aufgabe, gegen Stahl aufzutreten, ihm wider seinen Willen selbst zugefallen sei:

... Ich will zusehen, daß ich dieses mal die ganze Politik von der jesuitischen Benutzung des Kirchentages und der evangelischen Ministerialconferenz in Erfurt für die Zwecke der Partei noch ziemlich im Hintergrunde halte. Aber heraus muß es noch, ehe der nächste Kirchentag gehalten wird, falls Stahl nicht vor dem 1. August heraustritt oder herausgetreten wird. Ich rechte mit Niemandem über seine Ansicht von dem, was man der Wahrheit schuldig ist; allein die meinige ist mir reine Gewissenssache. Der König erhält das erste Exemplar, und wäre er an den Rhein gekommen, ich hätte ihm die fünf Briefe handschriftlich vorgelesen. ...

Ich habe höchst merkwürdige Actenstücke erhalten über die neuesten Verfolgungen, und die Schriften des Herrn von Linde und Comp. haben in mir den Entschluß zur Reise gebracht, meine Bonifacius-Briefe zu einem allgemeinen Angriffe auf die hierarchische Tyrannei vom Standpunkte des

staatlichen Rechts ohne alle theologische oder absonderliche Beimischung zu machen, als Einleitung und Hintergrund zur Kritik der Stahl'schen Rede. Ueber diese selbst wird meine Ueberzeugung immer stärker. Die fünf Briefe sind gestern fertig geworden, die Actenstücke werden im Laufe dieser Woche vollständig werden.

Kirchentag und badische Synode werden der Gegenstand der nächsten „Reihe" der Bonifacius-Briefe sein. Ich will erst abwarten, was die Conferenz in Erfurt beschließt. Der Feldzugsplan unseres Loyolasystems erscheint mir dieser zu sein:

1) Evangelische Einwirkung auf die Frommen durch den Kirchentag und den evangelischen Verein mit innerer Mission und Comp.

2) Conferenz der „evangelischen Regierungen" zur Handhabung der anderen Regierungen (Oesterreich ist dabei und auch wol Hinckeldey).

3) Umgestaltung der preußischen Landeskirche durch Stahl und andere Einflüsse auf Oberkirchenrath und den König. Das Ende davon läßt sich leicht voraussagen: natürlich die Niederlage der jesuitischen Partei; aber dazwischen könnte der Untergang der kirchlichen wie der politischen Freiheit liegen, wenn man sie gewähren läßt.

In Berlin scheint man ganz fabelhafte Ansichten zu haben über die Zustände in England. England, d. h. das englische Volk, wird weder einen Scheinfrieden machen, noch eine innere Revolution. Man will administrative Reform und man wird sie erlangen, und Königthum und Oberhaus werden an ihrer Stelle bleiben. Keine Revolution in England!

Am 12. Juni 1855 schrieb Bunsen an den König, mit Bezug auf den ihm inzwischen zugekommenen königlichen Auftrag, gegen die religiösen Verfolgungen in Toscana und Oesterreich aufzutreten:

Ew. Majestät habe ich in Verfolg meines vorläufigen Berichtes über die himmelschreiende Mishandlung des armen Evangelista Borczinski durch einen ehemaligen Ordensobern Folgendes zu melden. Der allgemeine Nothschrei der Menschlichkeit und Christenheit über diesen Vorgang ist mir seitdem auch durch Bethmann-Hollweg nachdrücklich ans Herz gelegt. Gleichzeitig trägt nicht allein das katholische „Journal des Débats", sondern auch die katholisch geknechtete augsburger „Allgemeine Zeitung" die verschärfte Wiederholung des Madiai'schen Falles in der Verurtheilung des Florentiners Domenico Cecchetti durch den Polizeirath der Stadt zum Zuchthause und seine Abführung in Ketten, weil er die Bibel besessen und gelesen, ja dabei gebetet habe! nebst drei, sage drei heranwachsenden oder erwachsenen Kindern — mit einem unverhaltenen Schrei des Entsetzens durch die ganze Welt (Reumont hat es gewiß lange schon gemeldet? die Verurtheilung ist vom 25. März d. J.). — Gleichzeitig endlich trägt mein Nachbar in Darmstadt, Bundestagsgesandter Herr von Linde, die Lehre vor: „daß die katho-

lische Geistlichkeit, als selbständige Macht, nicht allein den Bund, sondern auch die Garanten des Westfälischen Friedens bis zu bewaffneter Intervention auffordern könne“ — während mein anderer Nachbar, Bischof Ketteler, ebenfalls zu Ehren des heiligen Bonifacius, in seinem Hirtenbriefe verkündet: „die protestantische Christenheit hätte das Gewissen verloren, daher die Umwälzung der Welt und Gefahren der Krone“ u. dgl. Da nun Niemand bei der allgemeinen Entmuthigung oder Verzweiflung, welche sich der Menschen bemächtigt hat, bei vielem Unrechte und so vieler Thorheit, Muth oder Zeit oder Kraft hat oder zu haben glaubt, gegen dergleichen aufzutreten; so habe ich nach einjährigem Schweigen meine Feder ins Evangelium getaucht, und sanft, aber auch ernst wie noch nie „Bonifacius-Briefe“ als offene Sendschreiben an einen Freund entworfen, worin ich hinsichtlich beider Fürsten, insbesondere aber hinsichtlich des kaiserlichen Neffen Ew. Majestät, die zuversichtliche Hoffnung ausspreche, sie würden persönlich von dem Stande der Sache Kenntniß nehmen und dem Unwesen steuern. Meine ganze Darstellung geht dahin, daß es sich hier durchaus nicht um den Unterschied von Katholicismus und Protestantismus handle, sondern um die gesetzliche Beschränkung der hierarchischen Uebergriffe, welche für einen katholischen Staat noch bedenklicher sind als für einen protestantischen. So sind mir sechs Briefe aus der Feder geflossen, welche als erste Reihe unter dem Namen „Bonifacius-Briefe“ nächste Woche gedruckt und dann bald erscheinen werden mit meinem vollen Namen.

An Herrn von Bethmann-Hollweg ist wieder der folgende Brief Bunsen's vom 2. August 1855 gerichtet:

... „Kirchliche Freiheit“, dies bringt mich zu Ihrer freundlichen Aufforderung. Ich habe nie die Rundschreiben erhalten, weiß auch weder wann noch was verhandelt werden soll in Halle; aber es wäre eine innere Unwahrheit, wenn ich mit der Antwort warten wollte, bis ich Beides in Erfahrung gebracht. Sie kennen meine Gründe. Ich sehe überhaupt keinen Platz mehr für jenen improvisirten Kirchentag; er sollte das Vorparlament einer freien Kirche, d. h. Gemeinde sein, und ist die Katzenpfote von Stahl und Hengstenberg geworden, um die cäsaro-papistischen Kohlen aus dem Feuer zu holen, welches Hinckeldey bewacht und gewisse Commissionen (wobei Oesterreich theilnimmt) schüren!

Ich kann keinen Segen erhoffen von meiner Theilnahme an einer Versammlung, welche die von Stahl arglistig ersonnene Conföderation an die Stelle der Union gestellt und diesem Morde ruhig zugesehen hat. Ja die beiden kirchlich-religiös-politischen Anstifter dieses Unionsmordes sitzen im Directorium und dulden Sie darin nur, weil sie nicht anders können. In allen bisherigen Programmen erkenne ich theils ihre Hand, theils die tödtende Kraft, die von ihnen ausgeht: alles mit Katzenpfoten. Der

Kirchentag stellt gar nicht mehr das protestantisch-evangelische Volk dar, sondern der Mehrheit nach die reactionstolle übermüthige Pastorenpartei, von welcher sich das Bewußtsein der Nation täglich mehr lossagt. Es bleibt den Mitgliedern des Kirchentages aber nichts Anderes übrig, als ... mit Mecklenburg und Schweden Verfolger zu werden! Ich spreche nur des Mangels an Zeit halber dasjenige stark aus, was Alle denken und sagen....

Alles Dieses hindert mich nicht, euch alles mögliche Gute und einen seligen Tod zu wünschen. Ich habe nun einmal einen physisch-judäischen Abscheu, mich an Todten zu verunreinigen.

Am 15. August 1855 schreibt Bunsen über denselben Gegenstand an den König:

... Der Streitpunkt zwischen Stahl und mir ist wesentlich und entscheidend. Er behauptet in seiner Rede (Anmerkung): „die Union des sogenannten Consensus sei in Preußen die Ausnahme". Ich behaupte: „die Union in Preußen ist gar nichts Anderes und Geringeres als der Consensus; dieser ist nicht die Ausnahme, auch nicht die Regel, sondern eben die Union." Prediger oder Gemeinden oder Individuen, welche ihre Formula Concordiae, oder ihre Prädestinationslehre im Heidelberger Katechismus nicht gemeindlich (kirchlich) indifferenziren und nicht in der Gemeinschaft des Abendmahls und Gottesdienstes ebenso wol als der Verfassung ohne Rückhalt leben, sind und bleiben lutherische oder calvinistische Sonderchristen, und genießen nicht der Toleranz, sondern der unbedingten Religionsfreiheit, wie sie dieselben seit 1840 und 1841 genossen und noch mehr; aber sie stehen außerhalb der Landeskirche. Also ist's unzulässig, nur diejenigen Gemeinden als unirte anzusehen und zu behandeln, welche eine Unionsurkunde aufzuzeigen haben. Allerdings haben die Kirchen im Rheinland und Westfalen (bis auf 32 sagt man) alle eine solche Urkunde; aber z. B. in Pommern war man nicht so förmlich, weil der König das gar nicht verlangte.

Ich weiß durch die schriftlichen Mittheilungen, die ich von 1823—1827 auf Befehl des hochseligen Königs durch Witzleben erhielt, und durch die näheren Eröffnungen bei meinem ersten Aufenthalte in Berlin (October 1827 bis Mai 1828), daß dieses die Ansicht Friedrich Wilhelm's III. war, nach welcher denn auch 1829 die Provinzialbehandlung der Unionsliturgie eingeleitet wurde. Ich bin auch der Ansicht, daß die zweite Cabinetsordre Ew. Majestät keinen Zweifel darüber läßt, daß Allerhöchstdieselben diese Union erhalten wollen, und an diese halte ich mich (obwol sie mit kleiner Schrift und nicht zur Veröffentlichung in den Actenstücken abgedruckt ist). Alle Männer, die mit Glauben und Einsicht seitdem über die Bedeutung der Union als Männer des Geistes vor der Gemeinde geschrieben und gesprochen haben, bis 1850 ohne Ausnahme, sind dieser Ansicht. So Julius

Müller, Tholuck, Dorner, Rothe und vor allem Nitzsch. Seit 1850 sind nun in die Consistorien wie ins Ministerium und in den Oberkirchenrath Männer eingetreten, welche das gerade Gegentheil hiervon für das Richtige halten und danach handeln und schalten; so Minister von Raumer, so Stahl, so die meisten seitdem ernannten Generalsuperintendenten und Consistorialpräsidenten. Ich kann vor diesen Männern persönliche Achtung haben, eben wie vor den Oberpräsidenten, welche ihren Einfluß in dieser Richtung üben, insofern sie nach wohlbegründeter, gewissenhafter Ueberzeugung handeln. Allein ich muß vor Gott bekennen, daß diese Richtung unvereinbar ist mit der Union. Die erste Frage, welche ich also in der beabsichtigten Versammlung vorbringen müßte, wäre die vorläufige: von welcher Kirche handelt es sich? von der einen unirten oder von drei Sonderkirchen? Ich weiß, was man mir darauf antworten kann, allein ich weiß auch, daß ich und $^{99}/_{100}$ der evangelischen Christenheit recht haben, und ehe October ins Land kommt, werde ich auch von neuem gute Gründe für mein Bekenntniß der Welt vorgelegt haben....

... Wir befinden uns auf einem Gebiete, wo selbst eine Generalsynode mit ihrem vollen Beschlußrechte ohnmächtig sein würde, wenn sie nicht im Lande Anklang und Zustimmung fände, und nun im jetzigen Augenblicke! Das kleine gedrängte Baden hat uns einen Marsch abgewonnen.

Einem Briefe Bunsen's an den Grafen Pourtalès vom 6. November 1855 entnehmen wir die folgende Ausführung:

... Und nun Ihre Formel von Göttlichem und Menschlichem in der Bibel und deren Unterschied! Der Art nach gibt es so wenig einen Unterschied zwischen den Theilen der Schrift als zwischen der Schrift und den übrigen Urkunden des Gottesbewußtseins der Menschheit. Alles Göttliche ist menschlich, alle Offenbarung ist Geschichte, alle Geschichte Offenbarung, alles Gottesbewußtsein nur in endlicher Form. Aber das Unendliche ist für uns nirgends als im Endlichen und alles Endliche ist das Unendliche. In der Offenbarung des Unendlichen durch das Endliche aber gibt es die endlose Gradverschiedenheit. Nichts, glauben Sie es mir, ist uns übriggeblieben als Bibel und Gemeinde. An beiden muß und wird, so gewiß als Gott ist, die jetzige Welt binnen 50 Jahren untergehen oder sich verjüngen. Welcher Zwiefall eintritt, muß uns gleich sein, aber wir müssen handeln, als wenn sie sich morgen verjüngte. Menschlicherweise sind Fürsten und Kirchen gänzlich zu Ende. Die Gemeinde aber ist in jedem christlichen Haushalt, in jeder gottsuchenden Gemeinde, und ihr Herz schlägt in Deutschland, Schweiz, Holland, England, Vereinigte Staaten. Die Bibel aber liegt vor uns wie die Natur; thun wir die theologischen Lügen und leeren Voraussetzungen weg, so erschließt sie sich uns als das, was sie ist, Mittelpunkt der höchsten Wirklichkeit der Weltgeschichte. Das hat noch

Niemand gethan. Ich wage jetzt anzukündigen, was ich seit 25 Jahren bewußt vorbereitet habe, da die Gemeinde deutscher und englischer Zunge mir lauscht. Ich weiß, daß man niederreißen muß, um aufzubauen, aber auch, daß man wieder aufbauen kann.

Darum, mein verehrter Freund, handelt es sich und um nichts weniger! Gott hat uns Bibel und Gemeinde gegeben, wir haben beide mindestens vernachlässigt, meist unterdrückt und nach Kräften verkehrt. Aber beide sind unsterblich, weil göttlich, und die Zeit ist gekommen, daß dieses sich offenbare.

Selbst unter ganz anderen Führern nähme ich kein Staatsamt an, sondern bliebe auf meinem Capitol als advocatus patriae, servus populi christiani, solange mir Gott Leben und seine Gnade gibt. Des Erfolges meiner Sache bin ich so sicher als meines Daseins. Alles Bestehende ist hohl und abgelebt. Aber ewig frisches Leben quillt immer auf in beiden Hemisphären unter den Lavaschlacken.

Bei der großen zeitgeschichtlichen Bedeutung, die Bunsen's „Zeichen der Zeit" eignet, erscheint es angemessen, bei dieser Gelegenheit auch einigen Stimmen Anderer hier Raum zu geben. Wie billig, steht der Freund obenan, dem die Schrift zugeeignet war: Ernst Moritz Arndt. Er schreibt am 14. September 1855 an Bunsen:

Verehrter Herr Doctor! So rede ich, theurer Mann, den an, der in seinem jüngsten Büchlein wieder vollgültigst gezeigt hat, daß er die hohe Würde eines Doctors der Heiligen Schrift mit Recht trägt. Jetzt erst habe ich gelesen und durchgelesen, und darf bekennen, daß mein armer Ihrer Arbeit vorgesetzter Name ein Geringes ist, daß Sie aber ein gutes Werk gethan haben. Möchte unser König und Herr es mit Andacht lesen! möchte er überhaupt die Zeichen der Zeit sehen und gute Propheten hören können! Aber er hat seinen alttestamentlichen Propheten Stahl-Samuel, von dem er sich den deutschen König, wie unsere Zeit ihn fordert, orientalisch ausmalen und auslegen läßt, wie von dem hallischen Narren Leo und den beiden Propheten der hinterpommerschen Junkerei. Gott besser's! aber kann und will Der verdrehte Köpfe zurechtrücken? Wir beide glauben (vielleicht mitunter zu sehr) an unmittelbare geistige Sprache und Wunder im Gegensatz gegen das dünnschälige Geschlecht des Tages, das mit seinem ihm auch leeren Namen Natur alles Sehen bei verschlossenen irdischen Augen zu leugnen wagt.

Sie kämpfen, lieber Freund, einen guten Kampf gegen den alten Antichrist in Rom, den ἄρχοντα τούτου τοῦ κόσμου, das unbesiegliche Ungeheuer, auf das aber mit der nordischen Thorskeule immer frisch losgehämmert werden muß. Ich sage mit der nordischen Keule. Wir als alte Sachsen echten Stammes gehören gottlob! zu den glücklichen Nord-

leuten, welchen Gott lichten, heitern Verstand zum Angebinde gegeben hat. Die Germanen sind das Salz der christlichen Erde; ich glaube nicht, daß es bei den romanischen Mischlingen je so hell und zugleich fest werden könne; vielleicht im Umlauf der Zeiten einmal bei den edlen Spaniern. Doch bleibt die Frage und Sehnsucht um eine christliche Kirche eine unendliche und auf Erden unlösliche Frage. Leider können wir nicht leicht loswerden, was uns der Athanasius vom unwißlichen göttlichen Geheimniß zu tief und fest in den Kirchenleib hineingekeilt hat, und wollen doch mit den leichtfertigsten, rationalistischen Kötern göttliche Geheimnisse wie Märchen von diesem Jahr nicht auf den Gassen umher herausbellen. Solche Beller fahren auch hin mit Ronge und Consorten. Indessen wir haben ja die aus einem albernen Roman erwachsenen neuen Romanisten: die Mormonen, und haben das Wesen der Müllerianer in Frankfurt und Offenbach und in Amerika vor dreißig Jahren erlebt.

Sonderbar ist mir die Lesung des dritten Theils von „Perthes' Leben" durch seinen Sohn eben mit Ihrem Buche zugleich in die Hände gekommen; merkwürdige Gleichspiele und Aehnlichkeiten — ich meine besonders in politischen und religiösen Sehnsuchten und Wünschen — Signatur der Aspecten unserer Zeit. Das war ein ehrlicher, braver Mann, aber ein recht klingendes, oft bewußtklingendes Instrument der Gefühle und Gedanken der Zeit.

Was werden wir noch Alles erleben? So rufe ich oft und stehe doch auf dem äußersten Rande. Unser Bundestag arbeitet unverbesserlich mit Holstein, Hessen, Hannover u. s. w. auf einen dritten tumultus teutonicus los; es scheint, die Fürsten haben sich für das eigene Verderben verschworen.

Nun zum Schluß Glück zum Glück des Tages, an welchem uns oben auch die Sonne scheint.

Ade! Muth und Hoffnung und treuesten Gruß und Handdruck der vortrefflichsten englischen Frau.

Ihr alter E. M. Arndt.

Am 7. October 1855 schreibt Arndt weiter:

Den zweiten Theil, verehrter Freund, mit großem Dank empfangen und fast mit größerer Freude gelesen als den ersten. Er scheint mir noch mehr Inhalt und Macht, fast noch größere Macht des Herzens zu haben als der erste. Ich habe in meiner Jugend freilich auch theologisirt, aber vor einem der jüngsten Doctoren der Theologie streiche ich hier demüthig meine Segel. Wäre ich nicht eben sehr abgespannt und durch Einiges auch betrübt, so könnte und würde ich dem Herrn Doctor vielleicht in einem hübscheren und weiteren Briefe danken.

Ja Sie haben ehrlich und muthig die deutschen und preußischen Schä-

den berührt und sind mit dem alttestamentlichen Propheten Stahl-Samuel nicht säuberlich, jedoch immer noch fast zu glimpflich umgegangen. Ich nenne den in seiner Wirksamkeit heillosen Mann den Samuel Berlins, der seinem Herrn wol den orientalischen König absolutester Salbung und Gnade, aber nicht den germanischen Herrscher, wie er heute sein kann und sein soll, mit hinterpommerscher Junkerorthodoxie und häufig wol mit unbewußter juristischer Sophisterei und Wortklauberei auslegt. Wie das böse Wespennest Ihre oft etwas herb und eisig hineingeblasenen Windhauche schon fühlt, hat Leo in einem Schmähartikel bewiesen, jener Narr des bodenlosesten Absolutismus, dessen tolles verworrenes Gebrüll doch vielen Hohen und Höchsten eine liebliche Musik däucht, die aber eher Rabengekrächze des Unheils als Nachtigallenschlag eines deutschen Frühlings zum Nachklang wecken wird.

Also herzlichsten Dank und treuesten Händedruck, daß Sie für den Geist und für den rechten christlichen Geistesdienst und für die freie Genossenschaft so ritterlich kämpfen, und zwischen den Wörtern Kirche (wohinein die ganze dicke düstere Pfaffheit sich ballen kann und sich listig und heuchlerisch immer hineingeballt hat) und der Gemeinde klar und herrlich die Unterschiede gesetzt haben, daß Sie die Idee der echten presbyterianischen Kirche festhalten, von welcher wir leider in den meisten Landsorten des Vaterlandes viel zu fern stehen. Auch Ihre Aushiebe auf die Jesuiten sind gut, ja sie scheinen mir nothwendiger, als selbst Sie meinen. Ach! bei der politischen Abspannung der Zeit, eine natürliche Folge der augenblicklich oft zu starken Anspannung, wie aus nervöser Uebereilung des schwächlichen kranken Körpers, ist die Jesuiterei, die politische, wie die religiöse, gefährlich genug. Von deutschen jüngeren und jüngsten politischen Uebeln und Leiden und Leidenschaften, was soll man wieder sagen und klagen? Gott bewahre uns vor dem dritten rothen Act! Die Fürsten und der Bundestag scheinen mit Gewalt darauf hinzuarbeiten. Solche greuliche Possenreißer und Schelme wie die Herren Hannibal Fischer und Hassenpflug gehören auch dazu, wie die deutsche star-chamber, welche die hannoverischen Minister sich eben gegen weigernde und sträubische ehrliche Männer geschaffen haben. Während es unten und oben so bei uns geht und läuft, fährt der Aelteste hinter und hoch über unserer Narrenbühne mit seinem Donnerleichenwagen von Krieg, Pest und Theuerung über die erschrockene und doch nicht genug erschreckte Welt hin.

Damit ich nun meinem Verehrtesten nicht Alles und Jedes zu loben scheine, will ich dem berühmten und vortrefflichen Schriftsteller einen großen Sprachfehler aufmutzen, den er immer begeht; er sagt dulden, tragen, hoffen zu lernen, es muß aber deutsch heißen tragen, stehen, dulden, schreiben lernen. Das gilt wie das französische j'ose vous dire, wo man nimmer sagen darf j'ose de u. s. w.

Und nun zum Schluß: Gebe Gott Ihnen einen schönen heiteren Winter in der Luft und im Herzen und vor Allem im Hause! Also Muth und Freude und treueste Grüße Ihrer vortrefflichen Engelsmama.

In deutscher Treue Ihr. E. M. Arndt.

Der edle Bischof Wessenberg antwortet am 1. November 1855 aus Konstanz auf die Uebersendung der Schrift:

Gleich nach dem Erscheinen Ihrer „Zeichen der Zeit" habe ich mir diese gehaltvolle Schrift angeschafft und hatte sie auch schon größtentheils mit großer Aufmerksamkeit und vieler Erbauung gelesen, als mir Ihre sehr werthe Zuschrift vom 23. October mit dem freundlichen Geschenk eines Exemplars derselben zukam, wofür ich Ihnen herzlich danke. Ihr Buch ist fürwahr ein kräftiges Wort zu rechter Zeit, und ich darf hoffen, daß der darin ausgestreute Samen in unserem lieben Vaterlande gute Früchte bringen werde. Möchte nur sein wichtiger Inhalt auch in den höheren Regionen empfängliche Ohren und erfolgreiche Beherzigung finden! Gerade über die Gegenstände, welche Ihr Buch beleuchtet und erörtert, sind selbst in den gebildeten Klassen, auch in derjenigen der Staatsdiener, gründliche Kenntnisse und Einsichten am wenigsten verbreitet. Diesem Uebelstand abzuhelfen ist ein wahres, dringendes Bedürfniß der Gesellschaft und es freut mich ungemein, daß Sie Ihre gegenwärtige Muße dem Streben nach seiner Befriedigung widmen. Sie können sich leicht vorstellen, welchen schmerzlichen Eindruck die neuesten kirchlichen Wühlereien auf mich machen mußten. Würden unsere geistlichen Oberhirten nur die Hälfte des Eifers und der Rührigkeit, welche sie in ihrem Feldzug gegen die Regierungen, um sie aus allem Einfluß auf das Kirchliche zu verdrängen, an den Tag gelegt haben, einer wahren Wiedergeburt und Erweckung des christlichen Sinnes und Lebens zugewendet haben, wir hätten allen Grund, ihnen dafür dankbar zu sein. Ihre ungestümen Forderungen zeigten aber nur zu deutlich, daß es ihnen nur um unbeschränkte Macht zu thun sei, um die Kirche wieder in die mittelalterlichen Zustände zurückführen zu können. Solchem Bestreben mit Würde und Nachdruck entgegenzutreten, war die Aufgabe unserer Regierungen. Wie schwach, wie schüchtern, wie planlos aber diese sich in einer so hochwichtigen Angelegenheit benahmen, ist bekannt. Die Gestattung von Missionen der landstörenden Jesuiten war der erste ungeheuere Misgriff. Ein anderer war, daß die Fürsten der Oberrheinischen Kirchenprovinz sich nicht über ein vereinigtes und gleichmäßiges Benehmen verständigten, sondern, ein jeder für sich, auf verschiedenen Wegen aus der Verlegenheit zu ziehen suchten. Nachdem die vereinten Bischöfe öffentlich ihren Entschluß kundgethan hatten, im Fall der Nichtgewährung ihrer Forderungen eigenmächtig zu ihrer Befriedigung vorzuschreiten, wer hätte es

den Regenten verargen können, wenn sie gemeinsam erwidert hätten: daß es ihnen bei dem besten Willen unmöglich sei, sich zu einer Unterhandlung und zu Zugeständnissen zu verstehen, bevor nicht jene ungebührliche Drohung förmlich widerrufen sein würde? Das Unterbleiben dieser allein der Würde der Regierungen angemessenen Erwiderung hatte zur Folge, daß das Verfahren der letzteren schwankend und ungleich wurde und sich in ein Labyrinth von Inconsequenzen verwickelte, während die Bischöfe immer rücksichtsloser voranschritten. Anstatt vom Römischen Stuhl eine ernste Zurechtweisung der Bischöfe wegen ihres gesetzwidrigen Gebarens zu verlangen, ließ man sich in vereinzelte Unterhandlungen ein, die voraussichtlich zu keinem Ergebniß führten. Und jetzt erscholl wie ein Donnerschlag die Nachricht eines von Oesterreich abgeschlossenen Concordats, dessen Inhalt, wenn er sich erwahren sollte, alle Aussicht auf eine dem Zeitbedürfniß entsprechende Gestaltung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche versperren würde. Es wäre nun wenigstens sehr erwünscht, wenn, sobald die Urkunde jenes Concordats amtlich veröffentlicht sein wird, ein Sachkundiger sich einer gründlichen Beleuchtung dieser Acte und deren vorherzusehenden Folgen unterziehen würde.

Vorstehende vertrauliche Mittheilungen mögen genügen, Ihnen den Gesichtspunkt zu bezeichnen, von dem ich die ganze Angelegenheit betrachte, deren Ausgang für unsere Zukunft einen so entscheidenden Einfluß haben wird.

Als eine weitere Stimme aus dem großen Kreise von Katholiken, die in vertrauten Freundesbeziehungen zu Bunsen standen, führen wir aus einem längeren Schreiben von Professor Ambrosch in Breslau die folgende Stelle an:

Müßte nicht auch ich den herrschenden Pestilenzen einen gelinden Tribut zollen, so würden Sie einen dicken und vielleicht sogar gedankenreichen Brief erhalten; denn als ich Ihr mir ebenso werthvolles als in dieser Ausdrucksweise unerwartetes Geschenk studirt hatte (was, nebenbei gesagt, sofort geschah), fuhr mir ja ein infandum iubes renovare dolorem durch Kopf und Gemüth. Wie, dachte ich, wenn Bunsen, der ganz freistehende Mann, so tief von unserem Elende ergriffen ist, wie kannst du dich wundern, wenn du hier seit mehr als zwanzig Jahren mit fast ganz gleichen Ansichten zwischen Heiden und Juden gestellt und bei deinem Versöhnerwerke ohne Unterlaß von den Dornen der Parteileidenschaften blutig geritzt, je länger je mehr bald der Wehmuth, bald dem Zorne anheimfällst! Ihr Werk machte es mir recht klar, wie meine Stimmung keineswegs etwa auf Rechnung meines nicht hellen verstimmten Leibes zu setzen, sondern daß vielmehr der stille Schmerz, der in mir zehrt, jetzt in den Herzen von Tausenden christlicher Patrioten nagt; jener Patrioten, die es nicht vergessen

können, daß sie einst ein Vaterland besaßen, in welchem Humanität und echte Bildung als höchstes Ziel der Einzelnen wie der Nation galt. Jene goldene Zeit liegt hinter uns, viel weiter hinter uns, wie es der außerhalb unseres Staates — und namentlich Provinzialgetriebes — Stehende wissen und ahnen kann; und eben in dieser Beziehung dürften Ihnen rückhaltlose Mittheilungen von meiner Seite Manches bieten, was nicht so leicht in die Tagesliteratur übergehen kann.

Allein ich müßte Ihnen dann ein kleines Buch schreiben, denn die innere Entwickelung Schlesiens seit zwanzig Jahren ist beinahe ein kleiner Weltspiegel für den, der Augen hat. Das aber vermag ich jetzt nicht, und so begnüge ich mich für diesmal mit dem Ausdrucke meines herzlichsten Dankes und meines Consensus im Allgemeinen; meines herzlichsten Dankes, weil es für mich ein schönes Gefühl ist, bei Ihnen die Ueberzeugung voraussetzen zu dürfen, daß ich auch jetzt noch in Bezug auf Principalfragen derselbe bin, der ich am Brunnen von Grotta ferrata war, wo wir einst, im Beisein Ihrer Frau Gemahlin und Kestner's, ganz analoge Themata behandelten, wie Ihre letzten Werke behandeln. Ich sage, diese Ihre Ueberzeugung thut mir sehr wohl, denn ich bin in der That ganz derselbe geblieben und stehe eben darum hier ganz einsam in dieser zwischen Materialismus und Parteileidenschaft getheilten Stadt, sodaß für mich längst eine Nothwendigkeit wird, was der Dichter heißt:

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen vor des Lebens Trug.
Wahrheit ist nur in dem Reich der Träume...

Sie sind der einzige und erste preußische Staatsmann, der es wagt, mit dem Muthe des Ehrenmannes, mit der Glut des Patrioten und mit der Wärme und Liebe des wissenschaftlichen Christen seinen Schmerzensschrei hineinzurufen in das neue Babylon und unter die Baalspriester. Das wird Ihnen weder Mitwelt noch Nachwelt vergessen. Aber ändern? Nein, ändern werden Sie nichts! Nach meiner Ansicht kommt auch diesmal menschliche Hülfe zu spät. Aber Gott wird ändern....

Der frühere preußische Cultusminister Eichhorn äußert sich folgendermaßen:

Gleich nach dem Auseinanderschlagen des Buches und dem ersten Hinsehen in seine Spalten fühlt' ich den frischen Lebenshauch, der das Ganze durchwallt. Da sind keine Gedanken und Worte zu finden, wie Manche sie erwarten mochten von einem Manne, der den älteren Jahren sich nähert und daher aus den Stürmen der Zeit gleich einem Greis heimkehren wolle still auf gerettetem Boote, nein, im Gegentheil, da pocht und springt der frischeste Lebensmuth eines Jünglings, der mit tausend Masten erst in

den Ocean schiffen will, oder eines jungen hellenischen Helden, der im Schmuck glänzender Waffen in den Trojanischen Krieg zieht.

Sie haben es, verehrtester Freund, nirgends darauf abgesehen, Frieden und Versöhnung zu stiften, Krieg, ernstlicher Krieg ist fast bei allen Fragen die Losung. In der That würde man auch die Geschichte und das Leben ganz misverstehen, wenn man der Gegenwart nichts Anderes als Frieden und Versöhnung predigen wollte. Es sind zu viele Streitfragen herangewachsen; bei einem großen Theile derselben hängt dem Pneumatischen noch zu viel Fleischliches an, das einen sehr gründlichen und ernstlichen Reinigungsproceß, der wesentlich nur Krieg sein kann, nöthig macht. Hauptsächlich ist es der alte, die ganze Geschichte durchziehende Gegensatz, Gesetz und Evangelium, welcher die vielen Streitfragen aufbringt. Während die Einen nur im Gesetz Ordnung und Erhaltung, Dauer und Bestehen sehen, und deshalb oft der Neigung verfallen, dem religiösen Bewußtsein eine Zwangsjacke umzuhängen, welche das wahrhaft Religiöse ganz erstickt, geben die Anderen ihrem Evangelium, ihrer Gewissensfreiheit eine Ausdehnung, daß Alles ins Maßlose verfliegt, und man am Ende gar nicht wissen und sagen kann, was denn dasjenige sei, was das (religiöse) Gewissen in seiner letzten Anspannung und intensivsten Intensität als Gewisses wirklich besitzt.

Der Gegensatz kann nicht aufgehoben werden durch die Wissenschaft; im Gegentheil bedarf ihn diese unerläßlich zu allen ihren Festsetzungen und Aussprüchen auf ihrem Gebiete der Demonstration. Ein alter Schüler und Verehrer von Aristoteles, wie Sie, wird gewiß dagegen keinen Widerspruch erheben. Er wird nur überwunden durch die Einkehr, den Besitz, die Gemeinschaft dessen, der gesagt hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Ueber die Wirkung, welche Ihr Buch hier hervorgebracht hat, können Sie nach den vielfachen Aeußerungen, welche darüber schon in die Oeffentlichkeit getreten sind, kaum mehr in Zweifel sein. Es ist wie ein Feuerbrand in die Lager der verschiedenen Parteien gefallen, und hat alle Schlummernden wach und in den Kampf gerufen. Die Einen jauchzen Ihnen zu und rufen lärmend: Eheu triumphe! Ihre Zahl ist groß, es sind jedoch viele darunter, deren Beifall einen nur geringen Werth für Sie haben möchte. Die jenen Gegenüberstehenden sind wesentlich noch still, sie scheinen selbst durch Ihren unerwarteten und lebendigen Anprall verblüfft zu sein, wie die matten ersten Aeußerungen des maßlosen Leo und des sonst gern stolz vom Pferde redenden Hengstenberg andeuten. Doch trauen Sie dieser Stille nicht. Sie wird gewiß bald einem donnernden Kriegesruf, und zwar nicht in bloßen Drohungen, sondern in stürmischem Angriff gegen Sie Platz machen. Daß dabei die Gesetze des Anstandes und der Urbanität verletzt werden, glaube ich jedoch nicht fürchten zu dürfen,

denn auch Sie haben sie trotz aller Lebhaftigkeit der Opposition nie aus den Augen gelassen. Unter denen, die den Jauchzenden, von denen eben die Rede war, gegenüberstehen, unter den noch Stillgebliebenen, die bei Ihrem Buche mehr oder minder Widerspruchslust empfinden, sind jedoch nicht lauter Gegner von Ihnen, vielmehr zählen Sie darunter nicht wenig Freunde und Verehrer. Diese finden es vielmehr ganz in der Ordnung, daß den intoleranten lärmmachenden Romanisirenden und Confessionalisirenden auch einmal ein ernstes, wenn auch wie Donner tönendes Quos ego entgegengerufen wird....

Der Kirchenrechtslehrer Richter in Berlin schreibt wie folgt:

Die Maßlosigkeit, welche jetzt unter dem Namen der „Entschiedenheit" zu einer förmlichen Tugend geworden ist, beklage ich täglich. Um so tiefer ist mein Interesse an den „Zeichen der Zeit" gewesen, und dieser meiner aufrichtigen Betheiligung hat der Umstand, daß ich hier und dort von den Ansichten des verehrten Verfassers abweiche, nicht einen Augenblick Eintrag gethan; im Gegentheil, ich habe mich um so mehr zu aufrichtigem Danke verpflichtet gefühlt, als mir die Noth der Zeit in einer von des Kurfürsten königliche Hoheit veranlaßten Prüfung der hessischen Zustände aufs neue vor die Augen getreten war. Das Ergebniß dieser Erörterung überreiche ich Ew. Excellenz in dem anliegenden Gutachten. Ich habe dasselbe ausgearbeitet, kaum genesen von der langen Krankheit, die mich schon im vorigen Jahre in elender Verfassung von Soden nach Heidelberg getrieben hatte, und fast erdrückt von den Pflichten meines Amtes, die, wie Ew. Excellenz aus der Constellation erkennen wollen, jetzt doppelt schwer sind. Diese ungünstigen Verhältnisse werden denn auch meiner Arbeit gar sehr anzumerken sein. Eins aber wird sie doch für sich in Anspruch nehmen dürfen. Ew. Excellenz haben irgendwo im zweiten Bande der „Zeichen der Zeit" mir das Prädicat redlich gegeben, und das ist nicht wenig in einer Zeit, die bis zum Ekel voll ist von Heuchelei und Uebertreibung. So Gott will, wird mein Gutachten auch als der Ausdruck einer redlichen Gesinnung erfunden werden.

Consistorialpräsident Agricola schreibt aus Gotha:

Mich hatte schon vorher Dein herrliches Buch über den Hippolyt, insbesondere Deine mit den meinigen, durch mein ganzes Leben innerlich gewonnenen, wunderbar übereinstimmenden Ansichten über unser Verhältniß zu Gott herrlich gestärkt und erhoben, und ich hatte mir fest vorgenommen, Dir meine Ueberzeugung auszusprechen, daß diese Deine Anschauungen und Begründungen, wäre auch die trübe Jetztzeit dazu noch unfähig, doch der Zukunft ein leuchtender Wegweiser sein würden. Die täglichen Geschäfte

hatten mich aber nicht dazu kommen lassen. So nimm sie denn jetzt hin, diese meine gewisse Ueberzeugung und Hoffnung....

Nachdem ich gestern den mit Nr. I überschriebenen Artikel der Kreuzzeitung über Deine mir schon vor mehreren Tagen zugekommenen beiden Bände der „Zeichen der Zeit" gelesen, fühle ich mich nur um so mehr aufgefordert, Dir für dieses der ganzen vernünftigen, mit Gewissen geschaffenen Lesewelt gemachte Geschenk den lebhaftesten Dank zu sagen. Gewiß, ich habe mir von jenem Blatte kein sonderliches Urtheil über Dein dasselbe gehörig würdigendes Buch versprochen; aber ein solch oberflächliches, schulmeisterlich wortklauberisches Geschreibsel des Kreuzzeitungs-Mannes Leo hätte ich doch kaum für möglich gehalten.

Hier möge weiter ein Brief des Kirchenhistorikers Karl Hase aus Jena folgen:

Es bedurfte zwar des geschriebenen Wortes nicht, da Sie wußten, wie unter den Tausenden, welche im Geiste die gesegnete Hand drücken, von der die „Zeichen der Zeit" geschrieben sind, ich auch mit stehe, aber mir ist es ein Bedürfniß, wenigstens mit ein paar armen Worten es auszusprechen. Lange habe ich kein Buch mit solcher inneren Befriedigung gelesen, mit solcher Freude, daß es geschrieben ist als eine christliche That. Wie oft habe ich dabei gedacht: geradeso möchte ich's gedacht und geschrieben haben! und doch ist es so viel besser, daß Sie es geschrieben haben. Tzschirner sagte einst zu mir, als ich gegen Dr. Hahn in dem Büchelchen von der Leipziger Disputation zuerst den exclusiven Supranaturalismus angegriffen hatte: „Es ist gut, daß es geschrieben ist, aber Sie sollten es nicht geschrieben haben", was sich nur auf meine damalige Lage in Sachsen bezog, die dadurch untergraben wurde. Hier findet der entgegengesetzte Fall statt: das Wahre und Edle an sich erhält dadurch noch eine besondere Bedeutung, daß unser Volk es aus Ihrem Munde hört, unser Volk und seine Fürsten. Es kommt mir vor dieses Buch wie der Morgenstern, der aus einer schwülen nebelhaften Nacht heraussteigt, und ich begrüße es als ein Zeichen der Zeit, daß die bösen Nebel bald fallen werden.

Aus Leipzig schreibt Constantin Tischendorf:

Kann ich nun gleich nicht mehr unter die Ersten zählen, die Ew. Excellenz Rückkehr zu einer freudigen Begrüßung benutzt, so möchte ich doch nicht als einer der Letzten dastehen in der Freude darüber, daß Sie der vaterländischen Kirche ein Buch dargeboten, das des deutschen Charakters so voll ist durch seinen Ernst und seine wissenschaftliche Begründung, wie durch seinen Freimuth und seine Begeisterung. Ich hatte es darauf abgesehen, meine Erbauung an Ihren Briefen und, wenn ich so sagen darf, mein Verhältniß zu denselben Ew. Excellenz in ausführlicher Besprechung

vorzulegen. Die Besprechung, für die ich Leo's Ausfälle bestens zu nutzen gewußt, war fürs „Dresdener Journal“ bestimmt, hat aber des Herrn Minister-Redacteurs Billigung nicht gefunden. Dies letztere begreife ich freilich nicht, nachdem eins der geringschätzendsten Urtheile daselbst inserirt worden. Meine Arbeit gedenke ich später in anderer Weise zu verwenden. Vor Allem muß man Ihren Briefen von Herzen den größten Erfolg in Sanssouci wünschen. Mit mir und so vielen Anderen hofft sie Alexander von Humboldt, der die unverhohlenste Anerkennung aussprach, als ich mit ihm Ende October von der königlichen Tafel heimkehrte. Der König selbst sprach nicht mit mir davon, obschon er mich durch seine Unterhaltungen sehr hoch auszeichnete....

In einem Briefe des Professors Dieterici heißt es:

Ihre „Zeichen der Zeit“ sind ein Ereigniß in unseren trüben Tagen, ich habe das Werk mit höchstem Interesse gelesen und habe mich unendlich gefreut, daß Ew. Excellenz mit solcher Gelehrsamkeit, solcher Kraft, solcher Würde, Humanität und überzeugender Darstellung einen Spiegel dem verderblichen Treiben vorgehalten haben. Das ist wahres Christenthum, welches diese Schrift durchglüht. Schwerlich hat Stahl's Antwort Sie irgendwo empfindlich berührt. Seine Entgegnung ruft immer neue Schriften hervor. J. Müller ist unerwartet dreist hervorgetreten. Noch Andere folgen. Ueber die öffentliche Meinung und das Urtheil aller Gebildeten können Ew. Excellenz nicht im Zweifel sein!

Mit Bezug auf einen Brief Schmieder's, der auf Antrieb Göschel's Bunsen über sein Auftreten gegen Stahl als ungehorsam gegen die Kirche vermahnt hatte, schreibt Richard Rothe:

Ich verstehe die Empfindungen ganz, mein innig verehrter Freund, mit denen Du den Brief unseres theuren Schmieder gelesen haben wirst. Die aufrichtige Liebe des Freundes wirst Du bald herausgefunden haben; aber daß ein alter Freund Dich so wenig versteht, wird Dich schmerzlich überrascht haben. Eine Aufforderung, uns vor dem Herzenskündiger darüber zu prüfen, was man im innersten Grund der Seele meine und wolle, und wie man mit ihm daran sei, ob unsere Absichten auch vor ihm lauter seien, kann uns ja nie zu oft kommen, und wir werden ihr immer mit Dank gegen den, der sie an uns richtet, Folge leisten. Aber freilich, wer Deinem öffentlichen und schriftstellerischen Leben gefolgt ist, dem kannst Du in den „Zeichen der Zeit“ nicht verändert erscheinen; sondern nur, wie sehr die Zeit in Deutschland (und wahrlich auch nicht im deutschen Volke selbst) sich verändert hat, mag ihm daraus sehr anschaulich werden. In dem Punkte werden wir Schmieder und Göschel nicht unrecht geben können, daß ein Schriftsteller, der sich über Materien wie die von Dir besprochenen

an einen so weiten Leserkreis richtet, unvermeidlich der Gefahr ausgesetzt ist, vielfach von solchen, mit denen er nicht sympathisiren will und darf, als ein mit ihnen Einverstandener angesehen zu werden. Dies habe ich immer für die Hauptschwierigkeit gehalten bei Deinen „Zeichen der Zeit", und ob Du vielleicht bei deren Fortsetzung im Stande sein wirst, solche Misverständnisse noch wirksamer auszuschließen, wirst Du ja ohnehin erwägen. Aber ich glaube nicht, daß Du die Gemeinschaft und zwar die christliche Gemeinschaft mit einem so weiten Kreise Deiner Leser wirst ablehnen wollen, als unser Schmieder und seine dortigen Freunde es Dir zumuthen. Es ist ein schweres Kreuz in unseren Tagen, daß so viele Christen die Wirkungen Christi und seines heiligen Geistes da, wo sie offen zu Tage liegen in der von ihm gelenkten Geschichte seiner Christenheit, nicht sehen, weil sie gewöhnt worden sind, sie nicht da zu suchen, sondern an einer ganz anderen Stelle, an der dann freilich gar wenig davon zu sehen ist. Diesen Freunden gegenüber sind wir übel daran, die wir in der Geschichte der letzten hundert Jahre nicht lauter Revolution, Freigeisterei und Antichristenthum sehen können, und wir müssen uns nur damit trösten, daß die Christen anderer Nationen, die aus ihren öffentlichen Zuständen ein Verständniß haben von der wesentlichen inneren Beziehung zwischen Christenthum und Freiheit, auch nicht anders urtheilen als wir. Wir, theurer Bunsen, sind tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Christenheit (nicht pure die Welt) unserer Tage nur an einen undogmatischen Christus mit voller innerer Wahrheit glauben kann. Der Christus der Theologen, d. h. der wirkliche Christus in der Verhüllung, in welche die Geschichte ihn seinerzeit mit Nothwendigkeit gekleidet, aus der sie ihn aber ebenso auch selbst wieder seit mehreren Generationen entpuppt hat, wird nie wieder für die Christenheit im Großen ein Gegenstand des Glaubens werden — dem undogmatischen Christus aber, wie ihn das mit aller Strenge gewissenhafter Geschichtsforschung behandelte Neue Testament uns zeigt, dem schlagen auch jetzt noch tausend Herzen in demüthig freudigem Vertrauen und anbetender Beugung entgegen unter denen, welche sich von dem Christus der Theologen entrüstet abwenden. Diesen unbewußten Christen zum Bewußtsein um ihr thatsächliches Christenthum zu helfen, das wäre die schöne Aufgabe derer, die den Herrn Jesum lieb haben und auf ihn allein ihr Vertrauen setzen in unseren Tagen. Wenn Du für diesen Zweck, mein theurer Freund, die Gaben, welche Du von Gott empfangen, mit männlichem Ernst und jugendlichem Feuer anlegst, so laß es Dich nicht gereuen. Irgendeinmal werden Dir Deine Freunde alle noch die Hand dafür drücken. Bleiben wir getrost bei unserer Ueberzeugung, daß die innere Wahrheit des Christenmenschen schlechterdings die Freiheit zu ihrer Bedingung hat, und schauen wir vertrauensvoll nach vorwärts hin, nicht zurück in das für immer verlorene Paradies des siebzehnten Jahrhunderts.

Einem Briefe von Bleek in Bonn (aus Münster) entnehmen wir die nachstehende Stelle:

Mit sehr großer Befriedigung habe ich kurz vor meiner Abreise aus Bonn hierher — zum Candidatenexamen — Ihre sechs Briefe an Arndt gelesen, und ich zweifle nicht, daß dieselben gerade durch die große Milde und Umsicht in der Behandlung einer der wichtigsten Zeitfragen in weiten Kreisen einen guten Eindruck machen und sehr wohlthätig wirken werden. Ich bin sehr gespannt auf die vier folgenden Briefe gegen Stahl.

Aus Berlin schreibt unter Anderen Twesten an Bunsen:

... Ueber gar Vieles würde ich mir Gelegenheit wünschen mich mündlich mit Ihnen besprechen zu können. Ganz gewiß würden wir uns über Vieles verständigen, wofür Sie bei der jetzt besonders in unserem nächsten Vaterlande vorherrschenden theologischen Richtung vielleicht wenig Empfänglichkeit hoffen dürfen. Es fehlt nicht viel, so komme ich zu der allerdings für die Schätzung des Kirchenthums, wie ich nicht übersehe, nicht unbedenklichen Ansicht, daß das wahre, lebendige Christenthum nach Gottes Absicht eine Sache des gläubigen, zum Bewußtsein desjenigen, in welchem wir leben, weben und sind, erhobenen Gemüthes, alles Andere aber nur Mittel und Bedingung sein soll, um dahin zu gelangen.*)

Zu den mannichfachen Nachwirkungen, die sich von dem merkwürdigen Buche verfolgen lassen, gehört auch, daß viele ihm bisher Unbekannte sich an Bunsen wandten, ihm Schriften oder anderes Material zusendend. So schreibt der Lehrer Dürre in Weinheim:

Nach Lesung Ihres Werkes „Die Zeichen der Zeit" mußte ich einer Schrift gedenken, welche, wenn ich nicht irre, im Jahre 1840 in Lyon erschienen ist und den Titel führt: „Les souffrances du Catholicisme en Europe par l'abbé Védrine, curé de Lubersac." ... Nach einer Uebersicht sämmtlicher Staaten heißt es in dieser Schrift von Preußen:

„La Prusse, ce royaume détestable, composé de lambeaux de peuples mutilés par le glaive des potentats et créé tout exprès pour combattre l'église de Dieu, remplit fidèlement sa destinée.

„Misérable peuple, infame roi. Frédéric Guillaume IV marche scrupuleusement sur les traces de son vieux père; mais Dieu veille sur son église. Il y a une justice providentielle qui saisit les coupables, quand la mesure des crimes déborde et qui balaie de la surface de la

---

*) Eine Reihe anderer Briefe von Theologen und Nichttheologen — Männern wie Hoffmann, Thielen, Dorner, Schmieder, Kerlen, Redepenning, Gerhard, Schnorr, Merle d'Aubigné, Pressensé und viele Andere — mußten hier aus Rücksicht auf den Raum übergangen werden.

terre les peuples et les rois coupables de grandes prévarications. Le persécuteur de Clément Auguste est mort dévorée par une maladie pédiculaire, et qui sait, si son successeur ne finira point sa race?"

Diese Schrift, welche in allen Buchhandlungen der Congregation in Lyon zu haben war und keineswegs von dem hohen Klerus, namentlich nicht vom Cardinal de Bonald desavouirt worden ist, scheint von einer gewandten Feder geschrieben und einem armen Landpfarrer in die Schuhe geschoben worden zu sein. Als in jener Zeit die Hoffnung einer Rückeroberung der Rheinprovinzen in Frankreich entbrannte, suchten die Jesuiten auch im Trüben zu fischen, indem sie diese Schrift und ähnliche Zeitungsartikel vom Stapel ließen. Bei den anmaßenden und maßlosen Worten des Bischofs von Ketteler handelt es sich gewiß um Revolutionirung der katholischen Rheinprovinzen, des Münsterlandes u. s. w....

Ew. Hochwohlgeboren wollen einem ziemlich obscuren Manne, welcher den alten Arndt im Jahre 1811 zum ersten male sah, welcher von dem Lützow'schen Corps einige bedeutende Männer kennt, und auch die Leiden des Jahres 1819 getragen hat, jetzt hier, obgleich noch nicht 60 Jahre alt, als Invalid lebt — Ew. Hochwohlgeboren wollen einem solchen Manne seine Freiheit, die er sich durch diese Worte genommen, verzeihen....

Die „Zeichen der Zeit" sind eine That, nicht blos ein Buch. Preußen, das allen Angriffen gegenüber keinen stärkeren Schild hat als die Gewissensfreiheit seiner Unterthanen, könnte sich daraus die Mittel seiner Rettung — darum handelt es sich — erlesen. Aber es ist unter den jetzigen Lenkern dazu keine Aussicht. Man wird Leute finden, die zu widerlegen bereit sind. Freund Menzel, der geborene Katholik, hat sich schon vernehmen lassen, und die „Allgemeine Zeitung" stützt sich auf seinen Ausspruch. Dagegen schreibt mir ein würtemberger Theolog: „Es ist das erste Leuchten der Morgenröthe an dem Nachthimmel der kirchlichen Reaction."

Director Hauschild in Leipzig schreibt in ähnlicher Weise:

Zu den „Zeichen der Zeit" gehört auch der auf S. 58 der „Leipziger Blätter" abgedruckte Stundenplan für die preußischen Gymnasien. Erlauben Sie mir, dem Director eines „Modernen Gymnasiums", Ihnen diesen Plan zur besonderen Beachtung und gelegentlichen Kritik hierdurch zuzusenden. Meine Stimme in diesen Blättern dürfte bald verhallen; die Ihrige nicht, sie möge sich hören lassen, wo und wann sie wolle.

Dem Briefe eines Grafen P. entnehmen wir die folgende Stelle:

Ihr „Hippolyt" und noch mehr Ihre „Zeichen der Zeit" haben mir die Augen geöffnet. Ich verehre ebenso sehr die tiefe Wahrheit Ihrer Worte als den edlen Muth, sie auszusprechen. Stahl hat Sie wie ein

Bandit angegriffen. Glücklicherweise konnten weder seine Dolche noch sein Gift Sie erreichen. Ihre Popularität wird nur dadurch steigen und bei allen Denen felsenfest bleiben, die wünschen und hoffen, daß das Christenthum endlich im Menschengeschlecht eine selige Wahrheit werde.

Gott segne Ihr edles Streben, und möge die Infamie der Heuchler und Verdunkler aus Eitelkeit und niedrigem Interesse zertreten werden, wie sie es verdient.

Ein höherer Militär schreibt an Bunsen:

Ew. Excellenz verdanken es allein der Stellung, welche Sie als Staatsmann und Gelehrter vor mir einnehmen, daß ich Sie nicht mit einem langen Briefe belästige, zu dem Ihre „Zeichen der Zeit" mir den stärksten Antrieb geben. Sie gelten mir als ein Wort nicht blos zu seiner, sondern auch zur höchsten Zeit. Denn ich sehe in den religiösen und kirchlichen Zuständen — Norddeutschlands wenigstens — die Wellen der rückschlägigen Bewegung immer höher steigen und immer mehr die Begriffe der Freiheit, zu der Christus und die Apostel uns berufen haben und die die Geschichte uns anweiset, wegspülen oder unter kirchenpolitischen, juridischen und confessionellen Formeln, Gesetzen, Satzungen und Machtsprüchen verschütten. Da ist also die höchste Zeit, daß gegen eine solche Flut von starker Hand ein Damm aufgeführt und dem Staate wie der Kirche ein gleich wesentlicher Dienst geleistet werde.

Ein Kaufmann aus Baiern macht folgenden Vorschlag:

Ew. Excellenz „Zeichen der Zeit" habe ich mit ungemein großem Interesse gelesen, und der Wunsch, daß auch der ärmste protestantische Pfarrer in Baiern das Werk sich anschaffen könne, gibt mir den Muth, Ew. Excellenz gehorsamst zu bitten, den Verleger zu einer gedrängt gedruckten Ausgabe auf ordinärem Papier zum möglichst billigen Preise gütigst veranlassen zu wollen.

Wir schließen diese Auszüge mit dem Briefe eines Juden:

„Die Zeichen der Zeit" und zwar die sieben ersten Briefe waren diese Woche die Lektüre des Unterzeichneten. Mit ihnen weihte ich mir das Jahr 1856. Mein Herz drängt mich, Ew. Excellenz in Dankbarkeit zu nahen.

Mein Name ist Ihnen voraussetzlich unbekannt, meine äußere Stellung ist auch nicht bedeutend genug, mich Ihnen nahen zu dürfen. Indeß Dankbarkeit ist nicht Bedürfniß des Dank Empfangenden, sondern des Dankenden, und so darf auch der Niedere, wenn er nur danken will, dem Hochgestellten, der Namenlose dem Manne sich nahen, den ganz Europa als eine Zierde des Geistes kennt.

Ew. Excellenz Grundgedanke, daß die Sittlichkeit, die Gewissenhaftigkeit eine von Gott jedem Menschen verliehene Gabe ist, und daß alles Kirchenthum nur den Zweck haben kann, diese göttliche Gabe weiter zu entwickeln, zu kräftigen, nicht aber den, das Gewissen seiner Freiheit zu berauben, mit Machtgeboten demselben entgegenzutreten;

ferner, daß der Staat, der sich als ein wirklich religiöser und christlicher, als auf der wahren Religiosität aufgebaut und seine Institutionen in ihr wiedergeboren weiß, daß diesem das Gewissen das Höchste, dessen Freiheit das Heiligste sein muß, und daß der Staat, welcher dem Gewissen staatlichen Zwang auflegt, eben aufhört religiös zu sein und das Vertrauen zur absoluten Macht der Wahrheit nicht kennt, diese Grundgedanken waren von jeher der Mittelpunkt meines geistigen Daseins.

Wenn ich Ew. Excellenz sage, daß ich Jude bin, so verstehen Hochdieselben sofort, wie eine siebzehnhundertjährige Leidensgeschichte meiner Glaubensgenossen, wie die Aussicht auf die Wiederkehr derselben, wenn die Partei, die Ew. Excellenz bekämpfen, die Herrschaft wieder erlangen könnte, mir die Dankbarkeit für Hochderen Wirken dictiren, wovon Worte nur ein schwacher Ausdruck sein können.

Wir unterbrechen an dieser Stelle die Reihe der Auszüge aus dem Bunsen'schen Briefwechsel, um aus einer poetischen Zuschrift an eine Freundin den Nachweis zu führen, mit welcher schlichten, echt deutschen Innigkeit derselbe an unserem Volksliede hing. Sie lautet:

Charlottenberg, 29. Juli 1855.

Fräulein Charlotte Williams Wynn beim Abschied.

(Mit Pocci's Volksliederbuch.)

Dem Borne gleicht's, der aus der Flühe,
Ein Kind der Himmelsquellen dringt,
Dem Geist entstammt's, der ohne Mühe
Die angebor'nen Flügel schwingt.

Das Leben singt's mit seiner Klage,
Des Sinnens Ernst, der Liebe Lust:
Wie? wann? und wo? ist müß'ge Frage,
Es quillet aus der Menschheit Brust.

Nichts ist zu hoch für seine Klänge,
Nichts zu gering für seinen Scherz,
Was es auch träumte, was es sänge,
Es ist Dein eignes Menschenherz.

Geboren wird's ohn' Ruhm und Scheinen,
Aus armen Hütten klingt's hervor,
Durch Berg und Thal zieht's mit den Kleinen,
Und selten trifft's der Großen Ohr.

Ein Funke fliegt's hoch über Meistern,
Ein Lichtstreif in der Zeiten Bahn,
Und zündet in den edlen Geistern
Die heil'ge Flamme wieder an.

Du lauschtest unsern heil'gen Tönen,
Nahmst von mir an das ernste Buch,
So nimm jetzt, Freundin alles Schönen,
Auch dieses mit auf Deinen Zug.

Laß wechseln Ernst mit lichter Freude,
Gib frei Dich deutschem Liede hin,
Das singt von Herzens Lieb' und Leide,
Und auch von Deines Freundes Sinn.

Von Briefen Bunsen's aus dem Sommer 1855 schließen hier noch die folgenden sich an:

14. August 1855.

(An einen Sohn.) Also ich soll nach Berlin zur kirchlichen Conferenz! Der König schreibt mir unter Anderem: „Wenn Sie nicht kommen, so kann ich weder an Ihre Treue, noch an Ihre Liebe zu Ihrem alten Freunde glauben" — — und dann weiter: „Ich gehe in die Sache ein mit treuem Herzen, ich will allen guten Rath annehmen, aber Sie und Bethmann-Hollweg und Abeken und Hoffmann und Andere dürfen nicht fehlen." So geht es vier lange Seiten durch.

Ich schreibe dem Könige in aller Ehrerbietung morgen früh, daß ich komme, wenn Er mich ruft, daß Er aber vorher sich meine Briefe durch Hoffmann soll vorlesen lassen. Ich bin gebunden, nicht Er. Was ich geschrieben, ist mein Bekenntniß....

17. August 1855. ... Gestern sind zwei Briefe an den König abgegangen. Der erste vom 11., meine Zusage zum Kommen, des Inhalts: Auf Ihr Wort komme ich, wohin, wozu, wann Sie mich rufen. Ich bin gebunden zu kommen, aber Sie nicht, mich zu rufen, bis Sie meine Briefe gelesen.

Der zweite vom 15. enthält die Voraussetzungen, von denen ich ausgehe.

... Es muß von vornherein festgestellt werden (ich würde es als „previous question"*) vorbringen), daß es unzulässig sei, die Union des Consensus als Ausnahme zu stellen (Stahl). Jede Gemeinde ist unirt, die ihren Austritt nicht ausdrücklich erklärt; es gibt keine Union als durch Indifferenzirung des theologischen Dissensus, das andere ist Conföderation.

Si non — non.

Ich stelle kein Programm, sondern spreche für das einverstandene Ziel meine Voraussetzungen aus. Aber „der Brei wird, wie man ihn eingerührt", habe ich gesagt.

*) „Vorfrage".

22. August 1855. Mein Kommen nach Bonn und Rheindorf am Montag kann durch Zweierlei verhindert werden:

1) die erfolgte Ankunft Laboulaye's;

2) die zu erwartende Ankunft von Hoffmann.

Beides sind mir Erlebnisse, Berufssachen im höchsten Sinne. Ich darf ihnen nicht aus dem Wege gehen.

... Ich muß ans Werk! Ich gebe in großen Zügen die Geschichte der Union unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. Alles zum Frieden! — ja, zum ewigen Frieden!

Gemeinde und Gewissensfreiheit,
Gewissensfreiheit und Gemeinde,

das sind die Pole, durch deren göttliches Spiel das Leben allein geregelt und gegliedert werden kann. Gott mit Dir!

Bonn, Mittwoch 29. August 1855.

(An seine Frau.) Alles ging nach Wunsch. Von den drei Engeln geleitet, von der treuen Frances in den Wagen gesetzt, kam ich rechtzeitig in Mainz an, eine halbe Stunde vor dem Dampfschiffe. Und wen fand ich dort? Overbeck mit seiner Adoptivtochter, Frau Hoffmann, Gattin eines Bildhauers aus Wiesbaden, die ihm seit der Frau Tode Haus gehalten und offenbar ihn dem Leben wiedergegeben hat. Sie ist eine heitere Süddeutsche, die ihn versteht und gut behandelt. Er war doch noch ganz der Alte, ein schöner und erhebender Anblick! Wir sprachen zusammen auf dem Verdeck morgens und nachmittags und waren fröhlich zusammen am Tisch. So kam 7 Uhr heran und ein herrlicher Sonnenuntergang! Overbeck wird uns besuchen gegen den 10.

Koblenz, 6. September 1855.

(An dieselbe.) Ich langte gestern hier an und wurde von der verehrten Prinzessin von Preußen mit so viel Herzensgüte empfangen, daß ich dem Vorschlage, bis heute Mittag zu bleiben, nicht widerstehen konnte. ... Prinz Friedrich Wilhelm ist gestern nach Ostende abgefahren und „daran hängt eine Geschichte“ von einem Ausfluge nach einem Feenschloß auf einer lieben Insel, infolge einer lieben Einladung, die angenommen wurde und zu welcher der König seine Zustimmung gegeben. Natürlich ist das Ganze strenges Geheimniß; doch las ich es heute Morgen in der Kreuzzeitung. Berlin und ein Geheimniß!!

Meine „Zeichen der Zeit“ haben, wo ich daraus vorgelesen, eine triumphirende Wirkung erzielt. Wir einigten uns über alle religiös-kirchlichen Fragen. Aber ich zähle die Stunden und Minuten, bis ich wieder bei Dir und den Meinigen bin. Ich kann nicht außerhalb Deiner Sphäre leben.

Da ich nicht weiß, ob Du Astor's Brief gelesen, so sende ich ihn Dir zum Lesen zurück. Er hat mich tief ergriffen. Ich hatte mir seit langen Jahren ein Wiedersehen gewünscht; ich hatte viel Liebe an ihn gewandt und er hatte mich ganz als seinen Führer geehrt und anerkannt. Nun schreibt er mit wirklicher Freundschaft. Ich werde ihm deutsch, mit Du, antworten.

Im September 1855 wurde Bunsen nach Marburg berufen, auf Veranlassung des Generalsuperintendenten Hoffmann, dessen Einfluß anderen mächtigen Einflüssen gegenüber hinlänglich die Oberhand gewonnen hatte, um den König zu bestimmen, Bunsen dorthin auf die Eisenbahnstation zu bescheiden auf den Tag und die Stunde, wo Se. Majestät auf der Durchreise dort auszuruhen und zu speisen beabsichtigte. Hoffmann war damals eifrig mit einem Reformplane beschäftigt und er glaubte, daß derselbe auch beim König so weit zur Reife gekommen sei, daß man wesentliche Aenderungen auf kirchlichem Gebiete und Abhülfe vieler Beschwerden der protestantischen Gemeinden erwarten könne; er hoffte dabei mit Zuversicht, daß der persönliche Einfluß Bunsen's der Verwirklichung seines Planes förderlich sein würde.

Bunsen schreibt von dieser Reise an seine Frau:

Marburg, im Ritter (gegenüber der Kirche der heiligen Elisabeth),
Dienstag 18. September 1855, früh 6 Uhr.

Hier bin ich, Geliebte — ja in Marburg — am Tage, oder ungefähr, wo ich vor 46 Jahren den kleinen Ort verließ, um mich in der Welt und an der Welt zu versuchen — gegenüber der theuren Kirche, in welcher ich zwei Monate vorher einmal gepredigt. Hoffmann kam gleichzeitig an, war müde und sagte sich für heute früh an. Röstell holte mich vom Bahnhofe ab. Der König kommt Donnerstag Nachmittag hier durch, mit Extrazug ganz allein im strengsten Incognito, Sein Gefolge vorher. Er schläft in Frankfurt. Natürlich, wenn Er mich sehen will, sieht Er mich.

Bunsen suchte auch diesem Zusammentreffen die beste Seite abzugewinnen; aber das Wiedersehen war doch ein schmerzliches. Er fand den König gealtert und verändert. Obgleich nur einige wenige Personen anwesend waren, gelang es diesen doch, den König zu verhindern, mit Bunsen allein zu sprechen, und so kamen die Absichten Hoffmann's und Bunsen's ihrer Erfüllung nicht näher. Indessen wurden die Wartestunden in Marburg von Bunsen in Gesellschaft seiner beiden Freunde angenehm verbracht auf Spaziergängen und Ausflügen nach früher besuchten Orten und in die Umgegend der malerisch gelegenen

Stadt, sowie in Betrachtung der herrlichen Kirche. Er gedachte später immer mit Vergnügen dieses Aufenthaltes, der ihm gestattet hatte, alte Erinnerungen aufzufrischen; und dabei sprach er seine Freude darüber aus, daß er soviel habe gehen und steigen können; aber gerade diese Aeußerung seiner Freude hatte insofern etwas Wehmüthiges, als sie zugleich offenbarte, wie sehr sich Bunsen des zunehmenden Krankseins bewußt war.

Bunsen's Absicht bei der marburger Zusammenkunft ergibt sich aus einem (dort dem Generalsuperintendenten Hoffmann übergebenen) Aufsatze: „Ehrerbietige Bedenken über die beabsichtigte Conferenz in Berlin, betreffend die Angelegenheiten der evangelischen Landeskirche" betitelt.*) Wir lassen den Aufsatz hier wörtlich folgen, einmal weil Bunsen's Kirchenverfassungsideen klar darin hervortreten, dann aber auch, weil diese „Bedenken" noch jetzt an ihrer Wichtigkeit nichts eingebüßt haben:

Vorläufige Annahmen.

Erstlich. Die Conferenz soll nur eine Besprechung sein, eine Berathung ohne Beschlußnahme.

Zweitens. Sie soll so zusammengesetzt werden, daß die Unionsfreunde eine entscheidende Mehrheit bilden.

Nun sind innerhalb der drei zu versammelnden Behörden Antiunionisten	16
Desgleichen unter den zu Berufenden	6
Zusammen	22
Unionsfreunde sind unter den drei Behörden	12
Da nun wenigstens eine Mehrheit von zwei Dritteln gesichert werden muß, so sind noch zu berufen, entweder als Consistorial- und Provinzialmänner oder als allgemeine Vertrauensmänner	32
Man hat alsdann eine Versammlung von Antiunionisten . .	22
Unionsfreunden . .	44
Zusammen	66

Eine solche Versammlung erregt nothwendig Aufsehen und berechtigt zu bedeutenden Erwartungen, und sie wird einen nicht unbeträchtlichen Kostenaufwand erfordern. Außerdem aber bieten sich zwei allgemeine Bedenken dar, welche hier weiter entwickelt werden sollen.

*) Bei der englischen Ausgabe war dieser Aufsatz ebenso wie der oben mitgetheilte über Stahl's unionsfeindliche Pläne noch zurückgestellt worden.

Erstes Bedenken:

Die Proponenda, auf ihr Mögliches zurückgeführt, sind an sich nicht bedeutend genug, um eine solche Conferenz zu rechtfertigen.

Die drei ersten Proponenda sind folgende:

I. Die Diakonie.

Die Möglichkeit einer praktischen Lösung auf diesem Gebiete hängt rein ab von Wichern's Willigkeit, sich zu einer solchen Centralisirung eines freiwilligen Vereins herzugeben. Will er dieses nicht thun, so ist alle Berathung vergebens, ist er willig, so ist sie unnöthig. Ich glaube nicht, daß er in eine solche Umwandlung eingehen wird, und jedenfalls bin ich gegen diese Maßregel in der gegenwärtigen ganz provisorischen Lage der Kirche. Sie kann mit Erfolg und Segen nur aus dem Gefühl einer selbständigen Kirche hervorgehen. Die Herstellung der Diakonie als eines kirchlichen Amtes setzt das gemeindliche Bewußtsein einer solchen Kirche voraus, und zwar einer landschaftlich-gegliederten.

II. Das Eucharistiegebet.

Man kann hier möglicherweise zweierlei unterscheiden: ein Danksagungsgebet und ein Segens- oder Consecrationsgebet.

Was nun eine Danksagung vor der Communion betrifft, so wird man auf das von mir in meinem Andachtsbuch gegebene der Sponheimer Agende oder das, ohne Zweifel ähnliche, berner Gebet, oder eins der von Schöberlein neulich zusammengestellten Formulare sich hingewiesen finden. Das Consecrationsgebet der bereits katholisirenden Liturgien des fünften Jahrhunderts hat nachweislich seinen Ursprung in dem Segensgebete, welches vor der Communion über die gelobende Gemeinde ausgesprochen wurde. Auch dieses Gebet war ursprünglich frei: die älteste uns erhaltene Aufzeichnung ist eine äthiopisch erhaltene der alexandrinischen Kirche des zweiten Jahrhunderts. Natürlich ist es ein Segen nur über die Gemeinde ohne alle Erwähnung der Elemente.

Sieht man auf das, was in dem jetzigen provisorischen Zustande der Kirche möglich ist, so wird man auf ein zu freiem Gebrauche gebotenes Danksagungsgebet kommen: also zu etwas ganz Fragmentarischem, an sich Unbedeutendem. Die Herstellung eines wahren Consecrationsgebets setzt das Bewußtsein in der Gemeinde voraus, daß das feierliche Gelöbniß der Abendmahlsgenossen vor dem Genusse ein wesentlicher Punkt der Handlung sei. Ein solches Bewußtsein ist nicht anders möglich als in einer ihrer Selbständigkeit bewußten Gemeinde, und setzt auch für die gelehrten Theologen noch eine größere Kenntniß voraus, als bisjetzt besteht; wie Rothe und ich diesen Gedanken 1825 gefaßt, weist die capitolinische Liturgie aus, eine Form, welche als Vorschlag in Baiern 1834 aufgenommen worden.

III. Die Ehescheidungsfrage.

Ein königlicher Cabinetsbefehl verbietet, evangelische Geistliche zu **zwingen**, Geschiedene zu trauen, deren Ehe aus nicht evangelischen Gründen **aufgelöst** ist. Das bürgerliche Gesetzbuch dagegen gebietet eine solche **Trauung** ohne Clauseln. Eine nicht unbedeutende Anzahl gewissenhafter **Geistlichen** ist entschlossen, die Trauung zu verweigern, wenn die Scheidung nicht wegen Ehebruchs oder böslicher Verlassung ausgesprochen ist. **Sie** bedenken dabei nicht, daß man scheinbar alle Scheidungen (durch **Collusion**) auf jene beiden Gründe zurückführen kann, und zweitens, daß **eine** Prüfung der Ehescheidungsgründe in jedem gegebenen Falle ein sehr **ausführliches** kirchliches Gesetz mit Proceßordnung und ein Consistorial**gericht** voraussetzt, was Alles bekanntlich nicht besteht.

Ich theile vollkommen die Ueberzeugung Derjenigen, welche meinen, **die** einzig mögliche Lösung dieser Schwierigkeit beruhe auf der Einführung **der** bürgerlichen Ehe für alle Fälle, und habe mich in den „Zeichen der **Zeit**" über eine dem deutschen Volksgefühl entsprechende Form ausführlich **ausgesprochen**. Solange man dies nicht will, läßt sich nichts thun, **worüber** es der Mühe werth wäre eine solche Versammlung zu berufen.

Also diese drei Punkte zusammen würden die Berufung nicht recht**fertigen**.

IV. Anbahnung einer Generalsynode.

Man ist einig, daß an eine Generalsynode nicht gedacht werden kann, **wenn** nicht vorher die **Gemeindeordnung** durchgeführt worden und Kreis- **und** Provinzialsynoden nicht in Gang gebracht sind. Erst wenn dies ge**schehen**, wird man beurtheilen können, was weiter zu thun sei.

Ich bin aber außerdem überzeugt, daß man bei dem jetzigen System **so** wenig in zehn Jahren als in einem Jahre dahin gelangen wird. Und **dies** führt auf das zweite Bedenken.

Zweites Bedenken:

Die Proponenda berühren die zwei wirklich dringenden Punkte gar **nicht**: eine Erklärung über die Union als die Basis, und über die Selbständigkeit als das Ziel.

I. Es muß vor Allem eine vollkommen befriedigende Erklärung **über** die Union gegeben werden und über die unirte Kirche als die evangelische Landeskirche. Jede solche Erklärung muß zwei Punkte einschließen:

1) daß die confessionelle itio in partes aufgehoben werde als eine verfehlte Maßregel;

2) daß die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten während der jetzigen Dictatur ausschließlich Unionsfreunden übergeben werde; erstlich, weil dies die Gerechtigkeit erfordert, und zweitens, weil sonst das Vertrauen sich nicht herstellt.

Hier gelangen wir zu folgendem Dilemma: entweder ist die Entfernung der Antiunionsmänner aus Oberkirchenrath und Consistorien unmöglich wegen politischer Rücksichten, oder sie ist möglich.

Im ersten Falle würde eine Conferenz wie die beabsichtigte dem königlichen Ansehen wie der Kirche nur schaden, im zweiten Falle ist sie vollkommen unnöthig.

II. Die Erklärung über die Selbständigkeit der unirten Landeskirche.

Bisjetzt ist Niemand berechtigt, anzunehmen, daß eine Umwandlung der Superintendenten in Bischöfe zu irgendetwas Anderem führen würde (selbst in Verbindung mit der Synodalverfassung) als zu Kirchengemeinden, welche vollkommen unfähig sind, sich selbst zu regieren. Selbständig kann nur eine solche Kirche (ecclesia) genannt werden, die im Stande ist, sich über alle wichtigen Punkte des kirchlichen Lebens zu entscheiden, also statt 300 oder 400 etwa 30 oder 40. Davon ist aber seit 1851 nicht allein nie die Rede gewesen, sondern Alles, was verlautet hat, geht nur auf eine ungefüge und verwickelte Consistorialverfassung vermittels des Oberkirchenrathes hin.

Was praktisch wünschenswerth und erreichbar ist, läßt sich durch Einholung von Gutachten erreichen. Man fordere wie im Jahre 1849 die betreffenden Behörden und besonders berufene Männer zu Gutachten auf, welche innerhalb Monatsfrist oder höchstens binnen drei Monaten eingeliefert werden müssen auf Grund der Vorlagen des Oberkirchenrathes, begleitet von einer erläuternden Denkschrift.

Die Veröffentlichung dieser Actenstücke, gemäß dem angedeuteten Vorgange, ist jedoch unerläßlich.... Bunsen.

Den ersten Monaten nach der Rückkehr von Marburg gehören die folgenden Briefe Bunsen's an:

Charlottenberg, Freitag 14. September 1855.

(An einen Sohn.) Soeben habe ich das erste Bändchen zum letzten male durchgelesen und verbessert.... So wie es „zum 25. September 1855, zum 300jährigen Gedenktage des Augsburger Religionsfriedens" erscheint, so das zweite „zum 15. October 1855 und zum ewigen Frieden", mit der Inschrift: Wo der Geist des Herrn, da ist Freiheit. In hoc signo vinces. Also das neue Labarum!

17. September 1855. Troja-Sewastopol ist gefallen! Gott sei Preis! Der Prinz Friedrich Wilhelm ist seit dem 12. in Balmoral.

Charlottenberg, 23. September 1855.

(An Frau Schwabe.) Ich komme gerade von einer schweren Reise zurück. Meine „Zeichen der Zeit" sind aus meinen Händen! Zwei Bänd-

chen! Kinder großer Schmerzen und Leiden, beim Vorüberziehen des Elends und der Gefahren der Gegenwart, aber auch großen Trostes! Ich hoffe, es ist mir gelungen, aufzutauchen aus allem Persönlichen, Zufälligen, Vorübergehenden, und mich zu erheben über Aerger und Schmerz und alles Niederziehende zu innigen, über alles Vergängliche erhabenen Betrachtungen. Hätte ich das Buch nicht bereits aus innerem Drange geschrieben, die Wahrheit zu bekennen, so hätte ich es vier Wochen später schreiben müssen, theils zur Selbstvertheidigung, theils infolge von Anforderungen, denen ich mich nicht entziehen konnte. Ich steche nicht in ein Wespennest, sondern in drei: die Ultramontanen, die Confessionalisten der lutheranischen Partei, und die despotische Partei. Allein ich habe nicht aus persönlichen Rücksichten geschrieben, noch aus Haß und Leidenschaft, sondern um der Wahrheit willen und aus Liebe zu Vaterland und Menschheit.

Charlottenberg, 26. September 1855.

(An Herrn J. Ward, britischen Generalconsul, zuerst in Leipzig, später in Hamburg.) ... Alles, was über hiesige politische Zusammenkünfte und Berathschlagungen gesagt wird, ist eine Erdichtung der Kreuzzeitung und gründet sich auf einige lächerliche Berichte der geheimen Polizei über Besuche von Bethmann-Hollweg, Usedom und Pourtalès in meinem Hause, und über meine eigene thätige Rolle bei diesen angeblichen Berathschlagungen! Es war eine absichtliche Erfindung in einem Augenblicke, wo etwas von des Königs Absicht verlautet hatte, mich zur Besprechung über kirchliche Angelegenheiten nach Berlin zu berufen. Ich habe diese ganze Zeit über mit Ausnahme meiner persönlichen Freunde Niemand gesehen, und habe auch nichts von derartigen Zusammenkünften gehört; man versichert mich auch, daß keine solchen stattgefunden haben.

Charlottenberg, 7. October 1855.

(An einen Sohn.) Du weißt, daß Magdeburg mich wählen will. Der Oberbürgermeister Hasselbach (mir nicht persönlich bekannt) hat mir einen vorläufigen, sehr edeln und rührenden Brief im Namen der Stadt geschrieben, die eine solche Geschichte habe wie Magdeburg und über deren Thoren geschrieben stehe: „Verbum Dei manet in aeternum". Ich habe Grund zu glauben, meine „Zeichen der Zeit" haben das gethan. Gott weiß, was es mich kostet, nicht auf den Kampfplatz zu fliegen gegen die Frevler und Heuchler! Es handelt sich um Sein oder Nichtsein....

Haec hactenus: Alles steht in Gottes Hand, aber mein Herz schwillt vor dankbarer Freude, wenn ich bedenke, daß ich wirklich meinen Mitbürgern lieb bin und im Herzen des deutschen Volkes mir einen Platz gewinne. Nun wird Alles mir tausendmal leichter....

Charlottenberg, 23. October 1855.

(An Freiherrn von Wessenberg in Konstanz.) ... Wer will sich schmeicheln, den Sturm beschwören zu können! Am wenigsten werden es in kurzer Frist Diejenigen thun können, die ihn herangeblasen haben. Aber Worte der Mäßigung und Mahnung sind doch nie weggeworfen, wäre es auch nur als Zeugniß für die Wahrheit und als Landmarke, wenn die große Flut von der anderen Seite kommt!

... Bei dem Durchlesen aller Aufsätze, Flugschriften, Hirtenbriefe und Bücher über den badischen Kirchenstreit habe ich mich nirgends so sehr erbaut und auch nirgends mich einer solchen Uebereinstimmung mit dem Ergebnisse meines Nachdenkens und meiner Erfahrung erfreut als bei Ihrem goldenen Aufsatze in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift.

Wenn man nur der katholischen Gemeinde als solcher Rechte geben könnte! Die unteren Kirchenbeamten haben eine so sehr beschränkte Befugniß. Doch müssen wir dahin steuern, namentlich bei Verwaltung des Kirchenvermögens. Die politische Gemeinde kommt bei der Erziehung zu Hülfe....

Charlottenberg, 29. October 1855.

(An Frau Schwabe.) Der zweite Theil meiner „Zeichen der Zeit" wird Ihnen erst die Anlage des Ganzen aufschließen. Das Buch ist allenthalben in Deutschland mit großer Theilnahme aufgenommen: das Verhältniß zwischen der Gemeinde und mir, welches ich mir für mein Bibelwerk zu gründen hatte, ist nun gottlob! aufs beste eingeleitet, und ich werde den Lebensverkehr mit der theuren Gemeinde des deutschen Vaterlandes warm zu erhalten wissen. Unterdessen habe ich meine Bibliothek für das Bibelwerk bedeutend verstärkt und Lücken ausgefüllt, und seit vorgestern ist Dr. Kamphausen aus Bonn bei mir, vorläufig auf ein Jahr.

8. November 1855. Meine „Zeichen der Zeit" haben einen beispiellosen Erfolg gehabt. Die erste Auflage war das Dreifache einer gewöhnlichen und diese ist schon zehn Tage nach Erscheinen des zweiten Bändchens vergriffen gewesen, sodaß übermorgen die zweite Auflage erscheint.

Charlottenberg, 14. November 1855.

(An J. Schnorr von Carolsfeld.) ... Auch diesmal bist Du erschienen wie der Himmlischen Einer, nicht in Person, aber durch eine herzerfreuende Offenbarung. Dein Prachtband vom Psalmbuch ist wirklich etwas Herrliches, und zwar vor Allem durch Deine schönen Darstellungen als Veranschaulichung des Lebens, des Gebets und der Anbetung, in sich als Eins und dann nach seinen drei Stufen. Auch der Druck ist pracht-

voll. Hättest Du mich gefragt, so würde ich Deinem Verleger gerathen haben, die Psalmen wenigstens so zu drucken, wie König David und seine Genossen sie gedichtet und geschrieben. Der jetzt gewöhnliche Druck ist sogar gegen Luther's Beispiel, insofern man seine einzelnen Psalmen vergleicht, die er nach Halbversen zum Lesen und Singen eingerichtet. Du weißt auch, daß die sinnlose und sinnstörende Zerstückelung der prosaischen Bibelstücke in die (erst im dreizehnten Jahrhundert für das Alte Testament und nach Luther's Tode für das Neue Testament, behufs der Anführung des Textes in der Concordanz) erfundenen Verse Luther und der von ihm gedruckten Bibel fremd ist. Allerdings ist auch die Uebersetzung an vielen Stellen unverständlich oder unrichtig, allein es ist auch wahr, daß wir keine gemeindliche Nachbesserung haben als die des guten Bürgermeisters von Meyer, der auch noch viel zu wünschen übrigläßt. Nun, will's Gott, sollst Du etwas Besseres sehen, ehe 1857 ins Land kommt! Unterdessen habe ich einige „Zeichen der Zeit" zu deuten gesucht und, wie es scheint, nicht ohne Erfolg.... Das Buch ist mehr gesprochen als geschrieben, aber wohl bedacht....

Burg Rheindorf bei Bonn, 27. November 1855.

(An seine Frau.) Gestern hast Du zwar nicht von mir, doch von G. Kunde erhalten, und weißt, wie ich für nichts und wieder nichts einen Tag länger unterwegs geblieben, und erst Sonntag Morgen, doch noch zur Zeit für Tauфessen und Taufe gekommen bin. Du kannst Dir nicht denken, wie freundlich und erfreulich Alles hier ist, und wie vernünftig und glücklich die lieben jungen Leute zusammen leben.

Der „Jüngling" Arndt war noch nie so jugendlich als nach dem zweiten Glas Tokayer am Tauftage.

An Bord der Dampfschiffe habe ich unglaublich gearbeitet und das dort Geschriebene hier vollendet, den Entwurf zu einem neuen Werke: „Geschichte des Gottesbewußtseins".*)

Der Zweck der Reise, von der aus Bunsen diesen Brief an seine in Charlottenberg zurückgebliebene Frau schrieb, war, bei der Taufe des ersten Kindes seines Sohnes Georg in Burg Rheindorf bei Bonn anwesend zu sein. Auf dem Rückwege hielt Bunsen in Neuwied an, um der Einweihung eines Krankenhauses beizuwohnen, welches die Fürstin kurz vorher errichtet hatte. Von dort schrieb er an seine Frau:

*) Aus diesem Entwurfe erstand Bunsen's Werk: „Gott in der Geschichte", welches 1857—1858 in drei Bänden bei F. A. Brockhaus in Leipzig und seitdem in französischer Bearbeitung sowie in einer trefflichen englischen Uebersetzung von Susanna Winkworth (1868) erschien.

Schloß Neuwied, Mittwoch Morgen, 5. December 1855, 5½ Uhr.

Köstlicher Verkehr mit dieser wundervollen Seele der Fürstin, mit ihrem trefflichen und hochherzigen Gemahl, die Kinder (Elisabeth, Wilhelm, den lieblichen Otto) nicht zu vergessen, auch nicht den Prinzen Max, den Brasilianer, der voller Kenntnisse steckt und schöne Sammlungen besitzt. Auch gearbeitet habe ich zu eigener Befriedigung und Einzelnes dem Fürsten, der Fürstin, Emilien vorgelesen.

... Du siehst, daß ich wahrscheinlich morgen Abend nicht nach Hause komme; ... wann ich aber auch komme, so wisse, daß ich mich sehne zu kommen, zu Dir und allen unseren Lieben, mit welchen Gott uns so reichlich gesegnet, obwol oder gerade weil es mir gar wohl geht auf dieser Winter-Rheinfahrt. Ich habe weder Zeit noch Lust gehabt, Dir zu schreiben, was ich lieber erzähle. Aber es war eine schöne und fruchtbare Zeit in Rheindorf und in Bonn, und ich bin mit erneuter Dankbarkeit gegen Gott von Georg's schönem und schöngeordnetem Wohnsitze geschieden, und von den lieben Freunden in Bonn.

Es ist doch ein schönes Gefühl, von der Gemeinde als ihr Vertreter und Sprecher anerkannt zu werden in ihren heiligsten Angelegenheiten; und diese Thatsache ist mir fast von allen Seiten laut und erfreulich entgegengekommen.

Auch hat der Verkehr mit G. und mit Brandis mich zum Schaffen erregt, und ich werde am 1. Januar, will's Gott, die ersten 15 Bogen des „Weltbewußtseins" zum Druck geben und das Uebrige (20 Bogen) bis April nachfolgen lassen. Das Buch hat seine Gestalt endgültig gewonnen, es ist möglichst zusammengedrängt und ausgeprägt, und es sind ihm große Spitzen und Haken gewachsen, mit denen es sich an der Gemeinde und an der Gegenwart anklammert.

Der Fürst ist viel wohler. Seine Unterhaltung ist wie immer ebenso geistreich als belehrend.

Bunsen erreichte die Heimat nach einer Reise, die unerfreuliche Folgen für ihn hatte. Das Dampfschiff war infolge des niederen Wasserstandes und dichten Nebels ausgeblieben; er war wie die übrigen Reisenden genöthigt, nach langem Warten seine Zuflucht zur Post zu nehmen; die damit verbundene Unbequemlichkeit wurde dadurch erhöht, daß die Straßen durch frischgefallenen Schnee häufig versperrt waren. Er mußte auf diese Weise die ganze Nacht unterwegs bleiben und die unbequeme Lage und Kälte bereiteten ihm viel körperliches Unbehagen. Sein Gesundheitszustand gestattete ihm nicht mehr, sich einer ungewöhnlichen Anstrengung zu unterziehen: als er nach Hause kam, wurde er von heftigster Erkältung befallen. Während seines Krankseins ließ

er sich Freytag's „Soll und Haben" vorlesen; dieser Roman gewährte ihm große Befriedigung, und er nahm später Gelegenheit, sich über dieses Werk anerkennend auszusprechen, als er auf Veranlassung des edinburger Verlegers Herrn Constable die Vorrede zur englischen Uebersetzung von „Soll und Haben" schrieb, welche unter dem Titel „Debit and Credit" erschienen ist und dem hochbegabten Verfasser einen großen englischen Leserkreis verschafft hat.

Den letzten Tagen des Jahres 1855 gehören noch die folgenden brieflichen Ausführungen an:

Sonntag, 16. December 1855.

(An einen Sohn.) Endlich kommt doch ein Sonntag, an welchem ich Dir schreiben kann. Ich bin noch immer erkältet, arbeite aber doch ohne Beschwerden sieben Stunden des Tages, drei an der Bibel: die Erklärung ist viel ergiebiger, befriedigender geworden, als ich gehofft, immer sehr mäßig, aber doch so, daß ich sehe, ich kann die Schlüsselübersetzungen und Erklärungen im Ganzen für das eigentliche Bibelwerk brauchen, ohne die Zahl der Bände desselben zu vermehren. ...

Mein Schoskind von 1815 hat mir jetzt seinen endgültigen Namen gesagt:

„Gott und Menschheit, oder
Das Gesetz in der sittlichen Weltordnung und des Fortschrittes." *)

In Neuwied habe ich den Schluß vom zweiten Buch fertig gemacht. Nun ruht es. Denn Aegyptens Dämonen umschwirren mich bereits und ich muß Engel daraus zu machen suchen.

Die Ankunft des Privatdocenten Dr. Kamphausen aus Bonn im October 1855 als Bunsen's Mitarbeiter und sprachkundiger Secretär bei der Uebersetzung des Alten Testaments bezeichnet den Beginn einer Zeit besonders beharrlicher und ungestörter Arbeit. Beide hatten täglich anhaltende Conferenzen, dem Namen nach von morgens 9 bis 12 Uhr; in Wirklichkeit aber gingen sie selten auseinander, bevor die Aufforderung zum Mittagessen um 1 Uhr mehrmals wiederholt worden war. Bunsen war nach seiner Gewohnheit immer früh auf, vermied es aber, vor dem Frühstück sich mit hebräischer Kritik zu beschäftigen, an welche er deshalb nachher nur um so größere Frische heranbrachte; die letzte halbe Stunde vor seinem Mittagessen war dann für einen Spaziergang auf der Gartenterrasse am Neckar bestimmt.

---

*) Für den Titel „Gott in der Geschichte" entschied sich Bunsen erst viel später. Inzwischen war auch in Heidelberg der Vertrag über das Bibelwerk von ihm mit Dr. Eduard Brockhaus für die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig abgeschlossen worden (14. April 1856).

Nach dem Mittagessen spielte er mit seinem Sohn Theodor im Garten das von Frascati her liebgewordene Kugelspiel „Boccia", solange es das Wetter und die Jahreszeit erlaubte; denn er wußte wohl, daß ein ruhiges Verhalten nach dem Essen, das in Schlaf endigen konnte, durchaus vermieden werden mußte; auch war es schwer, ihn während seiner Erholungsstunden in passender Weise zu zerstreuen, wenn die Zeitungen abgefertigt waren, bis er sich wieder, nach einer Zwischenzeit von wenigstens drei Stunden nach dem Mittagessen, zu arbeiten erlaubte. In dieser Ruhezeit war unterhaltender Besuch besonders willkommen, da ein fremdes Element geeigneter war, seinem gewöhnlichen Gedankengang eine andere Richtung zu geben, als die tägliche Umgebung. Aber die Erfahrung des Winters bewies, daß der Genuß, vollständig auf dem Lande zu sein, wie es in Charlottenberg der Fall war, beträchtliche Entbehrungen hinsichtlich der Gesellschaft mit sich führt, wenn der Himmel trübe und die Wege schmuzig sind. Was in der schönen Jahreszeit ein äußerst reizender Spaziergang war, lag im Winter nicht im Bereich der heidelberger Gewohnheiten, oder wurde geradezu für unthunlich gehalten; denn der Luftzug auf der Brücke gilt ja sprichwörtlich für lebensgefährlich. So kam es denn nur selten zu einer geselligen Zusammenkunft ohne besondere Einladung, die natürlicherweise dem Abend angehörte und nur ausnahmsweise vorkommen konnte; um so mehr, da der Winter von 1855—1856 sehr streng war. Bunsen seinerseits konnte es nur selten wagen, die freundlichen Abendeinladungen seiner heidelberger Freunde anzunehmen, wegen des dort gebräuchlichen späten Abendessens zwischen 9 und 11 Uhr, was seinen Gewohnheiten jederzeit unangemessen und jetzt, bei seiner schon erschütterten Gesundheit, ganz unzulässig war. Und so verlief dieser Winter im Vergleich mit den beständig neuen Anregungen seines londoner Lebens in einer gewissen Einförmigkeit, und sein Unbehagen hierüber gab sich öfters in Bemerkungen kund über den raschen Kreislauf des Lebens in einer großen Hauptstadt, wie London, Paris, Berlin.

Den ersten Monaten des Jahres 1856 sind die folgenden Briefe Bunsen's entnommen:

25. Januar 1856.

(An einen Sohn.) Die Knechtschaft ist's, mein theurer G., der Sklavensinn, die Unfähigkeit, sich selbst zu regieren, die mir bei den Guten im Wege steht, wenn ich von der Gemeinde rede. Ist es doch mein erstes und letztes Wort über unsere kirchliche Verfassung gewesen, daß der reformirten Gemeinde Einseitigkeit, der Mangel an dem Vertrauen auf sich

selbst und auf die Persönlichkeit, sie abgehalten hat, den alten Episkopalismus herzustellen!

Charlottenberg, Sonntag Morgen 17. Februar 1856.

(An denselben.) ... Ich habe die erste Hälfte des ersten Briefes geschrieben*) und fange heute an mit der politischen Beurtheilung des Concordats (ein Bogen Druck); ich sehne mich danach, auf das eigene Gebiet zu kommen, d. h. auf die Formulirung der kritischen und reconstructiven Reform der evangelischen Kirche, d. h. die Batterien spielen zu lassen, welche hinter meinen „Zeichen der Zeit“ seit 30 Jahren aufgefahren und gerade nun vollzählig sind. Im zweiten Brief geht's an die kritische Formulirung von Gewissensfreiheit und Verfassung; im dritten desgleichen, von Bibel, Katechismus, Liturgie, Volksunterricht; im vierten Wissenschaft und Lehrfreiheit; im fünften (ohne besonderes Zeichen) die Unkirchlichkeit der Freisinnigen und die Unfreiheit der Kirchlichen.... Begreifst Du, wie H. darauf kommt, zu glauben, ich sähe die christliche Kirche als einen willkürlichen freien Verein (wie zum Bergbau und dgl.) an? Wie wenige Menschen, selbst unter den homines bonae voluntatis, sind dahin zu bringen, eines Anderen Ansicht recht zu verstehen! ...

Charfreitag 1856.

(An denselben.) Gottes Gruß zu der heiligen Feier! Er möge uns Allen die Empfindung seiner Gnade mit dem Gefühle seiner Heiligkeit geben! Er wird auch den rechten Frieden machen aus dem, was im bevorstehenden Friedensschlusse nicht das Rechte ist.

10¾ Uhr. — Wir kommen zurück aus der überfüllten Kirche; Schaaren konnten keinen Platz finden, wir fanden mit Mühe einen für uns eine halbe Stunde vor dem Anfang. O welch ein Osterfest, verglichen mit dem des vorigen Jahres! Der Herr hat mich aus Aegyptenland wahrhaftig geführt, mein Volk hat mich verstanden und ich bin frei vom Dienste der Menschen! Ich habe nun keine Bande mehr als Gottes und der Gemeinde; dieser hoffe ich in Demuth zu dienen, solange es Ihm gefällt.

Charlottenberg, 13. Februar 1856.

(An Julius Schnorr von Carolsfeld.) ... Ich habe gestern alles Aegyptische bis zum Schluß des fünften Bandes in die Druckerei geschickt, der sechste Band ist auch fertig bis auf das Schlußkapitel. Im Julius erscheinen alle drei Bände, die noch fehlten.

Morgen gehts an „Die Zeichen des Niedergangs und Aufgangs“.

Ich weiß, was ich begonnen habe und werde nicht ablassen, es auszuführen, soweit ich's vermag, das heißt, soweit Gottes Geist, der mir bis-

*) Beabsichtigte, aber nie ausgeführte zweite Reihe der „Zeichen der Zeit“.

her beigestanden, mich nicht verläßt. Sei unverzagt und laß Dich nicht irre machen.

Charlottenberg, Dienstag 22. April 1856.

(An seine Frau, nach ihrer Abreise nach Rheindorf.) Einen lieben guten Morgen meiner Herzensgeliebten! Es war ein guter Tag, an welchem sie abreiste, draußen und hier. Ich stellte mich sogleich wieder, halb 5 Uhr morgens, an mein Pult und forschte dem Räthsel der indischen Zeitrechnung nach, heute früh habe ich's niedergeschrieben.... Nachmittags empfing ich Cobden's herzzerreißenden und schönen Brief*), ich habe ihm bereits einen ebenso langen wieder geschrieben.

Freitag früh 25. April 1856. Welche Freude, Geliebte, Dein prächtiger Reise- und Ankunftsbrief!

Du bist recht in ein Haus des Segens als Segen gekommen! Laß Dir die Zeit nicht schmälern! Nicht, daß ich Dich nicht vermißte, umgekehrt, ich kann mich gar nicht daran gewöhnen, daß Du abwesend seist, und ertappe mich immer wieder darauf, daß ich hingehen will, Dir Etwas zu sagen, Dich zu fragen — und dann bist Du nicht da! Es ist so süß, daß die Gewohnheit des gemeinsamen Seins und Lebens, als eines geistig-persönlichen, sich immer reiner herausstellt und kräftiger erweist im Alter!

Heute werde ich zum ersten male seit dem November ausreiten mit Theodor. Meine Arbeiten gehen glänzend fort.

Charlottenberg, Sonnabend Morgen 26. April 1856, 11 Uhr.

(An dieselbe.) ... Ich komme eben zurück vom Schloßberg, wohin ich um 8 Uhr mit Theodor gegangen bin, zum großen Mohl-Frühstück von 24 Personen, bei schönem Wetter; der Weg (vom Karmeliteraufgang rechts ab) voller Nachtigallen, die Luft voll Blütenregen, der Himmel voll regenschwangerer Wolken, die Hardtberge scheinbar ganz nahe.

Einen ganz prächtigen Brief habe ich von Dr. Haug erhalten. Er übernimmt die Uebersetzung der großen Zend-Urkunde, „Die Wanderung der Iranier". Gerade was 1812 einer meiner Hauptpunkte im indischen Feldzugsplan sein sollte. Und nun, statt daß ich in die Laufgräben gefallen wäre (was unzweifelhaft), gibt mir Gott den Schatz heben zu helfen, um damit in die Festung einzuziehen! Deo soli gloria! Ich bin mit der

---

*) Cobden's hoffnungsvoller Sohn, der auf Bunsen's Vorschlag in einer Erziehungsanstalt zu Weinheim an der Bergstraße seiner Ausbildung oblag, war plötzlich an den Masern gestorben. Es mag des Erwähnens werth sein, daß Bunsen, dem die Kunde sofort überbracht wurde, sich nach kurzem Besinnen entschied, nicht zu telegraphiren, sondern mit der Post zu schreiben. „Eine Trauernachricht, bei welcher nichts zu thun, sondern blos zu dulden ist, soll man nicht telegraphiren."

Wiederherstellung der indischen Zeitrechnung fertig und sende heute einen Auszug meiner Arbeit an Max Müller, damit er mir das Exercitium corrigirt, und dann wollen wir vergleichen, was er herausgebracht und was ich ihn gebeten hatte mir zum 1. Mai zu senden.

Ich stecke tief in den Veden (mit Lassen) und lerne unglaublich. Lassen ist der rechte Mann dazu; aber von meinem Standpunkte aus kann man weiter gehen als er. So viel muß erst fertig werden vor der Alpenreise.

Was sein muß, wird sein.

28. Mai 1856.

(An Frau Schwabe.) Meine innerste Ueberzeugung auszusprechen, habe ich mein ganzes Leben lang für Pflicht gehalten, auch vor Königen und Fürsten: Haß und Groll ist mir fern, da ist Gott mein Zeuge; wenn das verkannt wird, muß ich es tragen. Die Folgen bin ich gefaßt auf mich zu nehmen; ohne Aufrichtigkeit besteht keine Freundschaft, am wenigsten eine christliche.

Der Ausdruck Caird's, daß man den Brüdern Liebe erzeigen soll „um Christi willen", scheint mir doch ebenso berechtigt, als daß das Gottesreich auch Christi Reich genannt wird. Denn wie Gott uns vor aller Zeit geliebt, als er uns in seinem ewigen Sein gedacht, so hat Christus durch seine freie Liebesthat, seinen freien Entschluß der Erlösung, uns in der Zeit erlöst, er hat uns und die ganze Menschheit zuerst geliebt, und wir thun den Brüdern Liebe um dieser göttlichen Liebesthat willen. Das ist ja auch der Sinn von Matth. 25, 40 und der ganzen Rede Christi an dieser Stelle. Wodurch sind wir uns denn der Liebe Gottes stärker, kräftiger, reiner bewußt als in Christus? Also um Christi willen Anderen Gutes thun, ist göttlich. Channing würde das ebenso inbrünstig sagen als Luther.

Es war recht schade, daß Sie gestern nicht kommen wollten. Wir hatten recht lebendige Gespräche über Swedenborg, Jakob Böhme, Schelling und manches Andere.

10. Juni. Die Ankunft des berühmten Violin-Meisters Joachim, und Neukomm's Anwesenheit haben eine Reihe musikalischer Vergnügungen hervorgebracht, die sehr gelungen sind. Ich selbst feile noch immer an meinem ägyptischen Werke, doch wird es Sonnabend abgehen. Das „Gottesbewußtsein" schreitet jetzt auch fort und macht mir große Freude.

Charlottenberg, Sonntag 29. Juni 1856, morgens 5¼ Uhr.
Drittes Reformationsjubiläum der Pfalz.

Mitten durch das Glockengeläute aller Kirchen schallt durch mein Balkonfenster und durch die dichtbelaubten Bäume und das Rauschen des Neckars hindurch vom Thurme der Heiligengeistkirche aus vielen Posaunen

der hohe Gesang: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ und mein Herz eilt, Ihnen zu sagen, wie schön das Fest aufgegangen ist mit dem schönsten Sommermorgen nach dem schwülsten Gewittertage. Lassen Sie uns das frohe Zeichen mit dankbarer Freude empfangen! Durch schwere Geschicke geht das Herz der Welt, das edle, liebe deutsche Vaterland und insbesondere diese gesegnete Pfalz, einer glücklichen Zukunft entgegen, Friede und Freiheit sind gesichert, die Einheit auch, wenn wir Gott dabei zum Ziele setzen. Die schöne Stadt hatte sich gestern Nachmittag schon in festlichen Schmuck gekleidet: Alles hängt voller Grün und schöne Triumphbogen von Laub haben sich vor den Gotteshäusern erhoben wie durch Zauber. Um 8 Uhr erscholl von allen Thürmen das Lied der heiligen Freiheit, der Psalm des gottvertrauenden Glaubens. Wir waren Alle im Garten, nachher hatten wir Joachim's herrliche Töne zur schönsten Tondichtung, bis tief in die Nacht hinein.

Es ist mir ein erhebender Gedanke, Sie im Geiste zu begleiten zur schönen und tiefen Feier des Gedächtnisses der heiligsten, der allein reinen Liebe, welche aus dem Tode hervorleuchtet, dessen Gedächtniß Sie heute mit Ihrer geliebten Tochter und im Bunde mit allen Christenherzen feiern. Denn ein Bundesfest ist's zwischen Gott und den Menschen und zwischen Denen, welche durch jene vollkommene Hingabe wahrhaft erst sich als Brüder erkennen können, weil sie die höchste Gottesliebe erkennen in dem tiefsten Leiden.

Der Grundgedanke Jesu und der Gemeinde, welche das Mahl des Gedächtnisses verband mit dem Gelöbniß dankbarer Liebe, ist so groß, so gewaltig, daß keine Form oder kein Mangel der Form ihn dem kindlich sich hingebenden Herzen verdecken sollte. Und doch hat menschliche Verkehrtheit den Mittelpunkt der Einigung zum Brennpunkte des unheiligsten Streites und der tiefsten Spaltung gemacht und eine Verwirrung hervorgerufen, welche 1517 aufgedeckt, aber nicht gelöst wurde. So wollen wir denn dankbar der Union gedenken, welche auch diese Gemeinden umschließt und im Geiste uns vereint mit Allen wissen, welche Gott in Christus suchen und die Menschheit in Christus.

Charlottenberg, 21. Juni 1856.

(An Klingemann.) Wenige Trauerfälle, mein theurer Freund, sind mir so nahe gegangen im Leben als der, welcher Sie betroffen hat. Ich weiß, wie tief Sie mit Ihrer verehrten Frau den Verlust empfinden, und ich habe immer an dem Kinde, welches von Ihnen genommen ist, von seinem ersten Erscheinen an mit ganz besonderer Liebe und Freude gehangen. Diese Lieblichkeit und Hoffnung ist nun von Ihnen genommen! Mich tröstet dabei auch eben deshalb der Gedanke, daß der Tiefe der Schmerzen die Höhe des Trostes zur Seite steht, und daß Ihr Herz gleichmäßig von

allem Edeln und Großen bewegt und erfüllt wird, und das Ewige das allein Wahre und Schöne und Gute in sich trägt und hegt. Dieses zum Bewußtsein in einer menschlichen Seele gelangte Gute und Schöne kann nicht untergehen, obwol es durch die Geburtswehen des Todes hindurchgehen muß. Es kann aber seine Erscheinung hier mit großen Leiden und Gefahren bedroht gewesen sein, denen entnommen zu werden im Rathschlusse der ewigen Liebe sein kann. Endlich aber hat die Liebe, wie alles Wahre, ihren größten Segen in sich selbst, auch in der Erinnerung, in dem Denkmal, welches sie den früh Dahingeschiedenen weiht. Ich denke mir bisweilen, daß Sie durch diesen schweren Schlag bewogen werden, etwas zu unternehmen, was ich lange gewünscht und gewiß Viele mit mir: eine Sammlung Ihrer Dichtungen und zwar mit ihren Singweisen, wo sie solche gefunden haben. In der Kunst, der wahren, edeln, liegt ein großer Trost, schon dadurch, daß sie uns an das Maß erinnert, das Gesetz alles wahrhaft menschlichen Daseins. Dann suchen Sie eine Reise zu machen und kommen, uns zu sehen....

Charlottenberg, 4. Juli 1856.

(An Richard Cobden.) Das Memoire über ein Welt-Schiedsgericht*) war nie für die Veröffentlichung bestimmt, sondern blos ein Entwurf, der Material bieten sollte zu einer für Europa bestimmten Abhandlung, welche, wie ich glaubte, englisch, französisch und deutsch geschrieben werden sollte und welche das durch den Friedenscongreß aufgestellte Problem wirklich lösen könnte. Denn um frei heraus zu sprechen — jetzt, nachdem die Verfasser der zwei Memoires ihre Preise erhalten haben — beide waren mislungen, beide unzureichend und unpraktisch. Das Studium ihres Inhaltes, die mündlichen und schriftlichen Besprechungen mit den besten Autoritäten auf diesem Gebiete, welche ich in Deutschland finden konnte, in Verbindung mit meiner eigenen diplomatischen Erfahrung, hatten in meinem Geiste einen Plan gereift, dessen Umrisse ich häufig mit englischen Staatsmännern besprochen habe. Ich habe mit Dankbarkeit wahrgenommen, daß ein großer Schritt auf dem rechten Wege geschehen ist durch die Aufstellung des Princips des „Schiedsgerichtes“ und der „Nichtintervention“, das Lord Clarendon vertheidigt hat und dem er wie Lord Palmerston immer zugethan war. Politisch indessen haben wir nichts gewonnen. Polen und Italien, die zwei eiternden Wunden Europas, hat man ebenso gelassen, wie sie waren; ja noch mehr, Italien ist mehr als jemals der unvermeidliche Grund des nächsten von Louis Napoleon beschlossenen Krieges geworden, und wird vielleicht der Weg zum Frieden sein. Deshalb betrachte

*) Dieses Memoire war von Bunsen für die Friedensgesellschaft verfaßt worden und wird später mit anderen „Vermischten Schriften“ Bunsen's herausgegeben werden.

ich den für das Memoire gewählten Standpunkt im Ganzen als den nämlichen, den man im Jahre 1854 innehatte.

Die einleitenden Bemerkungen liefern die wirklichen Ergebnisse der Aufsätze. Was die Details betrifft, so sind sie blos als Material zur Erörterung hinzugefügt, und Alles, was ich dadurch zu erzielen meinte, besteht darin, daß die gegen die bisherigen Pläne erhobenen Einwände durch einen derartigen Plan, wie ich ihn vorgeschlagen habe, beseitigt werden möchten. Nichts ist wahrer, als was Sie sagen, daß Details oft störend auf die Besprechung der Hauptsache einwirken: die Gegner klammern sich an dieselben an, um das Ganze in Miscredit zu bringen. Auf der anderen Seite gibt es Staatsmänner, welche auf nichts eingehen wollen, wenn nicht bestimmte Anhaltepunkte für die praktische Ausführung des Planes gegeben werden, die jedoch billig genug sind, diese Details nur als Andeutungen einer *möglichen* Lösung anzusehen, welche sich bei näherer Berathung von selbst ergeben würde.

Große Ereignisse bereiten sich in der Welt vor, in Europa wie in den Vereinigten Staaten. Die Welt hat einen so unwürdigen und schnöden Präsidenten der Vereinigten Staaten wie Pierce nie gesehen; ebenso wenig kann es für Europa etwas Gefährlicheres geben als das rücksichtslose Schwindlerspiel der französischen Finanzen und Geldhantierungen, im öffentlichen wie Privatleben. Euch in England wird die Verwaltungsreform vor manchem Uebel schützen, welche nicht allein der Krieg als nothwendig erwiesen hat, sondern der nationale Wille unweigerlich fordert.

Die durch die dänische Tyrannei in den Herzogthümern hervorgerufenen Misstände sind herzzerreißend und eine Schande für Palmerston.

Einem Briefe Bunsen's vom 11. Juli 1856 entnehmen wir noch die folgende Stelle:

Mit der Predigt von Caird schließen wir heute ab. Wir haben selbdritt die Vergleichung der Uebersetzung nach dem englischen Texte vorgenommen; heute oder morgen werde ich mein Vorwort schließlich ausarbeiten.*)

Eine Reise nach der Schweiz, die schon seit dem Frühjahr in Aussicht genommen war, wurde am 1. August unternommen. Die unten

*) Bunsen's Vorwort zur Uebersetzung der in diesem Briefe erwähnten Predigt von Caird, „Die Religion im gemeinen Leben", trug mehr als irgendeins seiner größeren Werke dazu bei, ihn der großen Masse seiner Landsleute im nördlichen Deutschland bekannt und werth zu machen. Man darf wohl annehmen, daß sie viel zu seinem enthusiastischen Empfange durch das berliner Publikum beigetragen hat, der ihm im September 1857, als er auf Einladung des Königs der Zusammenkunft der Evangelischen Allianz beiwohnte, in so ergreifender Weise zutheil wurde. Anmerkung der Verfasserin.

folgenden Stellen aus Bunsen's Briefen an seine Frau werden einen Begriff von dem Vergnügen geben, das er in dem Verkehr mit Frau von Staël und ihren Freunden auf Schloß Coppet genoß, und von seinem ernstlichen Bestreben, Alles, was für Geist und Körper erfrischend sein möchte, unterwegs in sich aufzunehmen. Wäre nur noch die Rüstigkeit und Behendigkeit der Jugend vorhanden gewesen, um den schlimmen Einflüssen der Hitze und der unregelmäßigen Mahlzeiten das Gleichgewicht zu halten! Der Rückblick auf die Reise und auf dieses Jahr überhaupt ist ein schmerzlicher, weil es sich als die Zeit bezeichnet, von welcher die Abnahme seiner körperlichen Widerstandskraft zu datiren ist. Nach der Abreise von Coppet zeigte sich eine Störung in seinem ganzen Organismus durch häufig wiederkehrendes Unwohlsein, von dem er sich nie wieder vollständig erholte, wiewol seine starke Constitution lange und hartnäckig dagegen ankämpfte. Diese Reise hätte durchaus unterlassen werden sollen, denn sie war auf Kräfte berechnet, die er nicht mehr besaß.

Bunsen folgte der freundlichen Einladung der Frau Schwabe und schloß sich derselben auf einem Ausfluge durch die Schweiz an. Ihn selbst veranlaßte zu der Reise einmal die Gelegenheit zu geselligen Zusammenkünften und geistigem Verkehr, wie ihn Coppet und Genf boten, und ferner das Bewußtsein, daß die Gewohnheit, alle seine Gedanken ununterbrochen und angestrengt auf ernste und aufreibende Gegenstände zu richten, eine gewaltsame Unterbrechung verlangte, wie sie nur durch einen Ortswechsel hervorgebracht werden konnte. Er bedachte zu wenig oder vielmehr gar nicht, daß er sich seit Jahren an bequemes Reisen gewöhnt hatte, und jetzt bei verschlechtertem Gesundheitszustande die Beschwerlichkeiten der (heutzutage abgekommenen) schweizer Postwagen in den Hundstagen nicht mehr ertragen konnte.

Hier einige Auszüge aus seinen damaligen Briefen an seine Frau:

Schloß Coppet, Sonntag früh 3. August 1856, halb 6 Uhr.

Durch der guten Frau Schwabe Zeilen aus Basel, die sie schrieb, statt mit uns eine Tasse Kaffee zu schlürfen, weißt Du, daß der unschmelzbare Theil unseres Körpers nicht als caput mortuum, sondern sehr frisch, in Basel sich gegen 8 Uhr erholte, auf einem unglaublich schönen Balkon, über, nicht an dem Rhein, und mit guter Hoffnung den Weg durch das Thal des Schweißes antrat; denn so muß ich dieses Thal hinfüro benennen, welches man das Münsterthal nennt oder vielmehr die Juraschluchten.

Gestern also fuhren wir auf drei Seen, in zwei Schiffen und auf

einer angehenden Eisenbahn, mit einem „schwarzen Loch von Kalkutta", genannt provisorischer Wartesaal. Um 5 Uhr erblickten wir Coppet und Madame de Staël, die uns erwartete und Frau Schwabe ins Schloß zu Fuß führte; meiner wartete ihr Wagen, was sehr weise war (ich denke auf Dein Anstiften). Nun erfolgte „un courant de conversation" (Anna Vernet war da und Edmond de Pressensé), unterbrochen durch eine „toilette de propreté", und so ging es fort bis halb 11 Uhr. Der Herzog von Broglie konnte gestern noch nicht kommen. Um 6 Uhr heute Morgen erwarte ich Pressensé, der um 7 Uhr abreisen muß. Gestern auf dem Dampfschiffe fand ich einen Mantelsack mit dem Namen E. Scherer, Genf, und entdeckte ein Gesicht, welches nur Scherer's sein konnte; man wollte mich versichern, es könne nicht dem berühmten Gegner Gaußens angehören, ich bestand aber darauf, daß man in Erfahrung bringe, ob ich nicht recht hätte. Bald führte man ihn zu mir, der Mann war Scherer. Nun folgte ein langes Gespräch, worin ich ihm seine Zweifel an der Echtheit des Evangeliums Johannes zu nehmen suchte. Wir sehen uns wieder in Genf, wohin ich übermorgen gehe. Ich wünsche dort drei Tage zu bleiben, aber als „mon propre Monsieur", wie der englische Freund sagte.

8 Uhr. — Hier ist es göttlich. Ich fühle mich stark und lebensvoller als je. Ich hoffe hier viel zu schreiben: das erste Kapitel des zweiten Buches („Gott in der Geschichte") meldet sich. Ich habe gelobt, nicht wieder, bis es kühl wird, zwischen 10 und 3 Uhr zu reisen.

Wie oft denke ich an Euch Alle! Daß Du nicht da sein solltest, scheint mir eigentlich unglaublich. Nun in weniger als drei Wochen bin ich wieder bei Dir, alle Taschen voll von den schönsten und heitersten Anekdoten, die zum Schreiben zu gut sind.

Eine Reihe von hastig hingeworfenen Briefen gibt genauen Bericht über die in Genf verbrachten Stunden (statt der vorher beabsichtigten Tage), über eine Reise nach Chamounix und den die ganze Zeit hindurch dauernden Kampf gegen die immer wiederkehrenden Krankheitsanfälle; sie sind mit unerschütterlichem Frohsinn und dem Entschlusse geschrieben, einer Reise, welche in der Hoffnung auf körperliche und geistige Erfrischung unternommen worden war, die beste Seite abzugewinnen.

Hier sei nur noch die folgende Stelle mitgetheilt:

Interlaken, Freitag 15. August 1856.

Vor mir liegt die liebliche Matte, auf welcher dieser Ort erbaut ist, dann die schön gezeichneten grünen Vorberge, in zwei Hälften eines Amphitheaters; aber in der Mitte ziehen sich beide zurück, um einen Rahmen

für die Jungfrau zu bilden, die im reinsten Glanze vor mir steht. O daß Du hier wärest, mit Deinem ewig warmen Herzen für die Herrlichkeit der Schöpfung, und mit dem sinnigen Auge und der kunstreichen Hand — und ich mit Dir, als der Priesterin, einschauen könnte in das Heiligthum! Ueberhaupt, so liebevoll und lieb Alles um mich her ist, so fehlst Du mir doch allenthalben und die lieben Mädchen dazu!

Die Bergfahrt von Vevey herüber ist die schönste ihrer Art. Das ist wahre Schweiz, das Weideland der Alpen, mit fröhlichen, behäbigen, wohlgekleideten freien Menschen (und schöner sind sie als irgendwelche, die ich in der Schweiz gesehen, das Haßlithal abgerechnet). Die Wirkung ist unbeschreiblich, solche Rasenabhänge mit Resten der Fichtenwaldung abwechselnd bis zur Berghöhe hinauf, unten muntere Bäche, oben der blaueste Himmel! kurz gesagt, wir machen in der That eine Reise wie durch die Abruzzen, vorausgesetzt nämlich, daß es einem Menschenkinde jemals beikommen würde, daselbst in den Hundstagen zu reisen! In den Gasthöfen 25 Grad Réaumur, auf der Landstraße 27 bis 30 Grad und 45 Grad in der Sonne, und doch überall erträglicher als dicht beim See. Hier freilich, im kühlen Zimmer, mit herrlichem Fernblick und einem deutschen Musikchor unterm Fenster vergißt sich Alles. Freitag den 22. nach Basel, um, so Gott will, Sonnabend bei Euch zu sein.

Die Heimreise wurde ausgeführt, wie sie beabsichtigt war — aber ach! die in Bunsen's Briefen so hoffnungsvoll wiederholt angekündigte Wiederherstellung hielt nicht Stand, und obwol es ihm, wie er sich ausdrückte, bei seiner Ankunft besser schmeckte als manchen Tag zuvor, so mußte er doch die übermäßige Anstrengung schmerzlich büßen. Die ersten vierzehn Tage in der Heimat wurden mehr in als außer dem Bette zugebracht, unter den mancherlei erschöpfenden Leiden der Grippe und des Gastricismus.

Die folgenden Gebete wurden von Bunsen bei der ersten (nachher noch mehrmals wiederholten) zum Zwecke der Erbauung durch das Bibellesen veranstalteten Familienzusammenkunft mit mehreren zum Besuch anwesenden Kindern niedergeschrieben und angewendet:

14. September 1856.

I. Joh. 1, V. 1. O Gott, himmlischer Vater, der du uns nach langer Trennung und nach schweren Erlebnissen wieder vereiniget und zu dieser Stunde hier versammelt hast, dein heiliges Wort zu betrachten, gib uns deinen Geist, den Geist Jesu, der mitten unter uns sein will, wenn zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind. Amen.

Ja Herr, himmlischer Vater, wir haben geschaut das Wort des Lebens, das einst erschien als Mensch und Menschensohn auf dieser Erde. Nicht

mit Händen haben wir es betastet, aber mit des Geistes Augen schauen wir es, in der Betrachtung deines Wortes. Wir schauen es in der Geschichte der Welt seit der Erscheinung des ewigen Wortes in demüthiger Knechtsgestalt. Wir schauen es in den Gerechten, die über diese Welt gegangen sind, von der Zerstörung Jerusalems und des übermüthigen Roms bis auf diese unsere Tage. Aber vor Allem wollen wir es schauen in unseren eigenen Herzen: in der Erkenntniß unserer Nichtigkeit als von uns selbst, und in der Erkenntniß der ewigen Vereinigung mit dir, der ewigen Liebe. Dazu gib uns deinen Geist, daß er uns leite, nicht zu selbstgewählten Werken, sondern zur Beweisung unseres Glaubens, ein Jeglicher in seinem Berufe, nach dem Wege, den du Jedem angewiesen, nicht in Eifer, sondern in Liebe zu den Brüdern als deinen Kindern, und im Gedächtniß an ihn, der sein Leben in Liebe hingab für seine Brüder, zur Förderung deines Reiches. Dein Reich komme, dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden! Amen.

Aus den letzten Monaten des Jahres 1856 sind noch die folgenden Briefe hier anzuschließen:

Charlottenberg, Dienstag 16. September 1856.

(An einen Sohn.) ... Ich stelle mich (wenngleich mit noch etwas geschwollenen Knöcheln) doch an mein liebes Stehpult, Dir für Deinen Brief zu danken, nachdem ich ... von 6—8 Uhr an dem von Deiner einzigen Mutter erfundenen Arbeitstisch gesessen (was mir sehr ehrwürdig vorkommt) und ein schönes nachträgliches Kapitel zum Schlusse „Aegyptens“ geschrieben. Die „Unterthanen“ wollen die „schwere Last“ nicht mehr so ohne Unterlaß tragen, und Haus und Hausarzt bestehen darauf, daß sie Erholung haben müssen. So wird nichts übrigbleiben, als daß ich auf die schweizer Reise als alter Jüngling gezogen und als junger Greis zurückgekehrt bin, mehr als Dreibein denn als Zweibein. Uebrigens bin ich wieder in Ordnung und seit vorgestern schreibe, d. h. componire ich wieder.

Charlottenberg, 15. October 1856.

(An denselben.) Das Bibelwerk schreitet tüchtig vorwärts und begeistert mich immer mehr. Welch unerkannter Schatz liegt doch allenthalben in der Wirklichkeit!

Charlottenberg, 5. November 1856.

(An denselben.) Diese Zeilen sollen Dich übermorgen früh an Deinem 31. Geburtstage mit des Vaters reichstem Segen begrüßen. Dich hier zu sehen war eine Erneuerung und Erhöhung der Freude, an Dich zu denken, und eine Wiederholung und Verstärkung der Eindrücke, welche Dein und

Emma's Leben und häusliches Glück mir in Burg Rheindorf gaben und zurückließen. Du hast einen guten Grund und Boden in jeder Hinsicht, und die Aussicht auf die Ernte wird Dich auch in keiner Weise täuschen, wenn Du Dir selbst und den Gelübden Deiner Kindheit und Jugend treu bleibst. Dazu gebe Gott Dir seinen Segen am festlich-ernsten Tage!

Nun sollst Du auch mancherlei erfahren, was Dir Freude machen wird, in Betreff meiner....

Ich habe nie besser gearbeitet. Sowie mein „Aegypten" und mein „Gottesbewußtsein" I fertig war, galt es, einen Entschluß zu fassen. Ich entschloß mich, das „Gottesbewußtsein" zwischen hier und Ostern drucken zu lassen, und begann mit Buch V (Das Gottesbewußtsein als Wissenschaft). Ich hatte in der Vorrede (der vierten, ganz neuen, die ich endlich gebilligt) mich so ganz wieder in meine Grundansichten und den Gedanken des Ganzen getaucht, daß ich mich mit unwiderstehlicher Sehnsucht zur Philosophie getrieben fand, und ich folgte dem Triebe, weil ich in der Philosophie nur etwas schaffe, wenn's mich treibt. Es ist gelungen. Ich habe Leibniz und Lessing von neuem aus der Quelle studirt, und meine beiden Artikel von 1850 so ausgeführt, daß sie jeden Gebildeten in den Stand setzen, selbst zu urtheilen über das, was jene Heroen in Beziehung auf Erkenntniß des weltgeschichtlichen Standpunktes gethan und was sie übriggelassen. Die Darstellung geht voran, großentheils gestützt auf zweckmäßige Auszüge. Die „Erziehung des Menschengeschlechts" gebe ich ganz, mit bloßer Auslassung der rein-geschichtlichen — und falschen — §§. 23—62: dazu aber die beiden sibyllinischen Blätter von der Dreieinigkeit und der Metempsychose, welche Guhrauer so glücklich in speculative Verbindung gebracht mit der Erziehung des Menschengeschlechts. Dann folgt die Kritik. Viel war doch noch zu thun! Morgen geht's an Herder und dann an Kant; bei jenem habe ich fast gar nichts, bei diesem nicht so viel hinzuzufügen. Kuno Fischer geht mir dabei mit seiner großen Belesenheit zur Hand; er schreibt jetzt seinen „Kant".

Mein Leben theilt sich jetzt in zwei Theile. Von 9 bis 12 Uhr Bibel. Dieses ist das fortgehende Rad. Deuteronomium wird Weihnachten fertig, Uebersicht und vorläufige Erklärung. Haug arbeitet nicht mehr mit uns, er arbeitet vor für sich, jetzt Numeri und Deuteronomium, und macht beide fertig bis auf meine Revision und Redaction; Kamphausen arbeitet auch vor für sich, Richter und Josua; beide werden damit fertig sein im Januar; dann gebe ich ihnen die vier Bücher Samuel und Könige, sodaß sie Ostern den zweiten Band A. T. Text vorgearbeitet haben werden bis auf Jesaias und Jeremia, welche den Band schließen; diese habe ich selbst vorgearbeitet und lasse keinen darüber.

Nun aber kommt die Hauptsache. Bis Ostern bin ich mit der Ausarbeitung des Pentateuchs und der Einleitung und mit Schreiben des

„Gottesbewußtseins" fertig (ich hoffe früher); damit wird mir die Zeit vor 9 Uhr und die nach 12 frei, denn ich arbeite am philologischen Bibelwerke nicht anders als in jenen drei Stunden (von 9 bis 12). Die übrige Zeit und Kraft soll dann aber vorerst auf das N. T. Abtheilung I, Evangelien, gewendet werden. Dies war Dein Vorschlag im vorigen Jahre und so soll's Dir heute, als Geburtstagsgabe von Dir selbst an Dich, eröffnet werden.

Ohne das „Gottesbewußtsein" als Vorläufer könnte ich meinen Gedanken nicht ausführen, so geht's vortrefflich zusammen. Lessing stand dem Problem am nächsten. Verhältnißmäßig wenig ist seitdem geschehen in der Hauptsache.

Welch ein greulich Ding ist doch das Ritualgesetz, welches die Roheit und Sinnlichkeit der Juden allein den Moses zwang ihnen aufzulegen! Aber viel Weisheit als Erziehungsmittel.

25. December 1856.

(An denselben.) ... Ich freue mich, daß Dir die Worte der „Weihung" (erster Band des Bibelwerks) nicht ohne Weihe gedacht und geschrieben zu sein scheinen. Mich quält's nun, das letzte Wort zu sagen. Deshalb habe ich die Vorrede in den letzten Wochen noch geschrieben: es sollte der wissenschaftliche Charakter ebenso wol angedeutet werden als der praktische. Das letzte Wort nun ist: daß wenn Gott nicht ein Lügner gewesen von Anfang und fünf Jahrhunderte persönlicher Geschichten hindurch — also gewiß und wahrhaftig — die jetzigen Zustände untergehen, falls nicht die ewigen Gesetze des Kosmos mit ebenso sicherem Bewußtsein angenommen werden, zur Richtschnur des Einzelnen wie der Völker, als die Schwerkraft beim physischen Kosmos. Wir sind zu Ende, in Europa und in den Vereinigten Staaten, wenn wir uns nicht zu diesem Glauben an Gott, Menschheit, sittliche Persönlichkeit bekehren. England hat das Princip der Reform, der wahren, durchgehenden, angenommen, politisch mit vollem Bewußtsein, kirchlich als unausbleibliche Folge der bürgerlichen Freiheit. Die Sklavenstaaten sind dem Geschick verfallen. Gott gebe uns nur bald indische, persische, armenische und vor Allem afrikanische Baumwollenfelder, denn sonst läßt ein Mammon den anderen nicht fallen. Bei uns sind die Regierungen, wenn auch nicht ganz des Teufels, wie in den rein katholischen Ländern, doch dynastisch vollständig. Eigennutz als Princip ist Leugnung der Schwerkraft, ist Seildrehen aus Sandkörnern. Nur Ereignisse können da retten....

1. Januar 1857. O daß Du nicht hier bist, Dich mit mir an Prometheus und Nemesis zu erbauen. Der Geist kommt oft über mich bei der Schilderung.

Charlottenberg, 15. November 1856.

(An Frau Schwabe.) Der Großherzog hat mich nach Karlsruhe eingeladen, ich werde dahin gehen, sobald ich mit den Correcturen fertig bin. Heute habe ich die letzten Bogen von „Aegypten" (dem Schmerzenswerke, welches mir doch so lieb ist seit 24 Jahren) durchgesehen; endlich auch den Leviticus vollendet. Lesen Sie einmal das bewunderungswürdige 25. Kapitel, vom Jubeljahr oder Halljahr. Welch hohe Ansicht vom Staate als einer Gemeinde von Brüdern! Ausführbar war das allerdings nur bei einem wahrhaften Gemeinwesen, und dazu brachten es die Juden nicht; sie zerfielen in die Stämme und wurden eine Beute der Fremden, und dann von Priestern und Königen geknechtet. Wirklich führten es die Makkabäer aus, als sie Juda freigemacht, und es scheint noch zu Josephus' Zeiten so gehalten zu sein.

22. November 1856.

Wenn man das N. T. durch das A. T. besser verstehen lernt, wie viel mehr das A. T. durch das Neue! Ich erfreue mich Ihrer lebendigen Theilnahme, eben wie unseres weisen Freundes Neukomm.

Charlottenberg, 24. November 1856.

Ich habe heute früh einen sehr langen und offenen Brief an eine hohe Person zu schreiben gehabt, über die politischen Fragen des Tages. Es war Gewissenspflicht, da ich aufgefordert wurde. Die Unionspartei hat am 19. in der Kirchenconferenz nach zweitägiger Debatte einen entscheidenden Sieg davongetragen.

Charlottenberg, 8. December 1856.

Die Mangelhaftigkeit der bisherigen Uebersetzungen tritt immer mehr hervor. So haben wir vorgestern den berühmten Spruch, das Sterbenswort der Juden, Deuter. VI, 4 allenthalben falsch übersetzt gefunden: „Höre Israel, der Herr dein Gott ist ein einiger Gott" (Luther), sollte heißen: „Höre Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige allein". Der Sinn ist doch bedeutend verschieden, und der wahre steht viel höher und geht viel tiefer als der Sinn der falschen Uebersetzung. Gestern Nachmittag habe ich in unserem Familienkreise die Geschichte des Auszugs vorgelesen, in ihren 30 Monaten, vom Auszuge bis zur Ankunft am Flusse Hassa-Sarad im Ostjordanlande, und dann abends, nach dem Thee, haben wir uns in Goethe's Darstellung im „Divan" (Werke, Band IV, „Israel in der Wildniß") ergötzt. Trotz vieler Irrthümer und Ungehörigkeiten hat er doch zuerst das Richtige gesehen.

Charlottenberg, 12. December 1856.

D.'s Aeußerungen über seine Empfindungen hinsichtlich des Todes sind sehr rührend. Er würde sich die Erklärung leichter machen, wenn er

sich zurückruft, daß die Seele an sich nicht vor dem Tode zurückschreckt, weil sie weiß, daß er eine nothwendige Geburt des höheren Lebens ist. Zwar sagt Dschelaleddin Rumi: „Wol schaudert Leben vor dem Tod"... aber es liegt in der Seele ebenso wol der göttliche Factor als der natürliche, wie das auch der Dichter schönstens sagt. Durch Gott stehen die Geister geistig miteinander in Verbindung, anders nicht, und also auch nur als geistige Wesen. Erscheinungen im gewöhnlichen Sinne halte ich für einen Unsinn, aber daß ein Geist in großen Momenten des inneren Lebens das Schicksal eines Anderen (z. B. dessen Tod) schaut, ist eine sichere Thatsache. Das ist schottischer „Second Sight". So erzählt Niebuhr im Leben seines Vaters eine merkwürdige Anekdote hierüber. Dergleichen findet gewöhnlich nur im ungeistigen Zustande statt, im Traume oder Hellsehen; allein was im rohen Naturzustande möglich ist, muß es auch bei geistiger Erhebung sein.

Charlottenberg, 22. December 1856.

Der König hat mein Buch äußerst huldreich von Humboldt entgegengenommen, aber gefragt: „War denn kein Brief für mich dabei?" Ich schreibe ihm also heute, mich beziehend auf den gedruckten Brief.

Charlottenberg, Jahresschluß 1856.

Das Jahr eilt zu Ende; ich habe die letzten Arbeitsstunden, nach dem schönen Nachmittagsgottesdienste zum Jahresschluß, der Beendigung der nothwendigen, aber mühseligen und mit vielen Schmerzen verbundenen Sichtung meines Briefwechsels von 1852—1856 gewidmet und soeben nach Verbrennen von drei Vierteln des Ganzen die letzten Stöße der lieben F. überantwortet, welche die genauere Ordnung der aufzubewahrenden Briefe und das nachherige Einbinden besorgt.

Ich habe außer jener Arbeit mich ganz mit der brennenden Neuenburger Frage beschäftigt, durch ein wunderbares Zusammentreffen von Umständen aufgefordert, aus meinem Enthalten von politischen Angelegenheiten des Augenblicks hervorzutreten. Gott sei Dank! es scheint, daß ich nach mehreren Seiten hin nicht ganz ohne Erfolg gearbeitet zu haben scheine. Es ist entsetzlich, an einen Krieg um einen Ehrenpunkt zu denken in unserer Zeit! Aber ich bleibe auch mehr als je bei dem Glauben, es wird nicht zum Kriege kommen und die Sache wird so ausgeglichen werden, wie ich es von Anfang vorgeschlagen. Lord Palmerston hat auch dieses mal zu Anfang viel durch leichtfertige Politik und Unterschätzung der Wichtigkeit und des Ernstes der Angelegenheit geschadet....

Ich fühle, daß ich seit meinem Unwohlsein mich ganz erholt habe, aber nun ganz ins Greisenalter eingetreten bin. Ruhige Gleichmäßigkeit und Einförmigkeit des Lebens und der Diät werden mir nöthig; in diesem ruhigen Lebensgange aber fühle ich mich wohl und geistig frisch wie je.

Die Weisheit besteht darin, wie Koheleth für König Salomo sagt, zu wissen, daß alles Ding seine Zeit hat; das aber scheint der gute Mann nicht bedacht zu haben, daß dagegen jedes Alter wie seine Entbehrungen, so das Greisenalter insbesondere auch seine eigenthümlichen Genüsse und Freuden hat oder haben kann. Erfahrung und Erinnerung sind große Schätze, welche nur das Alter gibt.

Die Tage in Karlsruhe haben mir in mancher Beziehung große Freude gemacht. Die wirklich liebliche und vortreffliche Großherzogin, die ich zum ersten male als verheirathete Frau wiedersah, ist glücklich und hat Alles um sich her glücklich gemacht. Der Großherzog hat Verstand und Bildung und guten Willen; es fehlt ihm nur noch ein rechtes Vertrauen auf sich selbst als Herrscher. Wir haben uns ganz offen ausgesprochen über die politische Lage und ich glaube ihn hinsichtlich der Kriegsfrage beruhigt zu haben. — Meine verheiratheten Kinder haben mir zum Neujahr eine große Ueberraschung gemacht durch ein sehr schönes Geschenk — ein Billard! ... Bis zum Tage, ehe das Billard kam, hatte ich mit Theodor, der Alles in der Stille aufs schönste besorgt hatte, im Garten „Boccia" gespielt; aber seitdem ist es zu kalt geworden für jenes Spiel; so kommt der Ersatz gerade zu rechter Zeit. — Sie wissen, daß wir seit nun bald 40 Jahren ohne Ausnahme immer das Neujahr unter Chorälen und ähnlicher ernster Musik, abwechselnd mit ernsten Gesprächen und Pausen, herangewacht haben, ganz allein im häuslichen Kreise. So werden wir es dieses mal auch thun, doch ohne die lieben Sternbergs (da Theodora die Grippe hat), aber sie sind im Geiste bei uns und nicht wahr, Sie auch? Nun leben Sie wohl, meine theuerste Freundin, und haben Sie Herzensdank für alle Liebe und Freundschaft, welche Sie mir im Laufe des scheidenden Jahres erwiesen haben. Gott segne Sie und Ihr gesegnetes Haus auch im neuen Jahre reichlich. Allen, einschließlich Neukomm, des Allgeliebten, meine herzlichen Grüße!

1. Januar 1857. Noch einmal Heil und Segen zum Neuen Jahre! ... Heute werde ich den Arbeitstag beginnen mit: „Im Anfang, da Gott schuf Himmel und Erde". O! möchte ich gewürdigt werden, noch vor seinem Ausgange zu schreiben: „Im Anfang war das Wort." Ich habe es mir bestimmt vorgesetzt. Nun, Gottes Wille geschehe, durch uns und trotz uns!

Dem obenerwähnten Briefe Bunsen's an den König über „Gott in der Geschichte" entnehmen wir die folgende Ausführung:

Die Gegenwart Gottes in der Geschichte — sein Fortschreiten in den vielen Jahrtausenden — und der allen Geschlechtern und besonders den edelsten der Menschen einwohnende Glaube an diese Gegenwart und dieses Fortschreiten ist im geistigen Kosmos dasselbe, was im physischen die Schwerkraft, welche Newton die Allgegenwart der Phänomene nennt, und das

Licht, welches die Veden den Hohenpriester der Gottheit nennen. Dieser Gedanke ist so erhebend und tragend, daß er nur denjenigen überwältigt und verwirrt, welcher sein eigenes Selbst in seiner Auffassung und Darstellung spiegeln will. Deshalb entschuldige ich mich auch nicht, daß ich mich eines so großen Werkes unterfangen und in so ernstem Tone damit aufgetreten bin....

Die Gesetze des geistigen Kosmos können so wenig als die des physischen erkannt werden aus bloßer Beobachtung der einzelnen Erscheinungen, noch aus der Theorie allein; es ist seltsam genug, daß die methodische Verbindung beider noch nicht versucht ist.... Das Gottesbewußtsein der Bibel ist von den Scholastikern ebenso verwirrt und zur Lüge gemacht, als durch die Rationalisten abgeschwächt und verkümmert. Nur positive Herstellung kann helfen, das alte theologische System der Auslegung ist ein verlogenes und unhaltbares....

Polemisirt habe ich in dem Buche so wenig wie möglich, nur beim Hohenliede, dessen Herrlichkeit ich in der Schilderung des jüdischen Lebens (I, 281—289) angedeutet, war ich der Ehre des Göttlichen in Bibel und Menschheit schuldig, durch Abdruck der eigenen Worte Hengstenberg's zu zeigen, wohin eine systematische Lüge führt (S. 467—476)....

Unser Geschlecht ist von gestern, der übrigen Schöpfung gegenüber, aber doch über 20000 Jahre alt; es ist eines, aber entwickelt sich in Gegensätzen und schreitet fort nach Stämmen, in Weltaltern, nach ewigen und erkennbaren Gesetzen. Die Schichten und Lagerungen der Vorzeit sind die Sprachen, dann die Mythologien; und ihren Zusammenhang habe ich zum ersten male versucht in Grundlinien darzustellen, vermittels des ägyptischen Hebels.

Aus Briefen Bunsen's über die durch den royalistischen Revolutionsversuch in Neufchâtel zu einer europäischen Gefahr gesteigerte Neuenburger Frage mögen die folgenden Ausführungen hier Platz finden:

Charlottenberg, 31. October 1856.

Meine politische Ansicht über die neuenburger Angelegenheit kennen Sie seit langer Zeit. Sie hat sich nicht verändert. Betrübt und schmerzlich, wie das Ereigniß ist, scheint mir, es könne dasselbe politisch nur so ausgebeutet werden, daß die Gelegenheit benutzt werde, mit Ehre, ja mit verdientem Ruhme der Großmuth aus einer an sich unlösbaren Verwickelung herauszukommen, welche die Politik Preußens seit lange nur störend berührt hat. Was ist natürlicher, als daß der König seine wohlerworbenen und anerkannten Rechte jetzt aufgibt, um den Preis des Lebens, der Freiheit und Sicherheit seiner Getreuen? natürlich nur, nachdem die schweizer Regierung, wenigstens den vermittelnden Mächten gegenüber, jenes Recht

anerkannt und diese Zusicherung in Bezug auf die Gefangenen gegeben.... Die Form findet sich leicht, sobald man die Sache ernstlich will; aber, glauben Sie mir, die Sache ist eine europäische, die Entscheidung in Englands und Frankreichs Händen, und jede andere Lösung als die angegebene ist unmöglich. Ohne jenes Ereigniß hätte die Entscheidung können aufgeschoben werden, jetzt muß sie erfolgen. Alles Andere ist Täuschung, Gefühl, Leidenschaft, was Sie wollen, nur keine preußische Politik.

Ich habe bei meiner Reise durch die Schweiz das Land infolge der Centralgewalt in einem beispiellosen Fortschritte und Wohlstande gefunden, und alle früheren Gegner der neuen Verfassung (selbst in Genf) damit einverstanden. Die Wehrhaftigkeit ist nicht unbedeutend und die Führer haben staatsmännischen Verstand und Muth.

24. November 1856. Dem Grundsatze hinsichtlich Neuenburgs: „Unsere Rechte mit Ehren aufgeben, wenn die Schweiz diese Rechte vorher anerkennt," stimme ich von Herzen bei; aber ich weiß nicht, ob ich ihn ebenso verstehe wie Sie.

Auf Gnade und Ungnade sich ergeben, das kann und wird die Schweiz wol nie thun. Ihre Rechte sind in dem von mir unterhandelten und unterzeichneten Protokolle ausdrücklich anerkannt; das war die Bedingung der Zustimmung Englands und Frankreichs, und, abgesehen vom Factischen, liegen diese Rechte in dem 1815 vorgeschriebenen Doppelverhältniß des Landes. Von dieser Zweistellung war die eine Seite ein Protectoratsverhältniß, die andere, geographisch wie politisch, ein Lebensverhältniß. Durch die Einführung der Centralbundesverfassung (für die Schweiz eine lang anerkannte innere Nothwendigkeit und praktisch eine ungemeine Verbesserung) wurde das Verhältniß mit der preußischen Dynastie auf die Dauer unmöglich. Die große Mehrheit des Landes und Männer wie Chambrier und Calame an der Spitze der Royalisten sahen dies ein, und der großmüthige Erlaß des Königs vom April 1848, wodurch die treuen Anhänger ihres Fürsten vom Eide der Treue entbunden wurden, entspricht jetzt wenigstens dem allgemeinen Wunsche der bei dem letzten Versuche nicht betheiligten Royalisten. Die royalistischen Unterschriften und Aussprüche lassen darüber keinen Zweifel. Die vermittelnden Regierungen müssen also auch im vorliegenden Falle Rechte auf beiden Seiten anerkennen, und sie müssen der allgemeinen Politik der Schweiz gegenüber Rechnung tragen. Also wird und kann Napoleon sowol als England die schuldige Genugthuung nur fordern, wenn vertraulich aber unmisverständlich die Absicht Preußens ihnen ausgesprochen ist, daß der König alsdann in das Princip des Aufgebens des Verhältnisses eingehen will und zwar in einer Weise, welche den vermittelnden Mächten ausführbar scheint. Darauf reducirt sich praktisch Alles.

Mehr oder weniger hätte Napoleon auch nicht gethan, ohne daß man ihn zum Schiedsrichter gemacht, wie die Verhältnisse einst seinen Oheim zum Dictator der Schweiz machten als Vermittler. England aber hat sich von Anfang an in diesem Sinne erklärt. Aberdeen und Derby haben mir dasselbe gesagt wie Lord John Russell und Lord Palmerston; Peel's Ansicht war dieselbe. Kein englischer Minister kann der Königin anders rathen.

Ist es nun die Absicht des Königs, auf eine solche Behandlung der Sache einzugehen, so ist der Streit in 24 Stunden beigelegt. Im entgegengesetzten Falle ist ein Angriff auf die Schweiz ein Krieg gegen England und Frankreich und zwar ohne Bundesgenossen; also unmöglich ebenso wol als unpolitisch. Oesterreich hat aufs unmisverständlichste erklärt, daß es seine Zustimmung zum Beitritt des Bundes nur deshalb gebe, weil daraus kein Krieg entstehen könne, indem das Londoner Protokoll die Entscheidung in die Hände der vermittelnden Mächte lege; aber auch der „blocus hermétique" ist, wie Louis Philipp zu erfahren hatte, von Seiten Frankreichs oder von Seiten Deutschlands unmöglich. Die süddeutschen Regierungen können und werden nie dazu mitwirken; auf sie allein fällt ja der Schade.

Eine Besetzung der Schweiz, ja nur einer Stadt, ist eine europäische Frage; die Unverletzlichkeit des schweizer Gebietes ist einer der Grundpfeiler des europäischen Systems. Dieses sind die Realitäten, die ich vor mir sehe, und nach dieser politischen Wirklichkeit wird ohne den geringsten Zweifel die Entscheidung ausfallen. Die Weisheit gebietet also, nichts zu fordern oder zu sagen, was man doch nicht ausführen kann, wollte man auch Preußens Blut und Geld auf Neuenburg setzen!

Dieses als Basis der preußischen Politik angenommen, war die Sache sehr leicht einzurichten, sodaß die Dynastie mit Ehren, ja mit dem Ruhm der Großmuth ein Verhältniß aufgäbe, welches für sie eine gar geringe Wichtigkeit hat, für das Land an sich gar keine Bedeutung, nicht einmal für die Politik in der Schweiz. Ich darf dabei wol mich auf meine Erfahrung berufen.

Also kann von einer Rüstung gegen die Schweiz ebenso wenig die Rede sein, wie von einem Angriffe auf die unhaltbare Küste des Riff. Jenes wäre eine Demonstration ohne Wirkung, dieses eine Spielerei.

Hiernach werden Sie beurtheilen können, ob und inwiefern unsere politische Ansicht übereinstimmt. Ein europäischer Krieg wird nicht aus jener Frage hervorgehen, denn er ist unmöglich. Den Ehrenpunkt zu wahren, ist auch jetzt noch sehr leicht....

Es kann mich nicht befremden, daß sich trotz der vollkommenen Vergiftung und Knechtung der Presse eine sehr allgemeine Misstimmung gebildet hat und im Lande herrscht, welche sogar in den jetzigen Landtag ein-

zudringen scheint, dem ich allerdings auch im Belange der Monarchie irgendwie ein Fünkchen von Einfluß auf das Land wünschen möchte, welches gewissermaßen ihn aufgegeben hat, sodaß man kaum mehr anständige Leute findet, außer den Landräthen, welche ihr Mandat annehmen wollen. Solche Kammern sind keine Stützen des Thrones.

In der Art, wie Bunsen in den bisher mitgetheilten Briefen von seinem körperlichen Zustande spricht, erkennt man sein Bestreben, denselben möglichst günstig aufzufassen und stets in dem Maße an die Wiederherstellung seiner Gesundheit zu glauben, als er sie ersehnte und ihrer bedurfte. Allein leider hatte die Krankheitsperiode bereits angefangen, die nicht wieder aufhören sollte und während welcher allein eine Energie wie die seinige eine solche Fülle von Arbeit bewältigen konnte, wie er noch immer zu Stande brachte. Mußte er auch seinen Bibelcommentar Arbeitsunfähigkeit halber meist beiseitelegen, so ließ er sich's doch schwere Mühe kosten, um die Bibelübersetzung mit seinen Gehülfen fortzusetzen. Wiederholt plagten ihn Katarrh und gastrische Leiden, welche er von seiner Schweizerreise mit heimgebracht hatte, bis sich endlich im Januar 1857 ein heftiges und hartnäckiges Lendenweh einstellte, ein Uebel, von dem er zwar schon früher manchmal, aber damals in weit geringerem Grade, war heimgesucht worden. Jetzt mußte er dagegen lernen, was anhaltende schlaflose Nächte zu bedeuten haben, und kostete auf diese Weise zum ersten mal den Leidenskelch, den er in seiner letzten Krankheit bis auf die Hefen zu leeren bestimmt war. Schröpfköpfe und Zugpflaster (unter der freundlichen Anleitung des Professors Chelius angewandt) erwiesen sich als unwirksam, den Schmerz zu vermindern, trugen aber wahrscheinlich dazu bei, jenes Anschwellen der Beine hervorzubringen, das im Anfange und noch zwei Jahre lang nur gering war, sich aber in den letzten sechs Monaten seines Lebens in so trauriger Weise steigerte. Die Anfälle von Lendenweh erschöpften sich endlich; aber erst als der Monat Mai beständiges Wetter brachte, erholte er sich einigermaßen. Die Bäder von Wildbad im August entfernten endlich die letzte Empfindung von Schmerz und Schwäche in den Beinen; und unter allen Leiden, die ihn später noch erwarteten, trat die Plage des Lendenwehs doch nicht wieder ein.

Ein glückliches Ereigniß des verflossenen Sommers war die Verlobung seines Sohnes Karl (damals Legationssecretär in Turin) gewesen. Lange auf seinem Posten durch die Krankheit seines Chefs, des Grafen Brassier de St.-Simon, zurückgehalten, erhielt derselbe

endlich im Januar den nöthigen Urlaub, um sich mit seiner Braut (Mary Isabel, Tochter des Herrn Thomas Waddington, auf St.-Léger bei Rouen) in Paris trauen zu lassen. Der verehrte Freund beider Familien, Pastor Valette, segnete dort mit der Beredsamkeit der Wahrheit und Liebe ihren Lebensbund ein. Das junge Paar machte die Reise nach seinem turiner Wohnsitze über Bonn und Heidelberg, wo ihr Besuch den leidenden Vater sehr erheiterte, der, bei ihrer Ankunft noch gänzlich ans Bett gefesselt, doch nachher soweit besser wurde, um sich ihrer Gesellschaft erfreuen zu können, ehe sie genöthigt waren ihre Reise fortzusetzen. Eine vierte Heirath unter seinen Söhnen und die Begründung des häuslichen Glückes gerade dieses so sehr geschätzten und verdienstvollen Sohnes zu erleben, war ein Gegenstand großer Freude für Bunsen, und tiefe Dankbarkeit empfand er für die von der Vorsehung gewährte Erfüllung seines innigen Herzenswunsches.

Es folgen nun zunächst eine Reihe von Briefen aus der ersten Hälfte des Jahres 1857.

An die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig schreibt Bunsen unterm 17. Januar in Betreff der damals noch beabsichtigten Fortsetzung seiner „Zeichen der Zeit" wie folgt:

... Hier ist die Uebersicht:

Die Zeichen der Zeit, zweites Zehent. Die Zeichen des Niederganges und des Aufganges.

A. Die Aufgaben. Briefe I—V, an R. Rothe.

I. Rückblick, Methode, Uebersicht des Geschichtlichen vom October 1855 bis Januar 1857.

II. III. IV. Die Gemeinde im Leben.

II. Die regierende und richtende Gemeinde, oder Grundsätze der Presbyterial-Synodalverfassung, mit gemeindlichem Vorsteher.

III. Die lehrende und erziehende Gemeinde, oder Grundsätze über Schule und Volksunterricht im Verhältniß zu Staat und Wissenschaft; die Missionen; die Bekenntnißfrage.

IV. Die dienende Gemeinde, oder die Familie und die Diakonie (mit Rücksicht auf Madame de Gasparin's Buch).

V. Die Gemeinde als gottesdienstliche, oder die Idee der christlichen Anbetung und ihre Anwendung in der Wirklichkeit; Liturgie und Predigt; Gottesdienst und Leben; Positive Herstellung des Opferbegriffs als des Gelöbnisses.

Anhang. (in kleinerer Schrift) Zuchtwinkel und Denksäule, d. i. Antworten auf Stahl, Leo, Hengstenberg u. s. w.

B. Die Versuche der Lösung. Briefe VI—X.

I. Das österreichische Concordat, oder der Versuch eines absoluten Staates, sich mit dem Papste über die kirchlich=staatlichen Verhältnisse zu verständigen.

II. Der Bann gegen die Universität Gent, oder der Versuch des Papstes, sich der historischen und philosophischen Forschung in einem constitutionellen Staate zu bemächtigen.

III. Die Debatten im englischen Parlament und in den preußischen Kammern über die Ehe und Ehescheidung, oder Versuche, die Ehefrage nach evangelischen Grundsätzen auf constitutionellem Wege mit den Bedürfnissen der Gegenwart in Einklang zu bringen.

IV. Der Streit in den Vereinigten Staaten über die Sklavenfrage, oder der Versuch, die Sklaverei mit Evangelium und Freiheit in Einklang zu bringen.

V. Der ewige Krieg (bewaffnete Friede) und der ewige Friede, oder der Versuch, das Seerecht zu mildern und die schiedsrichterliche Clausel in alle Verträge einzuführen.

Charlottenberg, 8. Januar 1857.

(An Frau Schwabe.) Die Geschichte beurtheilt jeden Mann, nachdem er sein Tagewerk vollendet, also nach seinem Tode; gewiß aber hat Cobden als redlicher, ja edler Staatsmann, Bürger und Mensch sich von der seltensten Vereinigung von Einsicht und Willenskraft gezeigt.

Es bleibt doch nichts Anderes übrig, als sich beschränken; Selbstbeschränkung ist aller Weisheit Anfang. Mir ist dabei immer der Gedanke sehr hülfreich gewesen, daß wir aus uns selbst herausgehen sollen und nicht in uns selbst hinein; uns in der Welt, d. h. in der Menschheit vergessen und so wiederfinden. Das sind die beiden Hauptpunkte und nicht wesentlich verschieden von des Apostels Vorschrift: Bete und arbeite; nämlich die Bruderliebe ist das fortwährende Gebet. — Die „Christian Times" hat mein Buch sehr dringend ihren christlichen Lesern empfohlen.

Charlottenberg, 18. Januar 1857.

... Seit gestern thue ich nichts, als die Uebersetzung von Caird's Predigt mit Frances durchgehen zur zweiten Auflage. Brockhaus schreibt, die erste sei so gut wie vergriffen, er wolle noch 1000 drucken, und schickt mir ein Exemplar zur Revision und zu etwaigen Verbesserungen. Ich bin sehr glücklich, Ihnen in diesem Werke christlicher Liebe behülflich sein zu können.

Black in Edinburgh, Verleger der „Encyclopaedia Britannica", fordert mich gleichzeitig auf, für die neue Ausgabe des Werkes den Artikel „Luther" zu schreiben. Sie können mir dafür 6—8 Seiten geben.

Einen so ehrenvollen Auftrag, den Artikel über den großen deutschen Heroen für eine andere Gemeinde zu schreiben, in deren Sprache, darf man nicht abweisen. Ich habe also angenommen und bin dabei.

Charlottenberg, 22. Januar 1857.

(An einen Sohn.) Ich „lese auf Luther", wie die Engländer sagen. Michelet hat den einzig richtigen Plan eines Lebens Luther's gemacht; Abschnitte, mit kurzer Einleitung, und dann die schlagendsten Stellen der Briefe und Predigten u. s. w. des Abschnittes nachher; zum Schluß: Privatleben. Aber die Behandlung ist flüchtig und seicht und verkehrt. Die rechte Wahrheit hat noch Niemand gesagt. — NB. 1525 ist der annus fatalis seines Lebens.

30. Januar. ... Will's Gott, schreibe ich noch einen Band „Zeichen der Zeit".... Ich sage (grob gesprochen) etwa dieses: Wir leben in einer Zeit der Ausscheidung (Krise). Zwei Gewalten streiten miteinander: Trägerin des einen ist die Hierarchie, Trägerin des anderen die Gemeinde; dort geht Alles verkehrt; zur Gewalt, zur Lüge, zum Nichtigen; hier Alles förderlich, gedeihlich. Wir fordern Freiheit der Gemeinde und die Bibel und trauen auf Gottes Geist. Ist nun dieses wahr, so muß es sich doch wol in anderthalb Jahren zeigen auf dem großen Schauplatze der ringenden Welt. Wir wollen zuschauen nach den seit October 1855 erschienenen Gestirnungen. Von der hierarchischen Seite: A. Rom, B. Lutheranismus; von der gemeindlichen Seite: Union, Associationen. Und wenn wir das gethan, wollen wir gewissen Erscheinungen eine besondere Betrachtung widmen (in Abhandlungen und Ausführungen); vorher aber die allgemeine Basis für Alle zu gewinnen suchen, dadurch, daß wir untersuchen, wie die Gemeinde in ihrer Stellung weltwärts und gottwärts denn eigentlich sich verhalte.

Freitag 13. Februar. Meine Sciatica geht langsam ab. Morgen fangen wir 1. Samuel an. Wie haben mich die Kapitel der Richter 17—21 bewegt! Sie gehören alle in die erste Zeit, unmittelbar nach Josua's Tod; die republikanische Zeit, welche Josephus „Anarchie" nennt; das furchtbare Blutbad in Benjamin noch vor dem religiösen Abfall, in welchem der assyrische Statthalter sie bereits fand.

Charlottenberg, 8. Februar 1857.

(An Frau Schwabe.) Ich stehe zum ersten male fast schmerzenslos an meinem lieben Pulte, von Sonne umschienen, vor mir laufen Hunderte Schlittschuh; die Canarienvögel sind zu mir herübergezogen und freuen sich des Sonnenscheins und der Aussicht. Das war ein böser Anfall von Sciatica! Ich habe vierzehn volle Arbeitstage verloren, wenigstens für meine Compositionen; Bibelconferenzen habe ich nur sechs verloren. In

den schlaflosen Nächten (mir unbekannte Zustände) habe ich aber doch mancherlei denken können, und so ist die Zeit der Genesung, nach allen möglichen Arten (unnützer) Foltern von Schröpfen u. s. w. und (guten) homöopathischen Mitteln, herbeigekommen. Morgen geht's wieder, will's Gott, an die Arbeit, jedoch erst von 9 Uhr an.

Charlottenberg, Dienstag 5. März 1857.

(An einen Sohn.) Endlich kann ich Dir schreiben, ohne Dich zu erschrecken, daß ich ein neues Werk von vier Bänden unternommen habe; denn gestern sind fast drei Bände des Rahmens zu demselben Mutter als Angebinde vorgelegt: „Luther, Geschichtliches Gemälde und Selbstschilderung. In vier Bänden.“... Ich schreibe das Buch als nothwendige Studie zu Buch IV des „Gottesbewußtseins“ und statt der Fortsetzung der „Zeichen der Zeit“. Alles, was ich dort zu sagen gedachte, kann ich viel eindringlicher und nachhaltiger an Luther knüpfen, und werde zugleich viele Kleinigkeiten los, die mir dort vorlagen und mich langweilten, weil das Zeug in 25 Jahren oder früher doch gar nichts mehr bedeutet.... Doch lasse ich meinen „Luther“ liegen, bis ich das „Gottesbewußtsein“ abgesandt.

Das erste Buch Samuel's hält uns sehr auf. Der Text ist beispiellos verdorben.... Wir haben über dreißig ganz unverständliche Stellen, denke ich, vollkommen gelöst.... So wird nun auch erst eine vernünftige Kritik dieses merkwürdigen Buches und der Geschichte möglich.

In einem Briefe an Frau Schwabe von demselben Datum steht folgendes Nähere über sein leider! unerfüllt gebliebenes Vorhaben, ein volksthümliches historisches Werk über „Luther, Geschichtliches Gemälde und Selbstschilderung“ herauszugeben.

Erster Band: Geschichtliches Gemälde.

Zweiter Band: Luther in seinen Briefen, Bekenntnissen, Erinnerungen und gelegentlichen Ergießungen.

Dritter Band: Luther in seinen reformatorischen Erklärungen und Schriften.

Vierter Band: Luther in seinen biblischen Aussprüchen, Schriften und Liedern.

Sie sehen, die drei letzten Bände sind Luther's eigene Worte; aber als Bild zusammengestellt und mit den erforderlichen Erklärungen und Anmerkungen. Alle bisherigen Auszüge und Sammlungen sind weder das eine noch das andere, sie geben kein Bild, lesen sich nicht als ein Ganzes und sind zum Theil sogar unverständlich.

Der erste Band wird meine eigene, geschichtliche Darstellung, eine Lebensbeschreibung vom weltgeschichtlichen Standpunkte. Er hat vier Bücher:

I. Die Zeit der Vorbereitung und Zurüstung, 1483—1517, die ersten 34 Lebensjahre (9 Kapitel).

II. Die Zeit des fortschreitenden Handelns, 31. October 1517 bis Ende 1524 (12 Kapitel).

III. Die Zeit des Leidens und der gelehrten Arbeiten, 1525 bis zum Tode, 1546 (12 Kapitel).

IV. Luther, Charakterbild, in seinen verschiedenen Beziehungen als Reformator, Schriftsteller, Prediger u. s. w. und zuletzt als Mensch (8 Kapitel).

Nun will ich Ihnen sagen, wie ich darauf gekommen und wie ich scheinbar so unbegreiflich schnell damit ins Reine gekommen bin.

Natürlich ward der Anstoß gegeben durch Black's Auftrag. Ich wußte aber schon lange, daß es kein Leben Luther's gibt, so wenig und noch weniger als eine allgemein anziehende und durch und durch den Geist dieses einzigen Mannes zeigende Zusammenstellung seiner bändereichen Schriften (88 Bände in Octav). Dieser Mangel war mir entgegengetreten bei der Ausarbeitung des vierten Buches meines „Gottesbewußtseins", wo Luther natürlich nach den Aposteln der hervorstechendste Charakter ist. Es blieb mir dunkel, wie ich innerhalb der Grenzen dieses Buches die Aufgabe lösen konnte.

Deshalb schon schrieb ich jenen Aufsatz für die „Encyclopaedia Britannica" gern, und beim Ausarbeiten ward mir klar, wie man jene Aufgabe lösen könnte.

... Niemand weiß, was Luther eigentlich gewesen ist. Das Ganze soll ein Lesebuch für den gemeinen lesenden Christen werden, will's Gott!

Herr Renan, ein sehr ausgezeichneter und mir befreundeter junger Gelehrter, Mitglied des Instituts, hat mir geschrieben, daß er mit Ary Scheffer's Nichte verlobt sei, wozu ich ihm herzlich Glück wünsche.

8. März 1857. Es ist recht tugendhaft von mir, daß ich mich enthalte, meinen „Luther" zu schreiben. Aber mein für die englische Uebersetzung von „Aegypten" durchgesehenes Exemplar muß am 27. fort.

Charlottenberg, 21. März 1857. Der Verfasser der Bücher Samuel hat gestern und vorgestern mich so in Anspruch genommen, daß ich alles Andere vergessen habe; aber ich werde mit leichterem Herzen nach Bonn gehen, wenn ich jene Arbeit zu meiner Zufriedenheit zu Ende gebracht. Es besser zu machen als die Vorgänger, ist, bei etwas gesundem, kritischem Urtheil und Geschmack, nicht so schwer; aber die Aufgabe so zu lösen, daß man damit zufrieden sein kann, ist eine andere Sache. Nun „ein Schelm macht's besser als er kann"; aber ich sage auch mit Cornelius „ein Schelm macht's schlechter als er kann". Wir haben hier jetzt scharfe Märzluft,

aber die schönste Sonne vom blauesten Himmel. Ich kann jetzt wieder von 5 oder 6 Uhr arbeiten, was mich sehr fördert.

Charlottenberg, 22. März 1857. Ich muß Ihnen doch sogleich eine erfreuliche Nachricht mittheilen. Die zweite Auflage (3000 Exemplare stark) von Caird's Predigt ist so weit vergriffen, daß Brockhaus eine neue machen will; diese werde ich gebeten als die vierte anzukündigen. Es ist unterdessen nämlich von dem sächsischen Verein für christliche Volksschriften in Zwickau eine Volksausgabe verlangt in 10000 Exemplaren. Die Zustimmung ist natürlich von Brockhaus aufs bereitwilligste gegeben; der Verein hat ihm nur die Druckkosten zu zahlen gehabt. Ich werde diese Thatsache in der Vorrede zur vierten Auflage dankbar erwähnen. Es geht eine große Bewegung vor unter den Evangelicals von England aller Bekenntnisse, eine herrliche (von Revd. Birks, einem Geistlichen der bischöflichen Kirche, Ehrensecretär der Evangelical Alliance, verfaßte) Erklärung, die man Manifest oder auch (wie man thut) Glaubensbekenntniß nennen kann. Die Alliance hat sie zu der ihrigen gemacht; so schreibt mir Sir Culling Eardley, der sie mir gedruckt zusendet, aber „private and confidential"! Ich lege sie deshalb nicht bei. Es sind hinsichtlich der Unterzeichnung große Aussichten; ich halte sie aber für zu gut und will warten, bis ich etwas Gewisses erfahre. Gelingt's, so werden die Hengstenbergs und Gerlachs rasend werden! Jedenfalls ist die Bewegung eine gute, nicht blos weil Papst und Gerlach sie angreifen, sondern auch an sich.

Charlottenberg, 19. April 1857. Mein Artikel „Luther" in der „Encyclopaedia Britannica" ist gedruckt; es waren etwa 120 gewöhnliche Seiten, ich habe sie auf etwa 90 verkürzt, werde aber wol später ein Bändchen von ungefähr 250 Seiten daraus machen. Die Herren Constable in Edinburgh haben mich in der allerehrenvollsten und freundlichsten Weise gebeten, eine Vorrede zu „Soll und Haben" zu schreiben, was ich thun werde.

Charlottenberg, 22. April 1857. Rowland Williams hat ein höchst merkwürdiges, philosophisch-gelehrtes Buch geschrieben: „Christianity and Hinduism", infolge der Aufforderung eines auch sehr seltenen Mannes, Mr. Muir, late of the Bengal Civil Service, welcher 500 Pfd. Sterl. auf eine den Brahminen und gelehrten Buddhisten verständliche Vergleichung jener Religionssysteme mit dem Christenthum gesetzt hatte. Diesen Preis hat Williams gewonnen durch einen Band von 500 Seiten, welcher ihm zehn Jahre gekostet, von 1847—1856. Muir schickte ihn mir, ich erhielt ihn gerade, als ich dieselbe Untersuchung (vor drei Wochen) durchgemacht, und stellen Sie sich mein Erstaunen vor, als ich hier, in der Form vollendeter platonischer Dialogen, eine ebenso gründliche als geistreiche Darstellung finde, welche der meinigen näher steht als irgendeine andere, sei es

in England oder in Deutschland. Er hat meine früheren Werke alle gelesen und stimmt mir in allen den neuesten Punkten, aber ganz selbständig bei. Wie sehr wir über Anderes übereinstimmen, wird er erst aus „Gott in der Geschichte" und dem letzten Band „Aegyptens" sehen. Ich hoffe, er wird viele Brahminen und Buddhisten zu Christen bekehren, und viele englische Namenchristen zu Christus, ja sogar viele Deutsche zur Bibel. Ueber die theologischen Punkte hat er zum Theil freiere Ansichten wie Channing, ist deshalb auch Unitarier gescholten. Aber mit welcher Tiefe der Frömmigkeit ist seine Darstellung der Versöhnungslehre und der Inspiration geschrieben! Ich muß den Mann sehen. Er ist der einzige hebräische Gelehrte in England, den ich kenne.

12. Mai. Lassen Sie sich von Ihrem Buchhändler zwei kleine Büchlein geben, die soeben erschienen sind:

1) Eduard Laboulaye, „Eine Stimme des Auslandes über die religiöse Freiheit" (bei Brockhaus).

2) „Hiob's drei Freunde: Bunsen, Stahl, Ritter" (Hamburg 1857).

Dieses geistreiche aber schwärmerische Buch ist, wie ich nicht zweifle, von Onken, dem Baptistenhaupte in Hamburg. Die Meinigen grüßen und bedauern mit allen Blumen und Baumblüten auf unserem Berge und auf dem Schlosse, daß Sie diese Pracht nicht sehen; die Kastanien blühen bereits hier und da, der Flieder ist heraus, meine Frau liebkost und ermuntert alle Blüten täglich. Andere Hausfreuden bereitet uns Mathildens „Happy Family", eine Gais mit Zicklein, ein paar Kanarienvögel, zwei angehende Katerjünglinge, vier Kaninchen, wovon zwei schwarz, endlich ein Hahn mit sechs Hühnern; kurz, sie und Schnauz, der Alle bewacht und mit den Katzen auf Du und Du steht, haben vollauf zu thun.

Fanny und ich lesen die zehn Bändchen von „Histoire de ma vie, par George Sand", ein wunderbares Buch; die Frau hat eine Tiefe und ich glaube wahre Seele und ist Lamennais' Schülerin, wie früher Leibnizens, dem sie auch treu bleibt. Sie soll häßlich sein, das ist schade; aber wie jener Schwabe sagte: „hübsch ist's nit, aber eine Sünde ist's auch nit."

Charlottenberg, Montag 18. Mai 1857, früh $4^1/_2$ Uhr.

(An einen Sohn.) Ich habe Etwas mit Dir zu besprechen, was uns sehr am Herzen liegt: Warum solltest Du Arndt nicht mitbringen?

Der große und einzige Prophet des Volkes wird doch nicht Jahre mehr unter uns weilen; wir können bis 1861 nicht daran denken, nach Bonn zu reisen, allein kommt er nie; nun findet sich eine sehr schöne Gelegenheit. Lies die Einlage. Geht er auf meinen Vorschlag ein*), so

---

*) Der Vorschlag, von dem Bunsen hier redet, wurde von Arndt ausgeführt; er schrieb seine „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn von Stein".

kann er hier mit dem Schreiben den Anfang machen; wir gewinnen so ein κειμήλιον mehr. Mutter schreibt selbst, Dir oder Arndt.

Ich muß zu Genesis I, 1, wo ich mit Ewald übersetze:

Im Anfange, als Gott schuf u. s. w.

Zu vergleichen:

Im Anfange war das Wort u. s. w. Joh. I, 1.

Ich steige wieder auf zu vollem Leben in dem Niederschreiben der Grundgedanken des Werkes für meine liebe Gemeinde und Du sollst Dich wundern, wie mundrecht ich die ἀπόῤῥητα der Wissenschaft meinem und Deinem Namensvetter Bon-sens mache. Der wird die Gelehrten zur Rechenschaft ziehen, in der Gemeinde, meinem Herrn und ihrem!...

Jedesmal daß es regnet, nach der Dürre im vorigen Monat, gehe ich auf meinen Balkon und lasse mich etwas naß regnen, aus Freude über den Landregen. Meine Liebe zum „lieben Ackerfeld" (wie Dein seliger Großvater sagte) ist mir wiedergekommen, seitdem Du Landbauer bist.

Montag nachmittags, 18. Mai 1857. Ich setze mein Geplauder mit Dir fort (bei 18 Grad göttlicher Wärme um 7 Uhr), um Dir noch zu sagen, daß es sich von selbst versteht: Ernst Moritz Arndt kann erhalten, was er nur wünscht für ein auch ganz kurzes Lebensbild von Stein.

Dienstag früh 6 Uhr. Soeben komme ich zurück von einem Gange zur Laube mit Mutter. Wer beschreibt die Schönheit der Frühlingswelt? Oben lasen wir aus Goethe's „Geisteswort II" die Abschnitte aus seinen Briefen und Gesprächen über Welt und Seele. Im Hause heißt es heute: morgen über acht Tage sind Georg und Emma da!

Freitag, 22. Mai 1857. Ein Meisterstück hast Du gemacht mit Arndt und Stein! Hinsichtlich der Reise war ich doch auch besorgt; eines Mannes wie Arndt's Seele hat ein δαιμόνιον in sich für die neutralen Dinge. Also drängen wir ja nicht!

Charlottenberg, 15. Mai 1857.

(An eine Schwiegertochter.) Ich habe das größte Werk und Unternehmen meines Lebens begonnen und komme dahin, die Früchte vieler Arbeit zu ernten. Ich kann mich nun, wenn ich nicht dazu gezwungen werde,

---

Zwei Decennien früher, bevor Pertz' großes Werk über Stein erschienen war, hatte Bunsen mit der Stein'schen Familie correspondirt, um Arndt als Biographen Stein's in Vorschlag zu bringen, von der Voraussetzung ausgehend, daß die edle Familie sich nicht dadurch abschrecken lassen werde, daß Arndt unter dem Bann der herrschenden Kreise stehe. Die Antwort hatte gelautet, daß er sich in dieser Voraussetzung nicht getäuscht, daß aber bereits die Unterhandlungen mit Pertz angeknüpft seien, aus denen das bekannte vortreffliche Werk hervorging. Der weitere Vorschlag Bunsen's, daß Arndt seine schriftstellerische Arbeit in Charlottenberg beginnen möchte, ward nicht erfüllt.

vor dem April 1861 nicht vom Fleck rühren. Der erste freie Frühling soll, wenn es Gott so gefällt, England, der erste freie Winter Mentone oder einem ähnlichen Orte gehören. Aber die Arbeit, die bis dahin gethan werden muß, ist sehr groß, obgleich die schwierigste schon gethan ist; nach Pfingsten werde ich in ruhiges Gewässer, nämlich auf ein von mir bereits durchforschtes Gebiet gelangen. Es macht mir jetzt unbeschreibliches Vergnügen, die Einleitung zu schreiben, in welcher ich durch zahlreiche Anführungen und allgemein einleuchtende Beispiele zeigen werde, was ich beabsichtige und wieviel und wie wichtig es ist.

Charlottenberg, 16. Juli 1857.

(An Frau Schwabe.) Am 21. August trifft Astor mit seiner Familie hier ein; er schifft sich in Neuyork am 5. August ein und geht geradewegs nach Heidelberg. Demzufolge gehen wir schon am 28. d. nach Wildbad, damit meine einundzwanzig Bäder mit Sicherheit bis zum 20. August zu Ende gebracht werden.

Wildbad, 16. August. Hier ist's unbeschreiblich schön, und gewiß, wenn ch wieder in ein Bad gehen muß, wähle ich nur Wildbad. Die Ausflüge in den Schwarzwald sind unbeschreiblich reizend, die Luft behagt mir sehr, die Bäder sind einzig wohlthuend; Freunde trafen wir hier einige, Bekannte viele; Miß Wynn hat uns, der Gesundheit ihrer Schwester wegen, vorgestern verlassen, um nach dem Rigi zu ziehen. Eliza Gurney, die amerikanische Quäkerin, Witwe von John Joseph Gurney, ist uns hierher nachgereist und wir haben einen schönen, ernsten Tag mit ihr verlebt.

30. August. Nachdem ich Astor täglich erwartet hatte, traf er gestern Abend ein zugleich mit dem Prinzen von Wales. Astor's treue Anhänglichkeit und der Eindruck seiner Vortrefflichkeit, den wir Alle empfangen, macht uns große Freude.

Heidelberg, 1. Juli 1857.

(An die Herzogin von Argyll.) Meine theure Herzogin! Heute ist der vierzigste Jahrestag meiner Hochzeit. Hinter mir liegen jetzt volle 40 Jahre einer so ungetrübten Glückseligkeit, wie sie nur einem Sterblichen zutheil werden kann, Hand in Hand mit einem Wesen verlebt, das aus einer Wüste für mich ein Paradies gemacht haben würde und noch jetzt an meiner Seite steht, wohl und glücklich in unserem ruhigen und zurückgezogenen, aber deshalb weder müßigen noch einsamen Leben. Wir sind umgeben in Nähe und Ferne, aber Alles in erreichbarer Entfernung, von zehn Kindern und bisjetzt dreizehn Enkeln, die alle glücklich sind, mit vier Schwiegertöchtern und zwei Schwiegersöhnen, die alle gerade so mit uns vereint sind, als ob sie unsere eigenen Kinder wären. Alle befinden sich in glücklichen Umständen und hängen innig aneinander. Nicht wahr, meine

theure Herzogin, das ist ein Tag, für welchen man dankbar sein soll! Niemand kann dies besser schätzen und Niemand wird es leichter glauben als Sie, daß unser Herz an einem solchen Tage den Freunden zugekehrt ist, deren Güte und Liebe uns durch unsere Pilgerfahrt begleitet haben. Ihr Brief, den ich letzte Woche erhielt, hat feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt, und ich ließ sie bisher nur deshalb dort brennen, weil ich fest entschlossen war, meine Platina-Hochzeit (wie ich sie nennen möchte, zehn Jahre vor der goldenen) dadurch zu feiern, daß ich den Tag (es ist jetzt 5 Uhr) mit diesen an Sie gerichteten Worten anfinge. Es war erst gestern Abend um 7 Uhr (wo ich an den Bahnhof fuhr, um meine Emilie abzuholen, die wohl und gesund ist und sich so frei bewegt wie irgendeins von uns), daß ich die Einleitung zu meinem Bibelwerk beendete, damit sie heute der Presse übergeben werden und am 15. September als der erste von vielen Bänden erscheinen könne.*) ... Dieses Werk, vielleicht das größte, in jedem Falle aber das verantwortlichste literarische Unternehmen der jetzigen Zeit, gelobte ich zuerst im Jahre 1817 und wieder nach einigen Vorarbeiten zur Zeit einer heftigen Krankheit im Jahre 1821 zu Rom zu unternehmen. Darauf wurde es, theilweise im ewigtheuren England — wo ich 1850 das „Leben Jesu" schrieb — vorbereitet und hier nach meiner Ansiedelung am schönen Neckarufer wieder aufgenommen, zunächst in Gemeinschaft mit meinem „Aegypten", den „Zeichen der Zeit" und „Gott in der Geschichte"; seitdem hat es mir aber Kopf und Zeit völlig in Anspruch genommen. Als ich wahrnahm, was das Werk zu leisten wenigstens versuchen müßte, überwältigte mich der Umfang desselben in so hohem Grade, daß ich mich entschloß, auf einige Monate alle anderen Gedanken und Beschäftigungen auf die Seite zu werfen, bis dieser erste Band mit dem Bekenntniß, welches er auf der Stirn trägt, in Sicherheit gebracht sei. Nur auf diese Weise ist es mir einigemal gelungen, einen Gegenstand im Sturm zu nehmen, der auf eine andere Weise niemals hätte bewältigt werden können. In einem solchen Gemüthszustande ist das Empfangen und Lesen solcher Briefe, wie der Ihrige, meine theure Herzogin, eine große Erquickung, aber ihre Beantwortung ist unmöglich. Erst seit gestern Abend kann ich Ihnen mittheilen, daß die große Arbeit geschehen und der erste Band vollendet ist.... Ich mußte das Werk gewissermaßen von hinten anfangen, um mit Sicherheit und ohne Bedenken die richtige Fassung zu finden für die einleitende Anrede an das christliche Volk oder, wie wir in Deutschland sagen, „die Gemeinde".

Man kann sagen, daß wir in Deutschland mit dieser Arbeit der Revision der Bibelübersetzung seit 87 oder 100 Jahren beschäftigt gewesen

*) Bunsen's Bibelwerk in neun Bänden ist im Mai 1870 durch die Ausgabe des sechsten Bandes, der zuletzt erscheinen mußte, zum Abschluß gebracht worden.

sind; denn im Jahre 1770 veröffentlichte Michaelis in Göttingen seine große Uebersetzung und Erklärung des Alten Testaments, und doch hat das deutsche Volk noch immer die ungenaueste, wenn auch Spuren eines großen Genius tragende Bibelübersetzung, ungeachtet beispielloser Anstrengungen seitens unserer Gelehrten, um eine Revision für das Volk zu Stande zu bringen. Was aber England angeht, so sind es jetzt mehr als 100 Jahre, daß man alle ernstlichen exegetischen Studien der Bibel aufgegeben hat. Jowett's und Stanley's und Alford's Werke sind indessen vortreffliche Anfänge, wenigstens soweit es das Neue Testament betrifft. Ich glaube, daß es in Luther's Uebersetzung 3000 Stellen gibt, die eine Berichtigung erfordern, und nur 1500 in der englischen, holländischen und französischen, — den drei besten, die bisjetzt gemacht sind.

Nur solche unwissende Schwätzer, wie — — können davon sprechen, daß eine richtigere Uebersetzung der Bibel der christlichen Welt von selbst ein neues Licht öffnen würde. Niemand kann die Sprache unserer Bibeln noch ihre Grundlage ändern; das edle Metall bedarf nur der Reinigung.

Bunsen beschleunigte seine Rückkehr von Wildbad in Erwartung des versprochenen Besuches von William Astor, der übrigens erst etwas später eintraf. Die Begegnung mit seinem alten Freunde that Bunsen in jeder Hinsicht wohl, nur daß es eben eine bloße Begegnung und nicht ein längeres Zusammenleben war, welches eine gründliche Erneuerung des Verkehrs und des Gedanken- und Meinungsaustausches hätte mit sich bringen können. Herr Astor hatte seiner Frau und seiner Enkelin eine Reise durch Deutschland und Italien versprochen und seine Zeit war an jedem Ruhepunkt genau ausgemessen; aber so wenige Tage auch für Heidelberg bestimmt waren, so reichten sie doch hin, um einen bleibenden Eindruck der Befriedigung zu hinterlassen, sowol über den dauernden Charakter der Zuneigung zwischen den langgetrennten Freunden, wie über die neue Bekanntschaft mit Frau Astor und Miß Margaret Astor Ward (jetzt Mrs. Winthrop Chanter), von denen man traurig, und zwar auf Lebenszeit scheiden mußte, nachdem man nur wenige Stunden in trautem Verkehr hatte zubringen können.

Bald nach Astor's flüchtiger Durchreise langte der englische Dichter Monckton Milnes (jetzt Lord Houghton) an, ein geschätzter Freund, dem man 1833—1835 in Rom, 1839—1854 in London oft und stets in gleicher Zuneigung begegnet war. Diese Besuche und gleichzeitig die durch warme Witterung und die Nachwirkung der Heilquellen von Wildbad erzeugte Besserung seiner Gesundheit verbreiteten ein sommerliches Wohlbehagen über diesen Abschnitt von Bunsen's Leben.

Und nun folgte ein wichtiges Ereigniß — eine eigenhändige Aufforderung des Königs, nach Berlin zu kommen, um der Zusammenkunft der „Evangelischen Allianz" beizuwohnen. Die Möglichkeit, nach Berlin berufen zu werden, hatte Bunsen während des ganzen Jahres vorgeschwebt, und das Ergebniß seiner Erwägungen war immer gewesen, daß er in einem solchen Falle genöthigt sein würde, den Ruf wegen seiner zunehmenden Körperschwäche abzulehnen. Aber die Fassung dieses Briefes zeigte klar, daß der königliche Schreiber es auf eine persönliche Begegnung mit Bunsen abgesehen habe und eine Ablehnung schon der religiösen Interessen wegen nicht gestatten würde. Die Einladung schien zu sagen, Bunsen könne sich doch gewiß nicht weigern, der Gast eines alten Freundes in seinem eigenen Hause zu sein! Einem so liebevoll ausgedrückten Begehren nicht nachzukommen, war Bunsen unmöglich, obgleich jede Andeutung eines durch seine Reise zu erzielenden besonderen Zweckes gänzlich fehlte und er bei der Versammlung nur als Zuschauer zugegen sein konnte. Denn er gehörte der Evangelischen Allianz nicht an, obgleich er sich ihr gern angeschlossen hätte, wenn sie das früher beabsichtigte und von ihm gebilligte freie Glaubensbekenntniß hätte annehmen wollen. Wie nun aber die Sachen lagen, war er genöthigt, die Mitgliedschaft abzulehnen. Er ging deshalb nach Berlin, „pour faire acte de présence", und zugleich mit dem Entschlusse, die Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen, sondern sich eine Audienz zu dem Zwecke zu erbitten, dem Könige noch eindringlicher wie je die schreienden Uebel des gegenwärtigen Polizeiregiments in Gewissenssachen darzustellen.

Aus den weiter unten folgenden Briefauszügen an seine Frau wird man ersehen, wie dieser Besuch einen unverhofften Schimmer auf den Schluß des merkwürdigen Verhältnisses zu Friedrich Wilhelm IV. warf, einer Freundschaft, die nunmehr seit dem Tage, wo sich die zwei Herzen „gefunden und verbunden", den 15. October 1827, genau 30 Jahre gedauert hatte.

Diese drei Wochen zu Berlin erwiesen sich für Bunsen überhaupt als eine überaus glückliche Zeit. Er war freudig im Genusse der Gesellschaft von Freunden, der Betrachtung von Kunstsachen und Gegenständen wissenschaftlichen Interesses, sowie vor allem in dem Bewußtsein, seinen alten Platz im Herzen des Königs noch zu besitzen, dessen nahende traurige Krankheit er glücklicherweise nicht vorhersah. Die Unterhaltung des Königs bei der Tafel muß glänzend gewesen sein, wie in seinen besten Jahren, und sein Gedächtniß für jede denkbare Einzelheit seines Aufenthaltes in Rom im Jahre 1828 war von

bewundernswerther Genauigkeit. Dagegen schien ihm wol manchmal bezüglich der Gegenwart hier ein Name, dort ein Ausdruck zu fehlen.

Nach einem Mittagessen auf Sanssouci that der König eine Aeußerung, welcher Bunsen späterhin oft mit tiefer Rührung gedachte. Er trat mit Bunsen ans Fenster und blickte hinaus auf die Gegend, die sich in den Strahlen der sinkenden Sonne badete, auf die herrlichen Springbrunnen, welche diese Strahlen auffingen und zurückwarfen, auf die zahllosen Orangenbäume und Blumen, jenseit welcher Waldpartien und Wasserflächen sich bis an den Rand des Horizonts ausdehnten. Als Bunsen einige Bemerkungen über die ausnehmende Schönheit dieses Anblickes machte, erwiderte der König nachdenkend: „Ja, das ist schön, in der That; und diese Aussicht ist mir und meiner Elise lieber als jede andere, und doch! Auch dieses müssen wir verlassen!“ Acht Tage später, am 3. October, traf ihn der tödliche Schlag, den freilich sein Körper noch drei Jahre überlebte.

Bunsen wurde am 4. October von seinem Sohne Georg bis nach Frankfurt zurückbegleitet und dort von seiner Frau und einer Tochter in Empfang genommen. Sein Wunsch, an diesem Orte noch einmal seinen lange im Andenken bewahrten Jugendfreund Schopenhauer wiederzusehen, wurde ihm gewährt; doch die Unterhaltung während des Mittagsmahles fiel nicht eben erfreulich aus. Schopenhauer hatte Bunsen's geistige Gaben und Kräfte vor langen Jahren wie instinctmäßig errathen und ihn deshalb an sich zu fesseln gesucht, aber es fehlten ihm ziemlich alle Eigenschaften, die für eine persönliche Freundschaftsverbindung erforderlich sind.

Der obenerwähnte eigenhändige Brief des Königs Friedrich Wilhelm IV. lautet (nach einer Abschrift in einem Briefe Bunsen's an einen seiner Söhne):

Sanssouci, 5. September 1857.

Mein theuerster Bunsen! Ich sage Ihnen herzlichsten Dank für alle große Mühe, die Sie für die Schlagintweits so prächtig erfolgreich („zu meiner Ehre“) übernommen und durchgeführt haben. Dafür und für so viele mich bewegende Briefe bin ich in schwerster Schuld gegen Sie. Erschrecklicherweise fehlt mir jede Zeit, um Ihnen, wie ich es wünsche und sollte, zu antworten! Ich schreibe Ihnen nur um einer Ursache willen, die mir über jeden Ausdruck am Herzen liegt, das ist Ihr Erscheinen zu Berlin während der Versammlung der Evangelical Alliance. Ich wünsche dasselbe dringendst und sehnlichst, 1) um der Sache selbst willen, 2) um Ihres Ruhmes willen, 3) um meiner selbst willen. Sie müssen sich ein-

mal wieder außerhalb des (bedenklich werdenden) engeren Kreises zeigen, in dem Sie jetzt ausschließlich leben!

Sie müssen frische Lebensluft athmen, Luft von dem Leben, das allein Leben ist, weil es das einige Leben ist, indem es vom einigen Quell des Lebens ausgeht. Sie müssen dieses Leben da athmen, wo eine noch unerhört große Masse freudigster Bekenner zusammenkommen, da, wo es fast sicher scheint, daß sich eine neue Zukunft der ganzen Kirche und des evangelischen Bekenntnisses vorbereitet. Sie müssen schon allein durch Ihr Erscheinen den bösen Leumund tödten, der sich in echt deutscher (in specie norddeutscher) Beschränktheit gegen Sie zu erheben und der heiligen Sache der Kirche zu schaden beginnt. Tausende erwarten Ihr Nichterscheinen, um Ihnen den Stein zu werfen. Das kann ich dann nicht ertragen, wenn Sie durch einen Fehler die Veranlassung dazu geben. Ich beschwöre Sie um der Sache des Herrn willen, nehmen Sie mein Anerbieten an, und nehmen Sie von mir als von einem alten und treuen Freunde es an, daß er selbst Ihre Herreise bestreite und Ihnen im berliner Schloß Wohnung und Unterhalt als Gastfreund gebe! Meine dahin zielenden Befehle sind gegeben. Sie haben nur den Fuß von Heidelberg, von Charlottenberg, bis zum Bahnhofe zu erheben. Daß ich nebenbei hoffe, bei dieser Gelegenheit mit Ihnen Wichtigstes zu besprechen, werden Sie mir nicht übel nehmen; und jetzt in Christi Namen ans Werk! Vale!

F. W. R.

Bunsen erhielt diesen Brief am Nachmittag des 7. September. Am folgenden Tage schrieb er an einen Sohn:

Dienstag 8. September 1857, morgens 5 Uhr. Das ist Schickung! Auf einen solchen Brief wird man eines gewöhnlichen Freundes Einladung nicht ablehnen, wie könnte ich die des Königs, im Namen Christi und des Vaterlandes gemachte, abweisen, die jedenfalls in Liebe und Treue beschlossen ist, und mit solch unerhörter Demonstration! Nie habe ich eine Einladung zur Wohnung im königlichen Schlosse in Berlin erhalten; der König thut's aber dem alten, schwerbeladenen Mann zu Gefallen, und dann als unzweideutige Erklärung gegenüber Hof, Stadt, Land und Welt. Also ich gehe.

Aus den vor dieser königlichen Aufforderung geschriebenen Briefen Bunsen's über Ziel und Aufgabe der Evangelischen Allianz fügen wir hier noch die nachfolgenden Auszüge hinzu:

Charlottenberg, 28. April 1857.

Sir Culling Eardley hat, wie ich ihn oft beschworen, endlich die einfältigen, in höchst unhistorischen amerikanischen Köpfen geborenen neun

Artikel, mit der Ewigkeit der Höllenstrafen zum Schluß, aufgegeben, und sandte mir als neue Fahne das schöne und heilige Glaubensbekenntniß ein, welches ein hochgeachteter Geistlicher der bischöflichen Kirche Englands verfaßt hat. Hieraufhin erklärte der Erzbischof, sich in irgendeiner Form zustimmend äußern zu wollen. Sie kennen diese wirkliche Concordienformel der evangelisch-katholischen Christenheit, welche in keine nationalen Artikel oder Confessionen eingreift, aber tiefer als sie ins Evangelium Johannis eingeht. Sie wissen auch, daß viele Tausende gläubiger Christen sie bereits unterzeichnet haben; Lord Shaftesbury, dem ich darüber geschrieben, hat mir sagen lassen, es sei besser, er träte erst später hinzu, damit die Sache als freiwillige nationale und evangelische Bewegung erscheine.

Gestern nun habe ich die Erklärung des Erzbischofs erhalten, mit den vier angesehensten Bischöfen: London, Winchester, Carlisle und Manchester vom 20. d., nebst des Erzbischofs Schreiben vom 21.

Bedenkt man die Bande, in welchen die Bischöfe sich bewegen, und die Wuth der an Rom verkauften Puseyiten, erwägt man, was in dem (ebenfalls zu Ihrer Bequemlichkeit beigefügten) Manifeste steht und nicht steht, so ist der Zug des Geistes, der Finger Gottes unverkennbar.

12. Juli 1857. Der König hat mir in gnädigster Weise sein Bedauern ausdrücken lassen, daß meine Gesundheit ein Erscheinen in Berlin und eine persönliche Theilnahme an der Versammlung des Evangelischen Bundes unmöglich gemacht. Er hat bei Tafel in Marienbad über mich in den gnädigsten Ausdrücken gesprochen, ohne Zweifel, damit die Umgebung es wüßte.

... Seine Majestät täuscht sich über die Tragweite der Evangelical Alliance und der bevorstehenden Versammlung in Berlin. Aber es ist immer gut, daß eine Demonstration gegen die Partei gemacht werde, welcher er die geistlichen Angelegenheiten und die des öffentlichen Unterrichts nach wie vor in den Händen zu lassen gedenkt. Eine Inconsequenz mehr schadet weniger, als eine solche Bewährung seiner Selbständigkeit bis auf einen gewissen Grad wenigstens gute Folgen haben kann und haben wird.

Von Allem, was man mir mittheilt, erschreckt mich eins mehr des Königs wegen, als sonst etwas aus den letzten Jahren. Stellen Sie sich vor, der König besteht darauf, daß die evangelischen Generalsuperintendenten und die römischen Bischöfe an der bevorstehenden Generalversammlung des „Piusvereins" theilnehmen. Jene will er, als oberster Bischof, „zwingen", diese „nöthigen". Mein Gewährsmann sagt, er sehe nicht ein, wie Seine Majestät es mit den einen und mit den anderen anfangen wolle. Aber ich habe ihm sogleich in einfachster Weise geschrieben, wir alle müssen dergleichen für einen Scherz oder Traum (wenn auch wahrlich nicht für einen guten) ansehen; denn das Land und die Welt würde es für einen Wahn-

sinn halten. Die evangelischen Generalsuperintendenten sollen theilnehmen an einem von der römischen Hierarchie unter der bald weggeworfenen Maske eines Laiengedankens und Laienverbands gestifteten, von den Jesuiten regierten Wohlthätigkeitsverein! Cardinal Geissel und Ministerialrath Wichern sollen als Apostel sich die Hände reichen — was doch noch mehr verlangt ist, als daß Stahl und meine geringe Person zusammen am königlichen Tische sitzen sollten, um nicht zu sagen, zugleich den königlichen Cabinets-Kirchenwagen ziehen, der eine vorn eingespannt, der andere hinten und beide vom Bocke herunter „nachgemuntert", wie die Roßkämme sprechen! Ich bin überzeugt, der König gibt nach, wenn man nur seine Pflicht thut und ihm die Wahrheit sagt.... Er will eine Union, wo sie nie bestehen kann, und läßt die Union Friedrich Wilhelm's III., welche zu Recht bestand und in Aller Herzen lebte, zu Grabe tragen, ja setzt ihr einen Grabstein.

Der theure König verbraucht und verderbt alle seine Werkzeuge, unbeschadet der gerechten Verachtung, welche er im Herzen gegen diejenigen fühlt, die ihm ihre Ueberzeugung opfern. Das ist der Unsegen, der auf allem Absolutismus liegt, aber in diesem Grade ist er mir noch nicht vorgekommen....

Es folgen nun die Auszüge aus Briefen Bunsen's an seine Frau während des berliner Aufenthalts:

Berlin, königliches Schloß, Freitag früh 11. September 1857.

Das war ein poetischer Einzug, meine „joyeuse rentrée" ins Schloß gestern!...

Sonnabend 4 Uhr. — So geht's! Heute muß ich die Geschichte abbrechen und erzählen, daß Georg heute Schlag 8 Uhr bei mir eintrat und daß um 12 Uhr der Telegraph von Falmouth mir meldete, daß Ernst Sonntag Nacht nach Calais abgeht und Dienstag hier zu sein gedenkt. Sieh, welche reiche und gesegnete Aeltern wir sind! Nach des Psalmisten Wort buchstäblich.

Gestern war ein unvergeßlicher Tag. Ich sollte beim König in Sanssouci speisen, mit Humboldt und dem Hof, um nach dem Essen, um 5 Uhr, die Engländer bei der großen Vorstellung der Mitglieder des Evangelischen Bundes vorzustellen.

Der König trat in den Empfangssaal, als der ganze Hof versammelt war, ging auf mich zu und statt mir wie sonst die Hand zu reichen, umarmte er mich herzlich und reichte mir seine beiden Wangen zum Kuß, indem er laut sagte: „Ich bin Ihnen, lieber Bunsen, von Herzen dankbar, daß Sie meine Bitte erfüllt haben und so schnell hierher gekommen sind; Gott lohn's!" Humboldt sagte mir nachher, die Scene sei unter allgemeinem und großem Erstaunen vor sich gegangen. Ach, es ist ganz das

liebe, königliche Antlitz und das edle, überwallende Herz; der Lebenskern ist nicht angegriffen, aber die Zeichen des Alters stellen sich ein....

Um $4\frac{1}{2}$ Uhr war ich auf meinem Posten in dem Marmorpalais; vor der langen Vorderseite und an beiden Seiten bis zu den Stufen waren 1000 Mitglieder aufgestellt. Ich ging sie zu recognosciren, um dem Könige Bericht abzustatten, und traf auf dem linken Flügel zuerst die 22 Amerikaner, den Gesandten Mr. Wright of Indiana an der Spitze. Als ich ihn anredete, ihm als Preuße und Christ für die schöne Rede am Eröffnungstage dankend, hielt er mich für den König und wollte mir die Landsleute vorstellen. Ich beruhigte ihn und er sagte: „Sir, I come straight from the woods. Forgive: but I do love your good King. I am a Senator, and have been Governor of Indiana."*) Ich ging nun die endlose Reihe entlang, empfing tausend Grüße und Winke und Händedruck, und konnte dem König (der sich etwas fürchtete) versichern, es werde sich Alles vortrefflich machen.

Kaum erschien er, so erscholl tausendstimmiges Lebehoch! Hurrah! Eljen! von Deutschen, Engländern und Amerikanern und Magyaren. Mr. Wright machte eine schöne und gefühlvolle Anrede; der König war erschüttert, fast in Thränen, dann ermannte er sich, dankte dem Gesandten in gutem Englisch und dann, sich nach der langen Reihe wendend, sagte er deutsch: „Meine Herren und christlichen Freunde! Ich bin tief gerührt über diese Theilnahme. Ich hatte dies nicht erwartet. Ich habe Ihnen nichts zu antworten, als daß mein inniges Gebet zum Herrn ist: Mögen wir Alle von hier scheiden wie Christi Jünger nach dem ersten Pfingstfeste."

Amen! riefen tausend Stimmen vor uns und leiser hinter uns von den englischen Frauen, für die ich des Königs Erlaubniß erlangt hatte, zuzusehen, und welche nun die Königin selbst aufs gnädigste empfing.

Dann kamen drei Australier.

Dann etwa achtzig Engländer, dann die Magyaren, Belgier, Holländer, Schweizer, Franzosen, die verschiedenen deutschen Stämme, zuletzt die Berliner. Alle hielten kurze, schöne Ansprachen. Dann wieder Lebehoch! Auf einmal Stille. Die Deutschen hatten einen Kreis gebildet und wie der König in die Halle seines Palastes eintrat, stimmten sie an: „Ein' feste Burg ist unser Gott".

Der König konnte seine Rührung nicht verbergen. Ich eilte auf ihn zu, ihm Glück wünschend. „Gott sei gedankt!" sagte er, „für den gesegneten Tag! und welch eine Freude, daß Sie da waren."

---

*) „Ich komme direct aus den Wäldern. Vergeben Sie mir. Aber ich liebe Ihren guten König. Ich sitze im Senat und bin Gouverneur von Indiana gewesen."

Ich fuhr nun mit den Tausend zurück; rechts und links kamen die Leute, mir Glück wünschend: „God bless you! Go on! Now you will soon come to England again!“*) Einer kam zu mir und sagte: „I do not tell my name — but I am of Glasgow: I longed to see that face again: God's blessing be upon you!“**) Ich muß zur Versammlung eilen. Deo soli gloria.

Berlin, königliches Schloß, Montag 14. September (Humboldt's Geburtstag, sein Eintritt ins neunundachtzigste Jahr).

(Fortsetzung des abgebrochenen Reisetagebuchs.) Am Schlosse angekommen, ließ ich den Castellan bitten, der alsbald in größter Höflichkeit erschien und mich die kolossale Wendeltreppe hinaufführte, welche einst zu den Gemächern des Prinzen Wilhelm führte. Als wir die Höhe erklommen hatten, „nun, Excellenz,“ sagte der schwindsüchtige Castellan, „wollen wir uns ein wenig ausruhen, jetzt fängt das Steigen an.“ Das war auch richtig. Endlich kamen wir an, vor einem prächtigen Gemache von vier Zimmern, und nach einer halben Stunde war ich wieder bei Athem, zog mich an und kam gerade noch zur Eröffnungsrede Krummacher's. Mein Erscheinen auf der königlichen Loge in der Garnisonskirche (in die ich gewiesen wurde) blieb nicht unbemerkt; beim Herausgehen wurde ich vielfach begrüßt und zu dem königlichen Wagen begleitet, der mich erwartete. Nun meldete ich mich bei dem König, der in Sanssouci war, und gab ihm den ersten Bericht über die Reden. Nachmittags wieder in der Versammlung bis 7 Uhr; abends bei Lepsius, der sich ein prächtiges, gothisch-englisches Haus gebaut hat. Da war ich wie unter meinen Kindern und Enkeln (fünf an der Zahl), alle blühend und schön wie Horus und Isis, wenn nicht schöner. Abeken war auch dort. Nächsten Tag (Sonntag) begleiteten mich beide ins Museum (natürlich ins ägyptische); kaum eingetreten, rief mich eine Einladung des Königs nach Sanssouci. Den Abend, nach dem herrlichen Unionsfeste in Potsdam, brachte ich wieder bei Lepsius zu. Sonnabend machte ich meinen Besuch bei dem Ministerpräsidenten, den Handelsminister (von der Heydt) traf ich nicht, er kam aber den Abend und sprach mit mir über die politische Krise; er ist von der Camarilla mishandelt und hat um seine Entlassung gebeten. Ich sagte ihm, er würde bleiben, was er sei. So kam Sonntag heran. Der Prinz von Preußen war gekommen, und als ich mich $^3/_4$ Stunde vor der Kirche bei ihm meldete, hielt er mich bei sich bis 15 Minuten vor der Eisenbahnzeit. Er bleibt

*) „Gott segne Sie. Fahren Sie so fort. Bald kommen Sie uns wieder nach England.“

**) „Meinen Namen sage ich Ihnen nicht. Ich bin aus Glasgow. Mich verlangte das Gesicht wieder zu sehen. Gottes Segen über Sie!“

hier bis zum 25., also so lange als ich. Mittags bei Lepsius, wo es sehr freundlich und lustig herging und nachher „Boccia" gespielt wurde. Für heute Abend hat er die halbe Welt eingeladen, vorher pflanze ich einen Eichenbaum in seinen Garten, zur Erinnerung für unsere Enkel und deren Kindeskinder. Auf dem Wege sah ich Reinhard Bunsen. Herrn von Raumer, den Minister, habe ich heute aufgesucht.

Der Kaiser Alexander ist angekommen und bleibt bis Donnerstag. Morgen und übermorgen finden die Manöver statt. Den ganzen Tag über ziehen die prächtigen Regimenter mit klingendem Spiele auf vor dem Schlosse, dann macht sich die erste Compagnie mit der Musik los, um sich Fahnen und den Adler zu holen, mit welchen sie dann im Sturmschritt aus dem Schloßthore herauskommen, von dem ganzen Regiment begrüßt. Ein großartiger Anblick! Das fängt morgens um halb 7 Uhr an, was mich unfehlbar aus dem Bette ruft. Eine Reihe von Akazien versteckt mich, während ich Alles sehe. (Alle Akazien, viele Linden und Kastanien blühen zum zweiten male, man verkauft Kirschen des zweiten Wuchses.) Heute, wie gewöhnlich, von 8 bis 10 empfange ich Alle, die kommen wollen; da geht's bunt durcheinander. Um 10 Uhr ins alte Museum, wo ich meine Tapeten und assyrischen Bildwerke aufs schönste aufgestellt sehe; Olfers zeigte mir zuerst Alles, was ich angekauft oder vorgeschlagen hatte. Um 6 Uhr geht's zu Lepsius. Ich erwarte den treuen Georg, der von morgens bis in die Nacht über mich wacht.

Berlin, königliches Schloß, Donnerstag 17. September. ... Gestern haben Ernst und Georg viel zu thun gehabt mit einem einfältigen Zwischenfall. Pfarrer Krummacher hat in einer öffentlichen Abendgesellschaft Merle beschuldigt, daß er den Gläubigen den Anstoß gegeben, mich öffentlich zu umarmen, da ich doch Rationalist und Romanist sei u. s. w. Merle hat sich entschuldigt, er verabscheue meine Irrthümer u. s. w. ... Schlottmann (einst in Konstantinopel) hat passend geantwortet; die Entrüstung war aber so groß, daß der Oberbürgermeister von Berlin, Krausnick, und Schenkel aufgefordert wurden, eine Adresse vorzulegen, wozu sich 800 sogleich melden würden. Schenkel hatte taktvoll Alles beseitigt. Ich sagte einfach: Merle muß eine Erklärung an die Zeitung senden. Never mind!*)

Heute war der Schluß; Gott sei Dank, Alles in Frieden. Der Prinz von Preußen war bis zum Ende da und kam nach der Beendigung auf mich zu, ergriff mich bei der Hand und sprach etwa fünf Minuten mit mir. Als ich wegzog, standen Männer und Frauen auf beiden Seiten, mich grüßend, was mich sehr rührte und beschämte, als Ernst es mir bemerklich machte. Morgen esse ich bei dem Herrn von der Heydt, dem ich seinen nahen Triumph vorhergesagt; gestern ist dieser glänzend erfolgt.

---

*) Sprichwörtlich für: „Es macht nichts."

Vorgestern pflanzte ich auf Lepsius' Verlangen einen jungen Eichbaum in seinem schönen Garten. Ich mußte den Baum halten, während die Erde in die für ihn gemachte Erdenwiege über seine mächtigen Wurzeln geschüttet wurde. Dann ward ein Spruch gefordert (nach deutschem Brauch, sonst wächst er nicht); ich sagte:

Eichenbaum, ich pflanze dich,
Nähre, stärk' und schüttle dich!
Bunsen sollst du sein genannt,
Blühend schaun das deutsche Land,
Wo du bist, da sollst du's treiben,
Lepsius'schem Haus verbleiben;
Grade sollst im Sturm du stehn,
Dieses Hauses Enkel sehn.

Mühle zu Sanssouci (die historische), Mittwoch 23. September 1857.

... Der gestrige Tag ist ein unvergeßlicher. Ich hatte eine Audienz, „eine schöne, ruhige und unruhige Stunde", wie der König nachher sagte, von halb 2 bis 3 Uhr. Den Vortrag hatte ich mir am Morgen von 9 bis 11 aufgeschrieben, damit eine Urkunde da sei von dem Vorgetragenen und Verhandelten.

Der König war ganz der Alte, in seiner besten Art, ganz die alte Offenheit und die einzige Lebendigkeit; ich hatte Alles streng und scharf formulirt und so waren seine Antworten. Wir verstanden uns vollständig. Wir kamen gerade zu Ende, als 3 Uhr ertönte, die Speisestunde. Heute kommt Hoffmann heraus; ich werde wol erst nach der Tafel entlassen und endschließlich beurlaubt werden.

Freitag kommt der Kaiser und die Kaiserin; ich werde um 7 Uhr morgens in Gottes Namen die Rückreise antreten, nach dem Plane, den Du kennst. Man kann sich keine Vorstellung machen von der Schönheit der hiesigen Anlagen, die Berieselung hat dieses Jahr besonders große Wirkungen hervorgebracht; Alles ist grün und in üppigem Wachsthum. Wenn man die auf den „Pfingstbergen" sich erhebenden und fast vollendeten Bauten besteigt, so wird man von einer Aussicht überrascht, die man sich nicht als möglich gedacht hätte: eine fruchtbare Ebene mit Schlössern, Gärten, Landhäusern, Kirchen, Seen nach der einen Seite, und dann hinter Hügeln nach der anderen die fast unermeßlich sich ausdehnende Hauptstadt. Der Sand verschwindet. Das Liebste von Allem bleibt mir aber die Friedenskirche, zum Denkmal von 1840—1850, mit der Ueberschrift: „Christus ist unser Friede." Es ist „San-Clemente" bis ins Einzelne, mit Vorhof und Atrium, Alles sinnig und geschmackvoll. Umher geht ein Kreuzgang, mit der Durchsicht auf den umhergeleiteten Wasserspiegel und herrliche Baumgruppen; zwei Seitengebäude schließen sich an, das eine die Wohnung für die Prinzessin Alexandrine, das andere Pfarr- und Schul-

haus. In einer Nische steht die schönste Pietà, die ich gesehen, in Marmor von Rietschel in Dresden. Die Mutter kniet neben dem Leichnam, welcher die Hauptfigur bildet, und das Licht fällt auf das auch im Tode göttliche Antlitz. Im pompejanischen Hause von Charlottenhof steht eine herrliche antikgedachte Gruppe vom seligen Henschen aus Kassel: ein Jüngling und eine Wasserträgerin, das Joch, welches die Eimer trägt, willig und freudig tragend; der Castellan hat sie Hermann und Dorothea getauft.

Morgen gehe ich noch in die Gemäldegalerie des Museums. Du hast recht, wir bedürfen von Zeit zu Zeit solcher Erfrischung; nach Nürnberg und München mußt Du mich aber mitnehmen nächstes Frühjahr.

Berliner Schloß, Donnerstag früh 24. September 1857.

Du kennst mich, geliebte Fanny, und kennst Berlin. Du wirst mir also vorerst aufs Wort glauben, daß ich guten Grund hatte, Dir mit solcher Bestimmtheit von meiner Abreise und zwar zuletzt für den heutigen Morgen zu schreiben, und nun doch Dir zu melden, daß ich diese Woche wenigstens noch hier bleibe. Kurz, so ist es! der König hatte verstanden, infolge eines Briefes, der nichts davon sagte, ich wollte weggehen, und kam mir am Montag mit der Frage entgegen: „Sie wollen uns also schon verlassen?“ Ich antwortete darauf: „Wenn Ew. Majestät keine weiteren Befehle für mich haben, ja.“ Woraufhin der König nach der Tafel mich entließ, hinzufügend: es würde ihm aber große Freude machen, wenn er mich bei seiner Rückkehr am Freitag (morgen) fände.... Gestern erhielt ich eine sehr freundliche Einladung vom Grafen Gröben zum Thee; er sagte mir, der König habe ihm aufgetragen, mir von ihm zu sagen, wenn meine Geschäfte nicht gar zu dringend wären, doch jedenfalls bis zu seiner Rückkehr hier zu bleiben, er müsse mich noch sprechen. So bleibe ich hier.

Ich bin fortwährend wohl und schwelge in den vielen schönen und großen Werken und Männern der Kunst und Wissenschaft, deren ich solange entbehrt und von denen ich mich fast entwöhnt hatte. Die Freunde wetteifern in Liebenswürdigkeit. Zu thun habe ich mehr, als ich bewältigen kann, auf der Bibliothek und in den Museen; das Meiste ist noch unbesehen und viele bedeutende Männer sind noch unbesucht. Ich habe den nervös-zerrütteten Marcus Niebuhr besucht. Er hat eine Art schleichenden Nervenfiebers. Abeken ist von der hinreißendsten Liebenswürdigkeit. Das Haus von Lepsius bleibt meine liebste Stätte. Wir haben auch schon bereits zusammen gearbeitet, ich glaube zu gegenseitigem Vortheil.

Berlin, königliches Schloß, Sonnabend 26. September 1857, 12¼ Uhr. Eben, Geliebte, komme ich von der schönsten Feier: der Einweihung des neuen Betsaales der hiesigen Brüdergemeinde. Heute vor 100 Jahren wurde der alte, enge, dunkle Saal eingeweiht, nun ist es ein schöner, heller, geräumiger Saal geworden, ein längliches Viereck mit Chören an den bei-

den langen Enden. Der König war gegenwärtig und die ganze berliner Geistlichkeit. Der Prediger Wünsche hatte mich mit dem Diakonus Stobwasser freundlichst eingeladen und empfing mich mit sichtlicher Wärme beim Eingang. Beim Aussteigen trat mir Graf Gröben entgegen, um mir zu sagen, wir würden heute zusammen speisen beim König in Charlottenburg; dann sagte mir dieses der Hofmarschall, mit dem Zusatze, mein Sohn sei mit mir eingeladen. Dann wurde ich zu den Sitzen geführt links vom König und nahm einen möglichst niedrigen Platz. Auf einmal stand ein ältlicher Mann auf, der mir gegenüber saß und reichte mir mit freundlichen Augen seine Hand, es war Göschel! Endlich trat der König ein und der erste Gesang mit Posaunenbegleitung ertönte. Einweihungsrede und Gebet wurden gesprochen, kurz und bündig; aber die Krone war Wünsche's Predigt über den Text 1. Petr.: „Ihr aber bauet euch auf ... zum heiligen Priesterthum, darzubringen geistliche Opfer" u. s. w. Nur 10—15 Minuten und welche Kraft! welche Weihe! Zu jedem Worte sagte ich ein freudiges Amen! und ich glaube, die ganze Gemeinde sagte es. Man kann eigentlich nichts Anderes glauben und predigen, als was die Brüdergemeinde glaubt und predigt: „Jesus Christus und ihn den Gekreuzigten, Jesus Christus gestern und heute und immerdar." Man kann den Glauben aber in andere Formeln fassen und der Verkündigung in die Welt eine andere Sprache leihen, nur daß die Sprache und Rede des Evangeliums der Grundton, und Christus der Grundbau und Mittelpunkt sei.

Meine geliebte Fanny! Es wird mir oft zutheil, worum ich bitte, und so habe ich heute gebetet, daß der König mich heute sprechen möchte. Er selbst war sehr bewegt und sagte mir einige Worte darüber, als er vorüberging; ich fühle den Geist mir nahe und würde ihm heute Worte des Geistes sagen können, die sein Herz träfen! Besonders über den einen Hauptpunkt, die Befreiung der Kirche. Nun, Gott wird's lenken!

Berliner Schloß, Sonntag 27. September 1857, früh 7 Uhr. Heute, meine Geliebte, sollte ich bei Dir sein, spätestens; da mir das nun versagt ist, so muß ich mich dadurch entschädigen, daß ich Dir, wie gestern, so heute und von nun an täglich einen schriftlichen Gruß zusende, kurz oder lang, klar oder dunkel, aber immer wahr und warm.

Ich habe also gestern mit dem König zum ersten male gesprochen und die erbetene Audienz wird nächsten Dienstag, übermorgen, stattfinden. Es ist möglich, aber nicht gerade wahrscheinlich, daß diese Audienz die letzte sei; aber gewiß ist sie die vorletzte und die Abreise wird jedenfalls vor des Kaisers Ankunft (2. October) erfolgen.

Das Mahl in Charlottenburg hatte der König selbst eingerichtet; die Königin war noch nicht zurück von einem Ausflug. Neben ihm saßen Humboldt und Gröben, ihm gegenüber ich, mit Abeken rechts und Georg

links, das Uebrige waren die Adjutanten. Der König, dem ich Georg vorstellte, erinnerte sich seiner dunkel, bis ich erwähnte, daß er das Glück gehabt, Radowitz in England zu begleiten; alsdann fragte er sehr freundlich nach seinem Gute. Als die Tafel aufgehoben war, kam der große Moment: der König ging in ein entferntes Fenster und ließ sich etwas von Graf Gröben erzählen; dann kam er auf mich zu und (gutem Rathe folgend) ergriff ich die Initiative und erinnerte daran, daß ich Seine Majestät um eine Audienz gebeten. „Ich habe jeden Tag daran gedacht", sagte er, „es ist aber immer nicht gegangen." Vielleicht heute? sagte ich. „Ja wohl", antwortete der König, „wenn ich nur nicht zu eines uralten Schauspielers Jubiläum, wo er zum letzten male auftritt, mit der Königin gehen müßte! Aber Dienstag könnte es sein in Sanssouci." Etwa vor der Tafel? fragte ich. „Das wäre am besten", sagte der König, „wir wollen suchen, es möglich zu machen." Ich lenkte dann mit kurzen Worten ein auf die Gegenstände und nun war das Eis gebrochen. Ich hatte eine sehr wichtige Voraudienz am Fenster. Die beiden Herzen begegneten sich wieder; ich glaube, ich weiß, wie die Sachen stehen.

So war 6 Uhr herangekommen und wir fuhren zu Grimms und Bekker, die auf dem Wege liegen und auf Einem Flur wohnen. Bekker wurde erst spät sichtbar; bei Grimm brachte ich es dahin, daß die Seele des Hauses, die Frau, herbeigerufen wurde, eine prächtige, lebendige Hessin, schon bejahrt, aber munter und belebend. Sie erzählte, daß es ihr gelungen sei, Bekker nicht allein reden, sondern auch lachen zu machen. „Seit drei Jahren das erste mal, daß ich wieder rede", sagte er ihr einmal. Bald theilte sich die Gruppe; die beiden Brüder und ich geriethen in die liebe Gelehrsamkeit. Das war eine Freude! Bei den Grimms kann man immer wie in einen reichen Schatz greifen. Wir kamen dann auf Luther und Bibelübersetzung, und wahrscheinlich säßen wir noch da, wenn Bekker nicht hätte sagen lassen, er sei nach Hause gekommen. Die (spanischen Blutes theilhaftige) Frau ist noch immer schön, der Sohn Professor der Rechte in Greifswalde; er selbst hat sich wieder erholt von dem schweren Verlust und arbeitet munter. Sein Gespräch drehte sich jedoch vorzugsweise um Dich und Deine unvergeßliche Mutter; da wurde es 9 Uhr und ich ging zu von der Heydts zum Thee, wo ich eine angenehme und lehrreiche Zeit zubrachte bis 10 Uhr. Die Anspielungen in dem einliegenden Kladderadatsch wirst Du lesen, — Merle und Carl Josias, nach Goethe's „Faust", ist witzig.

Arthur Stanley ist hier, wir werden ihn fangen und mit uns zu Lepsius führen. Morgen werde ich bei Pertz mich zum Essen ansagen.

Ich arbeite täglich auf der Bibliothek, was eine große Freude ist. Ueberhaupt wäre es ganz schön in Berlin zu wohnen, wenn man den

Winter in Italien und den Sommer auf dem Lande zubrächte, d. h. im Thiergarten. Aber sonst nicht! also nicht.

Ich habe Cornelius' Cartons gesehen: die zum Campo-Santo sind herrlich, das Altarbild unerträglich, unglaublich. Es wird nie ausgeführt werden.

Ich pflege dabei der Ruhe und lasse mich pflegen.

Berliner Schloß, Montag 28. September 1857. ... Gestern hatten wir einen schönen Nachmittag; bei Lepsius arbeitete ich, nachdem wir in der Kirche gewesen waren, zwei Stunden vor dem Essen in ägyptischer Zeitrechnung, dann hielten wir bei ihm ein fröhliches Mittagsmahl um 3 Uhr mit Arthur Stanley (der allerliebst war) und Abeken, pflanzten einen Christdorn (Ernst Bunsen); Georg Bunsen ist eine Weimuth-Kiefer, die er in Wonnemuth-Kiefer umgetauft hat. Dann ging es zu Strauß, zum Thee 7½ Uhr, zunächst zu Hoffmann, hierauf zu Olfers.

Heute hat mir Böckh das Diplom als wirkliches Mitglied der Akademie gebracht, kraft dessen ich allenthalben auf preußischen Universitäten Vorlesungen halten kann. Auf der Bibliothek gearbeitet zwei Stunden, dann ging es zu dem edeln Nitzsch und seiner guten Frau, jetzt bleibt um 4 Uhr das Mahl bei Pertz in seiner Familie und um 6½ Uhr „Cymbeline" im Theater.

Morgen ist der entscheidende Tag; ich habe meinen Entschluß gestern in der Domkirche gefaßt, mit dem Gelübde, es Gott zu überlassen, ob ich in der großen Sache jetzt handeln soll oder nicht: „Wenn es gut ist, so laß es sein, wenn nicht, so zerreiß es." Was ich zu sagen habe, was ich anbieten kann, was nicht, weiß ich; ob es aber Gottes Wille sei, daß jetzt, unter den obwaltenden Persönlichkeiten und Umständen, das große Werk der Selbständigkeit der evangelischen Kirche solle unternommen werden, das weiß Gott allein und er wird mir den Weg zeigen. Ich bleibe beim Nachdenken und Zweifeln.

Berliner Schloß, Dienstag früh, Michaelistag 1857. Der Tag ist da! Ich bin nach Sanssouci eingeladen, mit dem Bahnzuge von 12 Uhr, weil Seine Majestät mich vor der Tafel zu sprechen wünsche. Da ist denn Manches noch einmal zu überdenken; außerdem habe ich von 8—9 den trefflichen Trendelenburg bei mir; ich kann also heute Dir nur ein Lebenszeichen geben, Geliebte! Ich gehe zur Arbeit, frisch und sicher im Herzen, dem Sonntagsgelübde treu.

„Cymbeline" ist ein wunderbares Stück, es wurde nur zu viel ausgelassen. Stelle Dir vor, die liebliche kleine Fuhr, deren wir uns in London annahmen, ist jetzt hier angestellt; sie spielte Imogen ganz allerliebst.

Mit welcher Sorgfalt Bunsen „Manches noch einmal zu überdenken" pflegte, dafür möge die folgende unter seinen Papieren vor-

gefundene Aufzeichnung vom „Morgen des Michaelistages 1857" ein Beispiel geben. Es ist sein Entwurf zum Vortrage bei Sr. Majestät dem Könige, dessen Zweck er dahin bezeichnet, „eine Grundlage für die gegenseitige Verständigung zu gewinnen". Seine nach der Rückkehr von Sanssouci in Bleistift beigefügten Bemerkungen hinsichtlich der Aufnahme, welche seiner Darlegung zutheil wurde, sollen unter dem Texte wiedergegeben werden.

Ich danke Ew. Majestät für manchen herrlichen Genuß, der mir aus Ihrer gnädigen Aufforderung erwachsen ist, aber vor Allem dafür, daß das Gefühl der treuesten und fürsorglichsten Liebe mein Herz freier und leichter gemacht, und es vielen wohlthuenden Einflüssen geöffnet hat. Nehmen Ew. Majestät diesen Dank an, als Pfand meiner begeisterten Hingebung. Diese soll sich durch zwei Erweisungen bewähren. Einmal dadurch, daß ich in die schöpferischen Ideen Ew. Majestät, wie sie sich jetzt gestaltet haben, mit dem Scharfsinn der Liebe eingehe, um die Art und Weise zu finden, wie sie sich jetzt verwirklichen lassen, wenn Gott seinen Segen zum heiligen Werke gibt. Zweitens aber dadurch, daß ich scharf dasjenige formulire, was nach meiner innigsten Ueberzeugung dabei in der Ausführung beseitigt werden muß.

I.

Ich gehe leicht weg über den ersten Punkt, der gleichsam im Vorhofe liegt: den Dombau.

Der Kuppelbau scheint viele Vortheile zu besitzen; die kolossale Basilika erweist sich theils als unausführbar, theils als allgemein unliebsam.*)

Nachdem ich in den letzten Jahren meine Studien über die Anwendbarkeit und den ursprünglichen Sinn dieser mächtigen Bauform vervollständigt, durch die Betrachtung von Hagia Sophia, deren Wunder Ew. Majestät uns zuerst erschlossen haben, bin ich mehr als je von folgenden Punkten überzeugt:

1) Die Kuppel entsprang dem tiefen Gefühl der christlichen Gemeinde, für den Communiontisch und also für die Consecration, d. i. das dankbare Selbstopfer der gelobenden und Christus verkündigenden Gemeinde, ein Symbol des Erhebens zum Himmlischen zu finden. Der Altartisch steht gerade unter der Kuppel, weil die Kuppel aus der Ahnung der Erhabenheit und Heiligkeit jener Handlung, jenes Gelübdes erwachsen ist.**)

---

*) Erwiderung des Königs: „Die vernünftige öffentliche Meinung berücksichtige ich gern, aber der Kostenpunkt ist die Hauptsache. Ist ein Kuppelbau für 3—4 Millionen möglich, so bietet er viele Vortheile, angenommen, daß er für den evangelischen Gottesdienst sich passend erweist."

**) „Einverstanden, nur daß bei S. Sophia der Altar unter der Halbkuppel stand." Antwort Bunsen's hierauf: „Dies kommt vom eigenthümlich künstlichen

2) Der feierliche Ort für die Predigt des Evangeliums war in der Apsis, und von dort konnte man sich vollkommen hörbar machen.*) Daraus folgen für mich zwei Axiome. Erstlich: Es muß und kann der Grundgedanke noch großartiger und organischer als bisher dargestellt werden in einer Kuppelkirche des Evangeliums. Die heilige Stätte muß doppelt eingehegt sein: einmal unmittelbar über der Stufe oder den Stufen des Altartisches, dann durch einen einfachen oder doppelten Ring für die Sitze der nach Beendigung des Gottesdienstes sich Nahenden.**) Zweitens: Die weiteren Sitze stellen sich durch vier Kreisschnitte dar, sodaß ein vollständiges Kreuz in den vier Gängen zum Altartisch sich in der Kuppelreihe jenseit der inneren Vorhalle oder des Narthex darstellt.***) Diese Sitze sind sämmtlich nach der Apsis gerichtet, ohne dem Altartisch zu nahe zu treten. Man kann selbst bei einem bedeutenderen Durchschnitt als dem von Stieler vorgeschlagenen, nach den von mir in fast allen großen Basiliken gemachten Erfahrungen, auch an den entferntesten Punkten hören und hat kein Laufen des Schalles zu fürchten. Jede andere Einrichtung ist unsicher oder sicherlich zweckwidrig.

Die byzantinische Kirche war von Anfang behaftet mit der Verdunkelung der Grundidee der christlichen Anbetung, bei der Krisis, welche durch das Aufhören der sonntäglichen allgemeinen Communion eintrat und dem Verschwinden der lebendig organisirten christlichen Gemeinde. Dann, später, wird Alles misverstanden: die Kuppel wurde ein Prachtstück, welches Michelangelo in die Lüfte erhob, Spätere vielfach verunstalteten. Es wäre herrlich, wenn die schöne Grundidee zum ersten male hervorträte bei der ersten vollständigen Gestaltung der gemeindlich apostolischen Kirche, nicht als Prachtbau (wie St.-Paul), sondern als vollkommenste Repräsentation der architektonischen Idee. Nur ein solcher Bau wird seinen Platz in der Liebe des Volkes, in der Bewunderung der Nachwelt und in der Anerkennung der Geschichte finden, welcher die Grundideen der evangelischen Kirche bewußt und organisch in sich aufnimmt, an das Geschichtliche sich aber so anschließt, daß die Idee, und nicht die zeitliche, großentheils schon mit späterer Verdunkelung behaftete materielle Ausführung als Norm angenommen wird.

Schon 1827 wurde in den Conferenzen mit Schinkel und Bunsen in den Plan einer großen Reichskirche eine praktische Betrachtung von höchster Wichtigkeit hereingezogen. Es war diese: das Campo-Santo muß außer

---

Bau der Kirche; bei einer reinen Kuppelkirche steht die Sache einfacher und ursprünglicher. Von einer solchen ist die Rede."

*) „Erfreut über diese Thatsache."

**) „Keine Einwendung".

***) „Einverstanden".

der Fürstengruft noch einen Raum für nationale Ehrengräber enthalten*); dieses allein macht den Bau national im vollsten Sinne und fesselt die Katholiken an die ganze Unternehmung.

II.

Ein großer, weltgeschichtlicher Kirchenbau setzt eine weltgeschichtliche Anschauung und Stellung hinsichtlich der Gemeinde (also Verfassung) und hinsichtlich der Anbetung (also Liturgik) voraus.

So gelangt man bald zu der Opferidee, ihrem Sinne als geistiges Gelübde für das wirkliche Leben und ihrer Verbindung mit der Abendmahlsfeier zurück. Es wird hier (wo nicht gestritten werden soll) dreierlei angenommen: einmal, daß diese Verbindung nicht die geistige Selbständigkeit des Opferbegriffs gefährden und der Vermischung des Abendmahls selbst mit demselben Vorschub leisten dürfe; zweitens, daß das Opfer als ein persönliches angesehen werde, aber daß dieser persönliche, individuelle Act der einzelnen Seele nicht die Anerkennung der Wirklichkeit und Wesenhaftigkeit des gemeindlichen Lebens beeinträchtige; drittens, daß das Opfer nur als Gelübde gelte. In dieser Fassung gehört ihr die Zukunft der Welt an, was den Gottesdienst betrifft.

Nach diesen Grundsätzen muß also jede sinnliche Darstellung der äußerlichen Zeichen dessen, was selbst Symbol ist und keinen vom Leben und der Gesinnung getrennten Bestand hat, verwerflich erscheinen; der bloße Schein ist aber sorgsam zu meiden.

Es soll aber jetzt hiervon abgesehen werden und auch davon, daß alles darauf in den kirchlichen Liturgien von Byzanz und Rom Deutende spät ist und nicht über die Konstantinische Zeit hinausgeht, in Widerspruch mit dem jetzt urkundlich nachgewiesenen Aelteren, von der Mitte des zweiten bis gegen Ende des dritten Jahrhunderts hin. Nur die Thatsache soll hervorgehoben werden, daß nicht allein im theologischen, sondern auch im Volksbewußtsein aller evangelischen Kirchen, von den Zeiten der Reformation an bis jetzt, und jetzt stärker als je, alles darauf hingehende Ritualistische als katholisirend, also jesuitisch, und als theatralische, also unheilige Spielerei würde verworfen werden, und wenn es auch gelänge, eine Revolution zu verhindern, doch die erste Regierungsveränderung nicht überleben würde.**)

---

*) „Einverstanden, besonders wenn damit der Termin von 100 Jahren nach dem Tode verbunden ist.“

**) Bei der hier gegebenen weiteren mündlichen Auseinandersetzung widersprach der König dieser Ansicht selbst, bemerkte aber ausdrücklich: Es sei in ihm seit etwa drei Monaten eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er habe bei seinem eigenen Entwurfe an ein eigentliches Consecrations- oder Opfergebet nicht gedacht, sei aber dann auf die Nothwendigkeit desselben aufmerksam geworden und

Hiervon zurückblickend auf das Consecrationsgebet, so halte ich die Idee desselben nicht allein für richtig, sondern sehe in ihrer Verwirklichung einen Beruf der deutschen evangelischen Kirche der Gegenwart, sobald die Gemeinde dasteht, deren Lebensausdruck auf dem Gebiete der Anbetung die Liturgie sein soll.*)

Die äußersten Grenzen der Darstellung dürften in der nun bereits (an einzelnen Stellen) in vier Welttheilen kirchlich gewordenen capitolinischen Liturgie von 1828, und in dem von der letzten kirchlichen Synode für zulässig erkannten Entwurfe von Abeken gegeben sein.**)

Dabei könnte natürlich nur von facultativem Gebrauche die Rede sein.

(Unterbrechung: „Majestät, es ist halb 3 Uhr.“)

III.

Der Grundgedanke jeder lebendigen und großartigen, nationalen und zugleich ökumenischen, freien Verfassung der Kirche ist die Verbindung der Synodalverfassung und des Episkopats mit Aufgeben der Ansprüche der erdichteten Oberbischofsrechte der Fürsten und der darauf gegründeten Consistorial- oder Oberkirchenraths-Regierung.***)

Der lebendige Punkt hierbei ist die Presbyterial- und Synodalverfassung, wie sie 1817 von Friedrich Wilhelm III. in Aussicht gestellt wurde und wie sie in Rheinland und Westfalen nun in großem Segen besteht und blüht, trotz ihrer Mangelhaftigkeit.†) Durch die Verordnungen seit 1851 ist die allgemeine Ausbildung dieser Verfassung angebahnt. Die Verwirklichung derselben ist um so wünschenswerther, als sie den einzigen kräftigen Schild gegen die Gefahren des Confessionalismus darbietet. Hiermit muß zuerst vorgegangen werden ohne Aufschub.

---

bekenne sich vollkommen einverstanden mit dem Gebete der kapitolinischen Liturgie. Das Gebet, wodurch die Gemeinde sich dem Herrn weihe, müsse nicht als Dank für die genossene Gnade nach der Handlung stattfinden, sondern in gläubiger Erwartung der uns entgegenkommenden Gnade vorher gesprochen werden (wie beim Tischgebet — Bunsen).

In der kapitolinischen Liturgie und in dem Andachtsbuche sei (durch Compromiß mit des Königs Vorschrift — Bunsen) die aus der reformirten Kirche stammende Exhortatio oder Ermahnung eingeschaltet vor der Feier; das erscheine ihm störend.

Ganz einverstanden mit der Nothwendigkeit einer Verständigung über diese Punkte mit dem Prinzen von Preußen. Der König mache mir diese zur heiligen Pflicht; ich sei dazu die einzige geeignete Person.

*) „Ganz einverstanden“.

**) „Einverstanden“.

***) „Gott segne Sie für diesen Gedanken, das habe ich von Anfang meiner Regierung an ausgesprochen und dabei beharre ich treu.“

†) „Die Mängel sind groß.“ Antwort Bunsen's: „Wie immer, wo ein Theil eines organischen Ganzen sich als das Ganze gestalten soll.“

Jeder Gesetzgeber und Staatsmann muß ausgehen von dem Leben, welches da ist. Der Ausgangspunkt ist von allen Seiten möglich, wo Leben ist; denn kein Theil ist das Ganze.

Unevangelisch (und auch ebenso gewiß ungeschichtlich, was jedoch hier auf sich beruhen bleibe) und dem Gefühle der Ebenbürtigkeit und Legitimität der Landeskirche durchaus widersprechend würde jede Vollmachtgebung der Bischöfe sein, vermittels persönlicher Uebertragung geistiger Kraft und Begabung und darauf gegründeter geistig-kirchlicher Berechtigung durch andere Bischöfe.*) Höchst apostolisch, erhebend und jetzt leichter möglich als je wäre dagegen die Assistenz fremder Bischöfe und anderer Geistlichen.**)

Die Hauptsache aber beruht auf folgenden vier großen Punkten:

I. Der Fürst muß durch einen wohlgesicherten Act das bisher geübte Oberbischofsrecht oder die Regierung der Kirche für sich und seine Nachfolger aufgeben und, soviel darin liegt, dieses Recht den Bischöfen und Synoden für ewige Zeiten übertragen, unbeschadet des allgemeinen staatlichen Oberaufsichtsrechts und des Rechts d'appel comme d'abus, gerade wie gegenüber der römischen Kirche.***)

II. Die Wahl und Ernennung der Bischöfe muß mit einer allgemeinen Synode vereinbart werden.†)

III. Die feierliche Einsetzung und Weihe angesichts der christlichen Gemeinde muß von der dafür zu berufenden Generalsynode, vom Superintendenten, Pfarrern und Laienältesten vollzogen werden.††)

IV. Als Vorbereitung dürften einige Jahre genügen, wenn unpassende oder feindliche Persönlichkeiten aus den entsprechenden Behörden entfernt und durch geeignete Männer ersetzt würden.†††)

Berliner Schloß, Donnerstag früh 1. October 1857.

(An seine Frau.) Die Anker sind gelichtet, geliebte Fanny, und das Schiff meines Lebens wendet sich sehnsuchtsvoll wieder nach Dir und Charlottenberg.

---

*) „An eine Consecration durch ausländische Bischöfe dachte ich eigentlich nicht, aber ich wollte allerdings die Geistlichen unvermerkt in die neue Stellung und Berechtigung hineinbringen. Gobat kann ja als preußischer Bischof betrachtet werden."

**) Der Gedanke sei ihm neu, es wäre aber schon viel, wenn eine solche Assistenz stattfände.

***) „Ganz einverstanden".

†) „Einverstanden".

††) „Keine Einwendung gegen Betheiligung der Laienältesten".

†††) Nach allgemeiner Charakterisirung der Minister und Zugeben der vollkommenen Ungeeignetheit des Herrn von Raumer bei seinem exclusiven Lutheranismus, hinsichtlich der beiden Gegner der Union, Hengstenberg und Stahl, so sei der erste in keiner amtlichen Stellung, den andern könne er nicht ausstoßen. „Drei Uhr." (Aufbruch.)

Der König hat mich nach langem, zartem Dringen gestern Nachmittag in höchster Huld entlassen; der ganze heutige Tag aber ist noch seinen Geschäften gewidmet. Morgen um 7 Uhr dampfen wir ab nach Leipzig. Das Weitere bleibt, wie es ist.

Ich scheide vom König und von Berlin, wie ich wünsche und bete, von dieser Erde zu scheiden, wie am stillen, ruhigen Abende eines langen, schönen Sommertages.

Heute haben wir ein Abschiedsmahl bei dem lieben, liebenswürdigen Abeken.

Unter Bunsen's Papieren hat sich ferner folgender „Abschied von Berlin" gefunden:

Königliches Schloß, Freitag 2. October 1857, morgens 5 Uhr.

Gelobt seist du, Ewiger, du Gott der Treue und Wahrheit, Barmherziger und Allweiser, der du den Kampf meines Herzens gelöst und seine Bitterkeit getilgt, der du mich hierher geführt wider meinen Willen, mir hier einen Triumph bereitet wider meine Feinde, und Großes und Herrliches herbeigeführt hast, über alles Erwarten und über alles Wünschen. Gepflanzet wird sie werden deine heilige Gemeinde in Christus in diesem Volke, daß allgemeine Freiheit erblühe auf der geweihten Erde; versöhnt dieses Königshaus und dieses Volk; „Christus ist unser Friede" in Wahrheit. Herannahen wird die Zeit deines Reiches, als des Geistes der Liebe und der Freiheit, und dein ewiges Evangelium wird gepredigt werden in allen Landen. „Zerbrochen ist das Joch des Treibers", dein Auge der Liebe blickt in alle Lande. Hallelujah!

Mein Zelt aber wirst du mir aufschlagen neben meinen Kindern im Lande meiner Wahl und meine Gebeine werden ruhen neben denen Niebuhr's, wenn es anders dein Wille ist, daß dein Werk fortgehe durch meine Hände. Du aber, o Herr, bleibe mein Schutz und Hort, und dein Wille allein geschehe, zu deiner Verherrlichung und zum Wachsthum deines heiligen Reiches, der du lebst in Ewigkeit. Amen! Amen! Amen!

Damit verbunden war eine weitere Aufzeichnung, „Stand der Sache" betitelt:

Berliner Schloß, Freitag Morgen 2. October 1857.

1) Der Grund ist gelegt, die Brücke ist gebaut, der Same ist gepflanzt, der Stachel eingesenkt. Aber nichts mehr.

2) Geschehen wird nur, was fertig vorgelegt, was als unabänderliche und sichere Regel und Norm vorgelegt wird.

3) Dieses muß jetzt ausgearbeitet, vereinbart und mit dem Thronfolger besprochen werden.

4) Damit wird Ostern 1858 herbeikommen.

5) Der Anfang der Ausführung muß 1858 in der Rheinprovinz gemacht oder wenigstens eingeleitet werden. Dort allein ist der Zweig Aaron's, der Blüte treibt.

6) Ehe Hand angelegt wird, muß jeder Artikel paraphirt sein.

7) Ich muß kein Amt annehmen, wohl aber im Rheinlande einen festen Platz zu gewinnen suchen, „cum otio et dignitate", vereinbar mit dem Bibelwerke.

8) Wenn dieses Gottes Wille ist, daß es jetzt geschehe, so ist dieses der Weg dazu. Sein Wille geschehe!

Die beiden oben mitgetheilten Aufzeichnungen andächtiger Ergießung und nüchterner Ueberlegung zeigen recht deutlich, daß Bunsen seine lebenslängliche Gewohnheit zu hoffen nicht aufgegeben hatte und dennoch gleichzeitig instinctmäßig herausfühlte, daß das große Ziel, welches ihm so sehr am Herzen lag — die Selbstregierung der evangelischen Gemeinde — schließlich doch nicht durch den König würde verwirklicht werden, wenn sich derselbe auch aus liebevoller Rücksicht auf Bunsen's Ueberzeugungen enthalten mochte, seine Grundsätze über das Verhältniß von Staat und Kirche in entscheidender Weise auszusprechen.

Zwei Gegenstände, scheinbar sehr verschiedener Art, waren Bunsen vom Könige nicht nur oft und eindringlich in früheren Jahren, sondern mit besonderem Nachdruck bei den häufigen obgleich kurzen Besprechungen während dieser letzten Gelegenheit innigen Verkehrs zu gewissenhafter Erwägung anempfohlen worden: einmal die Frage protestantisch-kirchlichen Baustils und insbesondere des berliner Dombaues, und zweitens der besten Regierungsform für die Kirche. Bunsen verwob (wie wir eben gesehen haben) diese zwei Gegenstände in seinem Vortrage beim Könige geflissentlich miteinander, indem er darzuthun suchte, daß eine Gemeinde mit freier und vernünftiger christlicher Organisation selbst die für ihre öffentliche Gottesverehrung am besten geeignete Form finden würde, unbekümmert um alle blos traditionellen architektonischen Formen.

Am 3. October, dem nämlichen Tage, an welchem dem Könige der verhängnißvolle Schlaganfall zustieß, der freilich erst später öffentlich bekannt wurde, kehrte Bunsen nach Hause zurück. Kaum hatte er sich von den mannichfachen Ermüdungen und Aufregungen der drei spannenden in Berlin verlebten Wochen ausgeruht, als er die Aufforderung erhielt, dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen in Koblenz aufzuwarten. In jedem der in Heidelberg verlebten Jahre

ward Bunsen die Auszeichnung und die Freude zutheil, nach Baden oder nach Koblenz zu vertraulichen Besprechungen mit dem gegenwärtigen König Wilhelm und der Königin Augusta eingeladen zu werden, wie überhaupt sein Antheil an der Politik und den wichtigen Vorgängen im Staate und in der Nation während dieser den gelehrten Arbeiten gewidmeten Periode nie ganz aufhörte, sondern zeitweise sogar in den Vordergrund trat.

Am 31. October schrieb Bunsen aus Frankfurt a. M. an seine Frau:

Hôtel Westend-Hall, Sonnabend 31. October 1857, 10 Uhr.

Ich fragte mich, wie ich schon mit dem Wagen fortrollte, ob ich von Dir, Geliebte, Abschied genommen hätte, und mußte mir sagen, nein! Wie das gekommen, kann ich nur dadurch erklären, daß ich denke, es versteht sich von selbst, wenn Du nicht mitfährst, daß ich in einigen Stunden wieder bei Dir bin. Ich kann mir gar nicht denken, von Dir entfernt zu leben. Nun aber, verzeihe die Zerstreutheit!

Ich habe eine herrliche Fahrt gehabt und sehe einer noch schöneren Fahrt entgegen. Vieles ist ausgesonnen unterdessen. Gott wird's werden lassen, wenn's gut ist. Muß nach Rüdesheim mit Dampf, von Bingen vielleicht zu Schiff, sonst Extrapost! Seit zwei Tagen will Vater Rhein die Schiffe nicht mehr tragen.

Aus Koblenz selbst sei noch der folgende Brief angefügt:

Schloß in Koblenz, Sonntag 1. November 1857, 2 Uhr nachmittags.

Ich fürchte, dieser Brief kommt Dienstag früh statt meiner. Obwol mit Extrapost gereist, traf ich doch erst gegen halb 10 Uhr abends hier ein, und obwol ich bis 1 Uhr Gespräch pflegte, bin ich doch heute noch bis über die Ohren beschäftigt.

Sechster Abschnitt.

Charlottenberg, Berlin und Cannes.

(1857—1859.)

Bunsen's Ernennung zum Freiherrn und zum Mitgliede des Herrenhauses. — Renan. — Ministerium Derby. — Tod Neukomm's. — Besuch in Baden. — Rastadter Angelegenheit. — Besuch von Dr. M'Cosh. — Bunsen über Hellseherei. — Bunsen in Berlin zur Eröffnung des Landtages 1858. — Der Prinz-Regent. — Das neue Ministerium. — Reise nach Genf und ins südliche Frankreich. — Ankunft in Cannes. — Tod Tocqueville's. — Bunsen's „Leben Jesu". — Der Krieg von 1859. — Preußen und Oesterreich. — Bunsen's italienische Sympathien. — Stimmung im südlichen Deutschland. — Besuch in Paris. — Rückkehr nach Cannes. — Handelsvertrag zwischen Frankreich und England. — Briefe an Renan und Réville.

Das schöne Herbstwetter des Jahres 1857 erlaubte Bunsen noch lange, sich die nöthige Luft und Bewegung zu schaffen und dadurch Kraft und Gesundheit zur eifrigen Fortsetzung der verschiedenen schriftstellerischen Arbeiten zu erlangen, die er für den Druck vorbereitete. Dagegen brachte ihm die Kälte des folgenden Januar ein gastrisches Leiden und einen Husten, die ihn bis zum Eintritt des Frühjahrs belästigten und an Veröffentlichung seiner Werke hinderten. Während dieser Zeit schwebte ihm der Wunsch einer Uebersiedelung an die helleren und wärmeren Küsten des Mittelmeeres wiederholt vor Augen, und als der Druck des Bibelwerks endlich im März 1858 begann, durfte der Entschluß gefaßt werden, den folgenden Winter im Süden zuzubringen, ohne daß aus finanziellen Gründen das Aufgeben Charlottenbergs nothwendig geworden wäre.

Am 7. October 1857 richtete er folgenden Brief an einen seiner Söhne:

Gerade hatte ich meine Bücher und Papiere in Ordnung und meine und der harrenden Doctoren Arbeit in Gang gebracht, als ich, noch früher

als erwartet, Deinen ersehnten Brief erhielt, und so beantworte ich ihn umgehend.

Laß mich damit beginnen, daß bei allem Schönen und Guten, welches die Reise gebracht, Deine immer treue und vorsorgende Liebe und freudige Hingebung, auch bei eigenem Leid und Schmerz, den Licht- und Glanzpunkt dieses merkwürdigen Lebensabschnittes bildet. Diese Deine Liebe und Treue ist der starke Arm, auf welchen ich auch für die Zukunft mich stütze. Also Gottes reichsten Segen dafür!

Mein allgemeiner Eindruck hinsichtlich des „Standes der Dinge" ist:

1. No singleness of purpose and therefore no clearness.
2. No chance of success except by miracle.*)

Dazu gehört ein „Never mind" im englischen und ein „Sursum corda" im evangelischen Sinne, und das kann ich leisten mit Gottes Hülfe.

In dem Augenblicke, als das Obige niedergeschrieben wurde, war Bunsen der ernste Charakter des Schlaganfalls, von welchem sich König Friedrich Wilhelm IV. niemals wieder erholen sollte, noch gänzlich unbekannt. Es beziehen sich seine überaus treffenden Bemerkungen daher auf einen Zustand der Dinge, der in Wirklichkeit schon nicht mehr vorhanden war. Man wird sich erinnern, daß der wirkliche Zustand des Königs nach dem Anfalle vom 3. October dem Publikum nicht gleich vollständig bekannt wurde.

Nach empfangener Nachricht über die ernste Erkrankung des Königs schrieb Bunsen an Frau Schwabe nach England:

Charlottenberg, 21. October.

Welch traurige Verwickelung in Berlin und welcher Trost für mich, den König noch einmal recht mit Liebe und Freude gesehen zu haben! Niemand in Berlin glaubt an seine eigentliche Wiederherstellung, oder daß er je wieder die Regierungslasten werde tragen können.

Das Publikum beschäftigt sich sehr mit Gerüchten über meine künftige Stellung in Berlin; ich weiß nur, daß ich nie ein Amt wieder annehmen werde. Es würde Ihrem Herzen wohlgethan haben, zu sehen, welche Liebe und Achtung mir von allen Seiten in Berlin, namentlich von Berlinern zutheil geworden ist. Der fanatische Ausfall von Krummacher aus Duisburg und die Schwäche von Merle d'Aubigné haben natürlich das Ihrige dazu beigetragen. „Kladderadatsch" hat eine Scene aus „Faust" parodirt, um die Herren lächerlich zu machen.

Nun sitze ich wieder tief in der Arbeit; die Herausgabe der ersten

---

*) 1. Es fehlt an Willenseinfalt und deshalb an Klarheit.
2. Keine Möglichkeit eines Erfolges, es müßte denn ein Wunder geschehen.

Abtheilung von Band I des Bibelwerks ist um einen Monat durch meine berliner Reise zurückgeschoben. In Leipzig habe ich den ersten Bogen (stereotypirt) durch die Schnellpresse abziehen sehen.

Charlottenberg, 2. December 1857. Der König ist physisch besser, aber das Gedächtniß kehrt nur für kurze Zeiten wieder; man darf ihm, auch nur entfernt, nicht von Geschäften sprechen. Es ist die Erschlaffung nach übermäßiger Anstrengung und Aufregung; allein ist die Sehne einmal gerissen, so ist es fast nie möglich, sie wiederherzustellen. Dieser Zustand trifft mich persönlich durch die vom Könige ohne mein geringstes Wissen am 3. October (die letzte seiner Regierungshandlungen und Unterschriften!) vollzogene Adelserhebung. Die Sache war Gegenstand langer Verhandlungen gewesen, seit 1844, wo ich im Auftrag des Königs ein Adelsedict entwarf. Seitdem lehnte ich ab, irgendetwas anzunehmen, was mit den dort niedergelegten Grundsätzen (im Wesentlichen den englischen entsprechend) in Widerspruch stände. Noch 1856 machte der König einen Versuch, der aber ebenfalls im Ablehnen endigte. Ich habe Beweise in Händen, daß der König am 3. October etwas thun wollte, was ich nach jenen Grundsätzen hätte annehmen können und also unter gegebenen Umständen annehmen müssen. Aber der Minister, mit welchem er die Sache verhandelt hatte, weiß nichts davon oder will nichts davon wissen. Das Alles hat mir viel Schreiberei und zum Theil Aerger zugezogen und doch hatte ich in diesen Wochen mehr als je zu arbeiten.

Charlottenberg, 6. December 1857. ... Die Adelsangelegenheit steht beim Alten. Ich kann nicht abschlagen, aber auch nicht annehmen, ohne sicher zu sein, daß ich dadurch nicht in Widerspruch mit meinen politischen Grundsätzen trete. Der König allein könnte meine Zweifel jetzt beseitigen! und der ist seiner Sinne nicht mächtig! Welch tiefes Leiden für den unglücklichen, wohlwollenden, geistreichen Mann!

Charlottenberg, 30. December 1857. Wir haben schöne ruhige Weihnachtstage verlebt. Das war eine schöne Weihnachtsgabe des lieben Gottes, die Entsetzung Lucknows!

Bei seinen Vorschlägen zur Reorganisation des Adels*) war Bunsen stets von den beiden Hauptgrundsätzen ausgegangen, einmal daß jedes einen längeren Zeitraum hindurch bewährte Verdienst um das öffentliche Wohl die Erhebung in den Adel zur Folge haben und zweitens, daß derselbe nur dann und zwar auf den Erstgeborenen übergehen solle, wenn die Familie mit größerem, und etwa nach Art des in England üblichen beschränkten Fideicommisses befestigtem Grund-

*) Vgl. Bd. II, Seite 287 fg.

besitz ausgestattet sei. Im Geiste des letzteren Grundsatzes mußte folgerichtig auch der freiherrliche Titel, den Bunsen selbst annahm, mit ihm erlöschen.

An Arthur Schopenhauer schrieb Bunsen am 13. Januar 1858 in Antwort auf dessen Glückwünsche:

Ich habe die Adelserhebung erlitten, wie meine Geburt, jedoch mich dagegen nach meinen lange ausgesprochenen Grundsätzen verwahrt, sofern meinem Stande, dem gebildeten Bürgerstande, dadurch etwas vergeben oder mir eine Lächerlichkeit zugemuthet werden sollte.

Aus dem ersten Theile des Jahres 1858 sind ferner die folgenden Briefe hier einzuschalten:

Charlottenberg, 29. Januar 1858.

(An einen Sohn.) Das Geschick reißt Napoleon III. ins Verderben! Er hat sich in die militärisch-polizeilich-klerikale Richtung geworfen und den Ideen den Krieg erklärt, gelegentlich eines verabscheuten Mordanfalles. Ganz Frankreich in fortdauerndem Kriegszustande unter fünf Heerführern, bei jeder Bewegung ipso facto, trotz Telegraphen! Alle „impiété" von Polizei wegen verfolgt! O Fluch des Cäsarenthums! Des Kaisers Gefahr lag nicht im Anfall am 14., aber in der Rede am 18. Will denn Niemand in Deutschland die Wahrheit sagen?

31. März 1858. Schulz-Bodmer's hier entstandener Ausspruch macht schon die Runde in Paris: „L'attentat a parfaitement réussi: l'Empereur a perdu la tête."

Charlottenberg, 30. Januar 1858.

(An Frau Schwabe.) ... Heute nur zwei Zeilen, damit Sie nicht durch die Zeitungen erst hören, daß der König mich zum Pair von Preußen gemacht und mir einen Sitz im Herrenhause als Freiherr gegeben hat. So stand des Königs Absicht schon im October; aber seine Krankheit machte es bis vor vierzehn Tagen unmöglich, daß der Prinz-Regent ihn selbst befragte. Der König ließ ihn gar nicht zu Erläuterungen kommen, sondern sagte: „Gerade das und nichts weniger habe ich ja gewollt", und ging dann alles Vorangegangene durch.

Charlottenberg, 28. Februar 1858. Ich freue mich Ihres Muthes, Renan angreifen*) zu wollen! Er ist dort eine Macht, weil er der Einzige ist, welcher Hebräisch und überhaupt Semitisch versteht und zugleich vortrefflich schreibt. Seine Erziehung durch die Jesuiten hat ihn zum Un-

*) Soll hier soviel bedeuten als: „die Lektüre des «Leben Jesu» von Renan vorzunehmen."

gläubigen gemacht, eben wie Voltaire, mit welchem er, bis auf Witz und Einbildungskraft, vieles gemein hat, Schärfe und Klarheit insbesondere.

Charlottenberg, 30. März 1858. Die Nachrichten von Neukomm sind gar zu betrübend. Bringen Sie ihm doch die eingeschlossenen Zeilen. Der theure, edle Freund!

Charlottenberg, Sonntag nach Ostern 1858. Nicht um einen Schatz möchte ich die Genugthuung missen, daß durch Ihre Fürsorge unserm theuern Freunde Neukomm der letzte Freundesgruß noch zugekommen ist, den eine innere Stimme mich trieb gerade an dem Tage zu schreiben und zu senden. Es ist so süß zu denken, daß ein sterbender Freund mit dem Bewußtsein unserer Liebe und vielleicht auch mit den ernsten und beruhigenden Gedanken und sehnsuchtsvollen Ahnungen*) zur Ruhe gegangen ist, die daran geknüpft waren. Immerdar wird die Erhabenheit und Würde seiner letzten Worte mir tröstend und erhebend zur Seite gehen. Eine schöne, ja eine seltene, große Erscheinung ist von uns gegangen, ist entschwunden. Viel gehört dazu, den wahren Menschen herauszuarbeiten, die äußere und innere Bildung, die Weltkunde, das Verständniß seiner selbst und seiner Stellung! Nicht weniger aber gehört dazu, um den wahren Künstler hervorzubilden. Schon die künstlerische Bildung ist schwer, auch hier die innerliche noch schwerer als die äußerliche. Wie Viele bleiben, namentlich in der Gefühlskunst, der Musik, auf halbem Wege stehen. Der vollkommen gebildete Künstler muß endlich aber auch ein durchgebildeter Denker sein, ein bewußter, wahrer Mensch, und das ist das Allerseltenste. Ich habe es nur zweimal gesehen, in dem Seligen und in Mendelssohn-Bartholdy. Wer hat je, außer Goethe, einen so unermüdlichen Trieb gezeigt, sich immerfort weiter zu bilden und frisch schaffend sich auch in hohem Alter frisch zu erhalten! Und Alles war selbst erworben, großentheils schwer errungen. Ich möchte Bogen füllen, um das volle Herz auszuschütten über den seligen Freund!

Charlottenberg bei Heidelberg, 7. April 1858.

(An Generalsuperintendent Hoffmann in Berlin.) ... So erfreulich mir Ihre sehr wichtigen und anziehenden Nachrichten über das Befinden des theuern Königs waren, so fürchte ich doch, die Herstellung schreitet nicht fort. Selbst der erhaltene Theil des Geistesvermögens, wo keine Intermittenz stattfindet, scheint mir doch stereotyp zu sein, und das ist auch unvermeidlich, wenn die Außenwelt und die Ereignisse nicht im Zusammenhang mit dem Flusse der Gegenwart können verfolgt werden. Wie ist sonst Discussion möglich? Und wie kann man regieren ohne Discussion? ohne Zusammenhang? Von allen Dingen in der Welt scheint mir eine

*) Im Originale steht hier das englische: aspirations.

Theilung der obersten Regierung unmöglich; nothwendig muß sie aber auch die Lebenskraft angreifen. Nur völliges Entsagen wird den edeln und geistreichen Fürsten retten können. Aber wer wird ihm dieses sagen? Gewiß nicht die ihn vom Morgen bis Abend umgeben! Er selbst aber kann die Initiative nicht ergreifen. Das liegt nicht in der Natur der Krankheit. Deus providebit: denn menschlich sehe ich kein Heil! Und der Horizont Europas umzieht sich seit dem 19. Januar täglich mehr. L'attentat n'a pas renversé l'Empereur, mais l'Empire. Leben Sie wohl und Gott erhalte Sie frisch. Ich bin besser, kann aber nicht reisen und komme also nicht nach Berlin zur Sitzung.

Charlottenberg, 4. Juli 1858.

(An einen Sohn.) Ich habe also doch mit Gottes Hülfe das Gelübde von 1815 gelöst, als ich mir den (damals noch nicht in der kopenhagener Ausgabe erschienenen) Text der „Wöluspa“ abschrieb, wie ich ihn noch mit meiner dänischen Uebersetzung und F. Magnussen's Verbesserungen vor mir liegen habe. Ich bin nicht mit der jetzigen Schule (Aufrecht, Dietrich, Simrock, Bergmann, Weinhold) einverstanden, daß die Ausgabe von Stockholm (1820 Rask, 1847 Münch) eine kritische Grundlage bildet, bei ihren willkürlichen Versetzungen; aber ebenso wenig mit den Erklärungen und der Recension von F. Magnussen. Ich lasse den Text (meistens nach Simrock's Uebersetzung) abdrucken, im Werke nur die Herstellung (40 Strophen), im Anhange die ganzen 62 (von denen 22 unverständige Stellen eingefälscht sind) mit einer lesbaren Erklärung; Alles ist aufs Schönste herausgebracht, man kann jetzt erst die erhabene Einheit und Idee des Ganzen verstehen. Ich habe den Text dreimal abgeschrieben, bis er mir genügte.

Die „Wöluspa“ ist ganz hergestellt, ebenso die Einheit der Helge- und Sigurdsage festgestellt, als heroische Fortbildung der Herakles-, Thor-Balder-, Hermodsage und das rein Historische der zweiten Schicht (Attila und Theodorich).

Gott sei Dank für den Regen!

Mittwoch 14. Juli. ... Heute sende ich zwei Druckbogen (25 und 26) an Welcker, damit er mir sein letztes Wort über die „Danaiden“ des Aeschylus sagt, wo ich mit Droysen von ihm abweiche.

Baden, Victoria-Hôtel, Sonnabend 17. Juli 1858, 4¹/₁ Uhr nachmittags.

(An seine Frau.) ... Hier habe ich mit der Durchsicht der Fahnen von Plato, insbesondere vom „Timäus“, fortgefahren. Ich habe seit 40 Jahren die Ueberzeugung gehabt, ich würde einmal meine Ideen dort anknüpfen; als ich den Artikel schrieb, war es mir nur darum zu thun, den ungeheuren Grundgedanken von dem Verhältnisse des Seins zum Wer-

den thatsächlich vorzulegen. Beim Vorlesen gestern Abend fühlte ich aber, daß es schade wäre, wenn ich nicht weiter ginge. Und nun sind mir auf einmal die Ideen so lebendig vor die Seele getreten, daß die Hand nicht nachkommen kann. Plato hat das Problem, die Ordnung des Werdens zu erklären aus dem ewigen Sein durch vermittelnde Ideen, klar vor Augen gehabt, und man darf nur die Wirklichkeit der Entwickelung von der Höhe unseres Jahrhunderts übersehen, um den Anknüpfungspunkt zu finden.

Montag (wo der Prinz abreisen wollte) denke ich nach Badenweiler zu fahren und Dienstag Abend zurückzukommen. Du aber machst nähere Bekanntschaft mit der Pfalz und ergehst Dich in Gottes freier reiner Natur mit den lieben Mädchen! Ich bin entschlossen, im Herbste Euch Allen Baden zu zeigen; man hat keinen Begriff von der Schönheit. O wenn Du doch hier wärst!

Baden, Victoria-Hôtel, 22. Juli 1858. Gestern Mittag von dem göttlichen Badenweiler zurückkehrend, ward ich durch die unerwartete Freude eines Briefes von Dir überrascht. Wie schön, aber wie kurz Deine Reise! Die meine ist ein Roman aus der Wirklichkeit. Wen finde ich bei der Wirthstafel in Badenweiler? Den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherrn von Meysenbug! Gleich nach meiner Ankunft hatte ich mit dem Prinzen über die gänzlich verfahrene, verwirrte und hochwichtige Angelegenheit von Rastadt gesprochen, und ihn, wie in allen Punkten, klar und vortrefflich und muthig gefunden. Die Sache „lag in einer Nußschale", wie die Engländer sagen, aber wie diese öffnen? Mein alter Trieb zu muthiger Ergreifung persönlichen Wirkens regte sich, wie ich gerade den wichtigen Mann (den ich nie gesehen hatte) unvermuthet an meiner Seite fand. Ich stellte mich ihm vor, wir waren erfreut über manches Gespräch, ich schlug eine vertrauliche Besprechung über Rastadt vor; am nächsten Tag hatten wir zwei Conferenzen und waren einig, sodaß in zehn Minuten Alles abgeschlossen werden kann. Ich schrieb am andern Morgen (gestern) um 5 Uhr Alles nieder, las es mit ihm durch; er bestätigte jedes Wort, ich trug es dem Prinzen vor, der seinen Augen nicht traute. Auch habe ich Herrn von Meysenbug hierher telegraphirt. Alles mündlich!

Köstlicher Brief Welcker's. Usedom, Pourtalès, Bismarck, Schleinitz sind hier. Sie lachen mich armen alten Mann aber aus mit meinen Klagen, weil ich heute früh eine geschlagene Stunde ohne Stillestehen, theils mit dem Prinzen, theils mit Albert Pourtalès spazieren gegangen bin. Es ist Alles Verdienst von Badenweiler-Frascati. Eine Hochebene, 1300 Fuß über Meeresfläche, offen nach dem Rheinthal (Campagna) links, rechts der Monte Cavo (Blauen, 4000 Fuß). Da bin ich bis 11 Uhr in der Nacht herumspaziert.

Charlottenberg, Montag 26. Juli 1858, früh $4^3/_4$ Uhr.

(An einen Sohn.) Der dritte Theil von Band III („Gottesbewußtsein") ist theils gedruckt, theils in der Presse; aber vor Ende October kann das ungeheure Werk nicht würdig fertig gemacht werden. Das Angestrebte ist erreicht, das Geahnte gefunden; aber das letzte Wort muß würdig, wenn auch kurz und als wie im Mittelstück einer Trilogie, mit einigem Rückhalt gesprochen werden. „Sich selbst" (wie ich gestern aus Aristoteles' „Metaphysica", XII, 9, eingetragen) „vernimmt der Geist insofern er das Beste ist, und die Vernehmung (des Geistes) ist Vernehmung der Vernehmung"*) des Wortes von Anfang. Aber wir haben nicht vergessene, untergegangene Weltalter vor uns, vielleicht anfangslose Zeit, nein, gemessene Räume mit eingezeichneter Gottesbahn, und es ist unsere Schuld, wenn wir die Gottesschrift nicht lesen.

Wie wunderlich dabei die verschiedensten Fäden der Untersuchung nebeneinander herlaufen, kannst Du daraus sehen, daß ich gestern zugleich in den Ausführungen Schneidewin's Abhandlung über die von Franz 1848 aufgefundene Didaskalie der Aeschyleïschen „Thebaïs" (welche der nie genug zu lobende Freund Welcker mir bekannt gemacht hatte, auf meine verzweiflungsvolle Anfrage wegen jener räthselhaften, bisjetzt nie verstandenen Dichtung) kritisirt und die wahre Lösung, die ich geschrieben, vertheidigt habe.

... Und so wunderlich ist das Leben gemischt, daß ich am Morgen, ehe ich zu Schenkel in die Gemeinde ging, meine Actenstücke über die in Baden mir in die Hände gefallene Unterhandlung über Rastadt zusammengeschrieben. Also ich mache „Gott in der Geschichte" fertig und Urkunden I. A. favente et impellente Deo.

Charlottenberg, Dienstag früh 16. September 1858.

(An seine Frau.) Ich muß Dir doch einen Liebesgruß senden für München, wo ich Dich munter umherwandern und in edelsten Genüssen Deine liebe Seele sich laben und ergehen sehe. Wir behelfen uns ohne Dich, so gut wir können.

Der Brief aus Baden vom 22. Juli deutet ein Zusammentreffen unvorhergesehener Umstände an, deren Ergebniß für Bunsen sehr befriedigend war. Sie beziehen sich jedoch auf einen Vorgang, welcher der Geschichte angehört, und wie so vieles Andere, das in diesem biographischen Versuche nur angedeutet, aber nicht erzählt werden konnte, von dem künftigen Geschichtschreiber der heutigen Zeit schwerlich unbeachtet bleiben wird. Bunsen hatte in Betreff der wichtigen

*) Vgl. „Gott in der Geschichte" II, 533.

Festung Rastadt Thatsachen erfahren, die von den Regierungen Badens und Preußens unbeachtet geblieben waren. Schon seit der Revolutionsperiode von 1848 waren die Kriegsvorräthe und Munitionen daselbst immer unvollständig gewesen; ebenso war die Besatzung, die nach den Verträgen hätte zahlreich und mit allem Kriegsmaterial wohl versehen sein und aus badischen, preußischen und österreichischen Truppen bestehen sollen, auf eine ungenügende Zahl zusammengeschmolzen, zu der Preußen keinen Antheil lieferte. Es war nun die Frage, wie man eine Inspection und eine Reform des damaligen Zustandes möglich machen könne, ohne Verdacht und Erbitterung hervorzurufen. Daß dies wirklich, und durch welche Art von Verhandlungen es zu Stande kam, hat Bunsen's obiger Brief bereits gezeigt. Als die Vermuthung eines Krieges mit Frankreich ebenso allgemein war, wie sie sich nachher als unbegründet erwies, hat sich vielleicht eine der Persönlichkeiten, die um diese Unterhandlung wußten, daran erinnert, wessen die Warnungsstimme gewesen war, welche eine Untersuchung der unsicheren Lage Rastadts angerathen hatte.

Aus den Papieren Bunsen's, die sich auf diese Verhandlungen beziehen, theilen wir ihrer großen nationalen Bedeutung wegen eine von ihm im August 1858 verfaßte Denkschrift mit:

Andeutungen über die politische Wichtigkeit der Rastadter Frage.

A. Bedeutung für Baden.

1) Formell: daß der im Jahre 1842 standhaft und mit Erfolg von Baden vertheidigte Grundsatz bleibe, daß ein einstimmig gefaßter Bundesbeschluß nicht durch Majoritätsbeschluß, gegen den Willen der Betheiligten, aufgehoben werden könne.

Der Beschluß über die Besatzung Rastadts von 1842 ist in dieser Weise gefaßt und darf von Baden so wenig jetzt aufgegeben werden, als damals in der Angelegenheit der Reichsunmittelbaren.

2) Sachlich:

a. Der 1813 zwischen Oesterreich und Baiern abgeschlossene Vertrag von Ried verpflichtet Oesterreich, „mit allen Kräften" dahin zu wirken, daß bei dem Aussterben der damaligen badischen Linie die Pfalz an Baiern falle, als Entschädigung für Salzburg, bis daß dieses geschehen, aber demselben jährlich 100000 Gulden Conventionsmünze zu zahlen, was bis auf den heutigen Tag geschieht, nach Ausweis des jährlichen bairischen Budgets. Es ist bekannt, welche Anstrengungen von Oesterreich in den Verhandlungen von Paris (1814) und von Wien (1815) und seitdem (1817—1829) in Deutschland in dieser Beziehung gemacht wurden, und wie sie nur an dem Widerstande Preußens, Englands und Rußlands scheiterten. Ueber den

heimlich abgeschlossenen Vertrag selbst hat die Geschichte längst gerichtet; Stein's und Häusser's Urtheil ist dasselbe.

b. Die Sponheimer Erbschaftsfrage von 1829. Baiern wollte das Erbrecht der neuen Linie beschränkt wissen auf die alten Besitzungen (Durlach). Oesterreich, welches von 1817 an immer in jener Richtung gewirkt, erklärte sich offen für Baiern (der Rückfall von Breisgau wäre die folgerichtige weitere Consequenz gewesen) und das trotz der vortrefflichen Rechtsausführung Klüber's. Was die Frage entschied, war die mit Recht berühmte Note Preußens von 1829 (gezeichnet von Graf Bernstorff, verfaßt vom nachherigen Staatsminister Eichhorn).

Sie ward sogleich nach London und Petersburg mitgetheilt und übte auf die Entscheidung beider Mächte, eben wie auf die öffentliche Meinung in Deutschland, den größten Einfluß.

Oesterreich und Baiern mußten die Sache fallen lassen, aber sie ward und ist nicht aufgegeben.

3) Weitere politische Betrachtungen:

a. Die ultramontane Frage. Es hat nie weniger Spannung gegeben zwischen den evangelischen und katholischen Bevölkerungen Deutschlands, und nie eine größere Spannung zwischen der klerikalen (ultramontanen) Partei der Geistlichkeit einerseits und den Regierungen und Völkern, insbesondere den evangelischen, andererseits. Wer würde es glauben, wenn es nicht actenmäßig und offenkundig wäre:

daß Bischof Ketteler von Mainz 1854 in einem seitdem näher beleuchteten Hirtenbriefe das Erzstift Freiburg „das Erbtheil des Hauses Habsburg" nennt?

Derselbe Mann, von welchem Herr von Uria, jetzt Director im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, allenthalben laut genug erklärt hat, daß er der Coadjutor und Nachfolger des greisen Erzbischofs sein müsse und werde! Die evangelische Stimmung im Lande ist ebenso gedrückt als die politische. „Das Haus Habsburg" ist das bekannte Losungswort, nicht der Bevölkerung, aber der ultramontanen (jetzt siegestrunkenen) Partei im Breisgau, und sie schließen sich damit bekannten Sympathien an. Dazu nun das österreichische Concordat!

b. Eine stehende Besatzung von 6000—10000 Mann Oesterreichern, in der einzigen Festung des Großherzogthums, zwischen Mainz und Bregenz, ist also bei solchen inneren und äußeren Verhältnissen Herrin des Landes, wenn sie will, d. h. wenn die Umstände es erlauben. Frankreichs Widerstand würde denselben Preis haben, wie bei Lothringen und dem Elsaß, welche das Haus Habsburg Deutschland entrissen hat, um dagegen für sich Toscana zu erwerben und Mailand zu sichern. Es könnte geschehen, daß ein Erzbischof von Freiburg einen österreichischen Kaiser mit

denselben Worten empfange, wie der letzte deutsche Bischof von Strasburg Ludwig XIV. empfing.*)

c. Welche Ansprüche Oesterreich auf einen solchen Haltpunkt und Besitz gründet, beweist die Geschichte der letzten Jahre, Monate und Tage. Das Einrücken des Regiments Benedek war ein Handstreich und doch gründet man darauf den Anspruch, dort zu bleiben für alle Zeit, trotz des Bundesbeschlusses von 1842, der einzigen rechtlichen Basis für Deutschland, vom Standpunkte des Bundesrechts.

d. Preußen hat seine Tapfern, mit dem ersten königlichen Prinzen an der Spitze, zur Stunde der Gefahr gegen Rastadt geführt, und ihre Grabhügel nicht allein sprechen für den Erfolg dieser Hülfe in bedrängtester Zeit. Oesterreich hat nur die Donaulinie mit Ulm zu vertheidigen, Preußen aber den Niederrhein allein, den Mittelrhein gemeinschaftlich, endlich noch Hohenzollern!

B. Bedeutung für Deutschland.

1) Innerlich:

a. Die mittleren Mächte sind hülflos dem Principe des Majorisirens verfallen, wenn die Rastadter Frage im Sinne Oesterreichs entschieden werden sollte.

b. Oesterreich beherrscht den Ober- und Mittelrhein, welchen es doch weder 1814/1815 noch 1848/1849 zu vertheidigen bereit gewesen.

c. Es hat dort kein Land mehr zu verlieren, wohl aber zu erwerben, durch Tausch, beziehungsweise Abtretung.

d. Die ultramontane Partei hat dadurch den Sieg gesichert über die Evangelischen, der Papst über die Fürsten. Wer das österreichische Concordat kennt und die Augen nicht absichtlich verschließt vor dessen Folgen, weiß, daß Oesterreich gar nicht anders handeln kann. Ferdinand II. war freier als Franz Joseph.

2) Aeußerlich.

a. Der jetzige Stand der Dinge ist für ganz Europa, den Freunden Deutschlands ein Aergerniß, den Feinden ein Triumph.

b. Baden wird durch diese neue, unerwartete Eroberung und Festsetzung Oesterreichs am Rhein nothwendig in die Politik und Kämpfe und Verwickelungen Oesterreichs am Mittel- und Oberrhein tiefer als je hineingezogen und mit ihm ganz Deutschland. Ein großer Kampf in Italien gehört bekanntlich nicht zu den politischen Träumen und Unwahrscheinlichkeiten, und es ist ungewiß, ob am Ende der Po für den Rhein wird bezahlen müssen, oder der Rhein für den Po, Deutschland für Oesterreich und Frankreich.

---

*) „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden dahinfahren, denn meine Augen haben dein Heil gesehen."

c. Da, wie die letzte Andeutung nachweist, Preußen in dieser Frage um keinen Preis nachgeben kann, so wird damit der Keim eines nicht zu lösenden inneren Kampfes und äußerer Gefahr gepflanzt.

C. Bedeutung für Preußen.

1) Es wird hiermit das Vergangene, als der Geschichte angehörig, gänzlich übergangen, also auch die bisherige geschäftliche Behandlung. Dieses ist die erste Bedingung des Verständnisses: keine Vorwürfe und keine Bitterkeit, sondern Vertrauen.

2) Preußen hat eine unangreifbare bundesrechtliche Basis und kann sie nicht aufgeben, ohne sich für mediatisirt und nicht allein aus der Reihe der europäischen Großmächte ausgestrichen zu sehen, sondern auch in Deutschland selbst entehrt; und zwar, obwol es unter den deutschen Mächten nicht die zweite ist, sondern die erste, und seine Finanzen ebenso geordnet sind, als sein Heer gegründet auf nationale Wehrhaftigkeit und Kampfwilligkeit.

3) Preußen allein hat den Bau Rastadts durchgesetzt, ja durch Opfer erzwungen, nachdem es in den Unterhandlungen von 1818—1840 immer, im Vertrauen auf Badens Herrscherhaus, den klaren Buchstaben des Vertrages von 1815 festgehalten und gegen Oesterreich vertheidigt, dessen Depeschen und Gesandten in jener Zeit keinen Anstand nahmen zu sagen:

„der Versuch, den Mittelrhein gegen Frankreich anders als durch Ulm und die Donaulinie zu vertheidigen, werde sich immer, im Falle der Noth, als ein vergeblicher erweisen, als Täuschung und politische Thorheit, da entweder die ehemaligen Rheinbundfürsten oder ihre Truppen und Bevölkerungen, oder beide ihren Frieden mit Frankreich mindestens durch Neutralität erkaufen würden."

Wie sollte Preußen diese Mission für Deutschland, also buchstäblich für seine eigenen Besitzungen, die ohne den Mittelrhein zur Seite bedroht sind, jetzt vergessen? Es handelt sich militärisch vielleicht um ein Opfer; aber dergleichen untergeordnete Betrachtungen kommen hier nicht in Erwägung, schon um seiner Ehre und seiner Stellung in Deutschland willen.

4) Ebenso aber auch wegen seiner europäischen Verhältnisse. Die letzten Abstimmungen in Frankfurt haben, namentlich auch in England, einen für Preußen sehr nachtheiligen Eindruck gemacht. Die „vollendete Thatsache", Oesterreichs ausschließliche Besatzung Rastadts, würde nicht lange vollzogen sein, ehe die europäischen Mächte, Preußen als in Deutschland geschlagen, Oesterreich als die allein leitende deutsche Macht, Europa gegenüber, ansehen und demnach ihre Maßregeln nehmen würden.

Als Schlußwort sei nur gesagt:

daß Alles, was in jeder dieser drei Betrachtungen vorgebracht worden ist — hinsichtlich Badens, des Deutschen Bundes, Preußens — eigentlich auch im Einzelnen von Allen gilt; ihr Schicksal ist nicht zu trennen.

Schlußfolge. Da zugeständlich die befriedigende Lösung dieser Angelegenheit keine Schwierigkeit darbietet, außer in der Form, so scheint der geeignete Augenblick vor der Thür, um sie zu erledigen.

Aus einem Buche des schottischen Theologen Dr. Mac-Cosh über „die Beziehung zwischen dem Uebernatürlichen und dem Natürlichen" gehört die folgende Stelle über seinen Verkehr mit Bunsen in diese Zeit:

Es war am Dienstag Nachmittag, den 4. August, als ich ihm auf seiner reizenden Villa Charlottenberg bei Heidelberg meine Aufwartung machte, mit einem Empfehlungsbriefe, den mir ein ausgezeichneter britischer Edelmann, ein Freund Bunsen's, mitgegeben. Als ich zu seiner Wohnung heraufging, begegnete mir ein Wagen, in welchem ein Herr mit einem eigenthümlich ernsten und edeln Gesichte saß, — ich war sicher, daß es Bunsen selbst sein müsse. Da ich ihn nicht zu Hause traf, ließ ich meine Karte und meinen Empfehlungsbrief zurück, und erhielt am nämlichen Abend einen liebenswürdigen Brief von ihm, in welchem er mich für den nächsten Tag zu einem Besuche einlud und mich bat, ihm möglichst viel von meiner Zeit widmen zu wollen. Am nächsten Tage hatte ich demzufolge die erste Unterredung mit ihm, ebenso machte ich ihm an jedem folgenden Tage bis zu dem nächsten Sonntage verabredetermaßen entweder zum Mittagessen oder zur Kaffee- oder Theestunde einen Besuch, und hatte bei jeder dieser Gelegenheiten lange Unterhaltungen mit ihm. Und wie wußte er zu unterhalten! So spannend auch viele seiner Schriften, sind sie doch nicht von fern so interessant, wie seine Unterhaltungen. Der Mann selbst war ein Gegenstand des höchsten Interesses für Alle, welche ihn zu würdigen wußten. Mit einem Kopfe, der sich gleich einem Dome erhob, verband er ein Herz, aus welchem eine belebende Wärme ausströmte. Er sprach über die Erziehung in Deutschland und England, über Religion, über Theologie, über den Zustand der katholischen und protestantischen Kirchen auf dem Festlande, wobei er unter die großartigen Ideen, die er so gern vortrug, Anekdoten von Königen, Staatsmännern, Philosophen und großen Theologen einstreute, mit denen er näher verkehrt hatte. Aber seine edele Begeisterung loderte immer zur hellsten Flamme auf, wenn er mir ein Bild von den schriftstellerischen Werken entwarf, die er vorhatte: Erklärungen der Bibel, der Philosophie und Geschichte, welche die Erziehung des Menschengeschlechts fördern sollten. Ich bin mit vielen begabten Männern, mit vielen guten Männern und mit nicht wenigen Männern von Genie zusammengetroffen, aber nur mit dreien in näheren Verkehr gekommen, die ich als wirklich große Männer betrachten muß. Einer, nach meiner Meinung der größte, Dr. Chalmers, erhebt sich vor meinem

Gedächtniß wie ein schöner, klarer und großer Berg. Der zweite, Hugh Miller, steht vor mir wie ein kühnes, felsiges Vorgebirge, das mit zahllosen Pflanzen von wilder ausgezeichneter Schönheit ganz bedeckt ist. Der dritte, Bunsen, dehnt sich weit und lieblich und fruchtbar vor meiner Erinnerung aus, wie die Ebenen der Lombardei, welche ich gerade durchreist hatte, als ich ihn besuchte....

Der letzte Tag, welchen ich mit ihm verlebte, war ein Sabbat, ein wirklicher Sabbat; denn ich habe nie in meinem Leben einen nützlicheren Tag verbracht. Vormittags war ich mit ihm in der Universitätskirche zu Heidelberg, wo es uns vergönnt war, eine mächtige evangelische Predigt von Dr. Schenkel zu hören. Den Nachmittag verbrachte ich in seinem Hause, wo er uns entweder deutsch oder in englischer Uebersetzung aus den schönen Erbauungsbüchern seines Vaterlandes vorlas und dazwischen selbst Bemerkungen einstreute, die augenscheinlich der Tiefe seines Herzens entquollen und gen Himmel strebten, wo, wie ich fest glaube, sein Geist jetzt schwebt.

Wir führen gern diese Mittheilung des Dr. Mac-Cosh hier an, weil sie den Eindruck schildert, den Bunsen's Persönlichkeit auf ein für das Edle empfängliche Gemüth hatte, brauchen aber die philosophischen Gespräche, die er berichtet, nicht wiederzugeben, weil sie einer weitläufigen Erklärung für diejenigen Leser bedürfen würden, die Bunsen und seine Werke nicht genau genug kennen, um zu wissen, wie weit sich oft die Pendelschwingungen des regsamen Geisteslebens von dem Schwerpunkte entfernen können, zu dem sie, wie die Verfasserin weiß, stets wieder zurückkehrten.

In Betreff der von Bunsen über den Magnetismus ausgesprochenen Meinung*) hat Dr. Mac-Cosh wahrscheinlich den Unterschied nicht herausgefühlt, welchen Bunsen zwischen dem gänzlichen Unglauben an eine geheimnißvolle Gabe der physischen Natur des Menschen und andererseits der Auffassung machte, welche die merkwürdigen Wirkungen dieser Naturgabe als der erhabensten geistigen Quelle entsprossen sich vorstellt. Bunsen hielt das Hellsehen für das Erzeugniß eines krankhaften Körperzustandes, einer Störung der Gesundheit oder des nervösen Gleichgewichts, also für etwas Ungesundes. Er wollte seine Augen nicht vor selbst beobachteten und constatirten Thatsachen verschließen; nur bestrebte er sich, letztere aus der ungeheuern Masse von Täuschungen, ungegründeten Vermuthungen und falschen Einbildungen

*) Dr. Mac-Cosh verwundert sich darüber, „daß Bunsen fähig gewesen sei, den Mesmerismus und das Hellsehen mit der Inspiration der Verfasser der Bibelschriften in Zusammenhang zu bringen.“

herauszuschälen, welche die Thatsächlichkeit der im Menschen liegenden und vom menschlichen Willen abhängigen sogenannten magnetischen Heilkraft verdunkeln. Er war innig dankbar für die kräftige Hand, den festen Entschluß und die unermüdliche Ausdauer des Grafen Szápary, der einer geliebten Tochter ihre ursprüngliche Gesundheit wiedergegeben und deren lange gelähmt gewesene Glieder zu voller Thätigkeit wiederhergestellt hatte; er dankte Gott für die gute Gabe, die er der Menschheit gewährt, und widersprach lebhaft der Ansicht, welche eine solche Heilkraft auf „böse Mächte" zurückführen möchte. Er hielt daran fest, daß durch Thatsachen das Vorhandensein einer Fähigkeit bewiesen sei, Vorgänge, die in Raum und Zeit weit entfernt liegen, zu erkennen, und ebenso eine derselben verwandte, welche Störungen im physischen Organismus zu heilen im Stande sei. Und da dies der Fall war, so hielt er es in biblischen Forschungen für zulässig, die Anwendung solcher von der Wissenschaft noch nicht beherrschten Kräfte dann zu vermuthen, wo sonst ein außernatürliches Ereigniß angenommen werden müßte.

Schon im Jahre 1820 theilte Bunsen seine Ansichten über diesen ebenso interessanten als wenig erörterten Gegenstand dem verstorbenen Dr. Brandis (Vater seines bonner Freundes C. A. Brandis) in Form eines Dialoges mit, wobei er ihn um Bestätigung oder Widerlegung seiner Theorie bat. Dieser Dialog fand Zustimmung, hat sich aber leider trotz wiederholten Suchens unter den Papieren des Dr. Brandis nicht gefunden. Nach der Aeußerung eines Mannes, welcher Kenntniß von seinem Inhalt hatte, war der Gegenstand überzeugend und mit Geist und Kraft behandelt, und eine ähnliche Ansicht darin entwickelt wie die eben angedeutete. Hierbei möge beiläufig erwähnt werden, daß Niemand sich mehr als Bunsen gegen den Misbrauch des Magnetismus erklärte, der leider oft stattfindet. Er betrachtete es überhaupt als einen Misbrauch, nur zur Befriedigung einer müßigen Neugierde sich auf unwissenschaftliche Art mit der Erforschung des Unbegreiflichen abzugeben; und alles Spielen mit dem Nervensystem und Einwirken auf die Fähigkeiten Anderer, die sich in einem Zustande krankhafter Aufregung befinden, hielt er für etwas noch Schlimmeres als bloßen Misbrauch einer nur zu guten Zwecken anzuwendenden Kraft, für ein Vergehen gegen die Mitmenschen.

Während des Sommeraufenthaltes 1858 in Charlottenberg sind noch die folgenden Briefe Bunsen's geschrieben:

Charlottenberg, 24. August 1858.

(An Frau Schwabe.) Wir erwarten Lepsius in diesen Tagen, Gerhards sind hier.

31. August 1858. Der liebe arme König hat meiner in Tegernsee gedacht. Als man ihm die Photographie der kolossalen Statue des Hippolytus in Rom zeigte, welche er für das Museum hatte abformen lassen und die jetzt in Berlin angekommen ist, rief er aus: „Olfers soll sogleich einen neuen Abguß machen lassen für Bunsen und ihn Bunsen schicken." Dieser Zug rührt mich unaussprechlich! Er konnte nur von ihm selbst kommen!

Charlottenberg, 4. September 1858. Ich sehe das abscheuliche Verfolgungssystem Napoleon's gegen die Protestanten in Maubeuge (welches leider nicht allein steht) und das Verbot des Bibelverkaufs, selbst unter Protestanten, für ein Zeichen des Gerichts über ihn an. Er hatte Lord Cowley feierlich versprochen (1853), die böse Ordonnanz aufzuheben. Der angebliche Grund der Verfolgung in Maubeuge ist: „daß früher kein protestantischer Gottesdienst da war". Diese Formel ist eine Verhöhnung selbst der Napoleonischen Gesetze; sie war gerade die der Periode, welche der Aufhebung des Edicts von Nantes vorherging. Der Klerus von 1858 verlangt aber viel mehr als der von 1680. Die Greuel im Innern Frankreichs bei Anwendung der Loi des suspects übersteigen allen Glauben. Ein Colporteur in St.-Rémy, Normandie, war mit Cayenne bedroht, weil er eine kranke Frau besucht und christlich getröstet hatte. Herr Waddington, Karl's Schwiegervater, mußte ihm rathen, sogleich nach England zu flüchten. „Ma mission n'est pas encore terminée" heißt auf biblisch: „la coupe de la colère de Dieu n'est pas encore remplie". Das sage ich mir auch hinsichtlich des Tyrannen von Genf, James Fazy; auch hier werden die Wolken immer dunkler.

Charlottenberg, 3. September 1858.

(An J. Schnorr von Carolsfeld.) Nicht ein Tag soll vorbeigehen, mein treuer alter Herzensfreund, ohne daß ich Dir für Dein liebevolles Andenken danke und Dir melde, daß ich wohl und gesund bin (nach Art eines Mannes, der im achtundsechzigsten Jahr steht) und am 15. hoffe in Berlin einzutreffen zum Landtage; nicht ohne Hoffnung, Dresden auf einen Tag zu besuchen, um Dich zu sehen in Begleitung von Karl, der diesesmal Reisemarschall ist. Bisher bin ich nur in den Zeitungen gereist, auch gottlob nur in den Zeitungen krank gewesen („fromme Wünsche" derer, die mich nicht in Berlin zu sehen verlangen!), jetzt aber werde ich wirklich reisen, wohin die Pflicht ruft. Ich hoffe jedoch am 1. November wieder hierher zurückreisen zu können, um im Laufe des Monats, vor dem Winter,

über die Alpen zu fliehen. Ich bedarf es, jeden Tag in freier Luft mich zu ergehen; das nun kann ich nirgends in Deutschland und deshalb gehe ich nach dem Süden, nachdem ich mein Bibelwerk in Gang gebracht. Der Druck des Textes wird noch zwei Jahre dauern, meine materielle Arbeit aber ist nun ziemlich überwunden und ich kann mir die Erholung in Italien hoffentlich jeden Winter gönnen.

Zu der Vollendung Deines großen Bibelwerkes wünsche ich Dir Glück vom Grunde meines Herzens; ich zweifelte nicht, daß es sich Bahn brechen würde.

Mein Bibelwerk soll Dir auch Freude machen; es wird Dir manche Schönheit und manche Wahrheit der Schrift aufschließen.

Charlottenberg, 16. September 1858.

(An einen Sohn.) Ich habe immer gefunden, daß die Thüren, durch welche ich gehen soll, sich mir von selbst öffnen; gewaltsam durchdringen, ist mir nie gut bekommen....

Dein Besuch hat mein innerstes Herz erfreut. Das hat sich auch darin gezeigt, daß ich den letzten Tag und den Tag darauf (Montag) das Beste geschrieben habe (über Jesu Gottesbewußtsein und das der Apostel), was mir noch in die Feder gekommen, im Geiste hatte es mir zwar oft vorgeschwebt. Il ne manquait que de l'écrire.

30. September 1858. ... Am 13. October reise ich ab, so Gott will, um am 14. Brockhaus zu sprechen und am 15. in Berlin einzuziehen. ... Seit dem 21. habe ich das „Gottesbewußtsein" vom Abt Joachim (1100) bis Goethe und bis Hegel geschrieben; von Florenz bis Washington, von Luther bis Channing, mit allen Auszügen. Der Pentateuch ist heraus; Band II von „Gott in der Geschichte" ist vollständig. ... Kurz, der Abschluß ist gelungen. Soli Deo gloria!

Es folgen nunmehr eine Reihe von Briefen Bunsen's an seine Frau aus Berlin:

Berlin, Englischer Hof, 18. October 1858.

Also glücklich angekommen und von der marburger Elisabethkirche, wo mich der Architekt der Herstellung leitete, bis zur Königsstadt vom herrlichsten Wetter begünstigt; hier aber am Bahnhofe von Lepsius und Abeken empfangen und in des Ersteren Wagen eingezogen, um 10 Uhr, in des schönsten Gasthofes allerliebstes Zimmer. Wir schwatzten vom Thee bis Mitternacht, und als ich heute um 7 Uhr aus dem stillen Schlafzimmer in das Wohnzimmer trat, hatte ich einen grünen Square mit Blumen vor mir, dann den Fluß und darüber die neue, hohe Schloßkuppel, links die Brücke mit den acht kolossalen Marmorgruppen, dahinter das prächtige

Museum. Vorerst sah ich einige Fahnenabdrücke der „Edda" durch, las einige mitgenommene Briefe, dann Frühstück und Gespräch mit Stockmar und Usedom. Um 9¾ Uhr Auffahrt bei dem Prinz-Regenten und beim Prinzen Friedrich Wilhelm im Schloß; Niemand zu Hause, Alle zum Geburtstag in Babelsberg. Da meldete sich das Asthma und ich fuhr zurück. Bald erholte sich die Natur und ich konnte Gespräch halten mit Cyrill Graham, den wir als Knaben kannten und der morgen wieder nach dem Hauran geht, wo er voriges Jahr 87 Städte (wohl erhalten) entdeckt hat. Dann wieder Gespräch mit dem prächtigen Abeken, und dann wurde das Wetter so schön, daß ich an Karl's Arm zum Museum ging, durch die Antiken und alle Gemälde und zurück hierher.

Außerdem habe ich in der Nacht gegen Morgen in Marburg einen großen Plan entworfen zur Errichtung einer an die Deutsche Morgenländische Gesellschaft anzuschließenden Akademie mit einem ethnologischen Institut, wovon ein Zweig das Aegyptische wäre.

4 Uhr. — Bei dem Essen Stockmar Vater zwischen Karl und mir, Stockmar Sohn links von mir. Der Alte unvergleichlich, nie sah ich ihn so frisch; Alles hat er sich von Dir und den Kindern erzählen lassen.

Berlin, 20. October 1858, vor Eröffnung des Landtags (am Stehpult). Es ist ein weiches regnerisches Wetter, man weiß nicht, ob es heute schon Sonnenschein geben wird oder erst später; das drückt ungefähr die allgemeine hiesige Stimmung aus. Niemand weiß irgendetwas, es erhält sich aber allgemein das Gefühl, daß der Prinz-Regent das Rechte und Gute will, und daß er es zu der Zeit, welche er für die rechte hält, zur Ausführung bringen wird. Dieses Vertrauen der Nation auf die Persönlichkeit und Ehrenhaftigkeit des Regenten ist in der That der Nothanker nach innen und nach außen, und es ist sicherlich verdient.

Beide Häuser werden heute um 12 Uhr in Gala den Prinzen im Weißen Saale erwarten, dann werden wir uns sogleich trennen, morgen zusammenkommen, jedes Haus bei sich, und Montag wird die Eidesleistung stattfinden, Dienstag wahrscheinlich Alles zu Ende sein. Dann werden die neuen Ernennungen bekannt werden. Bis nach der Eidesleistung wird der Prinz schwerlich Irgendjemandem ein Wort sagen. Und das kann ich nur recht finden.

Berlin, Donnerstag 21. October 1858, 2¾ Uhr. Eben, geliebte Fanny, komme ich zurück von der zweiten Sitzung. Alles ist würdig und weise vor sich gegangen; die an uns gelangte Botschaft ladet uns ein:

> die eingetretene Nothwendigkeit der Regentschaft anzuerkennen, auf welche verfassungsmäßige Anerkennung alsdann die §. 58 durch die Verfassung vorgeschriebene Eidesleistung erfolgen werde.

So far, so good! Es ist doch erhebend, schon das allgemein verbreitete

Gefühl der Heiligkeit der verfassungsmäßigen Formen zu sehen; die Mitglieder beider Häuser sind vollkommen zu Haus in ihrem Hause....

Der Prinz-Regent hat den Tag über immer mit den Ministern gearbeitet, und außer seinem Sohne und der Princeß-Royal Niemanden gesprochen. Für morgen, Freitag, hat er mich und Karl zum Mittagsmahl befohlen. Ich erwarte gar nicht, daß er mir irgendein Wort sagt über das, was er zu thun gedenkt; er hat, wie der alte Magier*) sagt, die große Eigenschaft des Schweigens entwickelt, als „Wilhelm der Schweigsame II.", und ich denke, er führt es fort. Dies wird einen vortrefflichen Eindruck machen, wenn die Spannung nicht zu lange dauert. Seine Persönlichkeit ist und bleibt unser lichter und fester Punkt im Kompaß.

Voll guten Muthes und sehr wohl der Deinige.

Freitag, 22. October 1858, 3 Uhr. In einer halben Stunde geht's zum Prinz-Regenten zum Mittagsmahl; ich komme soeben vom Herrenhause, wo wir mit 80 Stimmen gegen 76 eine sogenannte besondere Loyalitätsadresse des Hauses an den Prinz-Regenten und eine andere an den König abgelehnt haben. Das war eine wahrhaft loyale Ablehnung, denn der Antrag war eigentlich ein Zwietrachtsapfel, mit der Absicht, den Parteigefühlen einen Ausdruck zu geben, der den Prinz-Regenten offenbar in große Verlegenheit, denke ich mir, setzen mußte. Außerdem rief er nothwendig Debatten hervor und diese werden wir jetzt glücklich vermeiden.

Diesen Abend habe ich eine kleine Theegesellschaft bei mir, Du wirst mir zugeben, daß sie gewählt ist: mein alter College und Freund, Senator von Hahn, der Kaukasier, ferner der Magus und Sohn, Abeken und Pauli.

Hahn hat mir die versprochenen höchst lehrreichen Denkschriften über die große bäuerliche Frage in Rußland mitgebracht. Sie sind offenbar mit Werkzeug aus dem Cabinet geschrieben und machen in diesem Falle dem Kaiser Alexander die höchste Ehre.

Mein Nachbar im Herrenhause war heute Daniel von der Heydt. Er sprach in allgemeinen Ausdrücken, erkannte mich zuerst nicht; dann aber, nachdem er sein Gedächtniß (von 1825 in Rom) aufgefrischt, drückte er mir inbrünstig die Hand und erzählte mir die Sterbeworte seiner Frau. Sie unterlag den Pocken; ihr Tod war drei Tage, ehe sie den Geist aufgab, entschieden. Ihr Mann ergriff ihre Hand und sagte: „Hast du noch Wünsche oder Bitten?" sie aber antwortete: „Keine Wünsche; Gottes Segen ruht auf allen unsern Kindern; was dich betrifft, du bist ich, ich bin du; an unsern Herrn habe ich nicht mehr Gebet und Bitte, sondern nur Lob und Preis." Da stimmte er einen, Beiden sehr lieben Vers eines geistlichen Liedes an; sie sagte die zweite Zeile, er die dritte, in der vierten aber, die sagt: „Der Herr der kann erretten," sagte sie: „Der Herr

*) Baron Stockmar.

der hat errettet". Sie behielt das Bewußtsein bis zum Ende und sagte immer: „Ich bin gestorben, ich lebe in Gott." Ich sagte ihm darauf: „Das sind nicht die Worte einer Seele, welche das Leben verläßt, sondern welche aus dem ewigen Leben auf einige Stunden noch wiederkehrt." *) Er drückte mir die Hand, die Sitzung begann.

Von allen Seiten kamen Mitglieder zu mir (deren Namen ich noch nicht kenne), um zu danken für Freundlichkeiten, die wir ihnen irgendwo erzeigt haben sollen. Die Verwunderung derer, die mich nicht persönlich kannten, soll groß sein; der eine hatte mich als sehr mürrisch gedacht, der andere als abgelebt; ein Pommer, der mit Usedom sprach, als „knacklich", welches beides vereinigt, und dieser Pommer setzte hinzu: „Er sieht aber nicht so aus, sondern hat ein sonniges Gesicht."

Die Reise nach Berlin, von der die vorhergehenden Auszüge handeln, unternahm Bunsen, um seinen Sitz in dem Herrenhause einzunehmen. Der Prinz-Regent hatte den letzten Befehl Friedrich Wilhelm's IV. in der gnädigsten Weise vollzogen, und es schien daher die Rücksicht auf beide hohe Gönner die Reise zu gebieten, um so mehr, als der Prinz-Regent den Wunsch ausgedrückt hatte, das neue Herrenhausmitglied bei dieser Veranlassung zu sehen. Er unternahm daher die Reise in Begleitung seines zu diesem Behufe aus Turin beschiedenen Sohnes Karl und hatte die Anstrengung nicht zu bereuen, so reich war der Aufenthalt in Berlin an bedeutenden Eindrücken, an Gelegenheit zur Kenntnißnahme der politischen Bühne, welche seine Gedanken so unausgesetzt beschäftigte, sowie zu persönlichem Verkehre mit Freunden. Auch mußte es ihm wohlthun und ihn erfrischen, von so mancher Seite Zeichen der Achtung und der Anhänglichkeit zu erhalten. Dagegen könnte man freilich bedauern, wenn man bedenkt, daß er nur noch einen einzigen October in frischer Kraft erlebte, daß er nicht auch diese Zeit den wichtigen Zwecken, denen er allein zu leben wünschte, widmen durfte. Aber weder er noch Andere hätten damals vermuthen können, daß ein so frisches und kräftiges Leben seiner Auflösung so nahe war; obgleich die Erstickungsanfälle, welche immer durch Gemüthsbewegungen und die unvermeidlichen Unregelmäßigkeiten auf der Reise hervorgerufen wurden, häufig genug vorkamen, um seinen Begleiter, dem dieses peinliche Schauspiel ungewohnt war, sehr zu beunruhigen.

Der späte Termin des Zusammentretens der Kammern nöthigte

*) Der Vorgang machte auf Bunsen einen tiefen Eindruck und trat ihm auf dem Sterbelager noch einmal vor die Seele.

Bunsen, sich bei dem plötzlichen Eintritt des Winters zu Anfang November einem äußerst heftigen Witterungswechsel auszusetzen; und da ein großer Theil der für den Druck bestimmten Arbeiten bis zu seiner Rückkehr unvollendet liegen bleiben mußte, so konnte die langbeabsichtigte Reise nach dem Süden erst in einer Jahreszeit vor sich gehen, die ihr den Charakter einer Vergnügungs- und Erholungsreise raubte, was sie, zu Ende des schönen Herbstes unternommen, hätte sein können.

In einem Anfang November aus Berlin geschriebenen Briefe erwähnt Bunsen noch: „Humboldt ist ernstlich krank, Schönlein hofft indessen noch immer, sein Leben zu retten. Ich habe soeben einige im Bette geschriebene Zeilen von ihm erhalten und soll ihn um 1 Uhr sehen.“ So lautet die Mittheilung über die letzte Unterredung, welche zwischen Bunsen und diesem ausgezeichneten Manne stattfand, für dessen Güte und ermuthigende Werthschätzung während vieler Jahre seines jüngeren Lebens er sich allezeit innig dankbar erwies, und dessen überströmenden Ausdruck von Freundschaft, Hochachtung und Einverständniß er stets nur als aufrichtig gemeint betrachtete.*)

Bunsen's Rückkehr nach Heidelberg schildert der folgende Brief an Frau Schwabe:

Charlottenberg, 12. November 1858.

Vorgestern hier angekommen (aus Berlin), habe ich mir gestern Ruhetag gemacht nach drei Reisetagen bei 5—9 Grad Kälte. Ich habe nur Großes und Glückliches erlebt. Die Ministerveränderung ist eine Regierungsveränderung; wir haben jetzt Ehrenmänner, verfassungstreue und fähige Männer ersten Ranges, sämmtlich meine politischen und mehr oder weniger persönlichen Freunde. Es ist mir das seltene Glück zutheil geworden, daß man einerseits mich des Postens eines Ministers für würdig allgemein anerkannt, andererseits aber auch mir vergönnt hat, mir einen noch höheren Beruf als meine eigentliche Mission zu wählen und ihm treu zu bleiben. Der Prinz-Regent hat mir von Anfang bis zu Ende das ehrendste und liebevollste Vertrauen geschenkt. Gott hat wunderbar und über alles Wünschen für mich gesorgt, wir haben Charlottenberg weiter gemiethet und denken uns ein kleines Winternest in Mentone zu finden,

---

*) Einige Worte über die aus Varnhagen's Papieren veröffentlichten Aeußerungen Humboldt's werden weiter unten folgen. Schon hier darf in dieser Beziehung wol auf die 1869 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen „Briefe von Alexander von Humboldt an Bunsen“ und auf das Nachwort dazu (S. 211 fg.) verwiesen werden, wobei es freilich sehr zu bedauern bleibt, daß die Briefe Bunsen's an Humboldt sich bisher nicht gefunden haben.

wohin wir alsdann, solange wir Kraft haben, im October für den Winter alljährlich ziehen; diesesmal hat uns der Frost gepackt und wir warten das Thauwetter ab bis zum 29. November.

An einen Sohn schrieb Bunsen wenige Tage später:

Charlottenberg, Sonntag Abend 21. November.

(Gott segne den Prinzen Friedrich Wilhelm!) ... Der Schluß von „Gott in der Geschichte" (Buch VI) ist zum Druck gegangen und so bin ich an dem Punkte angelangt, den ich im Vorworte als Ziel bezeichnete. Ich meine thatsächlich bewiesen zu haben, daß alle wahre Religion persönliches, sittlich-vernünftiges Gottesbewußtsein und dieses der ursprüngliche Gottesinstinct der Menschheit ist, welcher sich fortschreitend vom Unbewußten zum Bewußten entwickelt, und daß hieraus alle Sprache, Gemeinschaft und Gesittung fließt (Buch II—V). Buch VI gibt die Ergebnisse und dann die Folgerungen. Die ersten gehen dahin:

Das Selbstbewußtsein Jesu ist das einzige vollkommene, die Richtschnur; alle wahre Religion ist Christenthum, d. h. Aneignung und Verwirklichung jenes Bewußtseins in der Menschheit, in immer sich erweiternden Sphären des gemeinsamen Lebens. Die Folgerungssumme aber ist: Wir sind in einer Krise, der Katastrophe nahe. Untergehen müssen alle anderen Religionssysteme, also auch die herrschenden christlichen, wenn sie sich nicht nach jenem Vorbilde erneuern; ebenso alle unsittlichen, also unfreien Regierungen; nicht weniger alle Völker ohne höheren Beruf. Sie werden untergehen, aber neues, herrliches Leben wird sie ersetzen und keimt schon.

An demselben Tage habe ich denn auch Hand an einen neuen Halbband des Bibelwerks gelegt, um denselben noch vor der Abreise vom Stapel laufen zu lassen. Ich gebe den bereits dreimal durchgesehenen Jesaias noch in dem jetzt bereits zur Hälfte stereotypirten dritten Halbbande; so wird alles Gesetzte frei und die Gemeinde hat das ganze Gesetz, alle historischen Bücher und das größte und schwierigste prophetische Werk. So also darf ich doch wol mit Bibelurkunden I A, „Die vormosaische und die mosaische Geschichte", hervortreten! Es ist sogar dringend nothwendig, meine Reise hat mich davon ganz überzeugt.

Nachdem Bunsen seine Rückkehrreise nach Charlottenberg unter Obhut seines Sohnes Karl vollbracht hatte, wobei er wiederum, wie im Vorjahre, einen Tag die Gastfreundschaft der Brockhaus'schen Familie in Leipzig genoß, mußte er, ehe er sich nach dem Süden wenden konnte, noch eine nicht zu umgehende Arbeit zum Abschluß bringen, welche ihn noch einen ganzen Monat in Anspruch nahm. So reiste die Gesellschaft erst am

9. December nach Basel ab. Ein im Hause des Professor Gelzer angenehm verbrachter Abend und die Begleitung dieses geschätzten Freundes während des folgenden Tages bis Biel trug wesentlich dazu bei, Bunsen jene Munterkeit zu bewahren, welche so unentbehrlich war, um dem unaufhörlichen Bewußtsein körperlichen Unbehagens und der zunehmenden Empfindlichkeit gegen wirkliche oder befürchtete Unannehmlichkeiten die Wage zu halten, welche in seinem beständig fortschreitenden Leiden ihre Quelle hatte. Unbehaglich aber war damals die Ueberfahrt von Biel nach Yverdun mittels zweier Dampfboote, der Weg vom Landungsplatze nach dem Bahnhof, das lange Warten auf den Zug, die erst nach eingetretener Dunkelheit erfolgende Ankunft in Genf, das Besteigen der hohen Treppen im Gasthof — für den gesunden Reisenden freilich Kleinigkeiten, über die man sich scherzend hinwegsetzt, keineswegs aber für den kranken Greis. Nennt daher Bunsen die Reise in einem Brief „eine angenehme", so sieht man, daß seine Sinnesart es nicht vertrug, unangenehme Eindrücke lange walten zu lassen. Als in Marseille die Reisenden von der Seeluft angeweht wurden und die immergrüne Vegetation und eine an den ersehnten Süden erinnernde Temperatur genießen konnten, schien Bunsen neu aufzuleben. Damals hörte die Eisenbahn an jenem Orte auf, und zwischen Marseille und Cannes war eine vierundzwanzigstündige Postreise zurückzulegen, die jedoch vom Vollmond und schönem Wetter begünstigt war; aber es wurden überhaupt alle Unannehmlichkeiten der Vergessenheit anheimgegeben, als die Reisenden bei der Ankunft in Cannes durch Lichter und Stimmen begrüßt wurden, welche sie in die „Maison Pinchinat" geleiteten, die ihnen gleich vom Anfang an sehr zusagte.

Während seiner Reise und bald nach der Ankunft sind die folgenden Briefe Bunsen's geschrieben:

Marseille, Hôtel Bristol, Mittwoch 15. December 1858.

(An einen Sohn.) Diese Zeilen sollen euch begrüßen und unsere glückliche Reise und Ankunft am Mittelmeere melden. Die Reise ist vollkommen gelungen bis hierher, die südliche Sonne hat ihr Auge gegen uns aufgethan eine Stunde diesseits Genf, in Lyon war Nebel, dann bald wieder Sonne und von Avignon aus Wärme. Wie wohl thut mir diese! Mittags fahren wir zum Hafen und zur Stadtaussicht, um 8 Uhr geht's zur Diligence, die uns morgen Nachmittag in Cannes absetzen soll. Sonnabend ziehen wir nach Nizza, nachdem ich Tocqueville (der besser zu sein scheint) gesehen oder mich wenigstens bei ihm gemeldet; ebenso Lord Brougham u. s. w. . . .

Auf der Reise habe ich mir einen schönen Plan ausgebildet. Sowie man ein vernünftiges Gemeinde-Bibelwerk im Auge hat, stellt sich die Nothwendigkeit heraus, in den Bibelurkunden die Apokryphen nicht allein zu ergänzen, sondern auch erst brauchbar zu machen. Ich habe also Folgendes im Kopf:

Erstens. „Jüdische Jahrbücher, von Alexander des Großen Zug nach Aegypten bis zum Tode Herodes des Großen."

Die persische Periode behandle ich in ähnlicher Weise vorher, an der Spitze der Einleitung zu Esther, Esra, Nehemia, Chronik (alle vor oder unter Alexander). Die syrische Periode ist der Hauptpunkt für Palästina, wie die Parallele der Ptolemäer für die alexandrinische Judenschaft.

In diese im freien Chronikenstile gehaltene Darstellung (mit den Zahlen am Rande und Geschlechtstafeln der regierenden Häuser) schiebe ich die besten Stellen von Josephus ein als Anführungen. So vereine ich die geschichtliche Darstellung mit den Worten des merkwürdigen jüdischen Geschichtschreibers.

Die Fortsetzung heißt dann:

„Jüdische Jahrbücher, vom Tode Herodes des Großen bis zur zweiten Zerstörung Jerusalems unter Hadrian."

Dies gibt mir (was ganz fehlt) den Rahmen für das Leben Jesu und der Apostel bis zum Tode des Johannes und noch 15—16 Jahre später.

Jetzt weiß die Gemeinde nichts von jenem Zeitraum (332—1) und wenig von diesem (1—138). Ja, wo überhaupt steht dessen Geschichte genießbar?

Um diesen Rahmen noch zu vervollständigen, gebe ich gleichsam christliche Apokryphen, nämlich 1) Clemens' Brief an die Korinther vom Jahre 80 (17 Jahre vor dem Johannes-Evangelium) nach dem Codex Alexandrinus; 2) Ignatius' drei Briefe nach dem (von Rawlinson durchgesehenen) Codex der Kirche Antiochiens.

Der Nutzen ist einleuchtend. Das bleibt der Gemeinde, Niemand kann das ihr wieder nehmen. Daraufhin wird sich ein vernünftiger Glauben bilden.

Gott gebe nun seinen Segen für die hundert Tage Arbeit am Mittelmeere!

Cannes, Neujahrstag 1859.

(An Theodora von Ungern-Sternberg.) An wen sollte ich heute Morgen eher und lieber denken als an meine geliebte Theodora und alles Liebe, was sie umgibt! Hat mich doch Dein und August's liebes Auge zuletzt noch gegrüßt auf dem Bahnhofe, und haben wir doch seitdem so viele Liebeszeichen von Dir empfangen! So warst Du auch am Jahresschluß in

unser Aller Herzen, und wir gedachten, als wir an der Hand von Mutters Gedächtniß das ganze reiche Jahr durchflogen, der gar lieben Gegenwart August's, der sich noch spät zu uns stahl von Deinem Wochenbette! Nun sieh, wie das wieder gedeihlich weiter gegangen ist: ein stattliches Paar liebevoller Augen, als Pförtner der jungen aufwachenden Seele und das gemüthliche, zufriedene Lächeln des Mundes!*) Und dann meine prächtige Rosa, sprechend, singend, tanzend! Und Ihr Beide auf dem Punkte, in eine weniger zerreißende Thätigkeit und ein ruhigeres häusliches Leben einzutreten! Also Gottes Segen, geliebte Theodora, zum neuen Jahre und zum Geburtstage! Deinem Zwilling schreibe ich heut auch.

... Unterdessen schaffe ich frisch, trotz der bösen Grippe, welche ich im Keim nach Nizza und hierher mitgebracht: fà il suo corso. Die Herrlichkeit des hiesigen Klimas und unsere Aussicht zu beschreiben ist eine Unmöglichkeit. Denke an Mola di Gaeta, Villa di Cicerone, wenn Du Dich erinnern kannst, nur ist's hier schöner. Die vulkanische Gebirgskette der Estrellen, welche die Aussicht nach Westen begrenzt, ist schöner als das Albaner Gebirge und alles Aehnliche. Die Luft thut mir wohl, ich gehe sehr tapfer und mühelos, trotz der Grippe und des nächtlichen Hustens. Wie wird's erst gehen, wenn die Grippe weg ist! Nächsten Sonnabend also zieht Ernst ein, zwölf Seelen. Wir hoffen sie ganz nahe zu haben.

Lord Brougham ist die Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit selbst. Leider liegt Tocqueville sehr gefährlich (Brustleiden) danieder. Wir schreiben uns aber fast täglich.

Könnte ich nur provençalisch sprechen, so schlecht es auch geworden ist. Stelle Dir vor, sie sagen: una chosa (une chose), statt una cosa. Doch sind sie rein von ü, und vor aller Näselei.

Alles Liebe an Deine Lieben! Ewig Dein liebender Vater.

(Welche rührende Scene mit dem klugen treuen Kater, meinem wilden Liebling! Und der treue Schnauz! Was macht Perdrix?!)

Im Laufe des folgenden Monats hatte Bunsen die Freude, Herrn von Tocqueville einige kurze Besuche abstatten zu dürfen, und er würde gern öfter hingegangen und länger geblieben sein, aber der gefährliche Zustand des Kranken, der Jedem außer ihm selbst nur zu deutlich war, machte es nothwendig, jede Uebermüdung oder allzu große Aufregung desselben zu vermeiden. Oft ersetzte ein Gespräch mit Gustave de Beaumont, Tocqueville's Freunde und nachherigem Biographen, die beabsichtigte Unterredung mit dem sterbenden Historiker, wenn es vorkam, daß die Fahrt nach Montfleuri ihr eigentliches Ziel verfehlte.

---

*) Anspielung auf die Geburt einer Enkelin.

Aus der ersten Zeit in Cannes stammen ferner die folgenden Briefe Bunsen's:

Cannes, Neujahr 1859.

(An Frau Schwabe.) Ich kann das neue Jahr nicht beginnen, sowenig als ich gestern Nacht das alte beschlossen, ohne Ihrer zu gedenken und Ihnen einige Nachrichten von uns zu geben. Wir haben eine höchst glückliche und angenehme Reise gemacht vom 10. December an: sind durch die ganze Schweiz (Basel bis Genf) mit Dampf, fast bei offenen Fenstern gezogen; dann über Lyon und Marseille. Hier endlich angelangt, fanden wir eine Wohnung am Meere für uns zugerichtet (Maison Pinchinat), die mir sogleich als das Schönste und Beste erschien, was uns zutheil werden konnte. Ich kann die Lage nur mit Mola di Gaeta und der Villa di Cicerone dort vergleichen, aber hier sind die einschließenden Berge schöner. Doch hielten wir es für recht, Nizza zu sehen und dort kam die lange vorbereitete Grippe zum Ausbruch und hielt mich zehn Tage fest. Nizza ist ein schlechtes Brighton. Mentone gaben wir auf und seit vorgestern sind wir wieder auf dem ersten Flecke, will's Gott bis gegen 30. März oder 1. April. Am 1. Mai habe ich zugesagt in Berlin zu sein, wenn der Landtag nicht vor Ostern geschlossen wird. Dort geht Alles vortrefflich, namentlich auch wird die Religionsfreiheit gesichert werden.

Cannes, 3. Januar 1859.

(An einen Sohn.) Wir leben hier fortdauernd im Paradies. Die Alten erzählen von den Inseln der Seligen, — sie müssen Cannes gesehen haben, oder sie haben nicht das Schönste gesehen. Sonne und Morgenstern jeden Morgen aus erster Hand vor uns aus dem Meere, an dem wir wohnen, emporsteigend; Sonne und Abendstern ebenso neben uns hinter dem verklärten Siebengebirge (hier Estérel genannt) glanzvoll verschwindend; einen Hafendamm, 200 Schritt lang, tief ins Meer hineingehend, wie ein versteinertes Schiff, mit dem Leuchtthurm als Schiffsschnabel; 12 Grad im Schatten. Unsere Zimmer liegen nach dieser südlichen Herrlichkeit hinaus; mein Studirzimmer hat eine Terrasse neben sich, auf welche ich trete, sobald ich, ohne auszugehen, ein wenig mehr frische Luft schöpfen will, als das offene Fenster hereinläßt.

... Des Vormittags schreibe ich, und zwar das Leben Jesu. Die Hauptsache ist, die Idee kühn durchzuführen, die ich 1850 nur furchtsam berührte: daß der historische Christus seine Geschichte von 30 Monaten hat, der ideale (Christus in der Gemeinde) aber von 1800 Jahren, und daß nach Erschöpfung des Geschichtlichen die Idee ihr Recht fordert.

So also schließt die Vorhalle nach Sichtung der Geburtsgeschichten, deren Herstellung und höchste Erklärung, mit „der ewigen Geburt Christi

in der Seele und der Menschheit oder der Menschwerdung". Was bisher mystisch, das heißt unklar oder sentimental behandelt worden, muß von innerem christlichen Lebensbewußtsein aus und weltgeschichtlichem Bewußtsein zur Darstellung gebracht werden, „Christus gestern und heute und in alle Ewigkeit". Da beginne ich mit „Ehre sei Gott in der Höhe", komme auf Paulus, Hermas und Diognet (Schluß), Ambrosius (Veni redemptor gentium), auf das Christkind und die Madonna, auf das häusliche Weihnachtsfest und auf Händel und Bach.

Schleiermacher's Briefwechsel ist unendlich angenehm, Schluß von Band I erhaben. Der Herz Denkmal (zweite Auflage) sehr bedeutend zur Kenntniß Berlins.

Cannes, 31. Januar 1859.

(An Frau Schwabe.) ... Ich kann jetzt schon eine halbe Stunde rasch gehen ohne anzuhalten, und gehe täglich drei bis viermal spazieren oder fahre zu Ernst's Villa Ripère, auf einer Anhöhe, nicht weit von Lord Brougham's Villa; unser Haus ist das letzte der Stadt (nach Frankreich) oder die erste der Villen. Da die meisten Menschen die Nähe des Meeres nicht lieben oder das ewige Brausen der Wogen nicht vertragen können (mein größter Genuß nach Licht und Sonne!), haben wir unsere Wohnung verhältnißmäßig billig bekommen: zehn Zimmer mit einer Terrasse nach Osten und Süden, an mein Studirzimmer anstoßend. Endlich aber gelingt das Arbeiten mir so gut, daß ich schon mehr geschafft habe, als ich in Heidelberg im Winter zu Stande gebracht haben würde. Ich werde also versuchen, solange hier zu bleiben als möglich; also wol bis Osterdienstag 26. April. Karl ist seitdem Vater eines gesunden Knäbleins geworden, und zu der Mutter Geburtstag (4. März) werden alle drei, will's Gott, hier sein in Ernst's Wohnung. An Gesellschaft, aus Paris und England, fehlt es uns nicht, darunter sehr liebe ältere und neue Freunde.

Cannes, 5. Februar 1859.

(An Theodora von Ungern-Sternberg.) Da ich der armen Frau Bleek einen Trostbrief schreibe, muß ich doch eine Zeile meiner geliebten Theodora senden, an welche ich, wie sie wohl weiß, jetzt noch mehr als vorher täglich mit Segenswünschen denke. Dein Brief an Mutter war der erste, der anlangte. Wir hatten einen göttlichen Tag; Karls waren am Tag vorher angelangt. Wir fuhren nach Napoul (Neapolis) und stiegen unter den darüberliegenden Felsen umher, wobei weder Mutter noch ich die Hintersten waren. Morgen ziehen wir zum Volksfeste, ein Stündchen von hier; es ist der erste Sonntag nach dem 1. März, Napoleon's Landung von Elba; rein vom Volke ausgegangen.

Meine politische Ansicht bleibt dieselbe: Oesterreichs scheußliche Regierung in Italien und vertragswidrige Besetzung der ihm nicht gehörigen

Länder, mit Anspruch, jedesmal sich in die inneren Angelegenheiten zu mischen, geht Deutschland nichts an; je eher der Greuel aufhört, desto besser ist's außerdem für Oesterreich selbst. England und Deutschland sind stark genug, zu sehen, daß Italien keine französische Provinz werde, wozu auch gar keine Aussicht ist. Alles, was Napoleon hinsichtlich Italiens bisjetzt gesagt, ist geschichtlich wahr. Palmerston's Rede sagt Ernstes scherzhaft ebenso wahr. Vetter Michel ist toll, gefangen von den österreichischen Vergiftungslügen seit Jahren. Schade, daß nicht mehr solcher Artikel erscheinen als die sechs in der Kreuzzeitung (10. Februar u. s. w.). Kommt die Sache zur Sprache in unseren Kammern, so werde ich reden. Meine Ansicht kennt man aber in Berlin wie in London.

In ähnlichem Sinne schrieb er an Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig unterm 2. Februar 1859:

Der Stand der Dinge in Italien ist durchaus nicht normal; Oesterreich hat kein Recht, die päpstlichen Staaten in Permanenz zu besetzen, ebenso wenig Piacenza. Ebenso wäre es wol an der Zeit, zu sagen, daß 1832 es Oesterreich war, welches jede Reform des Kirchenstaats unmöglich machte, weil es das (von mir im Auftrage der europäischen Conferenz redigirte, vom Papst und Staatssecretär wie von der ganzen Conferenz angenommene) Memorandum vom 24. Mai in Wien verwarf und dem Papst verbot, es anzunehmen, wenn man nicht die Worte ausstriche: (municipalités) „élues par les populations". Natürlich hieß das, die einzige Lebenswurzel abschneiden. Die Sache fiel zu Boden. Pio IX. erklärte beim Antritte 1848: er nehme das ganze Memorandum an als Basis; aber Oesterreich will auch jetzt nichts von irgendeiner Municipalfreiheit in Italien wissen, wo diese doch bis 1796 zu Hause gewesen ist. Auf einen Congreß, den England vorgeschlagen auf der Basis der Vorschläge Metternich's in London (Hummelauer) von 1848: Abtretung der Lombardei bis zum Mincio gegen Entschädigung, wird Oesterreich nicht eingehen. Sollen wir dazu helfen, d. h. uns einen Krieg in Deutschland zuziehen, damit eine unhaltbare außerdeutsche Stellung Oesterreichs vertheidigt werde?

Cannes, Freitag 25. März 1859.

(An einen Sohn.) Zum 4. März habe ich das „Leben Jesu" im Entwurf vollendet und an demselben Tage die Uebersetzung des Matthäus begonnen, heute stehe ich am 18. Kapitel. Die Bergpredigt und die Parabeln vom Himmelreich und die Verklärung liegen hinter mir. Der Geist hat mir beigestanden. Ich habe zuerst die Freude gehabt, den Lachmann'schen Text Wort für Wort durchzusehen, und die besonnene, redliche Erklärung des geistigen wie des buchstäblichen Sinnes jeder einzelnen für sich auszulegenden Stelle auszusprechen. O welche Heuchelei, Verwirrung,

Spiegelfechterei, und dabei welche Mittelmäßigkeit seit Schleiermacher's und Neander's Tode! Der Hauptzug aber ist κακία, Feigheit; Furcht, dem „positiven" Drange des jüngeren Geschlechts und der Pastoren und der Regierungen nicht genügen zu können, ohne wieder in Altweibergeschichten zurückzufallen. Ich Thor hatte früher mir Sorge gemacht, wie man hier, zur Gemeinde redend (denn meine Anmerkungen unter dem Texte werden doch das allgemein Wirksamste sein), das Richtige würde treffen können. Als wenn man eine Wahl hätte, wo man schreibt, was die eigene Ueberzeugung fordert! Kaum war ich in der Bergpredigt, als der Geist über mich kam. Ich schrieb, was ich mußte.

Die Noten zum Matthäus werden (nach Geist und nach Umfang zugleich) ungefähr wie die zu den ersten 10 Kapiteln der Genesis sein. Man hat zu Anfang Alles zu erklären. Der Jesus der Evangelisten ist viel schwerer zu erkennen in seiner Tiefe und Höhe als der des Apostels und Augenzeugen. Wenn nach vollendetem Abschnitte ich die Vorgänger durchlas, habe ich mich eigentlich nur an drei großen Geistern erfreut und gestärkt: Calvin, J. A. Bengel und — Lamennais. Die anderen sind Philologen und Historiker. Die neue Erlanger Schule, mit Delitzsch an der Spitze, sind Mittelältler ohne wahre Tiefe und als Philologen unmündig, oder gewissenlos, oder Schulmeister. Die Hauptaufgabe ist, das Ewige festzuhalten, was jenseit aller Zeit liegt. Sobald man sich überzeugt hat, daß das „Reich Gottes" nicht im Jenseits der Erde liegt, sondern auf dieser Erde gegründet und vollendet werden soll, soweit das Irdische Vollendung hat; so fragt man sich: wo ist die Ewigkeit? Darauf gibt das Evangelium dieselbe Antwort, wie auf die Frage: wo ist der Ewige? Da wo der Grund des Meeres ist, wenn wir seine Wogen und Fluten und Flächen und Brandungen betrachten, — unsichtbar und doch die nothwendige Voraussetzung! Das aber hat Niemand klarer gesehen und immer gegenwärtig gehabt als Jesus, der Jesus der Evangelisten sowol als des Johannes. Was mir nun davon klar vorzuliegen scheint, das sage ich in den Noten frisch und muthig aus, wie der Geist es gibt. Im Ganzen bin ich sicher, daß es mir gelungen ist....

Bis 1861 wird die Alte Welt wol hinlänglich aus den Angeln gehoben sein, damit die neue aufgebaut werden kann; dann schreibe ich, will's Gott, den Schluß der „Zeichen der Zeit".

Cannes, 30. März 1859, morgens.

(An einen anderen Sohn.) Mein väterlicher Segensgruß kommt hinter dem der Mutter her, weil ich Dir gern eine frohe Nachricht zum Angebinde darbieten wollte. Es ist 8 Uhr morgens und ich habe soeben die Uebersetzung und Auslegung des Evangeliums Matthäi bis auf die Leidens- und Auferstehungsgeschichte glücklich vollendet. Diejenige Ansicht über Jesu

Lehre von den letzten Dingen und vom Reiche Gottes auf der Erde, von welcher ich, wie Du weißt, im Leben Jesu ausgehe, hatte diese letzte Probe noch zu bestehen. Ich hatte den eschatologischen Punkt ganz übergangen, weil ich nur durch die zusammenhängende Auslegung des Matthäus mir volle Gewißheit über die Richtigkeit meiner Auffassung des Christenthums verschaffen konnte. Die schweren Fragen und Kämpfe, durch welche der gewissenhafte Ausleger hindurchgehen muß, beginnen mit der Bergpredigt, diesem Evangelion der Judenchristen, in welchem aber wirklich schon der Christus, nicht allein des Jakobus steckt, sondern auch des Paulus und Johannes. Es ist auch nicht ein Vers darin, der nicht durch jene frei durchgeführte Anschauung seinen wahren, vollen, klaren Sinn erhielte. Ebenso bei den zahlreichen Gleichnissen vom Reiche Gottes. Alles auf dieser Erde! aber in einer sittlich umgewandelten menschlichen Gesellschaft! Und das geht lange hinaus über die jüdische Ordnung, ja über das Heidenthum, ja über Jahrtausende des Christenthums „unter allen Völkern". Damit nun auch erschließen sich mir die großen und schweren Kapitel 24, 25. Das Ende des 25. Kapitels (31 ff.) ist das, was die Apokalypse als Einsetzung des tausendjährigen Reiches ausbildet, prophetisches Gesicht über die Bekenner des Christenthums. Damit hat man nur 13, 37—45 zu verbinden und das dann folgende Gottesreich zu schauen. . . .

Hinsichtlich der persönlichen Fortdauer nach dem Tode (wofür wirklich die Auferstehung Christi nichts beweist) habe ich mir neue Wege gebahnt. Von dem Allen mündlich!

Cannes, 3. April 1859.

(An einen Sohn.) . . . Welche Seligkeit, die Worte Jesu auszulegen im Zusammenhange! Ich habe jetzt die Lösung des Räthsels von Matthäus' Ende und Marcus' Abbrechen am Schlusse ganz in Ordnung, auf das befriedigendste.

Meine philosophischen Gedanken für das „Organon reale" haben durch die eschatologischen Kapitel neuen Flug erhalten. Man wird mit diesen so wenig als mit einer wesenhaften Durchführung der persönlichen Unsterblichkeit (gegen Pantheisten und Deisten) fertig, ohne die schwer geschmähte, von Hegel verhöhnte, von den Dogmatikern verworfene Annahme der Vielheit der Welten, als Sitzen vernünftiger Geister über, wie vielleicht auch unter der Stufe der Erde. Leibnizens Weg muß auch hier aufgenommen werden. Das Evangelium setzt sie voraus. Baden-Powell's „Unity of Worlds" (1855 gegen Whewell und zum Theil auch gegen Brewster, wie gegen Wesley und Co.) ist mir sehr hülfreich.

Cannes, 15. April 1859.

(An Frau Schwabe.) Tocqueville athmete noch gestern Abend, aber bewußtlos, wenigstens sprachlos.

20. April 1859. Das Dampfschiff von Marseille ist noch nicht sichtbar; der treue Ampère, wenn er kommt, wird also wol zu spät für die Feier kommen!

30. April 1859. Ampère erfuhr in Marseille den Tod Tocqueville's und kam noch zur rechten Zeit für das Leichenbegängniß *) am folgenden Tage; ich hatte ihm auf eine telegraphische Anfrage sogleich geantwortet. Er muß längst wieder in Rom sein.

Mit dem weitschauenden Blicke und der begeisterten Kraft, die ihn vor den meisten seiner Zeitgenossen auszeichneten, umfaßte Bunsen das Herannahen der italienischen Krise. Ihr gelten die meisten seiner damaligen Briefe, wie die folgenden Auszüge darthun werden:

Cannes, 3. April 1859.

(An Dr. Eduard Brockhaus.) Hinsichtlich der Politik der italienischen Frage sprechen die Ereignisse so laut, daß jede weitere Bemerkung darüber für den Beobachter unnöthig ist. Der Krieg ist unvermeidlich, weil Oesterreich in Italien eine wenn auch noch so conservative Verfassung nicht geben will, also nicht dulden kann, solange es seine Stellung behaupten will. Der Congreß ist gerade, was der Kaiser der Franzosen immer gewollt hat, denn dabei muß die Sache zur Entscheidung kommen. Nichtintervention bei inneren Bewegungen, die schon angefangen! Ich bin überzeugt, es würde dem Kaiser erwünscht sein, die Emancipation Italiens ohne Krieg zu erreichen, allein das Ziel steht fest und das Ziel kann er laut proclamiren.

Ich lese in den österreichischen Zeitungen, daß Oesterreich eine Armee von Deutschland, also dem Rhein aus einrücken lassen würde! Dies wird ohne Zweifel an demselben Tage geschehen, wo die Oesterreicher in Berlin einziehen, und die Süddeutschen mit 500000 Cigarren und brennender Lunte von der Pfalz auf Paris vorrücken: von der Pfordten und Graf Buol an der Spitze!

Ist das Ministerium Derby, wie ich vermuthe, heute ausgetreten, so ist Palmerston Minister, und dann wird er dem Grafen Buol die Wahrheit sagen: „Never to return." **)

Das ist die Pille! Ein Feldzug wird genügen, einen wirklichen Friedenscongreß zu Stande zu bringen. Dann kommt Friede, und dann eine neue politische Stellung — und große Schwierigkeiten — für Deutschland. Die Zolleinigung von 1860 wird wol Oesterreich unterdessen aufhören zu verlangen, erlangen wird es sie nie und nimmermehr.

---

*) Bunsen betheiligte sich persönlich und tiefbewegt an der Todtenfeier Tocqueville's.

**) „Auf Nimmerwiedersehen."

Cannes, Osterdienstag 26. April 1859.

(An — —.) ... Du mußt einmal wieder, ebenso gut wie ich, in die rechte preußische Lebensluft heraus, und Dich mit den Freunden und den Männern der Zeit über die Gegenwart besprechen. Die Rheinluft ist tief geschwängert durch die priesterliche Wühlerei und durch das großdeutsche Phantasiebild, woran Gagern und Frankfurt und Radowitz und Deutschland 1848—1849 schmählich oder rühmlich, aber gründlich untergegangen sind.... Daß wir (in dem Baseler Frieden) einen wahnsinnig begonnenen politischen Religionskrieg loswurden, war eine Nothwendigkeit, welche Pitt ebenso wol empfand als wir; daß wir sieben Jahre später, 1805, nicht dareinschlugen, davon fällt die Schuld ebenso wol auf Oesterreichs Hochmuth und Treulosigkeit als auf unseren Kleinmuth. Aber damals war denn doch ein Theil von Deutschland angegriffen, während jetzt Deutschland nicht einmal bedroht ist, sondern gesicherter als je, unter Preußens Obhut und Schutz.... Jetzt ist es eine europäische Frage, ja die Frage, welche seit 1832 (um nicht zu sagen 1817) ihre Lösung fordert: die päpstliche Jesuitenherrschaft und die österreichische Tyrannei in Italien wider die Verträge, nicht blos ohne die Verträge.

Hat man nicht seit 36 Jahren Alles und von allen Seiten gethan, um Oesterreich zur Besinnung zu bringen? Habe ich nicht, mit allen getreuen und einsichtigen Staatsmännern Europas (Canning eingeschlossen) ihnen vorhergesagt, was jetzt gekommen ist? Nämlich daß Oesterreich dadurch Frankreich, nach der ganzen Geschichte des letzten Vierteljahrhunderts, herausfordere, es von der Suprematie über Italien zu verdrängen? Hat es nicht alle Warnungen verschmäht und alle jene aufrichtigen Propheten gebrandmarkt und verfolgt, ebenso wol als alle redlichen und besonnenen italienischen Patrioten? Hat es nicht die Ketten immer stärker gemacht, die Banden immer schwerer? „Aber wer konnte erwarten, daß Oesterreich sich so hartnäckig zeigen werde?" Nein! so heißt es: „Wer konnte etwas Anderes erwarten?" Nur wer erwartet, daß der Papst Gallikaner, Anglikaner oder Lutheraner werden wolle! Schon vor dem Concordat stand es so, und nun mit diesem? Wenn Oesterreich morgen Mittelitalien räumt, seine Suprematieverträge aufgibt und das Princip des Nichteinschreitens anerkennt, so ist übermorgen ganz Italien ohne Widerstand in den Händen der nationalen Partei, und diese ist jetzt constitutionell-monarchisch, nicht republikanisch; conservativ, nicht revolutionär. Dann ist das System des hoffärtigen Hauses gestürzt, was Schlimmeres kann ihm selbst nach einem unglücklichen Kriege begegnen? Und nun, wofür wühlen alle Franzosenfresser von 1859? 1) Für den Papst und die Jesuiten; 2) für Oesterreichs fortgesetzte Tyrannei über das, was eigentlich noch Deutschland ist; 3) für die Gewalt der vier Könige des deutschen Kartenspiels. Also wider

unser Leben, wider den Protestantismus und die religiöse Freiheit, wider Preußen, wider den deutschen Bundesstaat! Frankreich und Rußland sind diesem Bundesstaate zuwider, aber direct feindlich gegen Deutschland ist nur das Haus Oesterreich. Ich beschwöre nicht die Schatten von Olmütz und Dresden herauf, nur daß man mich dann auch verschone mit Basel! Das nun habe ich als ergrauter Staatsmann gesprochen, und als Jemand, der versucht hat, etwas von 1848—1850 zu lernen; aber was ich noch auf dem Herzen habe, geht mir über Alles:

Es ist zum ersten mal, daß die herrschende öffentliche Meinung des Augenblicks in Deutschland schnöde und unbarmherzig sich von einer großen und edeln Sache lossagt, sich auflehnt gegen eine gnädige Fügung Gottes für ein schwergeprüftes edles Volk, und daß die Protestanten nicht allein die politischen, sondern auch die geistlichen Ketten demüthig küssen; endlich, daß ihre Organe die Thatsachen verschweigen oder verdrehen. Das muß sich rächen, noch mehr als sich der Studentenleichtsinn von 1848 rächen mußte! Kein schützender Instinct mehr gegen schamlose Lügen und kindische Verdrehungen! Kein protestantischer Instinct mehr, weder für noch gegen! Und ist es etwa aus Uebermuth? Ach leider steckt bei Vielen die bloße Furcht dahinter! „Deutschland kann sich ja nicht vertheidigen gegen Frankreich ohne Oesterreich" (wie der große Unbekannte in einem heimtückischen Schlußartikel des „Edinburgh Review" vom April sagt), ohne Oesterreich, welches seit 1815 selbst angekündigt hat, es könne und werde Deutschland jenseit der Donau nicht vertheidigen, und deshalb die Idee von Rastadt verspottete, — welches 1815 auch nicht Einen Mann hatte, um in Belgien zu kämpfen für Deutschland und für sich selbst, — welches jetzt von Frankreich und Rußland zugleich isolirt ist, in deren Politik es wohl liegen kann, das Ungeheuer von 70 Millionen (als „deutsches Reich") zu bekämpfen, nicht aber, die Bundesstaatsbildung des durch den cäsarischen Schnitt von der erdrosselnden Nabelschnur des Hauses Lothringen zu befreienden Deutschlands. Das Wort von Kremsier allein ist die Lösung! *)

Nun ist es heraus, was ich auf dem Herzen hatte, nicht gegen Dich, treues Herz, sondern gegen die Rheinluft, nicht zu reden von der süddeutschen. Deshalb werde ich mir auch versagen müssen, bis die Luft gereinigt ist, an den Rhein zu kommen; ich würde nur Aergerniß geben, auch mich ärgern. In Heidelberg bliebe ich nicht zwei Tage, wäre es nicht

*) Das „Wort von Kremsier", das Fürst Schwarzenberg vor dem österreichischen Reichstage in Kremsier 1849 aussprach, lautete etwa dahin, daß Oesterreich sich zu einem Staatskörper consolidiren müsse, Deutschland zu einem anderen; an dem Tage, wo diese beiden Processe beendigt sein würden, könnten beide über die Form ihres Einverständnisses und ihres Bündnisses übereinkommen. Oesterreich und Schwarzenberg selbst gaben diesen rettenden Gedanken bald auf; mit welchem Ergebniß, hat das Jahr 1866 gezeigt. Anmerkung der Verfasserin.

nothwendiger Arbeiten wegen; denn ich habe keine Lust, mich mit G. und M. herumzuzanken.

Cannes, 4. Mai. Nun diesmal wollen wir uns nicht streiten darüber, was unser theures deutsches Vaterland bedroht! Ob der tückische Pfaff und sein Knecht und Beschützer Oesterreich, welches auf uns als eine todte Last drückt, solange als der Incubus „Deutscher Bund" nach dem neuesten Gesetzbuche von Olmütz, Dresden und Bregenz andauert? oder Frankreich, welches gar nicht anders kann, als Preußens Bundesgenosse sein, und zwar, nach England, sein bester; und Rußland, welches uns alles Gute gönnt, sobald die unglückselige Nabelschnur von Oesterreich für immer und ganz (nicht à la Radowitz) abgeschnitten ist? Wir haben beide so viele Freude im Herzen darüber, daß eine andere Nation wenigstens, und sie, die von uns und Frankreich seit 800 und seit 300 Jahren mishandelte, und von Oesterreich gespielbergte und vertragswidrig beherrschte und geknechtete, jetzt muthig und tapfer, nicht mit Worten, sondern mit Waffen, nicht mit der Anarchie der Verzweiflung, sondern mit der Gesetzlichkeit der Hoffnung und des Glaubens an eine Zukunft, aufsteht, daß sie mit offenbarer Gunst der Vorsehung, welche dagegen eine gottgeschlagene That- und Rathlosigkeit auf die Unterdrücker geschleudert, dem Tode entgegengeht, um die erstgeborene Tochter christlicher Gesittung der Freiheit zuzuführen....

Aus den ersten Tagen der Rückkehr nach Charlottenberg möge hier zunächst ein Brief von anderer Hand an eine Schwiegertochter mitgetheilt werden, die geschrieben hatte, daß sie nicht, wie beabsichtigt war, hinkommen könne:

Charlottenberg, 26. Mai 1859.

Ich tröste mich damit, daß Dein Wegbleiben providentiell ist. Du kannst Dir von der Trostlosigkeit des Zustandes der öffentlichen Meinung keinen Begriff machen. Eine Masse von Unsinn ist zu einem Gifte zusammengebraut, welches den Sinn berauscht und den Verstand mit einer Wolke umhüllt fast bei Jedem, mit dem man spricht. Von Allen, die Bunsen besuchte, sah nur Herr von Dusch, als ein alter Staatsmann und Diplomat, die Dinge in demselben Lichte an wie er. Auf die öffentliche Meinung ist so eingewirkt worden, daß preußische Reisende gewarnt worden sind, sich außer Sicht zu halten und nicht an den Wirthstafeln zu erscheinen, damit sie nicht insultirt würden! weil Preußen, obgleich wohl gerüstet und kriegsbereit, beabsichtigt, sich womöglich an dem Kriege nicht zu betheiligen. Die deutschen Südstaaten schüren und hetzen zu einem Kriege, zu welchem sie selbst in keiner Weise vorbereitet sind, da weder ihre Festungen in Stand, noch ihre Regimenter auf dem Kriegsfuße sind. Doch genug, nur zu viel! Ich zittere bei jedem Gespräche, aus Furcht, daß sich Bunsen

in seinen Ausdrücken nicht genug in Acht nehmen und Denjenigen Aerger verursachen möge, welche durch ihre materiellen Interessen an Oesterreich gefesselt sind. Es ist schrecklich zu entdecken, wie Viele finanziell in die österreichischen Verluste verwickelt sind.

Von Bunsen selbst ist aus denselben Tagen der folgende Brief an Frau Schwabe anzuschließen:

Charlottenberg, Pfingsten 1859.

Wir trafen am 20. Mai hier ein, im schönsten Sommerwetter, nach bösen Regentagen in der Schweiz. Die Unterhaltungen in Genf und Basel waren theils gelehrte, theils politische; die letzten drehten sich um den großen Punkt, der jetzt alle Köpfe und viele Herzen beschäftigt. Beim Reisen nach dem Süden, im Anfang December, hatte ich den Ungläubigen, die in tiefem Friedensschlafe schlummerten, Krieg in Italien gepredigt; diesesmal hatte ich den Aufgestörten Frieden zu predigen, besonders wenn Palmerston wieder Minister sei. Von dem Wahnsinne Süddeutschlands hatte ich das Glück meine dortigen Freunde zu bekehren, aber nicht meine hiesigen! Mit Ausnahme von Gervinus und Schenkel wollten Alle den Krieg gegen Frankreich, um Oesterreich zu helfen, jedoch Einige erst bei hervorgetretener Nothwendigkeit. Aber der Umschwung war vor der Thür, den Leuten sind die Augen aufgegangen durch das Uebermaß der Lügen und Uebertreibungen der Oesterreicher und ihrer Partei. Der Mittelstand, das Volk auf dem Lande und die unbefangenen Gebildeten sehen ein, vor welchem Abgrund Preußen sie bewahrt hat, und ändern ihre Sprache und gewinnen wieder Muth. Diejenigen, welche mit Oesterreich zum Kriege trieben, sind: a) die Pfaffen; b) die Dynastien, welche sich auf Oesterreich stützen; c) die Inhaber von österreichischen Papieren; d) die Ultramontanen von 1848. Man kann sie so zusammenfassen:

Reactionäre und Actionäre, Ultramontane und Ultra-Montagne.

Das Alles wird aber nichts schaden, wenn, wie ich fest hoffe, Preußen jetzt handelnd vorangeht und geradezu erklärt, es soll Deutschland nicht in den Krieg gezogen werden! Derby und Malmesbury sind im Herzen ganz österreichisch, aus Haß und Mistrauen gegen Napoleon, der sich ebenso correct und gerecht zeigt als geduldig, und Preußen vertraut. Also: Italien frei! vor Ende August, dann Friedenscongreß: Friede vor dem 15. October, an welchem Tage ich meine Wallfahrt nach Florenz und von da nach Cannes anzutreten hoffe. Im Hause fand ich große Haufen von Arbeiten auf mich warten und habe ohne Unterlaß aufzuräumen gehabt. Dafür ist aber nun auch Alles wieder im Zuge, nach Wunsch.

Am 31. Mai schreibt er an Dr. Eduard Brockhaus:

Von neuen Büchern will ich heute nur ein sehr dringend mit Post,

unter Kreuzband, gewünschtes erwähnen; die berühmte Flugschrift: „Preußen und die Italienische Frage", welche (ein Zeichen der Macht der Lüge) hier gar nicht zu finden ist, obwol die fünfte Auflage nach den Zeitungen erschienen ist. Mir ist jede Auflage recht, aber ich muß das Buch möglichst bald lesen. Hier habe ich nur Schund und Schmähschriften gegen Preußen gefunden, die sauberen Früchte des verbündeten Pfaffenthums und der Bambergerei, welche empörend und giftig sind, oder einer politischen Unmündigkeit und Leidenschaftlichkeit, welche mich höchst betrübt stimmen. Man wird sich aber hoffentlich in Berlin durch Nichts irremachen lassen, und die Ereignisse werden noch in dieser Woche ihr Wort mitsprechen.

Bunsen's Abreise aus dem geliebten Süden, am 14. Mai 1859, fand im glücklichen Bewußtsein einer gekräftigten Gesundheit und in der Hoffnung statt, vor dem Schlusse des Jahres dahin zurückzukehren. Die Reise zu Wagen bis Aix in der Provence, wo die Eisenbahn zuerst benutzt werden konnte, gewährte wiederholt das ungewohnte Schauspiel des Vorbeiziehens französischer Regimenter, deren Mannschaft munter, gut ausgerüstet und wohl disciplinirt aussah, auf dem Marsche nach den Feldern von Magenta und Solferino. Bunsen war der Entwickelung der Ereignisse während des letzten Winters mit der gewohnten eifrigen Voraussicht der Verwirklichung aller gehegten Wünsche gefolgt, und hoffnungsvoll rechnete er auf einen vollständigeren Erfolg der Sache Italiens, als schließlich erzielt wurde. Da er aber tiefer als die meisten seiner Zeitgenossen in die Ursachen der Erniedrigung Italiens eingedrungen war, und die Fähigkeiten und Verdienste dieses Volkes in einem Grade schätzte, der damals bei seinen Landsleuten selten war, nahm er an, daß die freudige Erwartung der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens und der Glaube an eine hohe Stellung, welche diesem Volke unter den Nationen der Erde vorbehalten sei, Dinge wären, die sich ganz von selbst verständen. Er war deshalb nicht vorbereitet auf den Zustand allgemeiner Erbitterung gegen Italien und wahnsinniger Schwärmerei für das österreichische Uebergewicht, dem er zuerst auf seiner Reise durch die Schweiz und in noch höherem Grade in Süddeutschland begegnete. Es war eine neue und schmerzliche Erfahrung für ihn, sich mitten in seinem eigenen Lande wie ein Verbannter zu fühlen, durch die Nothwendigkeit, Meinungen, welche in den Ueberzeugungen seines Lebens wurzelten, und Empfindungen, die bei der Wärme seines Herzens glühend sein mußten, in sich selbst zu verschließen. Denn es gab in der That nur Wenige, welche ihm mit Geduld zuhörten, wenn er durch Vernunft- und Beweisgründe sich der herrschenden Strömung entgegenzustemmen und Ansichten zu

widerlegen versuchte, die sich nicht auf greifbare Thatsachen, sondern auf Stichwörter, Eifersucht und Furcht gründeten. Die Meisten hielten dafür, Italien sei kein Zweck, für welchen der französische Kaiser Hunderttausende in Bewegung setze, deshalb sei es auf die Eroberung Deutschlands abgesehen, und daher müsse Deutschland sich erheben und nach Paris marschiren, um dort den Frieden vorzuschreiben. Nicht blos unbedeutende Leute liehen dieser Phantasie ihr Ohr, und wer es wagte, in dieses in allen Tonarten vielstimmig wiederklingende Echo einen auch noch so leisen Misklang zu bringen, wurde in Heidelberg und anderswo bald mit mehr, bald mit weniger Rücksicht in die Acht erklärt. Der Umstand, daß preußische Reisende zu jener Zeit nicht blos verspottet wurden, sondern thätlichen Beleidigungen ausgesetzt waren, wenn sie sich einzeln unter Süddeutsche wagten, mag noch Manchem als ein Räthsel erscheinen. Es kommt aber vielleicht eine Zeit, wo der Ursprung dieser Erbitterung klar zu Tage liegen wird, wie es in Bezug auf den Siebenjährigen Krieg der Fall ist, von welchem es heute urkundlich feststeht, wie er durch die allgemeinen Anstrengungen der ultramontanen Geistlichkeit heraufbeschworen und im Gang erhalten wurde, welche durch strenge Befehle aus Rom verpflichtet worden war, die Zerstörung der einzigen protestantischen Macht auf dem Festlande Europas herbeizuführen.

In den aus seinen Briefen gegebenen Auszügen wird man einige Andeutungen des Unbehagens wahrnehmen, welches Bunsen bei Beobachtung der öffentlichen Meinung empfand; und wäre ihm Gesundheit und längeres Leben vergönnt gewesen, so würde viel über diesen Gegenstand in den weiteren Erläuterungen der „Zeichen der Zeit" aufgenommen worden sein, die er als Zusatz zu einem „Leben Luther's" zu schreiben gedachte.

Seine Auffassung der damaligen allgemeinen Sachlage zeigt ein vom 5. Juni datirtes politisches Glaubensbekenntniß:

Kurze Denkschrift über die Stellung Preußens in Deutschland und in Europa.

A. Die Meinung in Deutschland.

Der Umschwung in der wirklichen Stimmung des Volkes im westlichen Deutschland, welchen man erwarten durfte, zeigt sich, von der schweizer Grenze bis Frankfurt, in den örtlichen Kreisen seit etwa vierzehn Tagen auf so entschiedene Weise, daß man sicher behaupten kann, es bedürfe nur eines festen und großartigen Auftretens Deutschlands, um die öffentliche Meinung, selbst in der von Preußen lange vernachlässigten, von der öster-

reichischen und den ihm befreundeten Regierungen mit großem Aufwande von Geld und Lügen aufgehetzten und verwirrten Presse, ganz so zu gestalten, wie man es im Belange Preußens, Deutschlands und der Menschheit wünschen muß.

Das Volk, insbesondere der gebildete und leitende Mittelstand, sieht täglich und stündlich die Thatsache, welche dem politischen Beobachter lange kein Geheimniß war, mit hinlänglich klarem Blicke, um sein Vertrauen auf Preußen und nur auf Preußen zu setzen. Es erkennt, daß die vier Elemente, welche Preußen und Deutschland in einen Krieg von unabsehbaren Folgen, und für eine ebenso wenig deutsche als gerechte und haltbare Angelegenheit des Hauses Habsburg und seiner Angehörigen stürzen wollen, ihm nichts Gutes bringen können. Diese vier Elemente sind:

1) Die antipreußischen (und also antideutschen) dynastischen Interessen von bregenz-bambergischer Farbe.

2) Die Wühlereien der ultramontanen Priesterschaft in ganz Europa.

3) Die Wühlereien der Revolutionäre, welche nur wünschen, „daß Alles zuerst drunter und drüber gehe" (wörtlich).

4) Der Nothschrei der Inhaber österreichischer Geldpapiere.

Preußen hat das Seinige beigetragen und gethan, um das Lügengewebe dieser unsauberen Quadrupelallianz zu zerreißen; die preußische Presse hat auch im Ganzen das Ihrige gethan*), und das gestern in die Oeffentlichkeit gelangte feindliche und gehässige Votum von Baiern-Sachsen wird den Umschwung bedeutend fördern.

Die Erwartung spricht sich immer allgemeiner und stärker aus: Preußen werde sich weder ins Schlepptau der drei Könige nehmen lassen (denn der König von Würtemberg geht nicht mit), noch Deutschland in einen unseligen Krieg stürzen, selbst wenn man ihm jetzt gewisse „Zugeständnisse" machte, die ebenso wenig redlich als genügend sind und für die Dauer Preußens Stellung in Deutschland gar nicht bessern. Was vom bankrotten, gedrängten, von Westen und Osten bedrohten Oesterreich 1859 nicht angeboten und erbeten worden, wird 1860 sicherlich nicht geleistet und zugestanden werden.

Wäre Preußen auch nicht, angesichts Deutschlands und Europas, zu einem entscheidenden Vorgehen gedrängt, so müßte es aus Gefühl der Selbsterhaltung und der schwer errungenen und behaupteten Stellung den Schritt thun, welchen der Augenblick gebieterisch fordert.

*) Leider werden die preußischen Blätter wenig in Süddeutschland gelesen, mit Ausnahme der „Kölnischen Zeitung", welche die Gegenpartei deshalb in Freiburg aus dem Museum hat herauswerfen lassen; hier ist dasselbe versucht, aber abgewiesen worden. Es war auch hier die Partei Uria's (die Ultramontanen), welche forderte, daß die „Kölnische Zeitung" als „undeutsch und verkauft" solle abgeschafft werden.

Es wird bei Andeutung dieses Schrittes angenommen, daß folgende Punkte entweder schon durch die preußische Diplomatie erlangt sind, oder auf Grund der englisch-russischen Congreßvorschläge unverzüglich erlangt werden sollen; und es bedarf nur des Willens, um es zu können.

I. Der ausgebrochene Krieg muß auf die Italienische Frage beschränkt und in Italien localisirt werden, also die Neutralität und Sicherheit des Bundes anerkannt sein.

II. Die Italienische Frage hat, unabhängig von den mit jedem Tage zu erwartenden Kriegsereignissen, ihren redlichen (und seit mehr als dreißig Jahren auch von Preußen vorausgesehenen und anerkannten) Ausgangspunkt nicht in der Lombardei, sondern in den trostlosen Zuständen der übrigen italienischen Staaten, insbesondere der von Mittelitalien oder der päpstlichen Besitzungen. Diese Zustände sind theils hervorgebracht, theils verschlimmert durch die Sonderbünde Oesterreichs mit jenen Regierungen, wonach einmal alle politische Entwickelung verboten, andererseits jeder Misbrauch gesichert ist. Die Aufhebung dieser Verträge (ohne allen Vorbehalt) würde also schon lange nothwendig gewesen sein, auch wenn die im Pariser Congresse von 1856 offen dargelegte und anerkannte Unmöglichkeit für Frankreich nicht bestände, seine Truppen aus Italien herauszuziehen, ohne die bereits 1849 in Aussicht gestellten und anerkannten politischen Reformen, wenigstens in den Legationen und Delegationen, erst gesichert zu sehen. Endlich sind diese Verträge nicht allein im europäischen Staatsrechte nicht begründet, sondern laufen demselben schnurstracks entgegen, indem sie die Selbständigkeit jener Staaten und dadurch das Gleichgewicht in Europa aufheben.*) Oesterreich selbst hatte 1848 die Unhaltbarkeit eines solchen Statusquo anerkannt, und wie sehr haben sich die Zustände verschlimmert, die Forderungen gesteigert!

III. Preußen hat, wenn es sich neutral hält und zugleich schlagfertig, dasselbe Recht wie England und Rußland, darauf zu dringen, daß der

---

*) Dieses hat nur wenige Wochen vor seinem Tode der größte und edelste Publicist des Jahrhunderts, Alexis de Tocqueville, aufs Feierlichste ausgesprochen. Er, nicht Napoleon, ist Urheber des ganzen Planes, welchen er 1849 dem jetzigen Kaiser als Präsidenten vorlegte, als moralische Pflicht und französische Ehrensache: die päpstlichen Staaten nicht zu räumen, ehe man die Verwaltung der Legationen gründlich geordnet hätte, und zu dem Zwecke die Initiative ergriffe. Wie wenig Napoleon 1853 daran dachte, Oesterreich das Lombardisch-Venetianische Königreich zu nehmen, zeigen die (im November 1853 von mir urkundlich mitgetheilten) Pläne, es zu bewegen, jenen auf die Dauer unhaltbaren Besitz umzutauschen gegen die Moldau und Walachei. Nichts endlich kann offener sein als die Erklärungen auf dem Congreß von 1856. Ich habe die Beweise, daß der Kaiser sich jetzt mehr als je mit der Idee beschäftigt, Italien durch Herstellung gewählter Municipalitäten zu regeneriren (also nach preußischem Vorbilde) und zugleich in Frankreich dasselbe zu thun.

Friede ebenso nach dem Kriege in einem Congresse verhandelt werde (also womöglich nach der ersten entscheidenden Schlacht, oder dem ersten Feldzuge), wie das bereits vor dem Kriege beschlossen war, als Oesterreich durch sein verhängnißvolles Ultimatum allen Verhandlungen ein Ende machte, zum Beweise, daß es nie daran gedacht hatte, die von allen Seiten aufgestellten Forderungen zu erfüllen, die nöthigen Zugeständnisse zu machen. Dieses Recht jetzt genauer zu articuliren, in Paris wie in London und Petersburg, insofern es nicht schon geschehen ist, dazu gibt das von Preußen geforderte offene Vorgehen in Deutschland die letzte Gelegenheit, aber auch die beste.

B. Die Stellung Preußens, seine Erklärung in Europa und in Frankfurt.

I. In Frankfurt muß Preußen unverzüglich aussprechen, daß es nicht allein selbst, als europäischer Staat, sich an dem italienischen Kriege nicht betheiligen werde, solange der Deutsche Bund nicht angegriffen oder wirklich bedroht sei, sondern daß es auch seine Stellung in Europa und im Bunde benutzen werde, damit Deutschland nicht in einen Krieg hereingezogen werden möge, der ihm, bundesrechtlich und politisch, fremd sei und, was auch der Erfolg sei, unberechenbare Opfer und Gefahren mit sich bringen, den aufblühenden Wohlstand des Vaterlandes muthwillig zerstören würde. Preußen werde sich vollkommen neben England und Rußland stellen, als Theil einer bewaffneten Neutralität, und zwar unter Bedingniß gleicher Stimmberechtigung bei dem Friedenscongresse mit den drei kriegführenden Mächten. Es werde keinen Augenblick versäumen, in Verbindung mit den beiden anderen neutralen Mächten die Eröffnung solcher Verhandlungen möglichst zu beschleunigen. Es werde endlich sich gern und offen mit allen deutschen Regierungen über die Führung dieser Friedensverhandlungen, im Belange des gemeinsamen Vaterlandes, berathen und ihren Ansichten und Rathschlägen Rechnung tragen.

II. In Paris und Wien, wie in London und Petersburg, würde das etwa noch nicht hinsichtlich Preußens Stellung Zugestandene oder Gesicherte, in Gemäßheit dieser Erklärung, binnen möglichst kurzer Frist festgestellt werden.

III. An den deutschen Höfen, wie in der deutschen Presse, muß für den Einfluß Preußens durch geeignete und verstärkte Mittel führend und eingehend gewirkt werden. Festes Auftreten in Berlin in echt deutschem Sinne und in vollem Vertrauen auf das redliche deutsche Volk (sobald man sich verständigt hat) ist dabei die unerläßliche Bedingung.

Wir verbinden damit den folgenden Auszug aus einem Briefe Bunsen's an einen preußischen Staatsmann in Berlin vom 7. Juli 1859:

Es ist eine Zeit, wo jeder Tag Hunderttausende von Thalern kostet, und die Entscheidung mehr als hundert Millionen werth ist. Was Sie schreiben, beruhigt vollständig über das Schlimmste. Fürst Windischgrätz wird unverrichteter Sache abziehen müssen. Aber damit sind wir noch nicht über die große Verlegenheit (um nicht zu sagen Noth) hinweg, welche wir uns durch die Mobilisirung heraufbeschworen haben. Ich bleibe dabei, wir können sie vollkommen rechtfertigen, aber nur durch Erhebung auf einen höheren und zugleich solideren Standpunkt. Nur eine erfolgreiche, schleunige Mediation der drei noch nicht betheiligten Großmächte kann uns retten; dann stellt sich, was Alle wünschen, und was England und Rußland wollen, die Erlangung eines, nöthigenfalls erzwingbaren, also redlichen, dauerhaften, auf Wirklichkeit und Recht gegründeten Friedens als Werk oder mindestens als Folge der preußischen opferwilligen und einsichtsvollen Maßregel dar, und die Greuel des Krieges hören schnell auf. Aber sind wir entschlossen, diesen Standpunkt einzunehmen? Handeln wir danach?

Gern möchte ich es glauben! Ja bis auf einen gewissen Grad berechtigt mich Ihre Anklage Englands und des englischen Ministeriums dazu. Denn Sie werden mir gewiß zugeben, daß Ihre Klagen und Beschwerden nicht gegründet sein würden, wenn man England als Basis der gemeinsamen Mediation eine Unmöglichkeit vorgeschlagen hätte, oder gar keine andere Basis als die Berufung eines Congresses. Nun aber ist jedem jetzt denkbaren vernünftigen englischen Ministerium nur Eine Basis möglich, beim besten Willen und edelster Gesinnung:

1) das Aufgeben der Ansprüche Oesterreichs und seiner Schutzgenossen auf das von ihnen so unerträglich schlecht regierte Land und

2) hinsichtlich der definitiven Zukunft die Berücksichtigung des nationalen Rechts, für welches schon so viele Tausende geblutet haben, unbeschadet jedoch einer möglichen Entschädigung in Geld, hinsichtlich der Staatsschuld und dynastischer Domänen.

Hat Bernstorff eine solche Basis in der Tasche, so kann er in einer Woche Englands Beitritt zu einer sofortigen Mediation, auf Preußens wohlberechtigte thatsächliche, opfervolle Initiative, erlangen. Albert Pourtalès, „venant de Paris“, brächte es in 24 Stunden zu Stande. Aber ohne diese Basis ist in England nichts zu machen, von Niemand und durch Niemand, und der Fehler liegt nicht an England, am allerwenigsten an Lord Palmerston und an Lord John. England kann und darf nicht anders. Allerdings muß Lord John jetzt schon einen Schritt thun, wobei die Depeschen auf der Degenspitze überreicht werden; denn Mediation heißt Frieden erzwingen. Aber er wird den Schritt thun und (glauben Sie es mir) auch deswegen, weil er die Nothwendigkeit berücksichtigt, in welche sich Preußen gesetzt hat, eine sofortige Krise herbeizuführen. Dieser Schritt

wird uns retten und kein anderer! In vier Wochen wird Jedermann dieser Meinung sein, allein dann ist's zu spät!

Wenn man nur ein für allemal die falsche Ansicht abschüttelt: „Für Oesterreich, mit Oesterreich, jedoch mit Vorsicht, nicht zu früh", so springt die Wahrheit meiner Behauptung von selbst in die Augen. Aber jener Ur- (ich möchte, mit Hinblick auf den Vater des Großen Friedrich und auf seine drei Nachfolger, fast sagen Erb-) Irrthum des Hauses Brandenburg in Beziehung auf Oesterreich steht der Rettung im Wege, und bis man mit ihm an entscheidender Stelle bricht, ist nicht zu helfen. Mehr wahren preußischen Sinn!

Die Einwendungen gegen ein zwingendes Auftreten Oesterreich gegenüber — denn in Wien, nicht in Paris liegen die Schwierigkeiten — sind mir gar wohl bekannt. Sie beruhen alle auf jener Urtäuschung! Ich aber frage Folgendes: Wo ist positives Recht, nachdem Oesterreich die Verträge von 1815 nicht allein in Krakau, sondern auch (durch Verträge) in Italien selbst verletzt und durch sein Ultimatum zerrissen hat? Tausendmal gerechter und dringender ist Italiens Sache, als es 1830 die von Belgien war!

Vielleicht habe ich die Wahrheit zu früh gesagt, vielleicht bin ich (wie oft) mit der Thür ins Haus gefallen; allein es muß auch solche Käuze geben! Man soll doch bedenken, wem denn die letzten Jahre und Monate recht gegeben haben! Wahrlich, ein Wächter, der das Feuer von weitem sieht, ist deshalb kein Brandstifter.

Ich weiß gar wohl (und mehr, als ich es in meinen Aeußerungen merken lasse), daß die Ideen von „der Solidarität aller legitimen Regierungen", von „den Gefahren der Revolution" und andere Halleriana, Walteriana und Perthesiana noch viel tiefer sitzen in unserem Geschlechte und im jüngern; aber das ist nur ein Grund mehr, mit deutscher Offenheit zu reden und uns selber nicht zu täuschen, wenn wir als Gewissensräthe reden.

Das wirklich ernste Bedenken in der Zeit ist, daß Napoleon III. eine so große und schöne Rolle bei diesem Kampfe für die Selbständigkeit und also auch für die Beruhigung Italiens spielt. Aber ich frage zweierlei:

1) Wer hat ihm die Karten dazu in die Hände gegeben, seit 1859, seit 1856, seit 1850, seit 1830, seit 1817? Nicht das übrige Europa, Oesterreich an der Spitze? Wir haben die Musik dazu gemacht, als Metternich die Kette schmiedete in Troppau, Laibach, Verona, und Oesterreich sich das brennende Giftgewand umwarf. 1848 kam und verging in 1851.

2) Wird Napoleon nicht gar leicht eine noch glänzendere Rolle spielen, wenn man ihn aufs Aeußerste treibt?...

Es ist wahrlich doch sehr viel, daß eine Kriegsmacht wie Frankreich sich bescheidet, an den Pässen des Landes Tirol sich durch große Truppenkörper gegen alle möglichen Angriffe zu schützen, ohne selbst z. B. von Ala

nach Roveredo den fliehenden Feind zu verfolgen! Daß es Triest mit allen seinen Schätzen nicht nimmt, obwol Deutschland den feindlichen Truppen seine Eisenbahnen und seine Arme öffnet, um auf kürzester Linie ihm in die Flanke zu fallen! Ist's nicht aller Hohn und Schimpf? Wie aber, wenn der Kampf fortdauert und ans Etschthal kommt? Daß doch alle großen Herren Tocqueville's berühmte Seite lesen, p. 321, worin er den Charakter und die Bedeutung des französischen Volkes mit mehr als Taciteischer Energie und Klarheit darstellt! Er war doch wahrlich kein Freund des Kaisers, und er war ein wahrhafter Freund der Menschheit. Ueberhaupt unterschätzt man die Franzosen gerade wie in 1806....

Sie eröffnen die meinem Herzen wohlthuende Aussicht auf die Anbahnung einer erträglichen Einheit Deutschlands. Gott gebe seinen Segen! Aber ich gestehe, was ich sehe und höre, paßt nicht dazu: Baiern befehligt am Oberrhein (zum unbeschreiblichen Erstaunen und Aerger der Pfälzer und Schwaben). Und welche Garantie haben wir für die Zukunft?

Nichts als „le bon plaisir" unserer unversöhnlichen Feinde, der deutschen Fürsten, deren würdige Organe Beust und Pfordten und deren Werkzeuge Meysenbug und Uria sind! Ich kann dem nicht widersprechen, was die „Volks-Zeitung" von gestern darüber sagt. Ich sagte im November dem Prinzen: „Erfurt, mutatis mutandis", und dabei bleibe ich. Werden wir reicher dadurch, daß die Herren der vier Heerkörper bankrott werden? Werden die Wünsche des Volkes dadurch gefördert, daß wir ihren Fürsten eine wirkliche Macht geben? Werden wir beliebt dadurch, daß wir nicht wissen, was wir sollen, ja nicht einmal was wir wollen? Doch ich bescheide mich mit meiner Unwissenheit, welche übrigens ganz Deutschland mit mir theilt, überlasse also Gott und dem Regenten und seinem aufrichtig verehrten Ministerium die Politik und verschwinde wieder vom Schauplatz.

Nachschrift. 5. Juli. Noch einen Augenblick Gehör möchte ich mir von Ihnen ausbitten. Sie werfen dem jetzigen England den letzten Frieden vor. Aber der ward ihm ja von Napoleon aufgezwungen: er erklärte, daß er nicht im Stande sei, den Krieg weiter fortzuführen. Palmerston machte „bonne mine à mauvais jeu", aber Clarendon hielt seinen Unwillen nicht zurück. In England war Alles eben gerade in Zug gekommen: Intendantur und Verpflegung, Truppenzahl und Munition waren eben in der schönsten Ordnung. Der Sieg war sicher, der Zweck groß, aber die Franzosen starben wie die Fliegen, weil die Verpflegung in Verfall gerathen war, und Morny fürchtete für seine Gelder.

Ich halte das jetzige England für ebenso viel weiser, als es unbestritten viel moralischer und religiöser ist als das von Pitt's Zeiten. Der Krieg gegen die Revolution war an sich unweise, jenseit des Schutzes des eigenen Landes, denn es war ein politischer Religionskrieg und machte folglich die neue Sekte stark. Er wurde theils von Baalsdienern, theils

von egoistischen Aristokraten fortgeführt, gegen Pitt's Wunsch und Willen, nachdem Napoleon I. eine ordentliche Regierung eingerichtet. Es gibt kaum Einen Menschen in England, der nicht das damals vergeudete Geld bejammert; es war eine Schutzzöllnerwirthschaft im ungeheuern Maßstabe. Haben die alten, verstockten und verrotteten Staaten sich besser helfen können, als begünstigte Fabriken es können? Hat sich die Teufelspolitik Oesterreichs und der bourbonischen Höfe gebessert? Hätten wir 1810 eine Verfassung erhalten, so hätten wir auch 1813 und 1814 die Subsidien nicht gebraucht! Und nach solchen Erfahrungen soll jetzt England einen Krieg für Oesterreich führen? Denn das ist das Ende vom Liede. Neue Ketten für Italien schmieden helfen? eine Bewaffnung ohne Ziel und Erfolg bezahlen oder aufrecht erhalten, die aufgestellt worden ohne alle Verabredung mit England, ohne allen Zweck als eingebildeten? Was aber das neue Ministerium betrifft, so ist das eine reine Täuschung, anzunehmen, die Männer seien innerlich gespalten und hassen einander: kleine persönliche Reibungen sind längst verschwunden vor dem Rufe des Vaterlandes. Lord John's und Lord Palmerston's Verbindung ist eine ehrenhafte und aufrichtige, wie sie es lange Jahre gewesen. Was trennt Gladstone und sie von Milner Gibson, der jetzt die Regierung vertritt in einer Sphäre, wo er berechtigt ist? Die Schwierigkeit lag daran, die veraltete Tradition der Whigaristokratie zu brechen. Es that mir leid, daß Cobden nicht angenommen hat: ich kenne keinen redlicheren Mann als ihn, wenige der Königin und dem Prinzen Albert mehr ergebene; in der dänischen Angelegenheit war er unser einziger Freund. Aber ich achte die Gründe seiner jetzigen Weigerung: er hält die Rüstungen zur See für ebenso unnöthig, als ich unsere zu Lande, und will das Geld besser (besonders für die Erziehung des Volkes) verwendet wissen.

Was Bunsen in jenen Wochen erfahren mußte, hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und in ihm eine vorübergehende Sehnsucht nach einem Schauplatz anders gearteter Interessen und Thätigkeiten hervorgerufen.

Es scheint, daß seine Freunde bereits während seines Herbstaufenthaltes in Berlin vorausgesetzt hatten, er würde gern den Gesandtschaftsposten in der Schweiz annehmen als eine Art Ruheposten für seine späteren Jahre. Derselbe konnte ihm nicht füglich angeboten werden, nach der höhern Stellung, die er bekleidet hatte, würde ihm aber, wie man vermuthete, auf seinen Wunsch hin gern gewährt worden sein. Als sich nun im Sommer 1859 seine Frau kurze Zeit in Wildbad aufhielt, wurde sie durch einen Brief überrascht, der auf jenes Project folgendermaßen zurückkam:

Charlottenberg, Montag 28. Juli 1859.

Da mir, Geliebte, ein Gedanke gekommen ist, der für unsere Zukunft wichtig werden kann, und der mir bis gestern (Sonntag) so fern lag wie jetzt Dir, so will ich ihn jetzt mit Dir besprechen. Wird nichts daraus, so ist ja auch das eine Antwort auf die Frage, die wir an die Vorsehung richten. Sollte nicht der Augenblick gekommen sein, wo ich mich um die Gesandtschaft in der Schweiz bewürbe? Kein Hof und keine Repräsentation! „Vieh und Land schön", wie Rochow sagte, „Land und Leute gut und frei", wie wir hinzufügen. In der Deutschen und Französischen Schweiz liebe Freunde rechts und links! Neuenburg ist glücklich überwunden. Der Regent will aufrichtig gute Freundschaft mit dem Lande halten, um dessen geneigte Gesinnung die Mächtigsten werben, die beiden Kaiser voran! Die nächste Zukunft wird hieran nichts ändern, es aber mehr ans Licht bringen. Mein Lebenswerk kann ich dort ebenso gut fortsetzen, und, will's Gott, vollenden, als hier; ja, die Schweiz ist, wie ich oft schon gedacht und gesagt, der einzige Boden deutscher Zunge und evangelischen Geistes, wo meine „Bibel" und mein „Gottesbewußtsein" Wurzel schlagen kann. Professor Schweizer in Zürich, dazu Rilliet in Genf, Edgar Quinet in Montreux. In Montreux könnte ich im Nothfall den Winter zubringen, statt in Cannes. Hier wird's unerträglich. Die Wuth gegen Preußen immer ärger.

Da hast Du die Gedanken und die Geschichte von 24 Stunden. Hätte ich Zeit, so käme ich selbst; aber wir verstehen uns auch ohne Zwiesprach von Mund zu Mund.

Darauf folgten noch zwei Briefe:

30. Juli 1859. Welcher Trost und welche Freude, daß Du dem Gedanken von Bern so ganz und so freudig beistimmst, so neu und unerwartet er Dir auch kam!...

Ich denke, England hat eine schöne und große Rolle jetzt gespielt: „Entwaffnung und Anerkennung des Rechts der Nationalitäten, neben den alten Verträgen und der Entscheidung der Großmächte". Das sind edle und wahre und menschliche Gedanken! Wir haben 40 Millionen in drei Monaten ausgegeben, um uns in Respect zu setzen, und nur von den alten Verträgen als Ausgangspunkt gesprochen, und unser einziger Trost ist, daß wir dadurch nicht in den Krieg getrieben sind. Wo ist politisch-protestantischer Instinct? Nur großmüthige, hochherzige Ideen erwärmen, leiten, führen, heben die Völker und die Menschheit; und worauf anders ruht Preußen?

Norddeutschland ist jetzt ganz gesund geworden; die Schwaben noch toll....

2. August 1859. ... Meines letzten Briefes andeutende Worte haben Dich auf das vorbereitet, was Dir sonst nicht begreiflich sein würde. Die

Schweiz ist aufgegeben. Ich fühlte meinen inneren Genius nie recht zufrieden und beruhigt über den Entschluß, Deutschland zu verlassen. Bald nachdem ich Dir geschrieben, pochte er so laut, daß ich ihn hören mußte. Ich kann und darf Deutschland nicht verlassen: es wäre nicht auf der Höhe meines Entschlusses von 1854. Auswanderung wäre es, ich käme nicht wieder nach Deutschland. Hier oder in Berlin mein Leben zu beschließen, dazu fühle ich Beruf, Muth und Kraft. „Wo Du bist, da bleib", wie Luther sagt.

So wurde zwar der Gedanke an einen Aufenthaltswechsel aufgegeben, aber die Ruhelosigkeit, die dazu gedrängt hatte, dauerte fort, und nie war der Drang nach Thätigkeit und das Gefühl eigener Kraft größer bei Bunsen als in diesem letzten Jahre seines Lebens. Dies trat besonders hervor, wenn sich eine Aussicht zu eröffnen schien, dem Vaterlande wieder in einflußreicher Stellung seine Wirksamkeit widmen zu können, was unter Anderem damals der Fall war, als in entscheidenden Kreisen der Plan einer Umbildung der Akademie der Wissenschaften in Berlin erwogen wurde, deren Vorsitzender er möglicherweise geworden wäre.

Sein reges Menschlichkeitsgefühl und seine Theilnahme für diejenigen Landsleute, die im österreichischen Heere dienten, hatte Bunsen um diese Zeit zu bekunden Gelegenheit, indem er sich an die Spitze einer Sammlung für die in den turiner Hospitälern befindlichen österreichischen Verwundeten stellte. Sein Sohn Karl nämlich, der nach dem Abgang der österreichischen Gesandtschaft aus Turin dort als preußischer Geschäftsträger die viel bedeutendere Last der österreichischen Geschäfte während jener ganzen Zeit zu tragen hatte, und dessen Frau mit einer preußischen Freundin sich der Aufgabe unterzogen hatte, bei 30 Grad Wärme die deutschen Verwundeten täglich in den Krankenhäusern zu besuchen und zu pflegen, wandte sich an seine Aeltern, sie möchten die Anschaffung von Wäsche für die Kranken durch Veranstaltung einer Sammlung zu diesem Zwecke ermöglichen. Bunsen ging eifrigst auf diesen Wunsch ein und hatte die Genugthuung, gleichzeitig seinen Kindern und den Verwundeten deutscher Zunge dadurch einen dankbar anerkannten Dienst zu leisten.

Vor der letzten Abreise nach dem Süden sind noch die folgenden Briefe Bunsen's geschrieben:

Charlottenberg, 9. August 1859.

(An Frau Schwabe.) Soeben habe ich das letzte Stück meines „Leben Mosis" nach Leipzig gesandt: ein großes Stück, welches ich in diesen afrikanischen Hundstagen habe schreiben müssen, einen der schwersten

und für das Christenthum wie für die Weltgeschichte wichtigsten Theile. Dazu kam die Sorge, Mühe, Arbeit für die Gegenwart; die Krise war für Preußen eine entscheidende, und der Kampf zweier Richtungen in Berlin ein sehr harter; ich konnte mich nicht enthalten, dabei auch meine Stimme geltend zu machen, und das zog einen sehr langen und aufregenden Briefwechsel nach sich. Wir, die wir gegen einen Krieg für Oesterreich waren, haben am Ende gesiegt, und die Verstockung Pharao's (des Kaisers von Oesterreich) hat dabei das Beste gethan. Desto lauter kann Preußen seine Ehrlichkeit und opferwillige Bundestreue rühmen, gerade weil es sie zu weit getrieben hatte! Ich finde, daß das englische Ministerium das Rechte gethan hat. Das jetzige, Palmerston und Lord John, meine ich, denn Derby und Malmesbury haben durchaus für Oesterreich gewirkt durch alle ihre Agenten. Ihnen war die Italienische Frage, als berechtigte Nationalitätssache, nichts als piemontesischer Ehrgeiz, und Malmesbury hat Alles gethan, Preußen in den Krieg zu stürzen. Lord John's Depeschen nach Berlin treffen vollkommen das Richtige, und Lord Palmerston hat (wie ich Ihnen immer geschrieben) von Anfang an die Sache allein richtig aufgefaßt: „No occupation and no intervention".*) Ich glaube auch, daß Napoleon ihnen die Wahrheit gesagt hat, und daß er weder verpflichtet noch geneigt ist, zur Wiedereinführung der geflohenen Fürsten Gewalt zu gebrauchen oder zuzulassen.

Die Besorgniß eines Einfalles in England halte ich für wahnsinnig, um der Donaufürstenthümer und des Suezkanals willen wird aber England gewiß keinen Krieg anfangen! Den Frieden hat Napoleon geschlossen aus Furcht vor der Excommunication des Papstes....

Meine Gesundheit ist entschieden besser, aber ich muß den Winter wieder in Cannes zubringen.

Charlottenberg, 14. September 1859.

(An einen Sohn.) ... Ich habe den „Tauler" von Susannah Winkworth gelesen; das Mädchen hat ihre Gesundheit wahrlich nicht vergebens aufgeopfert. Ihre geschichtliche Behandlung ist ganz vortrefflich, und sie hat so gut wie keinen Vorgänger, und als Quellen ein altdeutsches Buch (den geheimen Briefwechsel der Gottesfreunde) und ein Manuscript, welches Schmidt in Strasburg ihr geliehen: von Schmidt selbst nur Vorreden.

Charlottenberg, 26. September 1859.

(An Frau Schwabe.) ... Von Baden-Baden bin ich nach einer Woche zurückgekehrt.... Ich habe vorgeschlagen, daß 1860, wo die funfzigjährige Jubelfeier der Universität in Berlin stattfindet, zwei sehr heruntergekommene Anstalten neu dotirt werden:

---

*) „Keine Besetzung, keine bewaffnete Einmischung."

1) Die Akademie der Künste, mit Cornelius als Director; man hat einen Anderen im Sinne (den trefflichen Rietschel), weil man annimmt, Cornelius wolle nicht wiederkommen. Ich glaube das nicht, jedenfalls gebührt ihm „the first refusal".*)

2) Die von Leibniz gestiftete Akademie der Wissenschaften, mit einer neuen Dotation von 30000 Thlrn. jährlich, wovon 15—18000 für Gehälter der Akademiker, der Rest für wissenschaftliche Unternehmungen; dabei die Clausel, daß der Präsident immer aus den ordentlichen Mitgliedern (den Gelehrten von Fach) genommen werde, wie diesmal, und nicht aus den Ehrenmitgliedern.

15. October. Man kann in Berlin nicht die Mittel für die Akademie aufbringen, da die Kriegsrüstungen und andere, allerdings nothwendige, Ausgaben Alles für die nächsten Jahre verschlingen. Wir haben unsere Wohnung vom 1. December in Cannes genommen bis Mitte März, ich will, wenn möglich, mein Gelübde lösen und das freie Toscana wiedersehen. Aber ich muß Sie vorerst sehen und nehme Ihre freundliche Einladung nach Paris an, wenn Sie gegen Mitte November dort sind; die Meinigen treffe ich alsdann in Lyon am 28. oder 29. Ich möchte bei der Gelegenheit, ganz in der Stille, mir Manches und Manche ansehen.

Nachschrift. Ich bleibe bei meinem Glauben, daß Napoleon den Italienern freie Hand läßt, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen; seine Antwort an den Erzbischof von Bordeaux ist vortrefflich und unzweideutig.

Charlottenberg, 23. October 1859.

(An einen Sohn.) Ich habe vorgestern 8½ Stunde an Frances und Theodora abwechselnd dictirt, zusammen 17 wirkliche Quartseiten, und war am Ende munter genug, um Milsand's merkwürdigen Artikel in der „Revue des deux Mondes" vom 15. d. M.: „Le Protestantisme moderne", über mein „Christianity and Mankind" größtentheils vorzulesen. Heute habe ich den zweiten Halbband zu Ende geschrieben und einschließlich der Einleitung Alles vollendet, sodaß ich nun noch blos das Ganze durchzulesen habe. Du wirst Deine Freude daran haben; ich bin jetzt im Zuge und schwimme frei im Strome, den ich mir gesäubert; und doch habe ich das Herrlichste noch vor mir. Jesaia für die „Urkunden" ist fertig, er wird aber noch Flügel bekommen, da ich jetzt alle kritischen Sorgen hinter mir habe.

2. November. ... Lebe ich nächsten Winter, so bleibe ich zu Hause; ich leide zu viel von dem Weggehen von meiner Bibliothek.

---

*) Das Vorrecht, zuerst Nein sagen zu dürfen.

Während seines Aufenthaltes in Paris schrieb Bunsen die nachfolgenden Briefe an seine Frau:

Paris, Hôtel-du-Louvre, 17. November 1859.

Hier bin ich nach einer durchaus glücklichen Nachtfahrt (zwischen Kehl und dem Strasburger Bahnhof war eine kleine Athemlosigkeit, die der liebenswürdige Charles Waddington vortrefflich ertrug) munter, ohne aufgeregt zu sein, und wohl und kräftig wie nur je.

Ernst, der liebe, empfing mich um 5½ Uhr am Bahnhofe, Alles ging vortrefflich, die Leute vom Zoll, als ihnen meine Karte gegeben wurde, wollten nicht einmal visitiren.

Und nun — Tausendundeine Nacht! — Gegenüber dem Eingange des Palastes vom Louvre ein fast ebenso großer Gasthof: man fährt ein in den bedeckten Vorhof, der alle fünf Minuten durch Besen und Spritzen gereinigt wird und glänzt wie ein Saal, zwei bequeme Treppenabsätze und du bist im ersten Stock.... Vor mir liegt der alte und neue Louvre, mit zwei Grasflecken rechts und links von dem großen Eingang zur Galerie! Gegenüber bringt mich der Ausgang vom Hotel nach der bedeckten Galerie des Palais-Royal zur Bibliothek!

Um 10½ Uhr gehe ich zum Louvre; Venus von Milo zum ersten mal! dann die alten Götter, die ich schon kenne.

Nur Eins fehlt — und das seid Ihr und vor Allem Du. Euch Paris zu zeigen, bleibt einer anderen Zeit, will's Gott, vorbehalten.

Paris, 19. November. ... Gestern wurde ich mit großer Freundlichkeit und Auszeichnung im Institut empfangen....

Das interessanteste Gespräch habe ich mit Renan gehabt, der gestern Abend allein bei mir war. Er ist ein ernster Mensch, redlich und von sehr seltenem Geist und Talent; last not least, einer, der etwas weiß!

Er erklärte mir also, daß er sich wegen des Hohenliedes über zwei Punkte nicht zu helfen wisse:

1) eine Stelle in der Mitte, wo bisher allen Auslegern in der That das Verständniß ausgegangen ist;

2) der Schluß, der eben kein Schluß ist.

Ich ließ ihn also die Unmöglichkeit, das Buch zu erklären, ausdrücklich aussprechen und äußerte dann, ich hätte das Mittel gefunden, es sei niedergeschrieben und werde nächstes Jahr gedruckt, wenn er wünsche, wolle ich es ihm, als meine Idee, mittheilen.

Er drückte den lebhaften Wunsch aus, das Arcanum zu hören, offenbar nicht im Geringsten glaubend, daß ich das Richtige gefunden. Fünf Minuten reichten hin, ihm das Ei des Columbus zu zeigen. Er rieb sich die hohe Stirn und sagte: „Oui, oui, c'est ingénieux, c'est très ingénieux." ...

Paris, 24. November 1859. Soeben erfreut mich, Geliebte, Dein Brief von Basel. Ich denke, Du bist am besten bei Charlotte Kestner aufzufinden, und sende also den Brief mit Empfehlung an ihre Güte. Dieses liebenswürdige Ebenbild unseres unvergeßlichen Kestner vereinigt, wie das bei ihm der Fall war, das liebevolle Herz mit dem lebendigen, immer frischen Geist. Sage ihr meine Verehrung und Liebe.

Ich laufe treppauf, treppab, drei Stunden täglich im Louvre, auf der Bibliothek; abends habe ich sehr oft Gespräche bei Bekannten bis 11 Uhr. Die Freunde kommen von 9—12 Uhr morgens.

Ich sauge eine ganz neue Welt ein und freue mich, zu den Leuten zu reden, die etwas wissen und denken.

Cobden ist hier, aber hat Fieber; doch ist die Gefahr einer schweren Krankheit vorüber. Sein Aufenthalt und sein Leben sind von der größten Wichtigkeit.*)

Mein Predigen vom Frieden und von des Kaisers friedlichen Gesinnungen fand zuerst sehr allgemeinen Widerspruch, jetzt aber sehen die Leute, daß ich recht habe.

Wetter unvergleichlich: Sonne und milde Luft.

Paris, 4 Rue de Berri, Champs Elysées, 29. November 1859.

Gestern Abend, eine halbe Stunde vor Mitternacht, geliebte Fanny, nahm ich von Ernst und Elisabeth Abschied, nachdem ich sie von St.-Hilaire's wunderbar-angenehmer Abendgesellschaft nach dem Hôtel-du-Chemin-de-fer begleitet hatte. In diesem Hause fand ich die liebe Freundin, die mir ihren Wagen gegeben hatte, meiner wartend; Alles in schönster Bereitschaft, nur zu viel! Bald nach Mitternacht war ich im besten Schlaf.

Das Hausleiden ist Cobden, er hat ein Lungenasthma. Ich huste sehr wenig und lebe wie im Paradies. Jetzt schreibe ich an Theodora und an Emilie. Welche Erinnerungen hier an die uns widerfahrene wunderbare Erlösung!**)

4 Uhr. Vor Postschluß. — Ich muß doch noch ein Wort Dir schreiben. Eben brachte ich zwei volle Stunden in der wunderbar eingerichteten Werkstätte von Ary Scheffer zu, und bin ergriffen wie kaum je. Alle Bilder, die noch sein waren, und alle Photographien der übrigen, seine Zeichnungen, die Bilder der Mutter (einer Holländerin) und des Vaters (eines Deut-

*) Bunsen deutet mit diesen vorsichtigen Worten auf Cobden's damals nur sehr wenigen Personen bekannte Unterhandlungen wegen des Handelsvertrages zwischen Frankreich und England.

**) Die Wiederherstellung von Emilie Bunsen durch den Grafen Szápary in demselben Hause im Jahre 1854.

schen) und die Büsten Scheffer's und Goethe's von der Priesterin dieses Heiligthumes modellirt und in Marmor ausgeführt. Madame Marjolin ist 27 Jahre alt und macht den Eindruck einer Priesterin, die früher Muse oder Medusa war; Alles Geist und Gemüth. (Ihre bei der Geburt des Kindes gestorbene Mutter war eine Deutsche.) Ich habe nichts unter den Werken gefunden, das ich nicht bewundert; Alles eigene Schöpfung. Die Tochter lebt nur im Vater, den sie vor $1\frac{1}{2}$ Jahren begraben.

Aus Paris ist weiter auch der folgende Brief Bunsen's an seine Tochter, Freifrau von Ungern-Sternberg, datirt:

29. November 1859.

Dieses ist der Tag der Trennung für Dich, geliebte Theodora. Meine Seele ist deshalb heute vorzugsweise bei Dir, und ich danke Gott mehr als jemals, daß Du eine so glückliche Gattin und Mutter bist, und daß Du selbst bist, was Du bist, unser Aller Liebe und Bewunderung....

Ich bin hier von Wohlwollen und Achtung in allen Kreisen umgeben und darf hoffen, daß ich Eindrücke gegeben und empfangen, die nicht vergehen. In Cannes will ich Alles aufschreiben. Ich bringe auch Autographen für meinen Engel mit.

Grüße mir tausendmal Deinen trefflichen und uns Allen so lieben August, und küsse mir die beiden Engel, die Großvater kennen; wie oft denke ich an Rosa und wie schwer entbehre ich sie!

Während der Durchreise durch Lyon ist der folgende Brief Bunsen's an Frau Schwabe geschrieben:

Lyon, Hôtel de l'Univers, 4. December 1859.

Glücklich angekommen, habe ich die lieben Meinigen, welche jedoch eine kalte Reise gehabt, glücklich vor mir eingetroffen gefunden, und nach etwas langer Ruhe fühle ich mich erquickt in den Zimmern, denen nichts fehlt als die theure Freundin, welche voriges Jahr dort unser wartete. Mein Kopf und mein Herz sind noch so voll, daß ich heute Ihnen allein und auch Ihnen nur ein paar armselige Worte schreiben kann. Ich habe in den letzten vierzehn Tagen eine ganze Lebensperiode hinter mir und sehne mich jetzt nach der Ruhe und Stille meines irdischen Paradieses, um meine Eindrücke völlig zu ordnen und sie dann niederzuschreiben.*) Aber meine dankbare Liebe für Ihre unerschöpfliche Güte und liebevolle Pflege muß ich doch schon aussprechen.

---

*) Solche Entschlüsse wurden regelmäßig gefaßt, blieben aber in den meisten Fällen unerfüllt, weil der Augenblick jedesmal zu dringende Anforderungen an Bunsen's Zeit und Gedanken stellte.

Nach der Ankunft in Cannes folgten die nachstehenden Briefe an dieselbe Freundin:

Cannes, 8. December 1859.

Montag früh reisten wir in eisiger Kälte von Lyon ab; schon zwischen Valence und Orange trat die südliche Milde ein, in Avignon war es Frühling, bei Toulon blühten Rosen auf dem Felde. Hier leben wir in Orangenblüten, reifen Orangen, blühenden Hecken von Rosen, Myrten und Rosmarin und unter dem schönsten blauen Himmel. Ich habe gestern einen Spaziergang von 1½ Stunden gemacht, heute von 2 Stunden mit Besuchen dazwischen, ohne alle asthmatische Beschwerden.

Cannes, 20. December 1859. Ich habe an —— geschrieben, rücksichtsvoll gegen eine so wunderliche, edle, aber unwiedergeborene Natur, die nach Impulsen handelt, nicht nach festen Grundsätzen, und die voll Mistrauen und Argwohn ist gegen alles Höhergestellte; natürlich aber zugleich mit Freimuth. Wir wollen nun sehen, wie er den Brief aufnimmt, und dann weiter handeln. Meine eigene Ansicht ist, daß Rom Gift ist oder bald werden wird für ihn, wie es das für so viele Deutsche schon geworden ist.

1860 ist ein böses Jahr, da Jedermann sich zum Kriege bereit macht, obwol es so gewiß keinen geben wird, als eben der silberne Mond vor meinen Fenstern untergeht und die Sonne aus den Wellen zum wolkenlosen Himmel emporsteigt. Sonntag endlich habe ich meine Uebersetzung der Evangelien wieder aufgenommen und arbeite mit unbeschreiblicher Freude daran. Wir haben viel Regen gehabt, mit einer Temperatur von ½ Grad unter Null des Nachts. Heute ist's aber ein wahrer Sonnentag.

Von weiteren Briefen aus Cannes aus dem Ende 1859 und Anfang 1860 schließen wir die folgenden an:

Cannes, Freitag 9. December 1859.

(An einen Sohn.) Paris, trotz seinen Aufregungen und Anstrengungen, hat mich, mitten im November und December, gestärkt, leiblich und auch geistig. Ich bin dort mit glänzender Auszeichnung aufgenommen. Ich fühlte mich in diesem Kreise wohl und angeregt im Geiste, fand selbständige Geister verschiedener Parteien, die in meinen Bestrebungen einen Vereinigungspunkt gefunden oder durch meine Persönlichkeit fanden. Meinerseits aber empfand ich und erfuhr im Inneren, worin die Franzosen uns voraus sind und worin wir eine Ueberlegenheit besitzen: wir in der Forschung, sie in der Verbindung der Forschung und ihrer Ergebnisse mit dem Bewußtsein der gebildeten Klassen und den Bedürfnissen der Gegenwart. Sie hatten sich meine Persönlichkeit mehr anachoretisch vorgestellt

und meine Bücher gelehrter als mich selber, und was sie in Wirklichkeit fanden, gefiel ihnen wohl von Anfang bis zu Ende. Ich lebte wie in einem Traume: Sprechstunden von 9—12 und von 3—5, von 12—3 Besehen und Besuche, von 5—6 Schlafen, dann der gesellige Feldzug von 7—12. Es wird etwas los in Zunge und Geist, was gebunden war, wenn man mit Mignet, Villemain, Cousin, Laboulaye, Renan, Milhaud, Saisset, Pressensé, Bersier, Parieu, Michel Chevalier verkehrt. Der Letztere will durchaus, daß ich bei der (angenommenen) Rückkehr über Paris, Mitte Mai, mich dem Kaiser vorstellen lasse, um ihm über Städteverfassung zu reden. Das große Friedenswerk*) ist von ihm und Cobden in aller Stille angebahnt und wird wunderbare Früchte tragen. Cobden hat sein franc-parler benutzt und dem Kaiser $1\frac{1}{2}$ Stunden Frieden und Freihandel gepredigt. Er sagt mir, Hand aufs Herz, er könne nur bestätigen, was Lord Palmerston und Lord John Russell ihm vorhergesagt, daß niemals ein so friedfertiger und zuverlässiger Monarch und Verbündeter auf dem französischen Throne gesessen als Louis Napoleon. Gladstone hat sich herrlich benommen. Also Frieden! Also Nichteinschreiten! Das ist Alles, was die edeln, tapferen, maßvollen Männer und Völker Italiens brauchen. Die Jesuiten und ihre Freunde werden nicht zurückkehren.

Ich habe einen schweren Stand gehabt mit den Legitimisten und den Orleanisten; aber der Geist trieb mich, ihnen die Wahrheit zu sagen. Es ist bei ihnen keine politische Weisheit, nichts als Haß und Aerger; Aerger, wenn Er thut, was sie misbilligen, größerer, wenn Er thut, was sie lieber selbst thäten.

Cannes, Sonnabend Morgen 10. December 1859.

(An denselben.) Theodor's Anstellung bei der japanischen Expedition nimmt mir einen schweren Stein vom Herzen; er springt in eine schöne Laufbahn hinein, ohne die sinnlose, zeitmörderische Vorbereitung zur Diplomatie bei einem Landgericht oder einer Regierung, mediam in rem, als lebten wir in einem vernünftigen System, welches, auf Humanitätsbildung ruhend, auf Theilung der Arbeit eingerichtet sein muß und nicht auf den Beruf eines „Mädchens für Alles“.... Nach der jetzigen Weise wird unsere Diplomatie immer die schlechteste sein. Der Grundunsinn ist dabei die Annahme, daß der Staat jedem Menschen, der sein Examen besteht, eine Stelle schuldig sei. Auch hierbei ist unser Nationalleiden wirksam — die Armuth — und die Entziehung so vieler Arbeitskräfte durch Heer und Beamtenschaft.

... Du machst Dir mit Recht Vorwürfe, daß Du Dich noch nicht ganz von der deutschen Sünde losgemacht, einen Vortrag zu halten, woran

*) Der französisch-englische Handelsvertrag.

nichts fehlte als die letzte Fassung. Die anderen Nationen legen darauf gerade das größte Gewicht, wie mir das auch jetzt wieder bei den Sitzungen des Instituts klar geworden ist. Jeder muß seine Natur kennen, ich bringe es nicht zu einer guten Fassung, ohne daß ich das, was ich geschrieben und dann ein oder zwei Tage durchgearbeitet, mir abschreiben lasse, um es dann ohne Mühe mir selbst vorzulesen. Ja, es kommt auch nicht selten vor, daß ich mein erstes Concept betrachte als das, was der Philister in mir geschrieben, und es dann erst, nachdem ich Anfang und Ende außer mich herausgestellt, ganz neu ausarbeite, indem ich es schön, mit neuer Feder, selber ins Reine schreibe, ganz oder theilweise. Das Schreiben und Vortragen ist eine Kunst, die geübt werden muß wie jede andere, einschließlich der Intonation, welche bei uns auf Schulen noch viel mehr geübt werden sollte als der Gesang: dieser ist für Wenige, jene für Alle, dieses ein Schmuck, jene ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit, namentlich in unseren Tagen.

Nichts freut mich mehr, als daß Du Dich entschlossen hast, die große praktische Wissenschaft des Jahrhunderts, Nationalökonomie, gründlich zu studiren. Nach mir zu urtheilen, möchte ich sagen, Du werdest nie recht in dieselbe hineinkommen, bis Du die Sache genetisch studirt. Der wahrhaft große Mann, der Kepler und Kopernicus der Volkswirthschaft, Adam Smith, scheint mir noch jetzt der beste Führer zu sein. Alle Späteren setzen, zum Theil ohne sich dessen bewußt zu sein, Adam Smith voraus und gehen über das, was man bei ihm im Ringen nach der Geburt sieht, leicht hinweg. Von diesen scheint mir Stuart Mill der gründlichste, aber auch der langweiligste. Er rechnet alle Gedankenexempel mit den vier Species der Logik, statt höhere Methoden zu gebrauchen, und das ist uns Deutschen unerträglich. Aber es ist eine gute Disciplin für uns. Minghetti's Buch ist in seiner Art das menschlichste, weil er das National-ökonomische unterordnet dem Ethisch-politischen, ohne (wie Atkinson) die Grundwahrheiten der Volkswirthschaft zu verkennen und zu verdrehen.

Es ist hier unbeschreiblich schön. Ich werde bald anfangen zu arbeiten.

Cannes, Weihnachtsabend 1859, 1 Uhr.

(An denselben.) Ich komme aus der Kirche, wo wir Alle zum Tische des Herrn gegangen sind. Roussel, der Prediger, und Admiral Pakenham, der die Kirche gebaut, als Aeltester, theilten Brot und Wein aus; die Gemeinde bildete einen weiten Kreis um den Abendmahlstisch. Es ist zum ersten mal, daß ich nach dem reinen reformirten Gebrauche (von Genf) das Abendmahl genieße, und ich weiß nun aus Erfahrung, daß diese Art der Feier die richtige ist. Die Holländer und Schotten setzen sich an einen dafür bereiteten Tisch: das ist falsche Buchstäblichkeit; aber die genfer Form bewahrt den Sinn: die Gemeinde als betende Familie Gottes. Es waren

Theilnehmer von allerlei Völkern, mehrere Franzosen, Engländer, Amerikaner, sowie hiesige Deutsche. Es ging ein Gefühl der Andacht hindurch, das mich sehr ergriff und stärkte. Ich fand dabei Ausdruck für ein Gebet, das mir in den letzten Jahren immer stärker kommt: „Herr, nimm mir Alles, auch das Wissen und Verstehen Deiner Werke, nur nicht den Glauben an Deine ewige Güte und Barmherzigkeit, an Christus und an seinen Geist, als die Seele der sittlichen Weltordnung des Weltalls." Möge ich das empfinden in meiner Todesstunde. Amen!

Meine Arbeit ist gesegnet fortgeschritten. Nachdem ich mir 16 Bogen von „Aegypten", 2 Bogen Bibelurkunden und 12 Bogen „Segni del Tempo" vom Halse geschafft, habe ich die Errungenschaft des vorigen Winters, die beiden „Leben Jesu" und meine Uebersetzung von Matthäus und Marcus durchgelesen, und das hier und da Fehlende ausgefüllt oder ausgemerzt. Die ganze Arbeit habe ich richtig befunden und kann nun aus dem Vollen arbeiten. Eine vergleichende Uebersicht der drei Evangelien wird den Bibelband des Neuen Testaments eröffnen. Ich fühle mich jetzt so klar über den inneren Bau der drei evangelistischen Erzählungen und den Gang des Lebens Jesu, daß ich, ohne weiter ein Wort zu sagen, Abtheilungen und Unterabtheilungen in dieser Uebersicht anschaulich mache und im Texte statt der Kapitelabtheilungen (die am Rande fortlaufen) durchführe. Ich erhalte dadurch die großen Abschnitte und die Gruppen. Diese Anschauung von 1818 und 1832 bestätigt sich mir bei jedem Schritte mehr und mehr. Aber damit habe ich denn auch das Bewußtsein erlangt, daß ich etwas Neues schaffe, welches alle bisherigen Halbheiten ebenso wol als die Philistereien und Schwärmereien und Betrügereien im Laufe des nächsten Jahrhunderts umstoßen muß, in Uebersetzung und in Auslegung; und aus diesem Gefühle heraus gehe ich jetzt daran, den neunten Band („Die Bibel in der Weltgeschichte und die Weltgeschichte in der Bibel") von Anfang an der Reihe nach aus dem Kopfe zu schreiben, allenthalben die letzten Fragen erörternd.

... Die Haltung der Italiener wird immer großartiger (Vivat Cavour in Paris!) und tröstet über die lahmen Zustände Deutschlands, welches bei solcher erhebenden Erhebung eines edeln Volkes und dem Sturze des geistlichen Joches theilnahmlos bleibt oder wenigstens kalt.... Die Vorbereitungen zur innigen Verkittung des französischen und englischen Einverständnisses im Handelsvertrage gehen gedeihlich fort, trotz der unglaublichen Vorurtheile der Nation und dem schmuzigen Egoismus der Fabrikanten. Oesterreich ist und bleibt isolirt; Alles geht auf Constitution oder Bankrott mit oder ohne Revolution hin. Die Magyaren handeln besonnen und einmüthig. Ich war seit Jahren nicht so wohl und gehe meistentheils ohne alle Beschwerden auf der Brust. Gott sei gedankt!

Auf Villemain's Vorschlag und beredte Ausführung meiner Verdienste

um die Wissenschaft (insbesondere vom „Hippolytus" redend) und einstimmig bin ich zum correspondirenden Mitgliede der „Académie des Inscriptions et Lettres" erwählt. Guignaut (Secrétaire perpétuel) schreibt mir, bei der ersten Vacanz werde man mich zum „Associé de l'Académie" machen. Das ist viel Ehre und macht mir Freude, denn es gibt mir Einfluß in Frankreich.

Cannes, Weihnachten 1859.

(An Susanna Winkworth.) ... Ich war vierzehn Tage in Paris; der Aufenthalt ist mir sehr lehrreich und anregend gewesen, ich hätte es jedoch nicht sehr lange in dieser zerrissenen Welt ausgehalten. Mein allgemeiner Eindruck ist, daß sich in den Männern des Geistes eine neue Epoche vorbereitet, nämlich die, für welche ich arbeite und die ich erbete: ernstes und dabei freies Forschen nach dem wahren Christenthume unter den Katholiken, und ein Vorwärtsgehen auf demselben Wege bei den protestantischen Gelehrten, mit einem rasch wachsenden Voranschreiten des Gemeindelebens. Doch wird das freie Italien Frankreich vorausgehen! Der bedeutendste Geist, der einzige Gelehrte in Frankreich, Renan, meint es redlich und seine Philosophie wird immer mehr geistig.

Cannes, 30. December 1859.

(An Frau Schwabe.) Ein glückseliges neues Jahr und Frieden uns in unseren Herzen und der Welt, der leidenden, tiefkranken und verwirrten Menschheit. Diese Worte muß ich senden, ehe ich in den schon wartenden Wagen steige, der für den Rest dieses Jahres uns nach Nizza bringen soll. Ich mache heute und morgen einige Besuchspflichten ab: der Großherzogin Stephanie von Baden und meiner theuren Gönnerin aus alter Zeit, der armen kranken, auch siebzigjährigen Gräfin Bernstorff. Dann kehren wir zurück, um das neue Jahr in ernster Stille heranzuwachen, und am 1. Januar ist Alles fertig, um mit Schreiben anzufangen. Ich habe meine ärgsten Briefschulden abgetragen, bin halb todt, übrigens wohler als seit Jahren. Hier war das herrlichste Wetter: 11—15 Grad im Schatten, 20—22 in der Sonne, heiterer Himmel und die Erde voll Blüten, die Luft voll Duft. Ich finde, daß Napoleon III. der Alexander der Neuen Welt dadurch geworden ist, daß er den gordischen Knoten, die Frage der Romagna und Roms, zerhauen hat. Das konnte nur Er. Gott segne das Werk! Und vor Allem das edelste Werk des Friedens, welches in Ihrer Ruhe in „Hoffnung und Stillesein" gepflegt worden ist.*)

---

*) Während seiner Vorarbeiten für den Abschluß des Handelsvertrages hatte Cobden sich auf dem Landgute der Frau Schwabe aufgehalten.

Cannes, 14. Januar 1860. Vorgestern erhielt ich die herrliche Schrift Azeglio's; die ist die beste von allen. Ich predige sie in Deutschland, wo die faulen Geister durchaus nicht Feuer fangen wollen!... Ich schäme mich täglich der deutschen Engherzigkeit! Ein solches Volk muß noch viel mehr gezwickt werden! Ich denke, die Pfaffen und die Kleinstaaten werden das Ihrige thun in dieser Beziehung! Vetter Michel kommt immer wieder zurecht, nur zu spät!

Es ist eine rechte Freude, in dieser Zeit auf England und Preußen zu sehen, auf England insbesondere. Da ist die menschheitlich=christliche Ansicht endlich staatsmännisch geworden. Gott segne Cobden und Palmerston und Lord John dafür!... Ich bin fortdauernd wohl und munter und schaffe tüchtig.

Cannes, Samstag 14. Januar 1860.

(An eine englische Dame.) ... Es ist unglücklich, daß Ihre Einwendung sich auf ein völliges Misverständniß des Sinnes der Stelle gründet, welche Sie aus meiner „Verfassung der Kirche der Zukunft" anführen. Der Zweck jener ganzen Abhandlung ist, zu beweisen, daß wir in der ganzen Christenheit einer zweiten Reformation bedürfen, die auf der herrlichen Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts basirt, aber durch die oberste Autorität der richtig verstandenen Bibel geregelt ist, und in Christus, seiner Person und seinem Evangelium ihren Mittelpunkt findet. Nichts könnte deshalb meiner Ansicht ferner liegen, als zu sagen (wie Sie meinen, daß ich es gethan), daß die Kirche der Zukunft weniger von Christus haben würde. Der Sinn der Worte, daß Luther mehr von Christus bedurft habe, die Kirche der Zukunft mehr vom Heiligen Geist (oder Worte des Sinnes), ist dem ganzen Inhalt des Buches gemäß deutlich der, daß, nachdem die Reformation den großen Grundsatz des Glaubens an Christum festgestellt, auf welchen Punkt in jener Zeit Alles ankam, es uns jetzt obzuliegen scheint, zu untersuchen, ob die Lehre des Evangeliums über den Geist des Vaters und des Sohnes von den aus der Reformation entstandenen Kirchen gleich gut verstanden worden. Ich behaupte auf Grund des Zeugnisses der Evangelien, besonders des Johanneischen und der Lehren der apostolischen Briefe, besonders des ersten von Johannes, daß diese Frage verneint werden muß. Nun kann natürlich diese Ansicht bestritten werden. Aber die Voraussetzung, daß sie die Annahme einschließe, daß die Kirche der Zukunft weniger in Christo ihren Mittelpunkt haben werde als die der ersten Reformation, ist unbestreitbar ein Irrthum, weil sie von jedem Wort in jener Darstellung widerlegt wird, abgesehen von den Büchern, in welchen ich seither versucht habe, jene Ansicht zu entwickeln und zu erweisen. In diesen Büchern habe ich auch Gelegenheit gehabt, den visionären Charakter mancher evangelischen Schriftsteller dieses Jahrhunderts zu beklagen,

der sich auf eine sehr bedauernswerthe falsche Auslegung des Daniel und der Apokalypse stützt, und die von Christo seinen Jüngern und Nachfolgern gegebene Verheißung des Geistes „auf dieser Erde" verdreht und übersieht. . . .

Es thut mir leid zu bemerken, daß Sie von christlicher Forschung und Philosophie keinen anderen Begriff haben, als daß die Triebfeder dazu in dem Verlangen bestehe, den Verstand zu üben, und daß dieselbe sich auf den Stolz der Vernunft gründe. Nein, erlauben Sie einem demüthigen und sündigen, aber treuen und aufrichtigen Jünger Christi, welcher der Forschung nach aller Wahrheit, besonders aber nach der Wahrheit, welche in Christo ist, ein mehr als funfzigjähriges Arbeitsleben gewidmet hat, — erlauben Sie ihm in seinem Alter Ihnen zu sagen, daß das geistige Schaffen nur in einer großen moralischen Anstrengung wurzeln und nur durch dieselbe auf die Dauer fortgeführt werden kann; und daß die Wirkung des Wissens darin besteht, den Stolz und die Eitelkeit des Verstandes zu demüthigen und nicht zu erregen. Weder Wissen, noch Unwissenheit, weder Forschung, noch Träume und Vermuthungen können uns zu Christus führen und uns jenen Seelenfrieden geben, nach welchem jede menschliche Seele sich sehnt; noch auch den Geist mit jener christlichen Liebe erfüllen, oder den Willen zu jenem Selbstopfer stärken, wodurch allein der christliche Glaube sich thatsächlich zu bewähren vermag. Hätten Sie meine Schriften wirklich gelesen, so würden Sie, ungeachtet Ihrer Meinungsverschiedenheiten über einzelne Punkte, zugeben müssen, daß ich niemals die Wahrheit von Gott, noch die Vernunft von dem Gewissen getrennt habe. Ich habe im Gegentheil eine solche Trennung als den Untergang der Religion und als das gerade Gegentheil des wahren Christenthums bekämpft.

Lassen Sie mich Ihnen ebenfalls die Versicherung geben, daß das Suchen nach Wahrheit, und besonders nach christlicher Wahrheit, kein mit Rosen bestreuter, sondern ein dorniger Pfad ist, auf welchem alle die schlimmen Einflüsse der Unwissenheit, der Eingebildetheit, des Vorurtheils und vor Allem des Eigennutzes und des Mammons den treuen Forscher erwarten; und daß Jeder vermeiden würde, denselben zu betreten, der dies nicht als eine heilige Pflicht, als eine Mission betrachtete, die er übernehmen muß, wenn er kein treuloser Verwalter und kein Verräther werden will. Forschung in diesem Sinne hat ihren besonderen und göttlichen Reiz und trägt ihren Lohn in sich selbst, wenn sie sich nur immer gewissenhaft an die Wahrheit hält. . . .

Ein großes Gottesurtheil vollzieht sich vor unseren Augen, wenn wir sie wirklich aufthun: es beginnt mit dem Jahre 1517, wird verhängnißvoller im siebzehnten Jahrhundert und erschöpft seine ganze rächende Kraft in dem Verlauf der nach 1789 beginnenden Revolutionen; es erschreckt die stumpfsinnigsten Gemüther, während es zu gleicher Zeit den Christen durch

die Ueberzeugung des Psalmisten erquickt: „Der Herr ist König auf immerdar.“

Was wir in Italien gesehen haben, ist unverkennbar nur der Anfang eines großen Werkes der Wiedergeburt des Geistes Gottes in allen katholischen Völkern. Welch eine Demüthigung muß es daher für alle christlichen Seelen und vor Allem für den christlichen Philosophen sein, in welches System oder in welche Form er auch seine Gedanken einkleiden mag, zu sehen, wie erbärmliche Streitereien und Zänkereien (nur zu oft blos persönlicher Natur) die evangelischen Christen voneinander trennen und das Wachsthum der christlichen Gemeinden hemmen, zum Triumphe spottender Feinde.

Aber vielleicht ist diese Demüthigung erforderlich dazu, daß wir wieder zu uns selbst kommen und mehr als jemals von dem Geiste Gottes Kraft und Leben erflehen, uns über alle solche Hindernisse des Reiches Christi in unserem Herzen zu erheben, wie es den „Menschen mit gutem Willen“ auf Erden geweissagt ist.

Dies sei für uns Beide und für alle unsere christlichen Freunde Wunsch und Gebet zum neuen Jahre!

Cannes, 18. Januar 1860.

(An einen Sohn.) Wir haben unser Herz gelabt in diesen Tagen an der edelsten Frucht der jetzigen Anstrengungen aller edeln Völker: Azeglio's Schrift „La politique et le droit chrétien dans la question italienne“; das Büchlein ist mir ganz aus dem Herzen geschrieben.

Cannes, 26. Januar 1860.

(An Frau Schwabe.) Heute früh erhielt ich durch Ihre Güte eine schöne Nachricht, für Frankreich, für den Frieden Europas, für die Freiheit Italiens. Cobden ist durch den Handelsvertrag der erste Diplomat der Welt geworden: er hat den Kaiser zur kühnsten That ermuthigt, die gehässigsten Vorurtheile anzugreifen, und zwar gerade in einem Theile der Bevölkerung, wo er sonst viele Freunde zählt. Gott segne das Werk!

Cannes, Sonntag 29. Januar 1860.

(An einen Sohn.) ... Ich rechne darauf, die zwei nächsten Winter nicht nach dem Süden zu ziehen, dagegen zu sehen, ob ich es nicht durchsetzen kann, sobald Propheten und Evangelien nebst „Leben Jesu“ erschienen sind, ein collegium publicum über dieses zu lesen und ein Privatum über die Realphilosophie des endlichen Geistes. Jetzt stehe ich auf den Alpen und rufe „Italia! Italia!“ Rom zu meinen Füßen. Aber mein Beruf ist persönliches Lehren und Wirken. Ich bin so viel frischer, daß ich die Hoffnung nicht aufgebe.

... Ich zerbreche mir den Kopf: was wird der Papst thun? „Credetemi, il Leone quando arriva il giorno (che avegnerà tosto) che si vede chiuso nella gabbia, farà tremar l'Europa prima di rendersi"*), sagte mir Capaccini beim Abschiede. Aber wie? Krieg kann er nicht erregen. Jeder hat genug zu Hause zu thun; Geld fehlt, die beiden Seemächte sind allmächtig und haben Gott und die Völker mit sich. Interdict ist gefährlich, wenn's nicht hilft. Also ökumenisches Concil? um sich zu decken, wie der Amerikaner in Paris, der sich mit einem seinen Schutz anflehenden Mädchen am 2. December deckte, indem er es als Schild vorhielt.

Der Vicepräsident des kaiserlich französischen Staatsrathes, Herr von Parieu, sprach in einem aus Paris datirten Briefe vom Februar 1860 den Wunsch aus, über die im Jahre 1832 in Rom gehaltenen Conferenzen betreffs der in den päpstlichen Staaten einzuführenden Reformen unterrichtet zu werden; hierauf antwortete Bunsen durch Einsendung folgender Notizen über jene wichtigen Unterhandlungen, bei denen er persönlich thätig gewesen war:

La réforme des États Pontificaux.

A.

Le projet de réforme des États Pontificaux en 1832.

Le seul acte émané de la Conférence européenne qui au printemps de 1832 siégeait à Rome, sur le désir exprès du gouvernement pontifical, est le Mémorandum du 28 Mai de l'année indiquée.

Le Ministre de Prusse (Christian Bunsen) avait été chargé par le vote unanime de ses collégues de présenter à la Conférence un projet de réforme d'après des principes qu'il avait développés dans les premières séances, et qui était celui de son gouvernement et de son pays.

Ce projet partait du principe que le système actuel de l'administration et des finances, n'ayant aucun contrôle sérieux, ne pouvait pas être maintenu. Il venait de s'écrouler, presque sans résistance: c'était pour ainsi dire, une banqueroute complette. Le gouvernement même était convaincu de la nécessité d'une réforme réelle, le Cardinal Bernetti Secrétaire d'État en était pénétré. De l'autre côté, un gouvernement constitutionnel fut reconnu entièrement inadmissible pour le gouvernement pontifical.

---

*) „Kommt der Tag (und der kommt bald), wann der Löwe sich im Käfig eingeschlossen sieht, so wird er, das glauben Sie mir nur, Europa zittern machen, bevor er sich ergibt." — Vgl. I, 250.

Le système Prussien se trouvait entre les deux. Il était basé sur l'émancipation des villes de la Monarchie en 1808, et sur la formation de conseils (États) provinciaux, émanant des municipalités élues par les propriétaires. Ces conseils s'occupent des intérêts de la province, ont une part réelle dans son administration, et sont enfin munis du droit des pétitions au Souverain pour les affaires provinciales. Il est connu que c'est sur ces bases que la Monarchie Prussienne s'est reconstruite, de 1808 à 1845, et que la restauration de l'ordre et de la tranquillité s'est opéré au moyen et par la force de la stabilité qui est dans cette base.

Ce système parut d'autant plus adapté aux États pontificaux, que l'immense majorité de la population, y compris la noblesse, vit dans des cités, et que presque chaque ville avait eu un statut *(statuto)*, fruit d'une expérience de plusieurs siècles, et que les Italiens se sont toujours montrés particulièrement capables de s'occuper des intérêts municipaux et locaux, et jaloux des droits qui s'y rapportent.

La cime de l'édifice devant être un Conseil *(consulta)* siégeant à Rome, avec des pouvoirs consultatifs, et y exerçant un contrôle moral sur l'administration et les finances, l'élément populaire ne pouvait se trouver que dans les élections municipales.

Avec cette base il n'y avait pas de danger pour le maintien du gouvernement du Pape; sans elle, l'édifice s'écroulait, manquant de base, n'inspirant de la confiance à personne.

Ces idées furent développées par le Ministre de Prusse dans un Mémoire justificatif, résumé des Conférences, dont des copies furent données aux membres de la Conférence.

Après des discussions sérieuses, le projet fut accepté unanimement, et signé, *sub spe rati*, par les Ambassadeurs d'Autriche et de France, et les Ministres d'Angleterre, de Prusse et de Russie.

Le gouvernement pontifical approuva ce plan de restauration si complètement que le Cardinal Bernetti fit imprimer des Circulaires, donnant le Texte du Mémorandum, et établissant les principes des mesures organiques à prendre pour son exécution.

Ce fut au mois de Juin qu'arriva une lettre autographe de l'Empereur François, déclarant qu'il ne pourrait sanctionner le projet, si l'on ne rayait pas les mots, en parlant des municipalités

„élues par les populations";

que, s'il y avait une telle municipalité à Bologne, il serait impossible d'en refuser une à Milan, ce qui n'était pas compatible avec les principes selon lesquels la maison Impériale était résolu de gouverner le Royaume Lombardo-Vénitien.

Il est bon de savoir, que la loi électorale avait été laissée en-

tièrement au gouvernement pontifical. Le Mémoire justificatif, en établissant ce principe, entrait même en discussion sur l'idée, si au lieu de donner une loi électorale uniforme, on ne pourrait pas faire revivre les anciens Statuts locaux et historiques, sauf les modifications requises par les circonstances actuelles. Le Pape avait donc la liberté la plus ample pour règler l'exécution du principe.

Grégoire XVI dut céder aux instances de l'Autriche: la conférence se dissolut. Le projet tomba avec sa base, les autres mesures faiblement exécutées n'eurent aucun résultat, exactement comme tout le monde l'avait prévu. La corruption de l'administration, la péculation, le gaspillage des deniers publics, la fraude systématique, l'anarchie, l'épuisement des finances augmentèrent terriblement de 1833 à 1846, année de l'avènement de Pie IX.

B.

De 1846 à 1859.

Le Mémorandum de 1832 fut donc tué par l'Autriche, et ses débris furent trahis par les Cardinaux et les Prélats. Ce même Mémoire, dans sa plénitude, fut proclamé par Pie IX comme base de sa réforme.

Il fallait bien donner plus en 1848 que ce qui aurait suffi en 1832. Cependant la base resta même après que la révolution succomba, comme le prouve la loi électorale de Pie IX de 1852.

En écartant d'abord la question italienne dans sa généralité, et en ne s'attachant qu'au problème d'une réforme réelle des États Pontificaux, on devra toujours dire, que cette réforme ne peut avoir d'autre base que celle posée dans le Mémorandum.

Le mot de notre âge est décentralisation, dans le sens de *self-government*, ou d'un mouvement indépendant dans la base, c'est-à-dire dans la formation de municipalités, élues par les populations, et agissant avec un contrôle intérieur, ce qui donc n'est pas celui de la police centrale que depuis Louis XIV on appelle sur le continent le gouvernement.

Si l'expérience a prouvé qu'on ne peut pas former un gouvernement constitutionnel, malgré tout l'échafaudage parlementaire, sans une libre administration, cette vérité est encore infiniment plus saillante dans une forme de gouvernement qui, comme le système pontifical, ne peut jamais devenir constitutionnel dans ce sens. Il est clair qu'il ne peut avoir de racine vivante que dans les municipalités. Les quatre cinquièmes de toutes les populations de l'État pontifical vivent dans des villes: et même les plus petites villes peuvent très facilement s'organiser en Italie municipalement.

Il est dangereux de mettre l'élément démocratique aux dégrès du trône, en commençant par des élections parlementaires. La vie communale assure l'intérêt du peuple dans son gouvernement, la stabilité vivante de la société, et forme la garantie contre l'absolutisme comme contre l'anarchie. On ne peut trop se hâter de la favoriser partout, mais dans l'État Pontifical considéré en soi-même, c'est la seule vie politique possible.

L'Autriche, autant qu'elle ne change pas la nature et de son gouvernement et de sa politique, ne peut même admettre ce système: l'Empereur Napoléon III peut le faire, avec les applaudissemens de l'Europe, le lendemain du jour où il aura proclamé pour la France le principe de „municipalités élues par les populations", et posé ainsi la base de la seule vraie décentralisation, qui est l'administration libre.

Le principe et le but sont reconnus expressément dans les „Idées Napoléoniennes". Le seul homme qui eut le courage et le privilège de dire la vérité sur ce point à Napoléon I, Fiévée, reconnut et démontra dans sa „Correspondance" que l'admission de ce système serait non seulement conforme au principe de l'Empire, mais indispensable pour son maintien. Et cependant le socialisme n'existait pas encore dans ce temps, — phénomène dont le seul antidote est l'organisation légale de l'administration communale.

Aus dem März 1860 sind die folgenden Briefe Bunsen's an einen seiner Söhne über die Veröffentlichung der Humboldt'schen Briefe an Varnhagen mit den berufenen Auszügen aus dessen Tagebuch:

Cannes, 8. März 1860.

Der Skandal von Varnhagen's boshaftem Tagebuch ist groß genug, doch freue ich mich, daß die Beschlagnahme zurückgenommen ist. Die Gesellschaft muß das Weib in den Bann thun: aqua (Thee) et igni (Kaminfeuer) muß sie interdicirt werden. Meinetwegen können alle meine Briefe an Humboldt gedruckt werden, auch seine an mich. Diese enthalten sowenig als jene „Impietäten" gegen unsern königlichen Freund. Ich erinnere mich einer Aeußerung über Lange und Steinmeyer, bei Gelegenheit meiner Klagen über die Abnahme der in Bonn durch Bleek repräsentirten kritischen exegetischen Schule; in dem Sinne habe ich mich auch im englischen „Hippolytus" über Lange's kritische Arbeiten zum Neuen Testament ausgesprochen. Wie sehr ich ihn dabei in seinem eigenen Gebiete, der Pastoraltheologie, und als lebendigen Christen und Prediger schätze, weiß er und wissen Alle, mit denen ich über ihn gesprochen habe. Bitte, sage ihm das gelegentlich.

10. März 1860. Ihr macht Alle zu viel Lärm von dem Varnhagen'schen Geklatsch. Ehe zwanzig Jahre vergehen, werden ganz andere Geschichten an den Tag kommen. Uebrigens werde ich mir das Buch kommen lassen. . . .

16. März 1860. ... Also nun zur Varnhagen'schen Bescherung. Es ist die Rache eines „an den Höfen gezähmten Wilden", wie er sich in dem Stammbuche der Frau Schwabe unterzeichnet hat: ausgearbeitet, systematisch, von einem boshaften Menschen, der sich 1820 mishandelt wußte, mich aber haßte, weil ich ihm nie einen Besuch machte und er nicht klug aus mir werden konnte (wir haben uns nur bei der Tafel des Prinzen August gesehen). Mir war der Mensch zuwider als rein persönlich und negativ; auch wollten Männer wie Niebuhr, Stein, Schleiermacher nie etwas von ihm wissen. Das Entsetzliche im Buche ist mir Humboldt's Ausspruch (Motto vor dem Buche): „Wahrheit ist man nur dem schuldig, den man tief achtet." Das ist so schlimm wie der ärgste Jesuitismus. Ich finde Varnhagen und durch diesen die Assing vollkommen ermächtigt, die Briefe zu veröffentlichen, aber dadurch nicht berechtigt, es zu thun, während der König noch lebt. Das ist unmenschlich und unsittlich.

Es ist sehr schwer, mit Würde, also mit Wahrheit sich darüber zu äußern, was mich betrifft. Eine Kleinigkeit zu berühren ist kleinlich; die Wahrheit zu sagen, ohne den König bloßzustellen, kaum möglich. Der Unsinn mit den beiden Erzbischöfen ist ein Beweis der Flüchtigkeit Varnhagen's. Humboldt hat reden wollen von einem Schreiben von mir, welches der König wünschte an den Erzbischof, nämlich von Canterbury; er wird gleichzeitig einen Witz gemacht haben, daß ich immer in erzbischöfliche Sachen (Köln, Freiburg, Mainz) mich verwickele; so ist der Irrthum entstanden. Kurz, ich lasse die Sache auf mich wirken; unterdessen mache ich „Aegypten" fertig, dann wird es Zeit sein.

Die Iden des März im Jahre des Heils 1860 sind gekommen und vergangen, und nie haben sie der Menschheit eine schönere Gabe gebracht, als in dem gestern in Mittelitalien geschlossenen Scrutinium: fast 3 Millionen Menschen, welche einem eiteln alten Narren als glückliches Dynastenfutter erschienen, einem jesuitischen Intriguanten als Sklaven verdammenswerther Demagogen, haben erklärt, sie wollen leben und sterben für eine einige „Alta Italia". Höchstens zehn Procent Minderheit in Toscana, in Romagna nur höchstens zwei Procent! Die Haltung ist durchaus würdig, ja erhaben und erhebend gewesen. Der Kaiser läßt die 50000 Mann noch am Mincio (bis zum Congreß) und der Weltfriede ist unvermeidlich, trotz des Papstes. Gott sei gedankt! Nichts als die unbedingte Unmöglichkeit hat mich abgehalten, nach Florenz zu gehen. . .

Ich freue mich des Tones unserer Blätter über die entsetzliche Vor-

lage des dreijährigen Dienstes. An — — habe ich vorigen Sonntag eine starke Formel geschrieben: „Die Annahme wäre Armuthszeugniß für die Verfassung, Selbstmord für die Kammer, Siegel der Barbarei für das Land." „Und doch", habe ich hinzugesetzt, „thut es mir noch leider, daß der Fluch des Landes auf ein so achtungswerthes und mir liebes Ministerium fallen wird."

Als Vademecum habe ich dem Geheimen Rathe Karl bei seiner Abreise heute früh einen acht Seiten langen Brief mitgegeben: Aufforderung, einen Theil seines Vermögens (als berliner Richarz) für die Stiftung einer Realuniversität in Berlin zu widmen im Jubeljahre 1860.

Er schwärmt für diese Idee. Ich habe den ganzen Plan skizzirt.*)

---

*) Trotz der zunehmenden Körperschwäche Bunsen's mehrte sich auch jetzt noch der Umfang seines Briefwechsels durch den Gedankenaustausch mit französischen Gelehrten über die Grundlagen der wissenschaftlichen Theologie. Besondere Hervorhebung verdienen darunter Bunsen's Briefe an Ernst Renan und an Dr. Réville in Rotterdam. Sie sind daher auch in der englischen Ausgabe vollständig mitgetheilt, konnten aber in der deutschen den anderen Beigaben gegenüber, in denen dieselben Ideen eingehend besprochen sind, zurücktreten.

Siebenter Abschnitt.

Das letzte Lebensjahr.

(November 1859 bis November 1860.)

Schillerfest in Heidelberg. — Bunsen's Abschied von dort. — Aufenthalt in Paris und Cannes. — Familiensorgen. — Hauskauf in Bonn. — Das letzte Halbjahr in Bonn. — Besuche der Kinder. — Geburtsfest, 25. August 1860. — Zunahme der Krankheit. — Bettlägerigkeit seit 28. October 1860. — Scheinbare Besserung. — Tod, 28. November 1860. — Leichenbegängniß, 1. December 1860.

Der November 1859 fand Bunsen noch in Heidelberg, eifrig damit beschäftigt, den versprochenen Theil des „Bibelwerkes" zu beendigen und abzusenden, um sich für die Reise über Paris nach Cannes freizumachen, wo er im vorigen Jahre die ermuthigende Erfahrung gemacht hatte, daß die Seeluft und das südliche Klima auf sein Leiden lindernd einwirkten. Er war begierig und ungeduldig abzureisen, aus Furcht vor dem Winter, der sich früh und mit einem ungewöhnlichen Grade von Düsterheit und Strenge eingestellt hatte; aber er war zugleich ernst gestimmt und bewegt bei dem Hinblick auf den Abschied von dem schönen Orte, in welchem er fünf Jahre gewohnt, und von dem freundlichen Zimmer, das gewissermaßen von seinen Gedanken erfüllt war, und in welchem er mit soviel Thatkraft und Befriedigung gearbeitet hatte. Die Aussicht, sich schließlich in Bonn niederzulassen und sich dort einer neuen Art von geistiger Thätigkeit und directer Einwirkung auf die Jugend hinzugeben, beschäftigte ihn nicht minder. Zwar war daselbst noch keine passende Wohnung gefunden, aber er zweifelte nicht, daß sie sich finden würde, und der Gedanke, endlich ein eigenes Haus zu besitzen, beschäftigte ihn lebhaft! Es sollte, wie das erste eigene, so das letzte sein, welches er auf Erden bewohnte, und lag nicht weit von der Stelle entfernt, die zu seiner Ruhestätte bestimmt war!

Der Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstag wohnte Bunsen noch mit besonderem Interesse bei; sein deutsches Herz umgab mit stets jugendlicher Liebe jeden Umstand und jeden Menschen, die Deutschland zum Ruhm und zur Ehre gereichten. Am Vormittage des 10. November fuhr er nach der Stadt, um den Aufzug der Würdenträger der Universität, der städtischen Vertreter, der Gewerbe und der Studenten mit anzusehen; hörte auch einige der begeisterten Reden, aber nicht ohne sich durch die damit verbundene Aufregung eine Verschlimmerung seines körperlichen Zustandes zuzuziehen. Ein unvergeßliches Schauspiel bildete am wolkenlosen Abend dieses schönen Tages, von Bunsen's Studirzimmer aus betrachtet, das heidelberger Schloß, die Brücke und die Kirche, deren Umrisse sowie die der umgebenden Hügel der Vollmond deutlich hervortreten ließ, während die Fackeln der Studenten die Straßen erhellten und im Neckar sich abspiegelten, in schönem Gegensatz zu dem Bengalischen Feuer, welches vor der Front des Schlosses leuchtete.

Wenige Tage später verließ Bunsen Heidelberg und die Behausung, die er nicht wieder sehen sollte. Bewegt blickte er von der Schwelle seines Studirzimmers auf die ihm so vertraut gewordene Räumlichkeit zurück.

Auf der Reise nach Paris nahm sich der als philosophischer Schriftsteller wohlbekannte Professor Karl Waddington zu Strasburg auf das freundschaftlichste seiner an, und am folgenden Morgen empfing ihn auf dem Bahnhofe in Paris sein Sohn Ernst, der ihn in eine behagliche Wohnung im Hôtel-du-Louvre geleitete. Seine Frau und Töchter, denen unterdessen die Sorge des Auszuges aus Charlottenberg oblag, traf er erst am Abend des 3. December in Lyon wieder.

Seine Zeit in Paris war zwischen seinem Sohne Ernst im Hôtel-du-Louvre und seiner Freundin Frau Salis Schwabe in ihrem dortigen Hause getheilt. Seine Vormittage und die meisten seiner Abende wurden in belebter Unterhaltung verbracht; er erfreute sich außerdem an der Besichtigung der Bildergalerie im Louvre und der Gemälde Ary Scheffer's, dessen Tod er tief beklagt hatte; auch einer Sitzung des Instituts wohnte er mit größtem Interesse bei. Einigemal war er auch im Stande, in ausgewählter Gesellschaft geistreicher Leute, wie sie in Paris zu finden sind, zu speisen; so im Hause von Eduard Laboulaye und von Rosseuw de St.-Hilaire. Diese Tischgesellschaften gewährten ihm so viel Vergnügen, daß er bedauerte, an einer dritten nicht theilnehmen zu können, zu welcher der berühmte Akademiker Julius von Mohl und seine geistreiche Frau viele literarische Berühmtheiten

eingeladen hatten. Gütige Freunde waren allezeit bereit, ihn an solchen Abenden zu besuchen, an denen er seine Zimmer nicht verlassen konnte; einer jener Abende blieb besonders seinem Gedächtnisse eingeprägt, wo Ernst Renan den Gegenstand eines Commentars zum Hohenliede mit ihm ausführlich besprach, den er bald nachher veröffentlicht und Bunsen gewidmet hat. Die Gräfin St.-Aulaire und der ehrwürdige Kanonikus Martin de Noirlieu gehörten zu denen, die er mit ganz besonderer Freude wiedersah.

Man überblickt so freundliche Stunden und Tage, wie sie sich in seinen bereits mitgetheilten Briefen abspiegeln, mit dankbarer Wehmuth und möchte gern länger bei jenen Tagen verweilen, die von geistigen und geselligen Genüssen so sehr verschönert waren, daß sie das bei ihm stets starke Lebenskraft-Bewußtsein noch steigerten und ihn so befähigten, für den Augenblick den Fortschritt jener tückischen Krankheit zu vergessen, die sich seiner immermehr bemächtigte. Die wohlbekannte Gegend in Cannes wurde freudig begrüßt, aber nicht in dem Grade genossen wie im vorhergehenden Jahre, weil die Pflanzenwelt noch Spuren der sogar in jenem begünstigten Orte ungewöhnlichen Kälte des November 1859 an sich trug, und das Wetter frostig und winterlich war. Die letzten Tage des Jahres wurden in Nizza verbracht, hauptsächlich um den Verkehr mit der ehrwürdigen Gräfin Bernstorff zu erneuern — der Witwe des Gönners und Freundes in Berlin, die ihm den Beginn seiner diplomatischen Laufbahn durch ihre besondere Gunst und Herzlichkeit erleichtert und verschönert hatte. Ebenso durfte er sich zum letzten male mit der Großherzogin Stephanie von Baden unterhalten, deren Geist noch so frisch war als jemals, während die Körperkräfte in einem Grade erschöpft schienen, der Bunsen mit den traurigsten Befürchtungen erfüllte.

Im Januar 1860 war es denen, die ihn liebten und beobachteten, noch immer vergönnt, die Hoffnung einer möglichen Wiederherstellung festzuhalten. Außerdem daß er während jenes Monats und der größeren Hälfte des Februar mit seiner gewöhnlichen Kraft und Lust an der Bibelübersetzung und -Erklärung arbeitete, und noch die letzten Zusätze zu der englischen Ausgabe seines Werkes über Aegypten hinzufügte, war er im Stande, sich mehr Bewegung in der freien Luft zu machen, als ihm seit langer Zeit möglich gewesen war, und geistigen Verkehr mit manchen willkommenen Besuchern zu genießen, so mit Prosper Mérimée, Jean Reynaud, Cobden. Zu den schönsten Erinnerungen dieses Zeitraums gehört der Besuch seines Sohnes Karl nebst dessen Frau aus

Turin mit ihrem lieblichen Knaben, der damals in voller Gesundheit blühte, jedoch seinen Aeltern nur „geliehen, nicht gegeben" war.*)

In der Nacht des 25. Februar wurde die Hand des nahenden Todes zum ersten male unzweideutig empfunden. Es überkam ihn ein ungewöhnlich heftiger Erstickungsanfall, von Schmerzen in der Gegend des Herzens begleitet, welche sich nur dem Grade, nicht der Art nach von jenen unterschieden, welchen er seit seinem Aufenthalte in Stolzenfels im August 1845 bei dem Besuche der Königin Victoria bei Friedrich Wilhelm IV. beständig unterworfen gewesen war. Die Stunde furchtbaren Leidens, die er bei dem jetzigen Anfalle zu erdulden hatte, erwies sich als „des Endes Anfang". Bei keinem vorhergehenden Anlasse hatte er sich dem Tode nahe geglaubt, so betäubend auch oft sein Zustand für die Zuschauer und so beängstigend er auch für ihn selbst gewesen sein mochte. Jetzt aber glaubte er den Anfall nicht zu überleben und flüsterte Worte feierlichen Abschiedes, die Namen seiner Kinder und Freunde mit Gebeten und Segenswünschen, erklärte seinen Glauben an Gott durch Christum in gebrochenen Sätzen, nach Athem ringend und allem Anscheine nach in den letzten Zügen.

Damals jedoch sollte er noch nicht erlöst werden. Und obgleich es kaum begreiflich scheint, wie er nach einem solchen Anfalle sich mit der eiteln Hoffnung auf endliche Wiederherstellung seiner Gesundheit und Kraft getragen haben sollte, so ist es doch sicher, daß das Bewußtsein, noch in vollem Umfange die Kraft zu besitzen, den während eines langen Lebens aufgehäuften Gedanken- und Wissensschätzen schriftlichen Ausdruck zu geben, ihn hoffen ließ, noch hinreichend viel schmerzfreie Zeit zu haben, um sein großes „Bibelwerk", wenn nicht ganz, so doch beinahe zu vollenden. Die erforderlichen Vorstudien waren gemacht, es brauchte nach seiner Meinung nur noch das wohlzubereitete Metall in die Form gegossen zu werden. Ja seine Einbildungskraft beschäftigte sich sogar nochmals mit dem Plane, in Bonn Vorlesungen zu halten, was er sich nicht als eine Anstrengung vorstellte, wovon er sich im Gegentheil eher Erleichterung versprach; und seine natürliche Anlage zum Hoffen erheiterte ihn durch die Aussicht, auf die Gemüther seiner jugendlichen Zuhörer durch das Wort größeren Einfluß auszuüben, als ihm durch seine Schriften bei seinen Zeitgenossen möglich geworden war.

Etwas aufgerichtet wurde am 4. März der niedergebeugte Muth der Familie durch den unerwarteten Besuch zweier werther Freunde,

*) Er starb in Turin, wenige Monate vor seinem Großvater, den 26. Juni 1860.

des Grafen Pietro Guicciardini und des Baron Boris von Uexküll mit seiner Gemahlin aus Nizza; und man nahm eine Einladung zum Gegenbesuch auf der Villa Potocka bei Nizza in der Hoffnung an, durch die Veränderung einige Erfrischung zu erhalten. Am 31. März unternahm Bunsen die Fahrt in Begleitung seiner ältesten Tochter, während seine Frau zurückblieb: die längste Trennung der Eheleute, die noch vor dem letzten irdischen Abschiede stattfinden sollte. Leider wurde der Zweck, durch Veränderung der Luft, der Umgebung und der Gesellschaft Erholung zu schaffen, nicht erreicht; er kehrte mit demselben traurigen Leidensausdruck zurück, mit welchem er fortgegangen war; mit jenem Ausdruck, welchen sein letztes (diesem Bande beigegebenes) Bild, von Röting aus Düsseldorf im folgenden Sommer zu Bonn gemacht, nur allzu treu bewahrt hat.

Ein Besuch seines jüngsten Sohnes Theodor, der auf seinem Wege nach Triest, wo er sich der unter Leitung des Grafen Eulenburg nach Japan und China abgehenden preußischen Gesandtschaft anzuschließen hatte, von seinen Aeltern Abschied nehmen wollte, und die Rückkehr seines Sohnes Karl mit dessen Frau von einer Reise nach Rom und Neapel waren Ereignisse, welche einigermaßen Trost und Abwechselung hervorbrachten, die nur zu nothwendig waren, um über die Zeit wegzukommen, bis die Reise nordwärts nach Bonn, ohne die Gefahr eines zu plötzlichen Witterungswechsels, unternommen werden könnte. Während des Decembers und Januars hatte Bunsen noch öfters den Plan gefaßt, einen Theil seines geliebten Italiens unter den gegenwärtigen hoffnungsvolleren Zuständen auf seinem Heimwege wiederzusehen; dann wieder pflegte er unter Aufgeben dieser größeren Unternehmung sich die leichtere Reise über Paris zu versprechen, wo er den freundschaftlichen Verkehr, auf welchem sein Geist mit so großer Befriedigung weilte, zu erneuern und im Stande zu sein hoffte, noch einmal den Louvre zu genießen und seiner Frau die Gemälde Ary Scheffer's zu zeigen. Aber seit seinem Anfalle im Februar mußten diese freundlichen Träume verschwinden und das innere Bewußtsein seiner Unfähigkeit, sich wie in vergangenen Zeiten anzustrengen und zu genießen, an die Stelle der hoffnungsvollen Entwürfe treten, die ihn vorher so sehr erfrischt hatten.

Am 30. April traf die Familie ein schwerer Schlag durch das wahrhaft schreckliche Unglück, welches der jüngsten Tochter Mathilde widerfuhr. Sie hatte in dem Zimmer einer Freundin im oberen Theile eines Hauses zu Cannes längere Zeit im traulichen Zwiegespräch gesessen und nahm von ihr, auf den obersten Stufen der Treppe stehend,

eben Abschied, als die Treppe sich in unerklärlicher Weise von ihren Befestigungen loslöste. Ein jäher Sturz durch die Luft, der sie zerschmettern zu müssen schien, bis auf die im ersten Stock befindlichen Stufen herab, war die Folge. Doch sollte ihr noch Schlimmeres widerfahren: die Treppe, welche nirgends hinreichenden Widerhalt gefunden hatte, fiel ihr unmittelbar nach und begrub sie anscheinend unter sich. Es dauerte einige Zeit, bis der Angstschrei der Freundin vom Fenster herunter deren Familie aus dem Garten hereingerufen hatte. Mathilde wurde unter der Treppe hervorgezogen, wunderbarer Weise noch am Leben! Es stellte sich heraus, daß ein Beinbruch stattgefunden hatte, dessen Heilung, zu spät, um noch von Bunsen's freudiger Theilnahme begleitet werden zu können, erst mehrere Monate später infolge einer Operation des Professors Busch in Bonn gelang. Dazwischen lag eine Zeit voller Schmerzen und Hülflosigkeit, welche den auch sonst schweren Frühling und Sommer 1860 für den liebenden Vater noch zu verdüstern geeignet war.*)

Die unmittelbare Folge dieses Schlages war die zu dem sonstigen Leid hinzukommende Prüfung, daß die Familie sich trennen mußte; denn Mathilde durfte nicht reisen, ebenso nothwendig dagegen war es, daß die Aeltern ihre nördliche Heimat zu erreichen suchten, bevor eine heißere Jahreszeit die Beschwerden der Reise vermehrt hätte. Sie reisten deshalb, von ihrem jüngsten Sohne begleitet, am 14. Mai von der Maison Pinchinat ab, demselben Hause, von dem sie gerade vor Jahresfrist mit heiteren Hoffnungen geschieden waren, welches sie aber jetzt in dem trüben Gefühle verließen, ihre jüngere Tochter unter langwierigen Leiden und die ältere unter der Last angstvoller Sorge zurücklassen zu müssen. Es war in der That ein Zusammentreffen von Kummer und Sorgen, unter dem sich die Reisenden auf den Weg machten, — von einem Sohne begleitet, welchem sie vier Tage später Lebewohl sagen mußten „auf Jahre oder gar für immer". Bis nach Olten in der Schweiz, dem Punkte, wo die beiden Eisenbahnzüge sich trennen, begleitete Theodor seine Aeltern, die nach raschem Scheidegruß auf Basel abfuhren, während er über Venedig nach Triest eilte, um in vollem Einverständniß mit seinem Vater die Reise in das ferne Ostasien anzutreten.

Bei der Ankunft in Basel am 19. Mai, wenige Stunden nach

---

*) Mathilde von Bunsen konnte nach ihrer Herstellung noch mehrere Jahre rüstig und thätig verbringen. Sie starb als Diakonissin zu Neuen-Dettelsau im Februar 1867.

der Trennung von dem einen Sohne, fanden die Reisenden ein Telegramm, welches meldete, daß ein anderer Sohn die Aeltern in Baden-Baden erwarte, wo sie gehofft hatten, auf ihrem Wege nach Bonn der Prinzessin von Preußen ihre Aufwartung machen zu können. Aber Bunsen fühlte sich dieser Aufgabe, so wohlthuend sie seinem Herzen gewesen, nicht gewachsen, und so wurde Ernst durch ein Telegramm aufgefordert, zu seinen Aeltern nach Basel zu kommen, wo sein Vater auszuruhen wünschte, um in der Behandlung des Dr. Jung Erleichterung zu finden. Die Unterhaltung und der persönliche Charakter dieses trefflichen Arztes hatten jedoch eine belebendere Wirkung als seine ärztliche Behandlung. Zum Schluß ertheilte er Bunsen den Rath, die Wirkung eines mehrtägigen oder mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Badenweiler zu versuchen, und so reiste dieser denn am vierten Tage nach diesem schönen Orte ab. Er war schon einmal dort gewesen und erwartete eine Erleichterung, wie sie ihm damals zutheil geworden. Der Sonnenschein, das Frühlingswetter, die reiche Vegetation, die große Menge der Blüten, — alle diese Umstände vereinigten sich, um Bunsen's Heimkehr nach seinem Vaterlande zu begünstigen. Er begrüßte mit Entzücken die Reize eines deutschen und protestantischen Dorfes, ganz besonders aber den mehrstimmigen Gesang des nach Sonnenuntergang unter einem Baume versammelten, vom Schulmeister des Ortes geleiteten Sängerchores. Der Lehrer erwies sich bei näherer Kenntniß als einer jener Männer von guter Erziehung, deren Bildung weit über ihrem äußeren Stande steht, wie sie sich oft in Deutschland finden, die sich durch den Kampf um das tägliche Brot nicht herabziehen lassen. Er hatte die Gewohnheit gehabt, einen Theil der kärglichen Muße, die ihm sein arbeitsvoller Beruf übrigließ, dazu anzuwenden, die Fähigkeiten im Singen und die veredelnden Einflüsse des Gesanges in seinen der Schule entwachsenen früheren Schülern zu pflegen. Bunsen freute sich über die Aufführung; ein Lied besonders gewährte ihm Vergnügen, worin die Zeilen: „Wo ist mein Haus? Im Himmel ist mein Haus" öfters vorkamen. Seine freundliche Theilnahme und Ermuthigung werden wahrscheinlich daselbst noch in der Erinnerung Einiger leben. Er ritt in die Eichenwälder, fuhr in das reizende Thal und erfreute sich der wohlthuenden Aufmerksamkeit seines Sohnes; aber nach drei Tagen drängte es ihn, sein Daheim zu erreichen, da er nur zu gut fühlte, daß das, was ihm fehlte, nicht mittels Luft und Umgebung zu erlangen wäre, und seine Hoffnung auf die wohlbekannte Geschicklichkeit und Urtheilskraft des Dr. Wolff in Bonn setzte.

Am 24. Mai kam die Gesellschaft in Mannheim an, wo Bunsen mit seiner Tochter Theodora und ihrem Gatten, Baron Ungern-Sternberg, zusammentraf. Am 25. brachte ihn das Rheindampfschiff nach Bonn; unterwegs kamen in Neuwied seine Schwiegertochter Elisabeth und ihre Kinder an Bord, und in seinem eigenen Hause wurde er von seiner Tochter Emilie, seinem Sohne Georg und dessen Frau empfangen, welche in ihren Vorbereitungen zu seiner Behaglichkeit unermüdlich gewesen waren. So war die letzte mühevolle Reise vollendet und der letzte Ruheplatz auf Erden erreicht. Es kehrte ein Schimmer von Hoffnung und Glück zurück, als sich Bunsen mit dem Ordnen seiner Bücher beschäftigte, seine Arbeitstische aufstellen ließ und seine Arbeiten, wenn auch nur in beschränktem Maße, wieder vornahm. Er ließ im Allgemeinen die häuslichen Einrichtungen treffen, ohne Bemerkungen oder Einwendungen zu machen; nur als er bemerkte, daß sein eigenes Bild in einer Vertiefung so aufgestellt war, daß es auf den Christus von Leonardo da Vinci hinübersah, sagte er mit dem Ausdruck der Befriedigung: „Das gefällt mir! Ich wünsche, daß man sich so meiner erinnere, als auf Christum hinblickend.“

Die Behandlung des Dr. Wolff führte eine fast vierzehntägige Befreiung von Erstickungsanfällen herbei. Aber nach dem 11. Juni verschwanden alle Spuren der Besserung, und von nun an ging es ohne Unterbrechung abwärts. Dr. Wolff äußerte schon damals mit seiner gewöhnlichen Klarheit und Aufrichtigkeit gegen Georg von Bunsen, daß in den Functionen des Herzens eine Störung vorhanden sei, für welche die ärztliche Kunst kein Heilmittel besäße; Erleichterung ließe sich vielleicht bewerkstelligen, aber keine Herstellung. Ueber die wahrscheinliche Dauer der Krankheit befragt, sagte er: „Gebe Gott, daß der Tod bald und plötzlich eintrete; im anderen Falle steht ein unsäglich schmerzliches Krankenlager bevor.“

Der von ihm vorausgesehene Kampf zwischen Leben und Tod sollte noch sechs Monate dauern; jeder neue Monat wies eine Zunahme des Leidens nach und immer düsterer senkte sich der Schatten des Todes auf ihn. Das schöne Wetter, das Bunsen's Heimreise begünstigt hatte, hörte am 25. Mai auf, und das gemeiniglich von der Natur so freundlich ausgestattete Pfingstfest wurde durch einen fröstelnden Sturm eingeleitet, welcher sich als der Beginn einer Reihe unerquicklicher Monate erwies, die nur zu sehr mit der trüben Stimmung unter denen, die Bunsen umgaben, im Einklange standen. Trotzdem setzte Bunsen täglich seine geliebten Beschäftigungen fort, welche kaum Arbeiten genannt werden dürfen, wenn man unter diesem Ausdruck Anstrengungen ver-

steht; denn das Niederschreiben der Ergebnisse seiner jahrelangen Erwägungen und Untersuchungen war für ihn keine Arbeit; es war ein wirkliches Ausströmen aus dem Vollen heraus. Wenn er seine tägliche Ausfahrt machte, ließ er es sich angelegen sein, in den Wohnungen aller Universitätsmitglieder der Reihe nach seine Karte abzugeben, mit der Bestellung, daß er unfähig sei, Treppen zu steigen. Gelegenheiten zum Verkehr, wenn er fähig war, die Gegenbesuche zu empfangen, waren ihm immer willkommen, wie sie es nicht minder für Diejenigen gewesen sein werden, die sich des lebhaften Stromes geistvoller Unterhaltung erinnern, welche das Vorhandensein einer nagenden Krankheit niemals verrieth. Mit lebhafter Befriedigung empfing Bunsen bald nach seiner Ankunft einen langen Besuch der zwei damals in Bonn studirenden vielverheißenden jungen Prinzen Karl und Anton von Hohenzollern. Verschiedene Besuche entfernt wohnender Freunde waren nicht minder erheiternd für ihn, und noch im Juli erfreute er sich der Unterhaltung und des Spiels Joachim's, den er nicht blos einen Meister in seiner Kunst, sondern auch einen Mann von Werth und von Geist nannte.

Eines Tages entdeckte Bunsen, daß Joachim am Buddhismus großes Interesse nahm, und entschloß sich sogleich, einigen Freunden eine Vorlesung über Buddha zu halten, seine ursprünglichen Anschauungen und die von seinen späteren Verehrern vorgenommenen Aenderungen seiner Lehre. Als der Tag kam, an welchem sich Bunsen fähig fühlte, sein Vorhaben auszuführen, war Joachim zwar von Bonn abwesend, aber Professor Brandis, General von Pfuel, General Tuckermann, Miß Wynn und verschiedene Andere haben noch lange das Leben, die Kraft und die Klarheit im Gedächtniß bewahrt, womit er den vorliegenden Gegenstand behandelte. Ueber eine Stunde sprach er ohne sichtliche Ermüdung; seine hoffnungsreiche Natur schien wieder aufzuleben, als er bemerkte, daß seine Kraft zu sprechen noch ungeschwächt und daß er im Stande sei, einen Gegenstand, welchen er mit besonderem Interesse erforscht hatte, ausführlich zu erörtern. Aber der Versuch wurde niemals wiederholt, indem das Bibelwerk gerade so viel Anstrengung forderte, als der Körper überhaupt noch zu leisten gestattete. Sein Haupttrost in diesen Tagen war die Anwesenheit der Söhne und Töchter, die einer nach dem Anderen zu ihm kamen und darin wetteiferten, ihm durch die mannichfaltigsten Liebesdienste die schweren Stunden fortdauernder Ruhelosigkeit zu erleichtern. Er hatte jederzeit ein treues und selbstloses Herz gegen seine Kinder gezeigt; treue und selbstlose Herzen trugen auch sie ihm entgegen.

Eine Aeußerung Bunsen's aus jenen Tagen, die mehr wie eine andere geeignet ist, von seiner erstaunlichen Kraft Zeugniß abzulegen, mag an dieser Stelle Erwähnung finden. Er hatte im Garten sitzend längere Zeit nach dem Frühstück mit seinem Sohne Georg geredet, freudig aus der Fülle seiner Gedanken und Erfahrungen spendend, wie das seine Gewohnheit war. Als der Sohn sich zum Fortgehen mit den Worten anschickte: er wolle dem Vater die gewohnte Arbeitszeit nicht kürzen, nöthigte Bunsen ihn zum Bleiben. „Ich habe", sagte er, „in meinem ganzen Leben niemals mit Anstrengung gearbeitet, geradezu kaum ein einziges mal; heute würde es eine Anstrengung sein; also bleib', daß wir weiter plaudern."

Im Laufe des Juli wurde sein Bild von Professor Röting in Düsseldorf gemalt, auf die dringende Bitte seines Sohnes Ernst, der er sich nicht widersetzen wollte, obgleich die Anstrengung, lange in derselben Stellung zu verharren, seine Schmerzen erhöhte. Man versuchte, ihn durch das Vorlesen einiger Lieblingsstellen aus Goethe's Dichtungen zu unterhalten, die ihn in hohem Grade rührten und bewegten, wovon leider das sonst gelungene Bild starke Spuren trägt. Den wirklichen Werth des Gemäldes wissen daher nur Diejenigen zu schätzen, welche die eigenthümliche Majestät und Feierlichkeit seines Gesichtsausdruckes während jenes letzten Zeitraums, den er in beständiger Betrachtung des nahen Todes verbrachte, häufig zu sehen und zu empfinden pflegten. Allerdings der Gegensatz ist stark zwischen diesem letzten Bilde (leider in der Färbung zu röthlich ausgefallen) und dem vierzehn Jahre zuvor von Richmond gemalten Porträt, worin ein freudiges Bewußtsein geistigen Lebens und körperlicher Gesundheit ausgedrückt ist.

Mehrfache Sorgen verdüsterten das Ende eines sonst in so vieler Hinsicht glücklich zu nennenden Lebens. Bunsen's Mitgefühl weilte nicht blos bei seiner gelähmten jüngsten und der unter ihrer Pflege schwergebeugten ältesten Tochter, sondern auch bei seinem gefährlich erkrankten Sohne Karl und dessen an den Masern daniederliegenden einzigem Sohne. Dagegen erhellte ein Strahl der Freude und inniger Dankbarkeit die Trauer, als im Laufe des Sommers seine beiden verheiratheten Töchter den Wunsch ihres Herzens in der Geburt eines Sohnes erfüllt sahen. Im Anfange des August hatte er den Trost, seine älteste und jüngste Tochter aus ihrer gezwungenen Verbannung in Cannes zurückkehren zu sehen. Als die letztere sich einer Operation seitens des Professor Busch unterzog, welche durch die fehlerhafte Behandlung eines französischen Wundarztes nöthig geworden war, mußte

man ihrem Vater, trotz des Interesses, das er stets für wundärztliche Operationen an den Tag gelegt hatte, den Tag und die Stunde der Operation verschweigen, um übergroße Aufregung von ihm fern zu halten.

Seine Lebenskräfte gingen jetzt rasch zur Neige, aber sein Eifer, das Bibelwerk möglichst zu fördern, ermattete ebenso wenig wie das Interesse, das er an dem Gange der öffentlichen Ereignisse nahm. Wenn er sich auch im Hinblick auf seinen Zustand gewissenhaft die Entsagung auferlegte, nur Eine Zeitung zu lesen („contrahere vela necesse est" pflegte er wol zu sagen), so wurde doch der Ankunft der Kölnischen Zeitung jeden Abend mit Ungeduld entgegengesehen, und nachdem er es aufgeben mußte, sie selber zu lesen, ließ er sich noch längere Zeit regelmäßig Auszüge daraus vortragen.

Von Briefen Bunsen's aus dieser Zeit sind nur noch die folgenden hier mitzutheilen:

Bonn, 22. Juni 1860.

(An seinen Sohn Heinrich, kurz vor dessen Ankunft in Bonn.) Ich habe wirklich das Ansehen, Deiner vergessen zu haben; allein Deine Mutter und Deine Geschwister sind meine Zeugen, daß dem nicht so ist! Ich habe zu keiner Zeit mehr an Dich gedacht und mit Freuden, als in diesen zwei Leidensmonaten. Auf Deine Ankunft mit Frau und Kind rechne ich so fest, daß ich Alles auf die persönliche Besprechung verschiebe. Außerdem darf ich Dir nicht verhehlen, daß bis zu den letzten Tagen das Schreiben mir eine schwere Anstrengung war. Gottlob! vorgestern, gestern und heute habe ich wieder componirt, das letzte Kapitel meines Epilogs zum englischen „Aegypten" mit Erfolg vorgenommen und ins Reine gebracht, u. s. w. — und erhole mich täglich von der Cur, die mich mehr angegriffen hat als das Uebel; es war eine Vergiftung, gegen die mein Magen sich empörte. Die Nächte werden in demselben Verhältnisse besser.

In zwei bis drei Wochen wird „Aegypten", Jeremia und Ezechiel mir aus den Händen sein und, will's Gott, so findest Du mich, wo ich die Reste me. ʳ Tage zuzubringen hoffe, bei Christus dem Heilande, auch als Schriftsteller.

Unendlich hat mich die große, unverdiente Liebe der edeln Herzogin von Argyll gerührt! Meiner zu gedenken mitten in ihren Sorgen! Ich danke Gott, daß es dort soviel besser geht; aber der Herzog muß sich Ruhe gönnen. Mein erster Brief ist an sie. Deine Liebe in Deiner wohlthätigen Arbeit erfreut mein Herz. Also auf baldiges Wiedersehen!

Bonn, 25. Juni 1860, 7 Uhr morgens.

(An Frau Schwabe.) Sie wissen schon, daß ich nicht selber geschrieben habe, weil ich überhaupt nicht schreiben konnte. Die zwei vergangenen Monate sind recht schlimm gewesen; ich habe den Meinigen viel Mühe und Sorge gemacht. Es geht jedoch etwas besser: wieder kann ich einige Stunden schlafen und habe nicht nöthig, vor Beängstigung aufzustehen. Gott hat Alles gnädig eingerichtet und ich kann nie dankbar genug sein für allen Trost, Hülfe und Erquickung, die ich gefunden und täglich erfahre. Sie wissen, dazu gehört auch nicht am wenigsten Ihre treue Theilnahme! Haus und Garten sind so über alle meine Erwartung schön, und haben sich durch die unermüdliche Sorge und ordnende Thätigkeit meiner Kinder so wunderbar schnell und erfreulich gestaltet, daß wir für unsere Bedürfnisse und Wünsche viel bequemer wohnen als in Carlton Terrace. Seit einigen Tagen habe ich wieder zu componiren angefangen.... Mein Losungswort, wie ich gestern meinen Kindern verkündet, ist „Einkehr"; alle Fäden nach außen sind oder werden abgeschnitten; aber die Fäden, die von Herzen zu Herzen gehen, gehören ja nicht zur Außenwelt. Vom 1. Juli an lese ich keine politischen Zeitungen mehr.

Bonn, 8. August 1860.

(An dieselbe.) ... Vorgestern erhielt ich die Nachricht von Longman, daß der vierte Band meines „Aegypten" erschienen sei und meine zusammenfassende Darstellung der Resultate des ganzen Werks sich im Druck befinde. Am selbigen Tag trafen von Brockhaus die ersten 12 Exemplare vom Bibelwerk V, Urkundenbuch I ein, 664 Seiten: Herstellung des Pentateuchs und der älteren Propheten. Endlich am 14. August gehen die letzten Bogen von Jeremias und Ezechiel in den Druck, um mit den Kleinen Propheten zugleich fertig zu werden, als Schluß von Bibelwerk Band II, die Propheten. Mittwoch darauf kommt mein Ferienmitarbeiter für Kamphausen zum Alten Testament, und ich hoffe im Laufe des Monats auf einen dritten, der mir beim Neuen Testament hilft; die Evangelien gehen in den Druck, will's Gott, 1. September. Ist das nicht genug für einen kranken Mann? Fürchten Sie nicht, daß ich zuviel arbeite! leider! solange die Complication meines Uebels mit einem häßlichen Katarrh dauert, arbeite ich nur 2—3 Stunden täglich. Aber ich habe Ihnen dieses Alles geschrieben, damit Sie sehen, daß Gottes Geist und Hülfe nicht von mir gewichen ist. Heinrich's Hiersein ist ein stündlicher Segen.

Bonn, 28. September 1860.

(An dieselbe.) Wärmsten Dank für Ihren Brief und Ihre wiederholte Aufforderung! Sie haben dabei nur Ihr tiefes Gefühl der Gefahr Italiens und der Freiheit gehört; Garibaldi hat gehandelt durch offene,

unglückselige Erklärung hartnäckigen Eigenwillens; darauf sind Verwickelungen eingetreten; Dienstag tritt das italienische Parlament in Turin zusammen, dort will er sich, sagt man, vertheidigen, d. h. Mazzini's Politik an die Stelle der Cavour'schen setzen. Wer da eingreifen will, muß sich einen sicheren Beruf wissen, sonst handelt er als ein Narr, also als einer, der nicht an Gottes sittliche Weltordnung glaubt! Wie wenig, ja nichts sind wir, wenn wir uns auf das Rad der Weltordnung setzen wollen, wie die Fliege aufs Wagenrad, um es aufzuhalten! Groß sind wir nur, wenn wir im Kleinen oder Großen unseres Berufs warten in gläubiger Hoffnung. „Weg hat er allerwegen", sagt Paul Gerhard in seinem herrlichen Liede:

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der treuen Vaterpflege
Des, der die Himmel lenkt.

(Lesen Sie doch das Lied täglich.) Und nun leben Sie wohl! auf baldiges Wiedersehen!

Ich habe die Nacht, in drei Absätzen, fast 7 Stunden geschlafen; nun geht's wieder an die Propheten!

Bonn, 8. August 1860.

(An die Herzogin von Argyll.) Meine theuerste Herzogin! Worte herzlicher Zuneigung, wie die Ihres letzten Briefes, müssen den Segen des Himmels herabziehen. Meine sterbende Seele dankt Ihnen! Ja, meine gütige Freundin, ich bin getragen worden und werde fortwährend getragen durch jene ewige Liebe, in welcher wir leben, weben und sind, und welche sich in Christus geoffenbart hat. Die Tage sind schwer und die Nächte dunkel gewesen, aber sein Licht hat meine Seele umgeben und gestärkt, und wird, wie ich hoffe und glaube, mich durch die Schatten des Todes leiten, um Zeuge seiner ewigen Herrlichkeit zu sein.

Meine Schmerzen sind größer als die unmittelbare Gefahr, besonders durch zeitweilige Verwickelungen und Verschlimmerungen, aber mein Geist ist noch ungetrübt. Ich habe einen englischen und einen deutschen Band für die Presse fertig gemacht. Der Druck der Evangelien beginnt am 1. September und sie sind mehr als je der Mittelpunkt meiner Gedanken.

Ich bin von der zärtlichsten Liebe und Sorgfalt umgeben und erfreue mich täglich dieses schönen Ortes, ungeachtet der unglaublich unsommerlichen Witterung.

Täglich danke ich Gott, daß ich es erlebt habe, Italien frei zu sehen und Garibaldi als seinen Helden! Jetzt werden 26 Millionen Menschen fähig werden zu glauben, daß Gott die Welt regiert und damit an ihn selber zu glauben.

Gott segne Sie! Für immer Ihr treu ergebener Freund.

Und so, in enger stets und engerm Kreis,
Beweg' ich mich dem engesten und letzten,
Wo alles Leben stillsteht, langsam zu.

Der 25. August, sein Geburtstag, war seit einer langen Reihe von Jahren ein frohes Fest gewesen; diesmal wurde er von allen Anwesenden mit dem Bewußtsein gefeiert, daß es der letzte sei, an welchem es ihnen vergönnt sein würde, das theure Antlitz zu sehen; daß eine Verlängerung seines Lebens kaum möglich sei und unter den vorhandenen Umständen gerade von Denen, die ihn am meisten liebten, nicht einmal gewünscht werden könne. Ueber den Verlauf des Tages berichten wir nach den Aufzeichnungen eines Sohnes:

Als Vater um 8 Uhr zum Frühstückstische trat, war sein Aussehen keineswegs befriedigend, er zeigte sich still, wehmüthig und fast hinfällig. Einen sehr erfrischenden Eindruck aber machte bald nachher ein Besuch im Gartensaale, den die tags zuvor angelangten vier Bildnisse von Sohn's und Röting's Meisterhand (ihn und Mutter, sowie Ernst und dessen Frau darstellend) mit grünen Zweigen und frischen Blumen umkränzt, wunderbar schmückten. Daß ihm dieselben als Geschenk zugedacht wären, hatte er nicht im entferntesten vermuthet; diese Ueberraschung sowie die Aussicht, das Mittagsmahl mit seiner zahlreichen Familie und einigen nahen Freunden in ebendiesem freundlichen Gartensaale einzunehmen, wirkten wohlthuend auf ihn. Doch wurde es bemerkt, daß er vom Anblick des Bildnisses seiner Frau ganz überwältigt in Thränen ausbrach und wie ein Kind weinte, nachdem er es einige Zeit betrachtet hatte. Während des ganzen Vormittags ruhte eine gewisse Beklommenheit auf seinem ganzen Wesen, als wenn der ihn bestürmenden Gedanken und Empfindungen zu viele wären. Um 1 Uhr wurde er nach einem erquickenden Schlummer zum Essen abgerufen.

Es war festgesetzt worden, daß, um dem theuren Geburtstagskinde jede Gemüthsbewegung zu ersparen, durchaus keine Trinksprüche gehalten, sondern nur seine Gesundheit einfach ausgebracht werden sollte. Diese Aufgabe fiel Heinrich, als dem Aeltesten, naturgemäß zu. Seine kurze und sehr wohlthuende Rede schlug den Ton der Wehmuth, welchem sich die Tischgesellschaft niemals hatte ganz entwinden können, fast zu lebhaft an, indem er die Gesundheit „in spe et silentio" ausbrachte, d. i. in stillem Hoffen um den theuren Vater, und mit dem Segensspruche des alten Bundes endete: „Der Ewige segne und behüte dich, der Ewige erhebe sein Antlitz auf dich und sei dir gnädig! Der Ewige erhebe sein Antlitz über dich und gebe dir Frieden." Während dieser geweihten Segensworte, die ihn aufs tiefste zu bewegen schienen, hatte der Angeredete das schwarze Barett, welches seinen Scheitel bedeckt, abgenommen und saß gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen da.

Als nun Vater sich einige Zeit nachher zum Reden erhob, vermochte sein allezeit frischer Geist nur langsam und allmählich die lästigen Fesseln des Körpers abzustreifen, das Gepreßte, allzu Weiche und Wehmüthige von sich zu thun und sich in seiner ganzen Jugendlichkeit zu entfalten. „Meine lieben Kinder und Freunde!“ hub er an, „das weiß ich bestimmt und sicher, daß, wenn es nach Gottes Rathschluß besser ist, dieses nicht mein letzter Geburtstag sein wird, und daß andererseits, wenn Gott also befiehlt, ich fröhlich von diesem Leben scheiden werde.“ Anknüpfend sodann an die Zierathen eines vor ihm aufgestellten riesigen Backwerks, welches rund um die Grundfläche die Namen der Aeltern, der Kinder und der verschwägerten Familien, vornan die Worte „Bunsen, Waddington, Rom 1817“ enthielt, sprach er von dem Aufenthalte in der Ewigen Stadt, an der Seite seiner Frau, im Vereine mit unvergeßlichen Freunden, Niebuhr, Brandis und Anderen, deren einen (Gerhard) er heute wieder umarmen dürfe; umgeben von den Erinnerungen einer großen Vergangenheit, und getragen von den Hoffnungen einer schönen und reineren Zukunft. In einer bewegten Zeit habe er vor 22 Jahren Rom verlassen, schweren Herzens und dennoch mit dem Gefühl, welches er seiner Frau beim Herabsteigen nach dem Wagen an jenem denkwürdigen Abschiedsmorgen mit den Worten ausgesprochen: „Wir wollen uns mit Gottes Hülfe ein neues Capitol bauen.“ Und so sei es geschehen. Nach einer schönen Begrüßung englischer Freunde und nach einem Aufenthalte am Fuße der Alpen, welcher viele seiner Gedanken und Forschungen gefördert, habe sich ihm ein neues Capitol im freien England aufgebaut. Siebzehn Jahre! Wie gnädig habe ihn Gott während dieser Zeit geleitet! Liebe und Freundschaft sei ihm auf allen Pfaden begegnet, das schönste Familienband habe sich dort für mehrere seiner Kinder geknüpft, und edle Freunde und Freundinnen (hierbei nannte er mit herzlichem Ausdruck den Namen der Frau Schwabe, welche zu seiner Linken saß) ihm in treuer Zuneigung angeschlossen. Während all dieser Reden hatten die Anwesenden, ihres Inhaltes und noch mehr des eigenthümlichen Ausdruckes wegen, mit Mühe gegen die Rührung angekämpft, und als Vater nun mit heißem Danke und Segenswünschen für sämmtliche Anwesende und jeden Einzelnen schloß, da meinte man, es müsse Allen und ihm selbst vor Wehmuth das Herz springen. Doch nein! Die Beklemmung, welche bis dahin auf ihm lastete, hatte sich, wie die Schwere des Dunstkreises durch einen erquickenden Regen, gelöst und sein Gespräch wie sein Aussehen waren fröhlich und belebt.

Schon vor diesen Reden hatte man ein Blättchen aus der „Perseveranza“ vorgelesen, worin dem auf Urlaub aus Turin scheidenden Karl von italienisch-patriotischer Seite ein herzlicher Nachruf dargebracht, seine Liebe zu Italien hervorgehoben und auf den Umschwung der Gemüther in Deutschland zu Gunsten der so lange unterdrückten Nation hingewiesen wurde.

Auch sonst hatte manches Wort unwillkürlich nach Italien gedeutet. Jetzt erhob Vater plötzlich seine Stimme und rief: „Aber es wäre ja unmöglich, in solchen Zeiten sich ganz der Gedanken an die Weltereignisse zu entziehen. Wir Alle hängen treu am Vaterlande und gedenken, ohne daß es einer besonderen Aufforderung bedürfte, mit Liebe und Hingebung des Königs und unseres Regenten. Noch drängt es mich, nach einer anderen Seite mich auszusprechen, um euch Alle aufzufordern zum einmüthigen Rufe: Es lebe Italien und Garibaldi!" Und sich vom Stuhle erhebend fuhr er fort: „Ja was wir Alle, lieber Gerhard, Alle, die Italien kannten und liebten, als unzweifelhaft kommend erkannten, aber in vollständiger Ungewißheit in der Zukunft schauten, ob in unserem Menschenalter, ob in funfzig oder hundert Jahren, die Wiedergeburt des schönen Landes, das sehen wir jetzt unter Gottes Schutze vor unseren verwunderten Augen geschehen. Die Wiege unserer heutigen Civilisation, die Mutter aller unserer geistigen Fortschritte, Italien ist frei. Er ist angebrochen der Tag, wo das geistreichste, schöpferischeste Volk Europas, durch Jahrhunderte zerfallen und geknechtet, der Spielball fremder Mächte und zerrissen durch die Macht seiner Widersacher, seine Erhebung feiert, opfermuthig, tapfer und, was das Höchste ist, mäßig. Er ist erstanden, der Held, welcher sein Land aus der Knechtschaft befreit, ein reiner, fleckenloser Held, wie er ein großer und geistreicher Feldherr ist. Garibaldi stellt seine Hoffnung keineswegs allein auf das Schwert oder auf die Diplomaten, sondern auf die gesammte sittliche und geistige Erhebung des Volkes. Einem Verein englischer Damen, welche auf Anregung unserer lieben Frau Schwabe sich zusammengethan, um für seiner Verwundeten Verpflegung Geld und Geldeswerth zu sammeln, schrieb dieser merkwürdige Mann vor kurzem: «Der beste Bundesgenosse, welchen ihr uns schicken könnt, ist die Bibel; sie soll uns die rechte Freiheit bringen.» Ich stehe nicht an, diesen Helden zwei großen Männern an die Seite zu stellen, Moses und Washington. Möge Garibaldi nicht die bitteren Enttäuschungen des Ersteren, und möge er den großen Erfolg des Letzteren erleben. Möge seinem großen Leben eine Stunde vorher ein Ende gemacht werden, ehe er das Geringste gegen die hehren Aufgaben der Landeserrettung unternähme."

Immer heiterer gestaltete sich das Festmahl unter dem Eindrucke der so augenscheinlichen Besserung im Zustande des Geburtstagskindes. Man gedachte der Abwesenden, welche den heutigen Tag im Geiste mit uns feierten, und Vater selbst brachte einen feurigen Trinkspruch aus auf seinen kleinen Enkelsohn Charles Dundas Harford, welcher an ebendiesem festlichen Tage, seinen Aeltern der erste langersehnte Sohn, getauft werden sollte. Nichts vermochte die beruhigte und gesunde Stimmung zu trüben, welche das Fest hervorgebracht, auch nicht die Abreise des Ernst'schen Paares nebst Kindern, welche das dem Besitzer schon so theure bonner Haus

zuerst durch ihre Einrichtung im oberen Stock gewissermaßen hatten erwärmen helfen, und die er heute bereits mit dem 4 Uhrzuge heimwärts entlassen mußte.

In den folgenden Monaten hatte Bunsen gewöhnlich in den Morgenstunden Arbeitskraft genug, um theils den Commentar zum Alten Testament fortzusetzen, theils die drei ersten Evangelien mit seinem Sohne Heinrich zu bearbeiten, der sich als nützlicher Gehülfe erwies. Wenn Freunde aus der Ferne auf kurzen Besuch kamen, so brachte das Vergnügen des Wiedersehens und heitere Unterhaltung für den Augenblick das körperliche Leiden in Vergessenheit; so z. B. am 4. September, als Abeken eintraf und an einer Einladung nach Rheindorf, dem Wohnorte Georg's von Bunsen, theilnahm. Die Abreise Heinrich's, der zu den Pflichten seines geistlichen Amtes zurückkehrte, und seiner Familie am 14. September machte für Mary Harford Platz, welche mit ihrem Manne und drei von ihren Kindern, sobald sie zu reisen fähig war, herübereilte, um noch einmal in die Augen ihres Vaters blicken und die Wärme seiner Liebe empfinden zu können. Der langjährige Freund K. F. Meyer kam zu wiederholten malen und nahm jede Gelegenheit wahr, sich dem Kranken nützlich zu machen.

Anfang October trat eine entschiedene Verschlimmerung in seinem Zustande ein. Als sein Mitarbeiter am Bibelwerk sich eines Morgens einfand, mußte er ihm sagen: „Ich bin nicht im Stande, heute Conferenz zu halten, aber ich habe ausstudirt hinsichtlich Obadiah's, der lebte zur Zeit Jehosaphat's, das ist mir klar.“ Am 11. machte ihm die Fürstin von Wied einen Besuch, der seinen Gefühlen sehr wohlthat, wenn auch jetzt Alles, was sonst ungemischtes Vergnügen zu sein pflegte, zugleich eine schmerzliche Anstrengung kostete. Am 15. hatte er die Ehre eines Besuches seitens der Prinzessin (jetzt Königin) von Preußen, die große Theilnahme an seinem Zustande zeigte, und es entspann sich zum letzten male zwischen Beiden über eine Menge wichtiger Gegenstände eins jener Gespräche, auf die Bunsen so großen Werth zu legen pflegte. Ein Besuch des begabten englischen Diplomaten, Herrn R. B. Morier, gab zwei Tage später zu einer eingehenden Besprechung über politische Gegenstände Veranlassung, bei der die Kraft und der Reichthum seines Geistes die Zuhörer in Erstaunen setzte. Es war dies beinahe das letzte der langen und lebhaften Gespräche, deren Inhaltsfülle und sprühender Geist wol noch im Andenken manchen Freundes fortleben wird. Nach der Ankunft seines Sohnes Karl, am 21., war er noch einmal im Stande, während mehrerer Stunden über die italienischen Verhältnisse und andere öffent-

liche Angelegenheiten zu sprechen. Im Laufe dieser Woche brachte man ihn zweimal in einer Sänfte nach seinem geliebten Gartenpavillon, um den aus Berlin lang erwarteten und endlich angelangten Abguß des Kopfes des vaticanischen Jupiter Olympius in Augenschein zu nehmen. Das erste mal indessen war er kaum im Stande, das von ihm so sehr bewunderte Kunstwerk zu betrachten, und bei der nächsten Gelegenheit äußerte er: „Dies wird wol das letzte mal sein.“ Während der zwei folgenden Tage fuhr er aus und theilte bei dieser Gelegenheit seinem Sohne Georg verschiedene letzte Wünsche, namentlich in Betreff der Zusammenhaltung seiner Bibliothek mit, wobei er sich in rührender Weise aller Befehle enthielt. Diese Ausfahrt am 26. mußte aber die letzte sein, denn so sehr ihn die frische Luft erquickte, war doch die Anstrengung, in den Wagen und wieder herausgehoben zu werden, für ihn zu groß. Am 28. legte sich die Hand des Todes zum zweiten mal auf ihn*) — vom Morgen bis zum Abend dauerte die Athemnoth und der Kampf unaufhörlich fort. Das erfahrene Auge Wolff's glaubte die letzte Stunde gekommen; er flüsterte leise: „Es ist der schrecklich langwierige Todeskampf, den ich befürchtet habe.“

Sechs Tage vorher hatte er den Abschiedsbesuch des trefflichen Pfarrers Wiesmann, der als Generalsuperintendent nach Koblenz übersiedelte, empfangen. Derselbe blieb einige Zeit mit ihm allein und als er Bunsen verließ, äußerte er sich über die feierlichen Eindrücke, die er in dieser letzten Unterredung erhalten habe. Er erzählte unter Anderem, daß, als er Bunsen bemerkt habe, es sei schließlich allein die persönliche Gemeinschaft mit Christus, im Leben sowol als im Tode, welche uns endlich Frieden geben könne, Bunsen hinzugefügt habe: „Viele haben es versucht, aller Art Brücken zu bauen, um zu diesem Ziele zu gelangen; aber ich bin zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß alle jene Brücken niedergerissen werden müssen.“ Wiesmann führte dann einige kurze Bibelstellen an, wovon die letzte die war: „Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus“ (Phil. 4, 13). An diese letzte Stelle hielt sich Bunsen mit besonderer Lebhaftigkeit und erklärte nachdrucksvoll, er habe die Wahrheit dieser Worte täglich mehr und mehr gefühlt und hoffe sie auch bis ans Ende und zwar in noch höherem Grade zu empfinden. Einzelne aus dieser Unterredung aufbewahrte Aeußerungen sind:

Ich habe in allen Leiden in der erlösenden Gnade Gottes in Christo allein Trost gefunden.

*) Der erste Anfall hatte, wie früher erwähnt, am 25. Februar stattgefunden.

Die Wahrheit Dessen, was der Glaube meines Lebens war, habe ich in der Krankheit inniger und immer tiefer gefühlt.

Gottes Liebe und unsere Erlösung in Christo werden mir immer klarer. Für diesen Glauben, den Glauben meines Lebens, finde ich Belege im Neuen Testament (hauptsächlich in den eigenen Worten Jesu), in mehreren Psalmen des Alten Testaments und in den Liedern der Deutsch-Evangelischen Kirche, welche mir immer theurer und schätzbarer geworden sind. Ein paar Belege für diesen christlichen Glauben habe ich gemeint selbst gefunden zu haben; wer weiß? vielleicht lege ich zu viel Gewicht auf sie.

Der letzte Monat.

Einige seiner unter dem klaren Bewußtsein des nahenden Todes geäußerten Worte hier aufzuzeichnen, ist man dem Andenken des Verstorbenen schuldig, dessen wirkliche Anschauung und innerste Ueberzeugung vielfach misverstanden und misdeutet worden ist; aber es würde unnöthig sein, hier jede einzelne Aeußerung anzuführen, so kostbar und tröstlich sie auch für die Ueberlebenden sein mögen. Es ist deshalb eine Auswahl getroffen, um ein treues Bild der Seele zu geben, die in die Ewigkeit hinüberging, bevor sie noch von dem armen leidenden Körper erlöst war. Schon vor dem kritischen 28. October nämlich war ihm das Sprechen zeitweise sehr schwer gefallen, wozu die Entzündung der Kehle beitrug, sodaß die Worte, welche den nach Ausdruck ringenden Gedanken Gestalt geben wollten, sich nur mühsam Bahn brechen konnten und undeutlich waren.

Aber der ganze Verlauf jenes 28. October wird dem Gedächtniß der Ueberlebenden, solange ihr eigenes Bewußtsein dauert, eingeprägt bleiben. Die Schmerzen waren furchtbar, aber der Geist blieb durchaus hell und klar; und seine Aeußerungen unter der zunehmenden Ueberzeugung seiner nahenden Auflösung trugen sämmtlich nur den Einen Charakter: den des Aufblicks zu Gott durch Christus und des liebenden und dankbaren Rück- und Umblickes auf die Vergangenheit sowol als auf die Umgebung. Er sprach an diesem und dem folgenden Tage in lauter abgebrochenen Sätzen, die nicht alle hier aufgeführt werden sollen. Nur so viel soll davon berichtet werden, als nöthig sein dürfte, um dem Leser allen Zweifel über die Anschauungen zu benehmen, die Bunsen auf dem Todtenbett kundgab.

Gott sei gelobt für Alles in Ewigkeit! Seine Liebe ist unendlich über alle Geschöpfe ausgebreitet.... Ewige Liebe, das ist das Erste, das Ursprünglichste. Wollende Liebe, liebendes Wollen.

Am 29. October um 1 Uhr früh glaubte er, seine letzte Stunde sei herbeigekommen und äußerte unter Anderem Worte des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele. Eine gewaltige Beklemmung trat ein und ein schwerer Kampf fand statt, nach welchem er zu seiner Frau und seinen Kindern gewandt plötzlich ausrief:

Dem ewigen Gott, dem Allmächtigen, dem Allgütigen befehle ich meine unsterbliche Seele. Er segne euch Alle und alle Freunde. Wohl dem Vaterlande, unserem theuren Vaterlande.

Dann sagte er mit einem Blick der innigsten Liebe:

Fanny, meine erste und einzige Liebe. In dir liebte ich das Ewige. Niemand weiß, was du mir gewesen bist. Tausend Dank für deine Liebe!

Hierauf begrüßte er mit liebendem Blicke und Worte jedes der anwesenden Kinder und nannte die abwesenden, zwischen jedem Namen innehaltend wie im Gebet; auch eines jeden seiner Schwiegersöhne und Töchter gedachte er. Brandis, der Fürst und die Fürstin Wied, Meyer, Abeken, Gerhard, Lepsius, Schnorr wurden einzeln genannt; von Jugendfreunden namentlich Ludwig Abeken, der geliebteste; von verstorbenen Freundinnen seines späteren Lebens Lady Raffles.

„Preußen, Deutschland, England, Italien und ihre Freiheit, Heil und Segen!" rief er aus. „Das Evangelium Herr der ganzen Welt! Allen Segen auf den Prinzen und die Prinzessin von Preußen! Theurer Prinz! Dank Niebuhr und Stein."

Mit verklärtem Antlitz sagte er nach einem Zwischenraum:

Es ist süß zu sterben! Denn, bei allen Mängeln und Schwächen, gelebt, gewollt, gestrebt habe ich nur für das Edle allein. Ich scheide aus dieser Welt ohne Groll gegen Irgendjemanden. Nein! Kein Haß! ... Wunderbar ist der Rückblick von oben auf diese Welt und dieses Leben. Jetzt erst erkennt man, was für ein dunkles Dasein wir hier geführt haben. Aufwärts, aufwärts! Empor, empor! Nicht dunkler, nein, heller, immer heller. Ich lebe im Reiche Gottes. Hier war es allein Ahnung. Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr!

Den Vers:

In den Auen jener Freuden
Sollst du weiden,
Seele, schwinge dich empor!
Wie ein Adler fleug behende —
Jesu Hände
Oeffnen dir das Perlenthor

schien er anzuhören und dazu beifällig zu nicken.

Mit süßem Lächeln sagte er zu seiner Frau:

Wir werden uns vor dem Throne Gottes wiederfinden. Wenn ich dahin gehe, so war es durch deine Hülfe. In Gott gibt es keinen Tod, Alles nur Schlummer, dann fröhliches Erwachen.

Dann gegen die Uebrigen gewendet:

Wachet wohl, die Lebensthätigkeit zu erhalten! Das Leben sei immerwährend lebendig! Vergeßt nicht das Licht! Gute Nacht, schließt nun die Fensterläden und schließt mir die Augen zur ewigen Ruhe!

Der Schlummer des Kindes in der Wiege kam über ihn, der Athem so sanft und gleichmäßig, daß er allen Jammer stillend durch das weite Zimmer erklang. Doch die ewige Ruhe war ihm noch nicht beschieden. Abends, als man ihm den heiteren Himmel zeigte, rief er aus:

Herrlich, Liebe in Allem! Gottes Leben, das Leben Gottes, lebt in Allem! . . . . . .

Ich sterbe in vollkommenem Frieden mit allen Menschen: ich fühle mich ganz als einen Mann, welcher gewünscht hat, mit allen Menschen im Frieden zu leben, zu gleicher Zeit aber die Wahrheit zu sprechen und zu sagen, was er gedacht hat. Auf dieselbe Weise wünsche ich auch, daß alle Menschen, die an mich denken, mit Wohlwollen an mich denken, als an Jemanden, der wünschte und strebte, Allen Gutes zu thun. Ich biete meinen Segen, den Segen eines alten Mannes, Allen an, die ihn zu haben wünschen. Ich danke Allen für ihre Güte gegen mich. Ich sehe Christus und durch Christum Gott.

Später ergriff er die Hände zweier seiner Söhne und sagte:

Que Dieu vous bénisse éternellement! Dieu c'est l'Éternel! Dieu est la vie et l'amour; la vie, c'est l'amour. Que Dieu vous bénisse, tous! Partons en paix! Christus est! Christus est victor! Ja das glaube ich! daß Christus siegt und daß Christus ist; Beides ist gleich. Gott und Christus sind Eins!

Lange und oft beschäftigte sich sein Geist mit diesem Gegenstande, wobei er nach Ausdrücken rang; und viel wurde noch von ihm darüber gesprochen, dessen Undeutlichkeit den Leidenden ebenso sehr wie die Zuhörer betrübte:

Alle Macht, auf vermeintliche Vorrechte gegründet, muß untergehen, die ist vom Uebel. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben noch viel vor sich; Vieles für ihre Zukunft zu thun, um sich zu reinigen, sich freizumachen. —

Ich verlange, daß Keiner der Meinigen unterlasse, die Verbindung mit England aufrecht zu erhalten. —

Diejenigen, die in Christus leben, in der Liebe leben, welches das Leben Christi ist, die sind die Seinigen. Die, welche das Leben Christi nicht leben, sind die Seinigen nicht, mit welchem Namen sie auch genannt werden, ihr Glaubensbekenntniß sei, was es sei. Einer Kirche oder irgendeiner Benennung anzugehören, hilft nichts.

Zu seiner Frau:

Wir sind nur, sofern wir in Gott sind; wir sind Alle Sünder, aber in Gott sind und werden wir sein im ewigen Leben. Wir haben theilweise darin gelebt, soweit wir in Gott gelebt haben. Du weißt, daß ich dich liebe, aber meine Liebe zu dir ist weit größer, als ich dir jemals sagen konnte. Wir haben einander geliebt in Gott und in Gott werden wir einander wiedersehen. Ja wir werden einander wiedersehen, deß bin ich sicher. Christus ist der Sohn Gottes und wir sind allein dann seine Söhne, wenn der Geist der Liebe, der in Christus war, auch in uns ist.

Während der auf den 11. November folgenden Nacht war er zum letzten male ganz er selbst, überströmend von Liebe in Wort und Blick, als er zwischen 2 und 3 Uhr am Morgen des 12. von seiner Frau feierlichen Abschied nahm mit einem letzten Kusse, während ein Strom von Licht aus seinen Augen strahlte, welche „ihre letzten Strahlen zeigten"; denn nachher hatten sie nie mehr den ihnen eigenthümlichen vollen Ausdruck. Er wiederholte, als ob er vorher nicht genug Nachdruck darauf gelegt hätte:

Liebe, Liebe, wir haben einander geliebt; lebe in der Liebe Gottes und wir werden wieder vereinigt werden. In der Liebe Gottes werden wir fortleben, für immer und ewig! wir werden einander wiedersehen, dessen bin ich gewiß! Liebe, Gott ist die Liebe, ewige Liebe!

Niemals wieder waren seine Worte so klar und zusammenhängend, obgleich noch oft während der noch übrigen Tage seines Lebens einzelne Ausdrücke den unten fließenden Strom seiner Gedanken zu erkennen gaben:

Der Ewige — der Ewige — strebt nach dem Ewigen.

Der Genuß von Speisen jeder Art war schon viele Tage unmöglich gewesen; als der letzte Versuch gemacht wurde, sagte er deutlich:

Gott sieht, daß es nicht länger nothwendig für mich ist.

So häufig hatte der Tod nahe und die Fortdauer eines solchen Lebens unmöglich geschienen, daß nun Niemand vermuthete, seine Auflösung würde stattfinden, als sie wirklich herannahte. Der 26. und 27. November waren unbeschreiblich schmerzvolle Tage; nur zwei-

mal, als Emilie auf der Orgel spielte und Ernst einige Lieblingslieder sang („Jesus meine Zuversicht!" „Wachet auf, ruft uns die Stimme!" „Jerusalem, du hochgebaute Stadt!"), gelang es, einen Ausdruck ruhiger Ergebung und ein Lächeln auf Bunsen's Antlitz hervorzurufen.

Als am Morgen des 28. November die Uhr fünf schlug, hörten seine Frau und sein Sohn Georg einen lauten krampfhaften Husten, worauf plötzlich der bis dahin so hörbare Athemzug ausblieb. Als man ihn aufrichten wollte, sank der Kopf auf die Schulter hernieder; der letzte Athem war entflohen. Bald eilten die Familienglieder herbei und längere Zeit blieben sie um den geliebten Todten versammelt. Seine Augen waren geschlossen, die Züge indessen bewahrten auch nicht eine Spur des Leidens, ihr Friede war vollkommen. Da war nichts von der Geisterhaftigkeit des Todes. Zwei ganze Tage lang blieben die Ueberreste schön wie im ruhigen Schlummer, und unschätzbar war das Vorrecht der Trauernden, auf diese Weise so lange im Stande zu sein, ihn zu betrachten und die volle Vorstellung des Segens zu erfassen, der ihnen in dem eben beendigten Leben gewährt worden war. Des unermeßlichen Verlustes, den sie durch den Heimgang dieser Seele erlitten hatten, wurden die Ueberlebenden nur allmählich während der ihnen auf Erden noch beschiedenen Jahre sich völlig bewußt.

Am Nachmittage des 1. December wurde der eichene Sarg, der die sterbliche Hülle Bunsen's einschloß, bei den letzten Strahlen einer unbewölkten Sonne nach dem bonner Friedhofe geleitet. So war sein Wunsch erfüllt; denn als er im Jahre 1858 Berlin verließ, hatte er gegen seinen Sohn geäußert: „An einem solchen Tage wie heute, so hell, möchte ich nach meinem Grabe getragen werden."

Das Mitgefühl der Freunde hatte seine letzte irdische Ruhestätte mit Kränzen von Immergrün und Blumen bedeckt, und eine große Volksmenge aus allen Ständen wartete schweigend den Leichenzug ab, um durch ihre Gegenwart der allgemeinen Achtung für den Abgeschiedenen Ausdruck zu leihen.

Der Sarg wurde von seinen Söhnen Ernst, Karl und Georg*) und seinem Schwiegersohne Baron von Ungern-Sternberg, unter Beistand der Doctoren Kamphausen und Bleek, Mitarbeitern Bunsen's an seinem Bibelwerk, die Treppe hinab und die bonner Straßen entlang nach dem Friedhofe getragen, wobei auch mehrere Studenten als Träger Hülfe liehen. Von der Orgel, welcher der Abgeschiedene immer so

*) Der älteste Sohn, Heinrich, war durch Krankheit verhindert, zugegen zu sein; der jüngste, Theodor, war in Japan.

gern zugehört hatte, erklang sein Lieblingschoral „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", während der Sarg die Treppe hinuntergetragen wurde, und das Musikcorps des 7. Husarenregiments (Königshusaren), welches sich zur Feier eingestellt hatte, ließ draußen das nämliche herrliche Lied weiter ertönen, dem andere nicht minder schöne und herzbesänftigende folgten, um auf diese Weise das traurige Schweigen des Leichenzuges zu brechen.

Der Musik zunächst folgten bonner Studenten mit ihren Fahnen; dann kam der Sarg und hinter demselben die Freunde. Kein äußerliches Gepränge war dabei, keine bezahlten Leichenbegleiter; die Ehre, die erwiesen wurde, entstammte der Liebe und der Freundschaft; das Ganze war echt, kein Schein!

Als sich der Zug dem Grabe näherte, sangen die um dasselbe aufgestellten Knaben der bonner evangelischen Volksschule ein Begräbnißlied; der Geistliche hielt ein Gebet und sprach einige Worte der Ermahnung, worauf ein anderes Lied abgesungen wurde, während Freunde und Verwandte mit einem letzten Blick auf den Sarg Erde auf die irdischen Ueberreste schütteten, die nun als Staub zum Staube zurückkehrten.

Auf Bunsen's einfachem Denkmale im bonner Friedhofe sind die Worte des Propheten Jesaias (II, 5) eingegraben:

Laßt uns wandeln im Lichte des Ewigen!

Mögen die Leser diese Aufforderung auch enthalten finden in dem hier freilich nur auf ungenügende Weise geschilderten Verlaufe eines dem Wohle seiner Mitmenschen und dem Streben nach dem Göttlichen gewidmeten Lebens.

Berichtigungen.

Seite 143, Zeile 7 v. o., statt: 5. October, lies: 5. November
" 239, Anm. 1, Z. 2, st.: an, l.: an S. 200 an
" 263, Zeile 22 v. o., st.: Schule, l.: Schale
" 263, " 24 v. o., st.: philosophischen, l.: psychologischen
" 281, " 1 v. o., st.: 1798, l.: 1793
" 283, " 16 v. o., st.: reactionärer, l.: reactionäre
" 293, " 12 v. o. ist nach „betrachten“ ein Komma zu setzen.
" 301, " 7 v. u., st.: diese, l.: dieser
" 305, " 5 v. o. ist nach „uns“ das Komma zu streichen.
" 305, " 17 v. u., st.: nichts, l.: nicht
" 309, " 10 v. u., st.: Türken, l.: Türkei
" 316, " 25 v. o., st.: türkischen, l.: russischen
" 330, " 10 v. o., st.: Note, l.: Noten
" 333, " 13 v. u., st.: Vertrauen, l.: Vergessen
" 374, " 2 v. o., st.: Es, l.: Er
" 387, " 15 v. o., st.: ihm, l.: ihr
" 398, " 20 v. o., st.: Seine, l.: Die Hauptsache ist seine
" 398, " 26 v. o. ist das Komma statt hinter „verschließt“, hinter „Angelegenheiten“ zu setzen.
" 437, Anm. Z. 3, st.: viele Andere, l.: vielen Anderen
" 592, Zeile 6 v. o., st.: Georg, l.: Ernst
" 592, " 5 v. u., st.: Baron, l.: Freiherrn

Namen- und Sachregister.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen, Frances <<von>>,

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen

Bd.: 3

Leipzig 1871